Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

JAHRGANG 1925

Verlag:
Vereinigung „Freunde der neuen Wege“

Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1925.

I. Predigten und Andachten.

II. Religiöse, ethische und kulturelle Fragen.

III. Politische und soziale Fragen.

IV. Pädagogische Fragen.

V. Literarisches.

VI. Gedichte und Aphorismen.

VII. Berichte und Anzeigen.

VIII. Rundschau.

IX. Von Büchern.

X. Redaktionelles.

Zum Geleite.

Herr, der Du meine Zuversicht bist, was habe ich in diesem Leben? Oder wie könnte ich aus allem, was unter dem Himmel ist, einen grösseren Trost gewinnen? Bist nicht Du es, o Herr, mein Gott, dessen Barmherzigkeitserweisungen keine Zahl kennen? Wo ist mir je ohne Dich gut geworden? Ich will lieber um Deinetwillen arm, als ohne Dich reich sein. Ich ziehe vor, mit Dir auf Erden ein Fremdling zu sein, als ohne Dich den Himmel zu besitzen. Wo Du bist, da ist der Himmel, Tod und Hölle aber, wo Du nicht bist. Du bist meine Sehnsucht; darum muss ich nach Dir seufzen, rufen und flehen. Ich kann auf keinen völlig vertrauen, dass er mir in der Not die rechte Hilfe verschaffe, ausser auf Dich, mein Gott, allein. Du bist meine Hoffnung, Du meine Zuversicht, Du mein Trost und der Getreueste von allen.

Thomas a Kempis: Nachfolge Christi.

Die Verkündigung des Evangeliums.

Wir verhehlen uns nicht, dass die offiziellen Institutionen zur Verkündigung des Evangeliums und zur Förderung der Erkenntnis Grund hätten, das hier Erreichte, das wir heute feiern,[1]) als armselig zu empfinden. Denn was ist das im Vergleich zu jenen alten, anerkannten, mit dem Palladium der Staatsmacht umhüllten und vom Glanz des Goldes überstrahlten Gebilden! Auch wir empfinden diese Armseligkeit, denn wir sind nicht durchaus unfähig, die Grossartigkeit einer Organisation — auch in geistigen Dingen — zu bewundern. Es steckt zu viel Sehnsucht nach Gestaltung in uns, als dass es uns ganz leicht werden könnte, uns von jenen Schöpfungen abzuwenden, die einst eine Erfüllung solcher Sehnsucht waren.

Aber wir verlassen viel mehr als nur gefestigte Organisationen — vielleicht verlassen wir diese ja nicht einmal. Aber ob wir äusserlich noch drinstehen oder weggegangen sind, das, was wir alle preiszugeben im Begriffe sind, ist jene grosse, erstaunliche Sicherheit des Besitzes, welche die Kirchen auszeichnet, so sehr auszeichnet, dass der Begriff der Kirche definiert ist, wenn man sie als Inhaberin geistiger Werte bezeichnet; und umgekehrt ist man berechtigt, alle Gebilde, die irgend ein geistiges Gut besitzen und verwalten, als Kirche zu bezeichnen. Für uns handelt es sich vor allem um

---

[1]) Diese Gedanken wurden — in anderer Form — ausgesprochen bei der Feier zur Eröffnung des Heims der Zürcher Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung", am 4. Oktober 1924.

diejenige Kirche, die das Evangelium besitzt. Machen wir uns klar, wie ungebrochen hier die Ueberzeugung ist, dass man jenen köstlichen Schatz habe, darüber verfüge und ihn nach bestem Wissen und Gewissen verwalte. Es ist ein lautes, hemmungsloses Pathos des Bekennens, von dem die Wände der Kirchen widerhallen, ein begeistertes Reden von Gedanken, die von allen irdischen Schlakken gereinigt sind, ein aufs höchste gesteigerter Idealismus. Da gibt es kein erschrockenes Stocken, wenn Worte wie Hingabe, Opfer, Kreuz ausgesprochen werden sollen. Da sind die Worte Christi gerade die richtige Formulierung für das, was man selber denkt. In wie viel Predigten wird nur nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit getrachtet! Da gibt es keine Verlegenheit, denn man hat ja das Brot des Lebens zu verteilen und das lebendige Wasser zu spenden. Man braucht ja nur schlicht und recht „das Wort Gottes“ zu verkündigen, das einem ja immer zur Verfügung steht; dessen man oft sicherer zu sein scheint als des eigenen Verstandes. Wir stehen vor der erstaunlichen Tatsache, dass hier das Wort Gottes eine Selbstverständlichkeit geworden ist, deren Vorhandensein im Tabernakel über alle Zweifel erhaben ist.

Ein solches nicht leeres Tabernakel haben alle Kirchen und Sekten. Wir sehen nicht recht ein, was für ein begrifflicher Unterschied zwischen der Kirche und der Sekte sein soll, wenn doch beider Merkmal die Sicherheit geistigen Besitzes ist. Sekten sind einfach kleine Kirchen und Kirchen grosse Sekten. Die Kirchen werfen den Sekten vor, dass sie mit einer Teilwahrheit davongegangen sind und darauf ein eigenes Unternehmen gegründet haben, während sie selber die ganze Wahrheit haben. Aber dieser Vorwurf hat eben nur einen Sinn, wenn es mit jenem „Haben“ seine Richtigkeit hat. Wenn nicht — wenn dieses „Haben“ der Wahrheit überhaupt ein Irrtum wäre, dann käme es ja ganz aufs Gleiche hinaus, ob man die ganze Wahrheit „hat“ oder nur einen Teil davon, weil ja eine vermeintliche Million genau gleichviel ist wie eine vermeintliche Tausend. Es ist ja wahr, dass das Dogma der Kirche ein ausgewachsenes Gebilde ist, während die Dogmen der Sekten unausgewachsen sind; aber das wichtig nehmen heisst die Sache Gottes zu einer Frage mehr oder weniger guter Formulierung machen. Vielleicht ist sogar in diesen Dingen der beste, adäquateste Ausdruck der gefährlichste, weil er die grosse Täuschung „als hätte man“ fast mit Notwendigkeit nach sich zieht.

Was uns innerlich und viele unter uns auch äusserlich von diesem Wesen wegtreibt, das ist die Angst vor der grossen Täuschung. Diese Angst darf uns nie verlassen, darum müssen wir uns vor allem hüten, was uns diese Unruhe nehmen könnte. Wir müssen auf der Hut sein vor dem Bedürfnis nach einer umschreibenden Aufzählung „unserer“ Standpunkte, denn in allem Umschreiben liegt

ein Umgrenzen und in dem Umgrenzen ein Betonen des Besitzens, das uns der grossen Täuschung in die Arme führt. Wir müssen uns hüten vor dem Glaubens-Bekenntnis. Einmal war Bekenntnis etwas Gewaltiges. Heute sind Bekenntnisse nichts mehr als hochmütige Besitzerklärungen, ebenso krampfhafte wie ohnmächtige Versuche, etwas festzuhalten, was sich so nicht halten lässt. Wir müssen uns hüten vor der Theologie, denn sie verwandelt das, was die Not und das Ringen unseres Herzens sein sollte, in einen Genuss unseres Intellektes. Alle diese Gefahren sind uns beständig nahe.

Immer stärker meldet sich in uns der beunruhigende Zweifel, ob eine Gemeinschaft, die auf gemeinsamen christlichen Ideenbesitz gegründet wird, überhaupt eine christliche Realität darstellt, ob Glaube mit Ideenbesitz identifiziert werden darf. Das geschieht immer und überall. Es ist, wie wenn die Menschen nicht im Stande wären, die Wahrheit in anderer Weise zu fassen. Immer wieder verfallen sie auf das Intellektuelle. Darum ist die Welt voller Kirchen — auch solcher, die sich ganz anders nennen — voller Theologien. Darum aber auch voller gegenseitiger Ueberhebung. Es gibt nichts, was ein so heftiges Bedürfnis empfindet, sich in beständigem Streit selber zu behaupten wie die Idee; nichts was mit Demut so unvereinbar ist. Sie kann nicht einfach da sein und leuchten und ihren eigenen Weg gehen, sie muss verachten, streiten, vergewaltigen. Sie will nicht eigentlich helfen sondern herrschen, nicht retten, sondern unterdrücken. Sie kann freie Menschen nicht ertragen, sie bedarf des Gegners, über den sie sich erheben kann oder des unfreien Anbeters, der sie ihrer Herrlichkeit versichert. Wenn das Christliche zur Idee wird, dann nimmt es diese Art an — aber was ist dann noch Christliches daran? Wo geistlicher Hochmut ist, da ist das Christliche zur Idee geworden. Aber ist kirchliches Bewusstsein oder der Besitz einer Theologie möglich, ohne jene böse Begleiterscheinung? Der Drang nach Selbstbehauptung ist der Grundtrieb der menschlichen Psyche; in den Dienst dieses Triebes wird nun auch das Christliche gestellt, indem es zur Idee gemacht wird. Der Pharisäer ist der Mensch, dem es gelungen ist, sich mittelst der religiösen Idee selber zu behaupten.

Von diesem Wesen möchten wir uns losringen, denn wir möchten uns nicht länger selber betrügen. Wir möchten jenen Wirklichkeits- und Wahrheitssinn wieder erlangen, der über dem Kultus der Idee so sehr verloren geht. Denn wer sein halbes oder ganzes Leben lang darauf angewiesen ist, sich reich an Leben zu dünken, weil er „Ideen" besitzt, sich als Christ zu fühlen, weil er eine Theologie hat, in dem wird notwendigerweise der Wahrheits- und Wirklichkeitssinn ersterben müssen. Er würde ja in jedem Augenblick mit seinen grossen Worten darüber stolpern. Ist nicht der Stolz der Kirchen, ihr ungebrochenes Selbstbewusstsein ein Beweis für den

Verlust des Wirklichkeitssinnes? Denn welchen Grund hätten sie zu Stolz, wenn sie einen lebendigen Sinn hätten für die Realität, die Christus war und wollte?

Wenn wir das Unreale, Unlebendige unseres gedachten Christentums, unserer Theologien, unserer selbstgerechten Richtungen und Parteiungen empfinden und nur noch nach den Realitäten zu fragen beginnen, werden wir eine grosse Armut inne werden und all unser Hochmut wird zusammenbrechen. Wo unter uns ist denn die Realität Christi? Diese Frage wird uns nicht mehr loslassen. Wer wird sich dann noch überheben können? In welcher Partei als Partei ist dann mehr davon als in den andern? Wenn wir es von unserer Partei dächten, dann wäre uns die Wahrheit schon wieder verdunkelt. Ja, wenn wir eine Partei wären und nicht — im allerstrengsten Wortsinn — nur eine Arbeitsgemeinschaft, dann hätten wir uns schon auf den alten Weg des Besitzes und des Hochmutes verirrt. Wir haben nichts, aber wir möchten etwas suchen und wir möchten arbeiten.

Wenn wir die Realität suchen und uns mit nichts anderem mehr zufrieden geben wollen, dann gibt es kein langes Theoretisieren mehr darüber, wo diese Realität zu finden ist. Denn einmal war die Güte nicht nur Idee, sondern leuchtende Kraft, einmal war die Liebe nicht nur Ideal, sondern Realität, einmal war die Gerechtigkeit nicht nur eine willkürliche Auswahl aus dem Kreis des Guten, sondern zur Vollkommenheit ausgewachsen, einmal war Gottesfurcht nicht nur fromme Gebärde, sondern die wirkliche Haltung einer Seele, einmal war Hingabe des Ichs an Gott nicht nur die Behauptung eines Menschen, der nicht weiss, was er spricht, sondern eine mit Blut besiegelte Tatsache. Einmal war das Wort Gottes auf der Welt, aber nicht als Wort, sondern als Realität. Das Wort ist Fleisch geworden.

Das ist die grosse Täuschung der Christenheit, dass sie meint, das Wort Gottes könne nun wieder als blosses Wort auf der Erde sein. Ist nicht die Arbeit der Kirche die einer Rückverwandlung Christi zu einem blossen Wort? Wir fragen nach der Verkündigung des Evangeliums. Es gibt eine grösste und letzte Antwort: Verkündigung ist Fleischwerdung. Dadurch unterscheidet sich das Wort Gottes vom Menschenwort, dass es immer zur Realität hindrängt. Wir machen die Unterscheidung zwischen Tat und Wort. Auch das Wort Gottes kommt in beiderlei Gestalt zu uns, aber nie ist es Wort in unserem menschlichen Sinne. Das in seinem eigenen Glanze brillierende Menschenwort, das schwungvolle, idealistische, schöne, leichtbeschwingte Wort, das Wort, an dem sich der Sprecher selber berauscht und ausgibt, das er so sehr als seine ausreichende Lebensleistung betrachtet, dass er es als unbillig empfände, wenn man noch etwas anderes von ihm fordern würde — das ist Menschenwort. So ist das Gotteswort nie, auch wenn es als ein

Reden zu uns kommt. Es ist auch als Reden so, dass man es besser ein Tun nennen würde. Es arbeitet nicht mit dem gefügigen Material der Gedanken, sondern es ringt mit den realen Mächten und Gewalten. Es geht vielleicht in äusserst demütiger Gestalt einher. Es lässt keine eitlen Seitentriebe wuchern. Wenn es glänzt, so ist es der Glanz seiner Wahrheit und seiner Liebe. Es kann mit ein paar Sätzen durchdringen, es ist aber auch fähig zu unendlich geduldigem Suchen des in der Irre Verlorenen. Es ist ein Wort, das trotz seiner Liebe, vielleicht gerade um der Ganzheit seiner Liebe willen, früher oder später Aergernis erregen und den, der es sprach, in Leiden hineinführen wird. Wer kann z. B. sagen, ob nicht auch das in Gandhi erschienene Wort Gottes zuletzt von den Indiern gekreuzigt werden wird, weil sie schliesslich doch von ihm das Aufgeben der Liebe verlangen werden? Seine Liebe und Gewaltlosigkeit wird ihnen zum Aergernis werden. Nicht das Revolutionäre, nicht das parteimässig Kämpferische, nicht das den Kampf um die Macht Mitkämpfende wird das grosse Aergernis sein, sondern die Liebe, die nichts für sich will, die allumfassend ist, die sich selbst nicht behauptet. Etwas im Menschen fühlt sich durch das Allerreinste am stärksten bedroht und bricht erst zusammen, wenn es das Allerreinste hat leiden sehen. Darum ist das Merkmal, ob das Gotteswort wirklich verkündigt wird, das schliessliche Aergernis, das kommt, trotzdem das Gotteswort ohne Fanatismus ist, ohne Richtgeist, ohne Ueberhebung, ohne Pharisäismus, trotzdem es sanftmütig und von Herzen demütig ist, trotzdem es nicht den Kampf liebt, sondern die Rettung und den Frieden. Das ist das Schicksal der Verkündigung des Wortes Gottes.

Dem Redenwollen des Menschen, das sich vordrängen will, sobald man eine Wortverkündigung für möglich erklärt, ist immer wieder ein Halt zugerufen durch jene christliche Definition der Verkündigung, welche heisst: Verkündigung ist Fleischwerdung. Das vor allem ist es, was wir zu lernen haben. Liegt denn überhaupt noch irgend eine Hoffnung in dem Reden der Kirchen, auch in ihrem guten und ernsten Reden? Drängt sich uns nicht diese Frage auf angesichts des heutigen Redebetriebes und seiner Erfolge? Beginnen wir nicht zu erkennen, welch verhängnisvollen Weg die Kirche einschlug, als sie das Reden zum Hauptmittel der Verkündigung machte? Ist nicht das Resultat die Genussucht einer urteilslosen Masse, eine furchtbare Abstumpfung der Unterscheidungsfähigkeit? Man darf nicht daran denken, Christus dem Urteil dieses Kirchenpublikums ausgesetzt zu sehen. — Verkündigung ist Fleischwerdung. Darum müssen wir nach dem rechten Tun trachten, einem Tun, das nicht Willkür ist, einem Gestalten, das nicht ein Machen ist. Es handelt sich nicht um besondere Taten, für die zuerst ein Programm gegeben werden müsste; es handelt sich nicht um Taten,

die Kenntnisse und Fähigkeiten zur Voraussetzung haben, es handelt sich um das Tun einer wachen und schöpferischen Liebe. Die Frage: Was sollen wir tun? erhält keine neue Antwort. Und doch wird das, was die Liebenden tun werden, den Menschen als neu und unerhört erscheinen, denn es wird ein Tun sein, das sich frei gemacht hat von der Einengung alles Toten, ein Tun, das aus tiefer Innerlichkeit geboren wird und darum frei ist von der Tyrannei jenes Systems erstarrter Ordnungen, das an der Oberfläche alle Ursprünglichkeit tötet.

Wir möchten uns nicht Illusionen hingeben. Wir möchten nicht schliesslich wieder mit blossen Gedanken, Postulaten die jeden Pessimismus rechtfertigende Wirklichkeit des Menschen überfliegen. Wir dürfen wahrhaftig nicht leichthin von „der Tat" reden. Denn sie ist das Grösste, das unter Menschen geschieht. Wir wissen, wie die Jahre der Menschen dahingleiten, ohne dass etwas geschieht, das den Namen einer Tat verdienen würde. Man missverstehe es nicht. Wir haben nichts Romantisches im Sinn, wenn wir von „der Tat" reden. Wir wissen, dass sie ihrer Erhabenheit unbewusst unter schlichtesten Menschen immer wieder geschieht und dass die wahre, die des Wissens werte Gschichte eine Geschichte von Taten ist. Aber wo sie immer geschahen und geschehen, bedeuten sie schöpferische Durchbrüche durch das tote Wesen.

Die Christenheit muss den falschen Kultus des Wortes aufgeben zu Gunsten eines Kultus, der die Tat zum Ziele hat. Es wird der innerlichste, demütigste, ärmste und sehnsuchtsvollste Kultus sein. Es wird ein Kultus sein, der von der Empfindung grosser Not getragen ist und aus einem Bitten und Anklopfen, einem Warten und Sichsehnen, aus Gericht und Heiligung besteht. Aber dieser Kultus wird nicht Narkose sein, sondern eine Beunruhigung, die sich nur stillen lassen will in einem Tun, das verstanden werden wird als die neue Verkündigung des Evangeliums. *Paul Trautvetter.*

Unsere Bildungsarbeit.

Werte Freunde![1])

Welchen Sinn hat die Bildungsarbeit, für die diese Stätte ein Organ sein will? Es ist gewiss gut und nötig, dass wir uns diese Frage immer aufs neue stellen. Denn einmal wird heute unter uns und anderwärts so viel Bildungsarbeit getrieben und so viel von

[1]) Ich veröffentliche hiemit einen Vortrag, den ich im Oktober 1924 zur Einweihung des „Heims" von „Arbeit und Bildung" in Zürich gehalten. Indem ich dies tue, ist mir bewusst, dass ich vieles von den darin enthaltenen Gedanken dem Kerne nach schon anderwärts ausgesprochen habe, namentlich in meinem Buche über die „Pädagogische Revolution". Doch haben sich seit

Bildungsarbeit geredet, dass die Ueberlegung sich geradezu aufdrängt, warum auch wir solche treiben und wie unsere Arbeit sich zu der andern verhält. Dann aber treibt auch die Arbeit selbst zur stetigen Vertiefung und Selbsterneuerung. Wie leicht gerät man in das blosse A r b e i t e n hinein, das kein S c h a f f e n mehr ist; wie leicht verliert man die Ziele aus den Augen, denen zuzuwandern man doch ausgezogen ist, und geht weiter, nur weil man nun einmal auf dem Wege ist; wie leicht lässt man sich von den Wegen, die man eigentlich meinte, abdrängen, weil sie zu schwer sind, weil man sie zu mühsam immer aufs neue suchen muss, und geht eben auch die bequemeren Wege! Wir sind nun schon eine Reihe von Jahren an der Arbeit, haben Erfahrungen gemacht, Schwierigkeiten kennen gelernt, anderseits wieder ist es uns, als ob wir bloss am ersten Anfang des Weges stünden. So stellt sich von allen Seiten her diese Frage, was für einen Sinn denn unsere Bildungsarbeit habe, wie wir sie meinen und wie wir sie nun weiter gestalten wollen.

I.

Ich glaube, diesen Sinn unserer Bildungsarbeit am besten darstellen zu können, wenn ich zeige, aus welcher Wurzel sie gewachsen ist und stets aufs neue wächst. Unsere Bildungsarbeit ist ein Kind der r e l i g i ö s - s o z i a l e n B e w e g u n g. Das ists, was ihr den Sinn gibt und die Eigenart verleiht. Was will die religiös-soziale Bewegung? Wir können dies wohl in der Kürze, die uns hier geboten ist, so ausdrücken: Die religiös-soziale Bewegung will eine G e s a m t e r n e u e r u n g unseres Lebens. Sie glaubt, dass diese Erneuerung aus den tiefsten und höchsten Kräften her komme und kommen müsse, von Gott, dem lebendig Schaffenden, erlösend durch die Geschichte Schreitenden her. Sie glaubt aber eben an eine G e s a m t erneuerung, das heisst: sie erwartet und fordert, dass die ge-

dem Erscheinen dieses Buches meine Gedanken weiter entwickelt. Auch steht hier alles in einem besonderen Zusammenhang, insofern es sich auf das konkrete Werk von „Arbeit und Bildung" bezieht. Von diesem haben wir bisher weder in den „Neuen Wegen" noch anderswo viel geredet. Die Oeffentlichkeit, die sonst alles weiss — und noch ein schönes bischen mehr als alles! — hat es mit einer Hartnäckigkeit ignoriert, die eine psychologische Merkwürdigkeit ist. Das war auch ganz gut, weil eigenes oder fremdes Geschrei um ein junges Werk nicht heilsam ist, so schwer es anderseits einem solchen stillen Werk in der Zeit der allgemeinen Marktschreierei fällt, sich ein wenig durchzusetzen. Aber nun ist es wohl Zeit, dass wenigstens die Freunde und Gesinnungsgenossen etwas mehr davon vernehmen. Wir haben ja auch ihre Hilfe nötig, wenn es weiter wachsen und sich ausbreiten soll, und das soll es nach unserer Meinung. Darum sei einmal von seinem Sinn und Wollen ausführlich geredet. Vielleicht wird es künftig möglich sein, auch etwas mehr über die Arbeit, die wir tun oder getan haben, fortlaufend zu berichten.

Besonders hinweisen möchte ich noch auf den engen Zusammenhang zwischen den Ausführungen T r a u t v e t t e r s in diesem Hefte und den meinigen. Beide zusammen erst drücken den Sinn unseres Werkes aus.

samte Wirklichkeit davon ergriffen und dadurch verändert, umgeschaffen, wiedergeboren, erlöst werde und werden müsse. Der Ausgangspunkt — also nicht die letzte treibende Kraft; aber der Ausgangspunkt ist für sie die soziale Not und die soziale Hoffnung der Zeit. In ihr erblickt sie gleichzeitig die Offenbarung aller Verderbnis und Gottesferne unserer Zeit, aber auch das Aufleuchten einer neuen Welt und den Anbruch eines neuen Gottestages. So gelangt sie vom Religiösen zum Sozialen und vom Sozialen wieder zum Religiösen. Ihr Gott ist es, der eine neue Welt verheisst und fordert, und umgekehrt weist die in stürmischer, zum Teil furchtbarer Gärung, in Not und Tragik vorstossende und emporringende Welt auf Gott hin als den, von welchem die Sehnsucht darnach und die Kraft der Erfüllung stammt. Der Glaube an Gott und an die Welterneuerung fliessen zusammen und vollenden sich in dem Glauben an das Reich Gottes auf Erden, in welchem aus der religiösen Erlösung auch die soziale fliesst.

Werte Freunde! Uns allen ist bekannt, wie wir von dieser Einstellung aus zu einer bestimmten Haltung gegenüber Religion, Christentum, Kirche, Staat, Gesellschaft, Wirtschaftsleben gelangen. Dieser Zusammenhang ist uns im Laufe der Jahre völlig klar geworden. Aber wie gelangen wir von ihr aus zur Bildungsarbeit?

Ich möchte zuerst antworten: Jedenfalls durch einen starken inneren Zwang. Wir haben diesen Weg nicht erwählt, sondern er hat uns erwählt; wir haben ihn nicht ausgedacht, sondern wir sind auf ihn gedrängt worden. Unsere Bildungsarbeit ist ganz von selbst, organisch, mit innerer Notwendigkeit aus unserem Glauben, Hoffen, Kämpfen herausgewachsen. Es sind auch nicht etwa bloss Einer oder Zwei von uns darauf gekommen, die dann die Andern mitgerissen hätten, nein, diese neue Phase unserer Arbeit ist in uns Allen ganz von selbst lebendig geworden. Sie offenbarte sich uns. Das wissen wir. Aber gerade weil diese Sache aus unserem tiefsten Leben stammt, aus dem, was uns selbst zum Teil unbewusst ist und sein muss, fällt es mir nicht leicht, das, was uns auf diesen Weg trieb und treibt, verstandesmässig darzulegen. Wenn ich es doch versuche, so ist es mehr Andeutung als wirkliche Aussprache.

Es sind drei Wege, so viel ich sehe, auf denen wir zur Bildungsarbeit gelangen mussten und müssen, drei Wege, die allerdings im Grunde nur Einen Weg bedeuten.

Der erste dieser Wege führte sozusagen direkt vom Herzen unseres Glaubens her in die Welt der Bildung hinein. Dieser Glaube geht, wie ich soeben gezeigt habe, auf eine Gesamterneuerung unseres Lebens. Er führt darum über das Gebiet des individuellen Lebens hinaus in das soziale, das politische und wirtschaftliche hinein. In diese Gebiete des menschlichen Lebens sollte und musste nach unserem Glauben das Reich Gottes vordringen. Aber da lag

nun noch ein anderes gewaltiges Reich der Lebenswirklichkeit, an das wir Anfangs sozusagen nicht gedacht hatten, das Gebiet, auf dem vor allem unsere Schule herrscht, von der Volksschule bis zur Hochschule, das sich aber noch weiter ausdehnt und das ganze Volksleben umfasst: das Gebiet, das wir B i l d u n g nennen. An dieses Gebiet stiessen wir nach und nach immer häufiger und schärfer bei unserem sonstigen Hoffen, Arbeiten, Kämpfen. Wir erkannten, dass hier vielfach, ja durchgehend, wenn auch mit vielen wertvollen Ausnahmen, ein Geist waltete, der dem entgegenstand, was wir glaubten und wollten, ein Geist falschen Kultus des Vaterlandes, falscher Verherrlichung des Kulturfortschrittes, ein Geist, der auf die Verklärung und Befestigung der herrschenden Meinungen und Zustände aus war, und darum ein gewaltiges Bollwerk gegen jene Erneuerung bildete, die wir erstreben. Wir gewahrten, was fast noch schlimmer war, auf diesem ganzen grossen Lebensgebiete einen tiefgehenden Mangel an Geist, ich meine, einen Mangel an tiefem Sinn, an Beseelung, an wahrem Bildungswert. Wir sahen keine Orientierung der Bildungsarbeit an lebendigen, grossen, menschlichen Zielen, die im Stande gewesen wäre, Menschen im Vollsinn des Wortes zu bilden, also menschliche Güte, menschlichen Adel, menschliche Seelentiefe und damit wahre menschliche Gemeinschaft zu schaffen. Diese ganze Welt war bei aller Scheinüppigkeit auf der Oberfläche doch im Grunde eine Wüste geworden; in ihren leeren Räumen siedelten sich Dämonen an, die sich zuletzt in Heerscharen auf das gestürzt haben, was wir unsere Kultur nannten. Weil Gott dort nicht mehr herrschte, herrschten die Götzen. Als unser Blick klarer und klarer diesen Zustand erfasste, da ist uns gross und grösser der Gedanke aufgestiegen, d a s s e s g e l t e — lassen Sie mich das Wort sagen und verstehen Sie es in seinem freiesten und grossartigsten Sinne — dass es gelte, i n d i e s e g a n z e W e l t C h r i s t u s h i n e i n z u t r a g e n; anders gesagt: dass das Reich Gottes mit seinen Kräften und Zielen auch diese Welt erfassen und umgestalten müsse. Die Revolution Gottes — die ja das Reich Gottes meint — musste auch zur Revolution der Bildung werden.

Der zweite dieser Wege — im Grunde wie gesagt der gleiche Weg — führte direkt a u s d e m S o z i a l e n weiter i n s P ä d a g o g i s c h e. Wir waren Sozialisten und hofften als solche auf eine Umwälzung der Gesellschaft zu einer neuen Ordnung, einer Ordnung der höhern Menschlichkeit, der Brüderlichkeit, der erlösten Arbeit, der neuen Kultur, des Gottes- und Menschendienstes in einer neuen Gemeinschaft. In diesem Hoffen, das zu einem Arbeiten und Kämpfen wurde, stiessen wir auf eine Erkenntnis, die uns immer mehr zur wegweisenden Gewissheit wurde. Wir gewahrten, dass es für eine soziale Umwälzung, die nicht nur etwas an Aussenfarbe und Aussenwerk des Lebens ändern, sondern auf den Grund

gehen solle, an den hiefür notwendigen Kräften fehle. Diese Kräfte konnten von der sozialen Umwälzung selbst nicht erzeugt werden. Dies zu erwarten erwies sich als der deutliche Fehler eines nur politisch eingestellten Sozialismus. Nein, wenn das Werk dieser Umwälzung, die eine Erlösung und Wiedergeburt wäre, gelingen sollte, dann mussten solche Kräfte aus der tiefen, reinen Quelle alles Lebens selbst entspringen. Dann musste eine geistige Umwälzung vorausgehen. Dann musste ein neues Glauben, ein neues Hoffen, vor allem aber eine neue Liebe in unserem Volksleben erwachen, dann musste der Mensch neu den Menschen finden. Dann mussten wir, wenn wir etwas von solchen Kräften in uns spürten, mitten in dieses Volk hinein und zwar da, wo seine Not am grössten war. Dann musste da das Wunder der Liebe geschehen, aus dem einzig alle andern erwachsen können.

So schickten wir uns an, diesen Weg zu gehen, in dieses Volk hinein, so tief wir konnten. Und hier, als wir noch zauderten, als uns erst der Blick geöffnet wurde für dieses weite Land der Not und Verheissung vor uns, begegnete uns ein Grosser, sein Name sagt uns besser als alle Worte, was wir meinen: Heinrich Pestalozzi. Was wollte denn Pestalozzi? Wollte er eine Schule gründen? Schwebte ihm etwa jene Volksschule vor, wie wir sie heute haben, dieses Riesengebäude, das ein Tempel sein soll und doch auch wieder so starke Aehnlichkeit mit einer Fabrik und einer Kaserne hat? Ich glaube, dass Pestalozzi, heute wiederkehrend, vor nichts so sehr erschrecken würde, als vor dieser Schöpfung, die sich so gerne auf seinen Namen beruft. Gewiss hat Pestalozzi Schulen gegründet und geleitet und Schriften über Pädagogik geschrieben. Aber waren diese Dinge für ihn ein Selbstzweck? Waren sie nicht bloss Mittel, das einzige, ihm übrig gebliebene, und in seinen Augen warhaftig nicht oberste und beste Mittel, für einen viel weiteren Zweck? Und was war dieser Zweck? Ich antworte: Die Rettung des Volkes — die Rettung des Volkes aus seiner Not. Und was war das eigentliche Mittel dieser Rettung? Ich antworte: Die Liebe, die Liebe zum Volke, und aus dieser Liebe fliessend vor allem ein neues Verständnis für dieses Volk, für seine Not, besonders die Wurzeln dieser Not, die selten gesehenen — und aus diesem Verständnis eine neue Gerechtigkeit, vor allem eine neue politische und soziale Gerechtigkeit, eine neue Gemeinschaft von Mensch zu Mensch. Solche Gemeinschaft zu suchen und zu geben, ist er, der Abkömmling von Patriziern, zu dem Volk der Bauern und industriellen Proletariern seiner Zeit gegangen; um ihm vor allem auch materiell zu helfen, hat er, der Idealist und Schwärmer, der doch wieder realistischer war als alle andern, sich in Landwirtschaft und Gewerbe gestürzt, und erst als seine umfassenden Pläne scheiterten, auf dem geretteten Boot der Schule

sein Werk fortgesetzt. Aber wenn wir ihn irgend recht verstehen wollen, so müssen wir sagen: was er wollte, war *die neue Liebe* als gestaltende und erlösende Macht des Volkslebens, und Schule war ihm bloss ein einzelner Ausdruck davon. Er enthüllt uns ja selbst diesen tiefsten Sinn seines Wollens und Wirkens in jenen bekannten Worten, die nicht zufälligerweise in der Einleitung seines berühmtesten Erziehungsbuches stehen: „Schon lange, ach, seit meinen Jünglingsjahren, wallte mein Herz, wie ein mächtiger Strom, einzig und allein nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu stopfen, in der ich das Volk rings um mich herum versunken sah.“ „Selber im Elend, lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so erkennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich niemand zeigte. Ich sass eine lange Reihe von Jahren unter ihnen, wie die Eule unter den Vögeln. Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem lauten Zuruf: „Du Armseliger, du bist weniger als der schlechteste Tagelöhner imstande, dir selber zu helfen und bildest dir ein, dass du dem Volke helfen könntest,“ mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen las, hörte der Strom meines Herzens nicht auf, einzig und allein nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in dem ich das Volk um mich herum versinken sah, und von Einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuschte, das täuschte mich immer, aber was alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.“

Aus diesen Tiefen der Not und des Willens zur Hilfe für das Elend des Volkes erglänzte Pestalozzi das Wort: „Ich will Schulmeister werden.“

Das ist der Weg vom Sozialen zum Pädagogischen. Diesen Weg sind auch wir gegangen. In diesem Sinne ist uns das religiös-soziale Problem immer mehr ein Bildungsproblem, die soziale Frage immer mehr eine Erziehungsfrage geworden. Auch für uns war der Weg ein Weg der Liebe, ein Weg tiefer ins Volk, in die Not, zu den Menschen, den Brüdern. Dieser Weg hat uns auch in dieses Heim geführt; es zeugt von ihm.

Aber noch ein dritter Weg hat uns zu dem gebracht, was wir Bildungsarbeit nennen. Ich möchte sagen: *die Verbindung des religiösen und des sozialen Weges führte zu ihr.* Wir vertraten den Sozialismus, das heisst: wir verkündigten der *Christenwelt* die Notwendigkeit, dass aus dem Geiste Christi auch eine Welt neuen sozialen Sinnes und neuer sozialer Ordnungen werden müsse. Wir vertraten den Glauben, dass der Geist Christi Macht habe, die Welt zu gestalten, wenn man sich ihm öffne. Wir erklärten den Weg Christi als einen Weg,

den man gehen könne und müsse. Mussten wir nicht selbst diesen Weg gehen? Und musste es nicht, wie der Weg Christi immer, ein Weg nach unten sein? Mussten wir dann nicht Opfer bringen, Opfer an Besitz, Behagen, Ehre, sozialer Stellung, Sicherheit der Existenz? Wie konnten wir dem Christenvolk den Glauben an Gottes Macht und Liebe als an die einzige wirkliche Wirklichkeit verkündigen, ohne selbst die schwerste Probe auf diese Wahrheit zu machen? Unser Glaube, unsere Botschaft mussten uns, wie einst Pestalozzi seine Wahrheit, aus unserer gesicherten bürgerlichen Existenz und den gewohnten und geebneten Bahnen des Lebens werfen, die Einen so, die Andern anders, aber Alle irgendwie; sie mussten uns in die soziale Tat treiben auf den Weg der Liebe, in die Gemeinschaft der Brüder, namentlich der Geringsten unter ihnen, in die Nachfolge Christi.

Und in die gleiche Richtung nötigte uns unsere Stellung zu den Sozialisten. Ihnen verkündigten wir einen Christus, der eine neue Welt verbürge; einen Sozialismus, der in Gott begründet sei und in seinem Reiche die Vollendung finde; einem Sozialismus des Geistes, des Glaubens, der Liebe. Konnten sie daran glauben, wenn wir ihn nicht lebten? Und wie konnten wir ihn leben in Verhältnissen, die doch so ganz anders waren, als die ihrigen? Wie konnten wir Bruderliebe verkündigen, wenn wir es doch wirklich oder scheinbar viel leichter hatten als sie? Wie konnten wir ihnen das feste Vertrauen auf den Vater verkündigen, wir, deren Existenz menschlich gesichert war, ihnen, auf deren Weg stets das Gespenst der Arbeitslosigkeit steht, ihnen, die stets bereit sein müssen, dem Nichts ins Gesicht zu schauen? Unsere Botschaft schrie nach der sie verkörpernden Tat. Ganz besonders dringlich wurde dieser Schrei und wurde zur gebieterischen Forderung, als wir immer mehr den Kampf aufnehmen mussten mit einem Denken, das bloss materielle Mächte kennt, zuletzt mit dem enthusiastischen Glauben an die Gewalt, mit dem Dämon des Bolschewismus. Unsere Worte wären leerer Wind gewesen, ein Hohn, der nur Hohn erweckt hätte, wenn wir nicht den Weg der Verwirklichung gegangen wären. Ein solcher Weg der Verwirklichung, ob zwar ein noch so bescheidener, ist, für den Einen so, für den Andern anders, unsere Bildungsarbeit. Das ist ihr tiefster und höchster Sinn. Sie ist ein Weg zu den Brüdern. Sie ist ein Versuch, wenigstens auf dem Gebiet unseres innersten Lebens und dann, so weit uns das heute möglich ist, auch im Materiellen, ernst zu machen mit jenem Kommunismus, der das letzte Ziel einer Gemeinschaft im Sinne Christi ist und den das Wort ausdrückt, das von der ersten Gemeinde gesagt wird: „Es sagte keiner von seinen Gütern, dass sie sein eigen seien, sondern hatten alles gemein." Sie ist ein neuer Anfang.

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Casoja.[1])

Casoja ist, wie wohl viele von unseren Lesern wissen, gleichsam die Alpenfiliale des „Gartenhofs“ in Zürich und zwar speziell desjenigen Teils seiner Arbeit, der den jungen Mädchen aus dem Proletariat und verwandten Schichten gewidmet ist. Es handelt sich um eine Verbindung von Volkshochschule, Siedelung und Bund, jedenfalls um etwas, was weit über alle blosse Schule hinausgeht. Jene Alpenfiliale (zu der übrigens noch ein Ferienheim im Toggenburg kommt, das mehr für die jüngeren Mädchen bestimmt ist) hat ihren Sitz auf der Lenzerheide in Graubünden, 1500 m. über Meer, an der Strasse von Chur nach dem Engadin, in einer der eigenartigsten Landschaften des rätischen Hochlandes. Nachdem sie einige Jahre mit einem gemieteten — für andere Zwecke erbauten — kleineren Hause vorlieb nehmen mussten, sind die Leiterinnen und ihre jungen Freundinnen nun an die Schaffung eines eigenen Höhenheimes gegangen. Unmittelbar neben der Stätte des bisherigen Aufenthaltes soll sich ein von dem besten Architekten Graubündens gebautes steinernes Bündnerhaus in jenem starken und doch traulichen Stil, den man noch von manchem rätischen Dorf her kennt, erheben. Es soll der doppelten Zahl von Mädchen Raum gewähren, als bisher Unterkunft finden konnten. Daneben soll es eine gastliche Herberge für allerlei verwandte Arbeit und, in den Ferien und der Zeit, wo keine Kurse stattfinden, ein Erholungsheim sein.

Es ist ein Werk, an dem man seine grosse Freude haben darf. Von einer Anhöhe aus schaut Casoja auf der einen Seite hinab auf den unmittelbar anstossenden schönen Heidsee, und dann weithin bis zu den weissen Firnen des Engadins, während hinten der Blick bis zu den Bergen des St. Galler Oberlandes fliegt und rechts und links sich Wälder, Matten, Alpweiden zu den Gräten und Gipfeln der Stätzerhorn- und Rothornkette hinaufziehen. Ernst und Freundlichkeit mischen sich zu einem grossartigen Bilde. Eine Besonderheit bildet der ebene Hochwald, den man sonst bei uns selten findet. Zu Ausflügen der reizvollsten Art nach allen Seiten ist unerschöpfliche Gelegenheit. Zu dem Reichtum und Grossartigkeit der Natur gesellen sich bedeutsame geschichtliche Erinnerungen aus allen Zeitaltern.

Das alles ist ja nicht die Hauptsache, aber es ist nicht unwichtig. Denn man kann es erleben, was es für ein jugendliches Gemüt bedeutet, aus Enge und Hässlichkeit, Staub, Lärm und Wust der Stadt oder städtischen Gegend, aus dem Druck von Fabrik, Laden oder Bureau auf einmal, vielleicht zum ersten Mal, hinaufgehoben zu sein in die Welt der Höhe mit ihrer Stille, ihrem Glanz, ihrer Reinheit.

[1]) Vergleiche dazu die Rundschau: Volkshochschule für Mädchen.

In solcher Umgebung wirken geistige Eindrücke besonders stark, ja, gewisse geistige Erlebnisse sind wohl nur auf diesem Wege möglich.

Aber freilich soll auch die Arbeit, die hier getan wird, Höhenstil tragen. Zwar nicht etwa in Form irgend einer grossartigen Pose. Im Gegenteil: dem Prinzip der echten Volkshochschule getreu geht diese Arbeit aus vom Alltäglichen, von den Lebensaufgaben des Mädchens und der Frau, von ihrem besonderen Beruf, ihren besonderen Interessen. Eine einfache Haushaltungsschule bildet den Kern. Darin wird freilich nicht bloss Kochen, Nähen und dergleichen gelehrt, sondern an diese Dinge anknüpfend das Interesse für alle höheren Lebensfragen und Lebensaufgaben der Frau und des Menschen überhaupt: für Natur, Geschichte und Kunst, für Politik und Erziehung und vor allem für die sittlichen und religiösen Lebensprobleme geweckt, alles in grösster Freiheit, ohne irgend eine Tendenz, wenn auch nicht ohne Orientierung, jedenfalls ohne Bindung an Kirche, Sekte, Dogma, Partei, einzig von dem Streben getragen, jungen Menschen den Weg zu sich selbst, zum Mitmenschen, zur Wahrheit, zu Gott finden zu helfen. Schule im üblichen Sinn ist diese Arbeit auch darum nicht, weil in ihr nicht Lehrer oder Lehrerinnen aus der Distanz Schülerinnen entgegentreten, sondern weil das ganze Verhältnis von vornherein das einer Freundschafts- und Familiengemeinschaft, einer freien und trauten Kameradschaft ist. Das Zusammenleben, sein Geist und Stil, wie das Leben mit der Natur sind denn auch die tragenden Pfeiler dieser „Bildung". In diesem Sinne wird Casoja auch als Ferienheim geleitet. Es wird mit der Tatsache gerechnet, dass die Mädchen, um die es sich handelt, im Sommer etwa vierzehn Tage bis drei Wochen Ferien haben. Diese werden nun so gestaltet, dass volle Gelegenheit zum Ausruhen und zur Vertiefung in das Leben der Natur geboten, aber doch zugleich dafür gesorgt wird, dass zu der leiblichen eine tiefere seelische Erholung tritt. Man versammelt sich am Vormittag, bei schönem Wetter unter den Bergtannen über dem See, um einen Vortrag mit Besprechung über Natur, Geschichte, Kunst, Religion. Gelegentlich findet das auch auf einem Berggipfel oder einer Alpweide statt. Der Abend vereinigt die Familie wieder um ein Buch, sieht sie auch etwa im Mondenglanz und Sternenschein auf dem blinkenden See oder am Feuer auf einem seiner Uferhügel. Dazwischen fallen kürzere oder längere Wanderungen im weiteren Bündnerland. Von Zeit zu Zeit kommt ein Gast, der etwas zu erzählen weiss. An Regentagen sitzt sichs traulich daheim bei Gesang, Musik, Lektüre und häuslicher Arbeit aller Art. An Scherz und Schabernack fehlt es so wenig als an tiefernster Aussprache von älteren und jüngeren Freundinnen oder von Kameradinnen unter einander. Es kann auch einmal im August oder zu Anfang September über Nacht ein rechter Schnee

fallen und dann entfaltet sich vor dem erstaunten Auge der Kinder der Tiefe das vielleicht noch nie geschaute Wunder des Alpenwinters, des Heidewinters mit dem tiefblauen Himmel und dem kristallenen Sonnenglanz über den weissen Schneefeldern und grünen Hochwäldern.

Casoja darf beanspruchen, Verwirklichungsform jenes besten Suchens nach neuem Geist, neuem Leben, neuer Gemeinschaft zu sein, das viele dunkel bewegt und das die Seele der echten Volkshochschule und Siedelung wie der Jugendbewegung ist. Ich glaube, dass Pestalozzi so gut als Grundtvig, und noch mehr, Freude daran hätte. Das soll keine Schmeichelei sein, sondern nur auf Sinn und Absicht des Werkes hindeuten. Dessen Leiterinnen und Trägerinnen wissen nur zu gut, wie schwer es ist und dass sie erst am Anfang des Weges stehen. Es soll dafür keine Reklame gemacht werden. Aber das Werk bedarf der Hilfe vieler Freunde und Gesinnungsgenossen. Diese Hilfe wird sich kund tun können in materieller Unterstützung, in warmer geistiger Teilnahme, in Mitarbeit, Vertretung der Sache und Werbung für sie.

Möge dort oben in jenen reinen Höhen eine Quelle aufgegraben werden, von der im Stillen Ströme des Segens in die Tiefe ausgehen. Am besten drückt doch wohl das ganze Wollen und Sehnen, aus dem das Werk erwächst, das Lied aus, das in diesen Kreisen entstanden ist und das sie singen, wenn sie auf den See hinausfahren oder am Ufer unter den Sternen sitzen, das Casoja-Lied:

Die dumpfe Luft der Städte,
Liegt unter uns, juchhee!
Gegrüsst seist Du uns, Heide,
Gegrüsst Du blauer See!
Nun gibts ein frohes Wandern,
Nun gibts ein süsses Ruhn,
Nun herrschet goldne Freiheit,
Im Lassen und im Tun!

Lockt uns der Berge Gipfel,
Lockt uns des Waldes Grün,
Lockt uns des Sees Leuchten,
Wir wandern und wir ziehn!
Des Morgens erstes Dämmern,
Der Mondnacht Silberglanz,
Des Mittags stilles Träumen,
Uns, uns gehört es ganz.

Wir kennen keine Herrin,
Wir kennen keinen Herrn,
Wir sind ein Volk von Schwestern,
Uns leitet nur ein Stern:
Uns bindet nur die Liebe,
Die bindet und macht frei,
Ach, dass von weitrer Liebe,
Sie nur der Anfang sei.

Schon kündet fern ein Leuchten
Den neuen bessern Tag,
Da keiner nur das Eigne,
Sich selber suchen mag!
Das Licht muss jedes Dunkel
Durchglühn mit Liebesmacht,
Wir aber wollen selber
Es tragen durch die Nacht.

L. Ragaz.

Bemerkungen
zur Debatte über die Zivildienstpetition im Nationalrat.

Lange hat es gedauert, bis unsere Zivildienstpetition vor das Parlament gebracht wurde. Und wie man sich all die Jahre und Monate durch mit Geduld hatte wappnen müssen, weil ihre Behandlung im Rat immer wieder hinaus geschoben worden war, so mussten diejenigen, welche der nun endlich für die letzte Session der Bundesversammlung angekündigten Debatte beiwohnen wollten, es auch jetzt noch tun. Zweimal stund die Diskussion der Zivildienstpetition auf der roten Traktandenliste, die unten an der Türe beim Aufgang zu den Zuhörertribünen des Saales unseres obersten Rates angeschlagen ist. Und kam man dann hinauf und hatte man sich glücklich einen Platz in den dichtbesetzten Zuhörerreihen erobert, so wurde unten im Saale von ganz was anderem gesprochen als von dem, wozu man hergekommen war. Viele Zuhörer, unter denen besonders zahlreich junge Leute vertreten waren, mussten daher, weil die Berufsarbeit sie rief, leider unverrichteter Dinge wieder abziehen. Andere jedoch, worunter auch wir paar Zivildienstfreunde, die der Petition besonders nahe standen, konnten ausharren. Wir hatten, da die der Diskussion über die Zivildienstpetition vorangehende Behandlung des Jagdgesetzes uns nicht sonderlich interessierte, Zeit, vorerst wieder einmal unsere Parlamentarier und deren Gepflogenheiten zu beobachten. Erquicklich oder gar erhebend ist wahrhaftig ein Besuch des Parlamentes nicht! So oft ich als Zuhörerin da droben auf den Tribünen des Ratsaales sitze, überkommt mich das gleiche Gefühl der Enttäuschung, ja des Widerwillens, das mich als junge Seminaristin erfüllte, als ich mit meiner Klasse, von unserem Geschichtslehrer geführt, zum erstenmal einer Nationalratssitzung beiwohnte. — Wie hatte ich mich für diese demokratischste der Einrichtungen begeistert, für diese wundervolle Einrichtung, die jahrhundertelange Kämpfe wieder erstritten hatten, wo die Abgeordneten des ganzen Volkes, aller Klassen und Stände, von ihm selbst gewählt und von seinem Vertrauen getragen und zugleich von hohem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Allgemeinheit erfüllt, zu ihren Beratungen zusammentraten. Und in der Nähe besehen, welch ein Bild bot sich mir dar! „Diese schwatzenden, Briefe schreibenden, zeitunglesenden, hin und hergehenden Männer, von denen oft kaum ein Zehntel dem Redner zuhört, ist das unser oberster Rat, der über Wohl und Wehe unseres ganzen Volkes berät?" so dachte ich damals mit Entsetzen. Natürlich hat sich dieser jugendliche, wohl auch etwas schülerinnenhafte Schrecken inzwischen beruhigt. Erfahrene Parlamentarier werden übrigens über eine solch naive Auffassung mitleidig lächeln, die glaubt, Verhandlungen sollten von den Ratsmitgliedern angehört werden, nachdem die Fragen doch bereits in den Fraktionen und Kommissionssitzungen besprochen wurden, oder die sich noch aufregen kann, wenn Abstimmungen wegen mangelnder Aufmerksamkeit zweimal vorgenommen oder wegen ungenügender Anwesenheit der Ratsmitglieder verschoben werden müssen. — Und wenn ich mittlerweile auch etwas mehr Verständnis für parlamentarische Gebräuche bekommen habe, geblieben ist mir der Eindruck, dass das heutige Parlamentssystem nicht jenem hohen Ideal entspricht, das unsere Vorväter gesehen und in hartem Ringen verwirklichen wollten. Das Parlament ist nicht das Forum, wo die Volksvertreter sich messen in heisser Ideenschlacht, wo eine zündende, überzeugungswarme Rede und eine klare und gerechte Argumentation des Redners auch den Gegner fesselt und ihn zwingt, mit Verständnis auf die ihm vielleicht noch fremde Gedankenwelt einzugehen, ja ihn am Ende überzeugt. Davon verspürt man selten einen Hauch, auf jeden Fall d a n n nie, wenn eine kleine Minderheit eine neue Idee hineinwirft in die Diskussion. In unserem heutigen Parlament werden die Reden

im eigentlichsten Sinne des Wortes zum Fenster hinausgehalten, im Saal selbst hört man sie kaum an. Man hat ja seine Meinung, respektive die politische Partei oder die Fraktion hat die Parole ausgegeben; daran hält man sich und hütet sich wohl, den allfällig politischen Gegner, der eine neue Art und einen neuen Geist vertritt, anzuhören. Wozu auch? Im schlimmsten Fall schafft man sich damit persönliche Unbequemlichkeiten, indem man der Fraktionsparole nicht mehr Gefolgschaft leisten oder gar, was noch schlimmer ist, mit der in seiner Klasse herrschenden „allgemeinen" Meinung in Konflikt geraten könnte. Daher stellt man sich lieber taub und lehnt von vornherein ab und erspart sich damit allfällige Unannehmlichkeiten äusserer oder innerer Art. Und was mir da an Reflexionen über unser Parlamentssystem und diesmal speziell über unsere bürgerlichen Parlamentarier durch den Kopf ging, das hat die nachherige Behandlung der Zivildienstpetition durch unsere Volksvertreter vollauf bestätigt.

Ganz sicher hat sie nicht nur bei mir, sondern bei vielen andern Zuhörern und Lesern der Verhandlungen denselben bemühenden Eindruck ausgelöst. Von allem Anfang an fühlte man, dass bei den bürgerlichen Ratsmitgliedern absolut kein guter Wille vorhanden war (die Abstimmung, bei der ein einziger bürgerlicher Abgeordneter dafür stimmte, hat ja das bestätigt), der Petition auch nur einigermassen Verständnis entgegenzubringen, indem man sich nur gefragt hätte, ob nicht doch ein Versuch gemacht werden sollte. Sicherlich hat auch nur der kleinste Teil der Ratsmitglieder sich die Mühe genommen, die ihr von uns zugesandte Literatur einigermassen zu studieren.

Man wird mir zwar einwenden, dass doch die meisten Oppositionsredner recht anständig geredet und vor allem versucht hätten, dem Sinn und Zweck der Petition gerecht zu werden. Man kann mir sagen, dass die Botschaft des Bundesrates doch recht gelinde ausfiel und dass der Sprecher der Kommissionsmehrheit, der Bündner Nationalrat Dedual, recht sanft die Ablehnung zu begründen suchte. Doch frage ich diese anspruchslosen Anhänger unserer Sache, die so reden: „Was nützen all die meinetwegen recht guten und sanften Worte, wenn sie doch alle nur gesprochen werden, um mit möglichst guter Haltung die alten ausgetretenen Geleise weiter befahren zu können und jeden neuen Weg von vornherein zu verbarrikadieren?" Wie satt hat man sie, diese ewigen Schlagwörter von der Wehrhaftigkeit unseres Volkes, die uns allein zu retten vermag, von der Erhaltung des Staates, der bei der kleinsten Schwächung der Landesverteidigung Einbusse erlitte, von der Armee, die laut Bundesrat Scheurer noch immer eines der stärksten Bänder sei, welches unser Volk verbinde. Ich mag sie nicht alle erwähnen, diese abgedroschenen Gemeinplätze, die auch dieser neuen Idee entgegengehalten werden. Ich fühlte mich stark erinnert an die Argumentation, welche von denselben Männern der Idee der politischen Gleichberechtigung der Frau je und je entgegengebracht wurde und wird. Als Kuriosum und als Beleg dafür, wie viel auf schöne Reden zu halten ist, muss ich doch das Votum des Tessiners Maggini erwähnen. In wundervollem Italienisch und mit dem seiner Rasse eigenen warmen Pathos sprach er den „Zivildienstlern" von Someo und ihrer Arbeitsleistung den glühenden Dank und die unvergängliche Anerkennung und Bewunderung seines Kantons aus. Schon wurde ich warm, endlich ein bürgerlicher Volksvertreter, welcher die Tat des Zivildienstes erlebt hat und sich für ihn einsetzen will! Doch, nein, in eleganter Redewendung schwenkt er plötzlich ab und bekennt, die Petition doch nicht befürworten zu können. Warum? Ob diese Haltung der hochgepriesenen männlichen Logik entspricht, vermag ich nicht zu entscheiden, weiss auch nicht, ob es sich dabei um die „Logik des Verstandes" oder um die „Logik des Gefühls" handelt. Ebenso wenig vermochte ich etwas von jener männlichen Logik aus der Rede von Nationalrat Hoppeler herauszuschälen. Sein Votum wurde von der bürgerlichen Berichterstatterin des „Mouvement

feministe",[1]) Frau Dr. Leuch aus Bern, so trefflich charakterisiert, dass ich mir nicht versagen kann, ihre Worte hier wiederzugeben. Sie schreibt: „Le Dr. Hoppeler (Zurich) nous a ensuite écœurée par ses tirades pendant plus d'une heure, débitant tout d'une haleine, que la petition n'est pas chrétienne parce que Dieu veut qu'on obéisse aux autorités, que les scrupules de conscience sont sujets à caution parce que la conscience est une chose fabriquée par une influence étrangère, qu'il y a des fléaux bien pires que la guerre et que c'est le cœur de l'homme qu'il faut changer si on veut la combattre. Tout cela dans un mélange de patois de Canaan, de citations des pères de l'église et de Ragaz, de réflexions sur Coué et sur la diminuation de la natalité et de petites histoires personnelles." Man versteht Frau Dr. Leuch, die eifrige Vorkämpferin für das Frauenstimmrecht und äusserst klar und scharf denkende Frau, wenn sie dazu mit einem malitiösen Lächeln bemerkt: „Heureusement que ce député est un homme et qu'on sait que par définition les hommes parlent avec logique." Eines freilich musste ich mich beim Anhören des Hoppelerschen Ergusses immer wieder fragen: „Warum schart sich gerade um diesen Redner eine solch grosse Zahl seiner Kollegen, warum bewilligt man just ihm die längste Redezeit? Ists, weil ein grosser Teil der Parlamentarier diese Art zu reden besonders schätzt, oder bewundern sie am Ende seinen Geist oder achten sie diesen Volksvertreter persönlich besonders hoch?" Doch kann ich nicht glauben, dass es so ist. Nein, ich vermute, dass just, weil der Durchschnittsparlamentarier sich beim Anhören einer solchen tiefstehenden Rede doch hundertmal gescheiter und besser vorkommt, er schmunzelnd zuhört, ganz abgesehen davon, dass er mit Behagen die Mätzchen und persönlichen Geschichten, die eines gewissen Beigeschmackes nicht entbehren, geniesst. Die geistige und moralische Ueberlegenheit eines andern zuzugeben und anzuerkennen, das hingegen fällt dem Durchschnittsparlamentarier schwer, und daher weicht er auch einer tiefer schürfenden Forderung und deren ernsthaften sachlichen Begründung aus. Es ist ja viel bequemer, an der Oberfläche zu bleiben und sich durch seichte Argumentation à la Hoppeler einlullen zu lassen.[2])

Doch genug davon. Mein Bericht wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch noch der Befürworter unserer Sache gedächte und ihnen hier meinen wärmsten Dank ausspräche, den sicher alle Zivildienstfreunde mit mir empfinden. Es war uns allen nicht nur eine grosse Freude, sondern direkt ein Genuss, den juristisch scharfen und verstandesklaren und zugleich menschlich warmen Ausführungen des soz. Abgeordneten von St. Gallen, Dr. Huber, zu lauschen, der den Standpunkt der Kommissionsminderheit begründete und für Annahme der Petition plädierte. Aber auch die Voten der anderen Befürworter: Greulich, Bratschi, Huggler, Eugster, welch letzterer mit grosser Wärme die persönlichen Angriffe auf die Initianten der Petition, speziell auf Prof. Ragaz, zurückwies, bewegten sich durchwegs auf einer ganz anderen geistigen Plattform als die ihrer Opponenten. Den Inhalt ihrer Reden wiederzugeben, erübrigt sich, da sie voraussichtlich in eine Broschüre zusammengefasst, demnächst im Druck erscheinen werden.

Und nun ist der Zivildienst laut Parlamentsbeschluss tot. Ist er es wirklich? Nein, ich glaube, er lebt doch und wird seine Auferstehung feiern, trotz Bundesrat und Parlament. Aber nicht er allein, sondern tiefer und fester noch als die Zivildienstidee lebt in uns allen der Gedanke der allgemeinen Abrüstung. Ihm wollen wir weiter mit aller Kraft dienen. Der Kampf geht weiter. Wer hilft mit?

Marie Länz.

---

[1]) Offizielles, französisch geschriebenes Organ des Bundes schweizerischer Frauenvereine.

[2]) Hoppelers Rede erscheint (ob wohl im Wortlaut?) in der „Evang. Volkszeitung". Wenn sie fertig vorliegt, werden wir sie vielleicht unter die Lupe nehmen, bloss um an einem Beispiel diese Art von „Evangelium" zu illustrieren.

Die Red.

Gefahr im Verzug — alle Mann auf Deck!

1. Die deutsche Gefahr.

In der Nummer der „Menschheit“ vom 19. Dezember 1924 berichtet Professor Förster über einen Aufsatz, den der englische General Morgan in der Zeitschrift „Quarterly Review“ veröffentlicht hat. Diese Mitteilungen sind, seien sie nun genaue Wahrheit oder nicht, auf alle Fälle für das Schicksal Europas, ja der ganzen Welt, von solcher Tragweite, dass es für jeden Menschen, der noch ein Gefühl der Verantwortlichkeit besitzt, zur gebieterischen Pflicht wird, sie, soweit es an ihm liegt, bekannt zu machen.

General Morgan ist jahrelang Mitglied der alliierten Kontrollkommission gewesen, die die Entwaffnung Deutschlands zu überwachen hatte. In dieser Eigenschaft hatte er Anlass, über die Art, wie Deutschland in seinen leitenden Kreisen die ihm durch den Versailler Vertrag in militärischer Beziehung auferlegten Verpflichtungen zu umgehen wusste, die beunruhigendsten Beobachtungen zu machen. Er berichtete davon an seine Regierung, fand aber dort keine genügende Beachtung, ähnlich wie seinerzeit die Berichte des Generals Stoffel über die preussischen Rüstungen bei der französischen Regierung keinen Eindruck machten, bis der 70er Krieg sie zu spät eines Bessern belehrte. Da entschloss sich Morgan zu einem charaktervollen Schritt: er trat von der Kontrollkommission zurück, um die Freiheit zu gewinnen, gewisse sehr schwerwiegende Tatsachen der Offentlichkeit vorzulegen.

Das hat er nun getan. Um die Bedeutung seiner Aussagen ins rechte Licht zu setzen, muss ich, bevor ich das von ihm Berichtete in Kürze wiedergebe, vorausschicken, dass General Morgan durchaus kein deutschfeindlicher Mann ist. Im Gegenteil, er hat vor ungefähr einem Jahre ein Buch über Deutschland herausgegeben, das die, die es gelesen, als sehr ritterlich gegenüber Deutschland bezeichneten. Dieser General Morgan nun berichtet, dass sofort nach der Auflösung der alten deutschen Armee durch die Alliierten die deutschen führenden Kreise unter der Leitung des Generals von Seekt, dem der „demokratische“ Reichswehrminister Dr. Gessler willfährige Helferdienste leistete, daran gingen, in aller Stille und Heimlichkeit eine neue, ebenso starke zu bilden. Es wurde, in etwas anderer Form, der alte Generalstab wiederhergestellt. Es wurde ein Mobilisationsplan ausgearbeitet, der das sofortige Aufgebot von Millionen ausgebildeter Soldaten erlaubte. Zu den von früher her vorhandenen wurden fortwährend neue geschult, indem man das

seinerzeit von Scharnhorst gegen Napoleon ausgebildete „Krümpersystem“ befolgte, welches darin besteht, dass man Rekruten für ganz kurze Frist einzieht, wieder entlässt und wieder einzieht, ohne sie in die Armeelisten einzutragen. Reichswehr und Polizei wurden so organisiert, dass man daraus auch ein sehr vollkommenes Cadrekorps für die ganze Armee machte. Aehnlich wusste man für die Bewaffnung zu sorgen. Die für den Krieg in Betracht kommende Industrie wurde so organisiert, dass sie in kürzester Frist auf die Herstellung von Kriegsmaterial umgestellt werden könnte. Es wurden auch im Geheimen massenhaft Waffen hergestellt. Die Kontrollkommission entdeckte in einem einzigen von den achtzehn deutschen Staaten 589 neu fabrizierte Kanonen, wovon 147 in einer einzigen Fabrik. Dazu wusste man sich aus den Festungen schweres Geschütz zu verschaffen. Und endlich — dies füge ich bei, obschon es in Försters Bericht nicht steht — kommt dazu die ungeheure und unkontrollierte Fähigkeit der deutschen Industrie zur Giftgaserzeugung.

Morgan antwortet auf die Frage, für wie lange über die bisherige Kontrolle hinaus durch die „Entwaffnung“ Deutschlands der Friede Europas gesichert sei: „Für ein Jahr!“ Man bedenke, was das heisst! Die Leistung General von Seekts und seiner Mitarbeiter sei bewundernswert, überrage bei weitem die von Scharnhorst. Die alte Armee sei wieder da, der Tiger, der, nach dem Worte eines englischen Staatsmannes, Europa an die Gurgel gesprungen, wieder hergestellt.

Das ist, nach Förster, in seinen Hauptpunkten, der Bericht des Generals Morgan. Es ist das militärische und politische Dokument, auf das in der nächsten Zeit die Aufmerksamkeit der Welt konzentriert sein sollte.

Zunächst ist zu bemerken, dass dieser Bericht den Schlüssel zu gewissen zeitgeschichtlichen Vorgängen bietet. Er ist der Grund, warum die Kölner Zone auf den 10. Januar nicht geräumt worden ist. General Morgan selbst warnt aufs dringendste vor diesem Schritte. Man erkennt an diesem Beispiel, wie wenig doch immer noch die Völker von den Hintergründen der auf der Weltbühne vor sich gehenden Ereignisse wissen. Nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in einem grossen Teil des Auslandes entrüstet man sich über das Vorgehen der Alliierten, wittert dahinter Annexionsabsichten und Aehnliches und hat keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Ob die Alliierten mit ihrer Art, sich gegen die deutsche Gefahr zu wehren, das Rechte treffen, bleibe dahingestellt, sicher ist, dass ihre jetzige Haltung Gründe hat, deren Gewicht sich auch ein Herriot nicht entziehen kann.

Wir kommen damit auf die m o r a l i s c h e Beurteilung der von General Morgan aufgedeckten Tatsachen — zunächst unter der Vor-

aussetzung, dass es wirkliche Tatsachen seien. Hier möchte ich nocheinmal scharf betonen, was ich immer erklärt habe: Es war fast eine Selbstverständlichkeit, dass es so kommen musste. Nur eine am Kriegsgeist völlig verrohte Psychologie konnte sich einbilden, dass es möglich sei, ein so grosses Volk dauernd durch Gewalt wehrlos zu machen. Der Gedanke, durch eine fünfzehnjährige Besetzung eines Teils seines Gebietes Deutschland dauernd niederzuhalten, musste jedem Unbefangenen ungeheuerlich vorkommen. Diese Besetzung war und ist eine fortgehende Sünde. Eine wirkliche Entwaffnung Deutschlands wäre nur möglich gewesen, wenn die deutsche Demokratie gesiegt hätte. Dann aber hätte die Politik der Entente von Anfang an eine andere sein müssen. Von Seekt ist das, was er ist, durch Poincaré geworden, wie freilich auch umgekehrt Poincaré durch von Seekt bedingt war. Das Misstrauen gegen das ungebrochene militaristische und nationalistische Deutschland erzeugte die Gewaltpolitik der Entente und diese stärkte hierin wieder jene Art von Deutschland. In diesem Todeszirkel hat sich Europa all die Jahre her bewegt und es scheint, als ob wir aus ihm trotz Macdonald, Herriot und dem Dawesplan nicht mehr herauskämen. Ganz sicher ist, dass die deutsche Entwaffnung, wenn sie moralisch zu ertragen sein sollte, die allgemeine voraussetzen und nach sich ziehen musste. Verstünde das deutsche Volk seinen wirklichen Vorteil, so hätte es freilich dankbar sein müssen für den ungeheuren Segen, den die Beseitigung des obligatorischen Wehrdienstes und die dauernde Zertrümmerung seines Militarismus für es bedeutete, — wie froh wären wir, wenn wir selber einmal so weit wären! — aber es scheint eben doch, dass das, was bloss von aussen aufgedrängt wird, nie als Wohltat empfunden wird, auch wenn es das an sich im höchsten Grade ist. Und so bleibt es dabei, dass wir, so lange die übrige Welt offen weiter rüstet, kein Recht haben, den Deutschen Vorwürfe zu machen, wenn sie dies trotz dem erzwungenen Versailler Vertrag heimlich ebenfalls tun. Es ist Nemesis.

Aber die Frage ist, ob die Morganschen Angaben *Tatsache* sind. Hier erkläre ich mit aller Deutlichkeit, dass es nicht in meiner Kompetenz liegt, das zu bejahen oder zu verneinen. Ich bin zwar persönlich sehr geneigt, die Richtigkeit jener Behauptungen anzunehmen. Einmal, weil Morgan ein ehrlicher und hochstehender Mann zu sein scheint und er selbst erklärt, dass er all seine Anklagen durch absolut zuverlässige Dokumente belegen könne. Sodann aber — und vor allem — weil mir dieser Sachverhalt innerlich wahrscheinlich, ja notwendig vorkommt. Man müsste sich eigentlich sehr wundern, wenn es *nicht* so wäre. Die deutschen leitenden Kreise müssten dann anders sein, als sie sind. *Auf alle Fälle aber muss herausgebracht werden, ob Morgans Angaben richtig sind oder nicht.* Die Deutschen, alle

Völker müssen davon erfahren. Es muss davon überall geredet werden. Zeigt sich dann, dass Morgan nicht recht hat, desto besser; dann ist auch der Verdacht von Deutschland genommen, und muss das Verhältnis zwischen ihm und den Alliierten anders werden; hat er aber recht, dann ist die Welt unterrichtet und gewarnt und kann wissen, was sie zu tun hat.

Und was dann? Wie kann in diesem Fall die ungeheure Gefahr, die Todesgefahr für Europa abgewendet werden?

Ich antworte: in erster Linie gerade dadurch, dass die Gefahr bekannt wird. In sehr vielen Fällen hat eine Gefahr in dem Augenblicke, wo man sie kennt, die Hälfte von ihrer Furchtbarkeit verloren. Hätte die Welt im August 1914 ein helles Bewusstsein von dem gehabt, was ihr bevorstand, dann wäre vielleicht nicht geschehen, was geschehen ist. Also rufet es, schreiet es in die Welt hinaus, ihr alle, die ihr verhindern wollt, dass ihr und eure Kinder in der hereinbrechenden Hölle untergeht: „Gefahr im Verzug — alle Mann auf Deck!“

Aber freilich genügt es nicht, die Gefahr, wenn sie Tatsache ist, ins volle Licht des Weltwissens zu stellen. Auch kann es sich nicht darum handeln, dass dann etwa ein neuer Kreuzzug gegen Deutschland beginnen müsste, nein, nicht ein neuer Kreuzzug gegen Deutschland, sondern ein neuer Kreuzzug gegen den Krieg ist dann nötig. Es muss dann eine neue Phase der Entscheidung eintreten zwischen Weltuntergang oder Völkerbund.

Was Deutschland betrifft, so wäre es ja sein eigener, sicherer Untergang, wenn es nach dem von Morgan behaupteten Willen des Herrn von Seekt und seinen Gesinnungsgenossen ginge.[1]) Vergegenwärtigen wir uns einmal die weltpolitische Konstellation, die ein deutscher Revanchekrieg voraussetzt. Man darf annehmen, dass ein solcher auf eine Verbindung mit Ungarn, Bulgarien, der Türkei, einem die Randstaaten und Teile Polens zurückfordernden Russland, und dazu auf eine Erhebung des ganzen Islam, ja aller „Kolonialvölker“ rechnet. Jedenfalls hätte er Aehnliches zur Folge und damit einen Weltbrand, gegen den der letzte nur ein Vorspiel gewesen wäre. Dass darin Deutschland unterginge, ist das Gewisseste des Gewissen, aber freilich ginge wohl zum mindesten Europa mit unter.[2]) Man muss sich wohl fragen, ob denn die leitenden deutschen

[1]) Die Geistesart dieses Mannes wird durch das Wort gekennzeichnet, das er am Weihnachtstag 1923 sprach: „Wir müssen unsern Kindern wieder Bleisoldaten unter den Tannenbaum legen, dann arbeiten wir für die deutsche Zukunft.“

[2]) Es ist darum für jeden, der sehen will, klar, aus was für Beweggründen Förster im Angesicht der Morganschen Behauptungen zum Aufsehen mahnt. Wenn man ihm zumutet, er sollte sich auf den Boden eines entschlossenen Verhüllungswillens, eines blinden Glaubens an Kreise stellen, von denen er sattsam weiss, wie es mit ihrer Wahrhaftigkeit steht, alles um des üblichen

Kreise so verblendet seien, um ein solches Spiel zu wagen; aber solche, die diese Kreise kennen, versichern uns, dass sie es seien, und zwar aus Hass, Herrschsucht und Selbstüberhebung.

Und das übrige Deutschland, das demokratische, sozialdemokratische, pazifistische? Sollte es nicht Kraft genug haben, sich einem solchen Lauf der Dinge zu widersetzen? Lange habe ich es geglaubt, aber allerlei angehäufte Erfahrungen haben diesen Glauben vermindert. Gewiss gibt es ein solches Deutschland, auf das man sich verlassen darf, und das von besonders edler Qualität ist, aber man muss fürchten, dass es klein, allzuklein sei. Was von der sozialdemokratischen Führerschaft zu erwarten ist, zeigte der Ebertprozess zum Erschrecken deutlich. Wir müssen bedenken, dass jene Dinge, die Morgan beschreibt, falls sie Tatsachen darstellen, unter den Augen und mit dem Willen auch der „Linksregierungen" vor sich gegangen sind. Sie gelten als patriotisch selbstverständlich. „Linksregierungen", die alle diese oder doch analoge Dinge wussten, haben sich in Entrüstungsprotesten gegen die Entente nicht genug tun können. Auch die Lüge gilt in gewissen Kreisen als patriotische Notwehr. Man ist darin stillschweigend übereingekommmen. Die Presse ist grösstenteils in der Hand der nationalistischen Hetzer. Und auch Kreise, denen es mit dem Frieden ehrlicher Ernst ist, lassen sich dadurch betrügen. Um so lauter muss die übrige Welt rufen: „Gefahr in Verzug — alle Mann auf Deck!" Dann kann auch ein deutsches Erwachen kommen, das einen von Seekt und Dr. Gessler und vieles andere dieser Art endgiltig zum Orkus schickt, wohin es gehört.

2. Das Giftgas.

Die zweite ungeheure Gefahr, die immer deutlicher hervortritt, ist das Giftgas als die wichtigste aller Kriegswaffen. Diese zweite Gefahr ist — wie ich schon angedeutet habe — mit der ersten verbunden. Denn wie will man ein Deutschland entwaffnen, das die leistungsfähigste chemische Industrie der Welt besitzt, wenn, wie ein offenbar gut orientierter, militärischer Mitarbeiter der „Nationalzeitung" sich ausdrückt, in einer mittleren Farbenfabrik von einem Dutzend Kriegsfanatikern in wenigen Tagen so viel Blausäure-

Patriotismus willen, dann zeigt man höchstens, dass man keine Ahnung von der Grösse dieses Mannes hat. Die Art und Weise, wie die „Basler Nachrichten" durch ihren Chefredaktor einen Mann wie Förster behandeln, ist ebenso roh, als sie hochfahrend ist, und eine Schande für die Schweiz, deren Urteil über Förster jedenfalls nicht mit dem der „Basler Nachrichten" verwechselt werden darf. Man mag — wie auch wir tun — in manchem andere Wege gehen als Förster, aber dass er einer der wahrhaft Grossen ist, muss jeder sehen, der dafür nicht zu klein ist. Dass Förster einer der besten Deutschen und Europäer unsrer Zeit war, ein weitsehender, lauterer, furchtloser, von den höchsten Beweggründen beseelter Mann, wird man noch sagen, wenn allerlei Chefredaktoren samt ihren Zeitungen längst verschollen sind.

gas hergestellt werden kann, dass damit ein ganzes Dutzend von Fliegern (oder sehr bald unbemannt von Endstationen aus gelenkter) Bombengeschwader ausgerüstet werden können, die hunderttausende von Menschen des „feindlichen“ Landes in wenigen Minuten zu töten in der Lage sind?

Diese Gefahr kommt aber selbstverständlich nicht bloss von Deutschland her, sondern schwebt als höllische Wolke über der ganzen Welt. Sie ist uns nichts Neues. Nichts ist verkehrter, als wenn man uns Antimilitaristen, Pazifisten, Kriegsdienstverweigerern vorwirft, unsere Anschauungen über die Art und Weise, wie künftige Kriege verhindert werden müssten, seien veraltet, weil wir mit diesen Tatsachen nicht rechneten. Ich brauche bloss auf die „Neuen Wege“ selbst zu verweisen, die längst mit diesen Tatsachen rechnen (ich erinnere nur an den Aufsatz: „Der nächste Krieg“ von Clara Ragaz) und die neuerdings mit dem Aufsatz von Gertrud Woker wohl das Beste gebracht haben, was über den Giftgaskrieg in deutscher Sprache erschienen ist. Gerade auf *diese* Tatsache haben wir unsere Forderung völliger Abrüstung nicht zuletzt gestützt. In der Tat werden vor dieser Perspektive alle unsere Rüstungen zur Kinderei.

Dennoch ist zuzugeben, dass wir ihre Konsequenzen noch gründlicher durchdenken müssen. Es wird wohl ganz richtig sein: nicht der Feldsoldat wird im wesentlichen den künftigen Krieg führen, sondern das zuletzt automatisch geleitete Flugzeug. Nicht in der Kaserne oder auf dem Exerzierplatz werden solche Kriege mehr vorbereitet — jene werden immer mehr Spielplätze — sondern in den Laboratorien. *Dort* also gilt es einzusetzen. *Dort*, bei den Arbeitern, bei den Technikern muss die Dienstverweigerung ihr wichtigstes Werk tun. Das ist der neue Aspekt unserer Aufgabe.

Wie soll sie nach dieser Richtung hin gelöst werden? Ganz falsch wäre, meines Erachtens, wenn wir unseren ganzen übrigen antimilitaristischen Kampf aufgäben, um uns allein auf diese Seite zu konzentrieren. Die Dienstverweigerung — um diese speziell zu nennen — hat ja vor allem den Wert, dass sie den Krieg *moralisch* untergräbt, und das bleibt *auf alle Fälle* die Hauptsache. Denn wenn man den Krieg bejaht, dann muss man auch alle seine Waffen bejahen und darf nicht bei veralteten stehen bleiben. Aber wir müssen freilich auch *neue* Friedenswaffen gegen den neuen höllischen Feind schmieden. Wir müssen ihn in den Fabriken und Laboratorien aufsuchen und unschädlich machen.

Wie können wir das? Wieder sage ich: *Durch Aufdekkung der Tatsachen!* Wir müssen Vertreter der Wissenschaft, Chemiker und Physiker vor allem haben, nach dem Vorbild von Gertrud Woker, die ihr Wissen statt im Dienste des Teufels für Tod und Vernichtung, im Dienste Gottes für Leben und Rettung

zur Verfügung stellen und uns unermüdlich sagen, was geschieht, auf die Gefahr hin, auch bei uns in der Schweiz ihre Carriere einzubüssen. Wir müssen die Arbeiterschaft auf diese Seite der Sache hinweisen, wir müssen es ihr in Kopf und Herz pressen, dass — menschlich gesprochen — von ihrer Wachsamkeit und Entschlossenheit die Rettung der Welt abhängt. Wir müssen es in die Welt hinausrufen, müssen es allen Menschen sagen, was sich vorbereitet, müssen auch dem schweizerischen Bauern sagen, wie er durch Laurs Militarismus betrogen wird.

Es geht um das Leben der Völker, und zwar nicht nur das physische, sondern vor allem auch das geistige, sittliche. Was für eine Figur machen vor solchen wirklichen Realitäten nicht nur solche „evangelische“ Spassmacher wie der Dr. Hoppeler, sondern auch alle jene offiziellen Vertreter des Christentums, die von ihrem Leibblatt und von ihrem Synodalobersten die Losungen annehmen, statt von dem Gott, der durch die Tatsachen so deutlich redet, und die ihre Glaubenslosigkeit und Herzenskälte, ihre Unfähigkeit, mit Gott den bestehenden Welt- und Höllengewalten entgegenzutreten, in den Pharisäermantel einer besonders tiefen und reifen Frömmigkeit hüllen, statt laut den Mahnungsruf vor dem kommenden Verderben zu erheben, wie es ihre selbstverständliche Pflicht wäre. Ihre Verantwortung ist die grösste und das Gericht über sie wird das schwerste sein.

Es ist Gefahr im Verzug. Ueber dem Schiff, das Europa heisst, steht das Zeichen höchster Seenot: S. O. S. (Save our souls; Rettet unsere Seelen!) Jeder, der dies liest, ist mit Verantwortung belastet. Ich habe geredet und meine Seele gerettet. Wird es nicht endlich, endlich eine grosse Erhebung der Völker gegen das nahende Verhängnis geben? Erwachet, erwachet, bald kann es zu spät sein!

12. Januar L. Ragaz.

Rundschau

Karl Spitteler †. Vor Jahren, als die erste Auflage des „Olympischen Frühlings“ erschienen war, erwogen wir im Kreise der „Neuen Wege“ den Plan, einen kleinen Feldzug *gegen* Spitteler zu führen. Wir erkannten zwar durchaus seine artistische Grösse — so glaubten wir uns ausdrücken zu müssen — vermissten aber die *menschliche*. Sein Werk schien uns trotz allem Glanz der Form an Gehalt zu leer, sein Pessimismus zu stark durch persönliche Verärgerung über den literarischen Eitelkeitsmarkt der Welt bestimmt, die Lösung, die darin bestand, dass „Aphrodite“, das heisst: die schöne Form der Sinn der Welt sei, zu billig.

Seither hat sich vieles verändert und wir mit ihm. Einen Angriff auf Spitteler würden wir schon deswegen nicht mehr unternehmen, weil solche heute, infolge der *politischen* Haltung des Dichters, von Kreisen aus-

gehen, mit denen wir resolut nichts zu schaffen haben wollen. Auch haben wir selbst inzwischen zu tief in die Hexenküche der Welt geschaut, als dass wir Spittelers bitteren Grimm über sie nicht in jeder Form begreifen und billigen könnten. Aber auch der Dichter hat sich geändert. Sein Werk ist tiefer, ernster, positiver geworden. Nicht mehr „Aphrodite", sondern „Prometheus" ist der Sinn der Welt. Es ist uns auch klar geworden, dass Spitteler, so weltfern und unzeitgemäss sein Schaffen auf den ersten Blick zu sein schien, im Grunde, wie es ja auch gar nicht anders sein kann, mit den Problemen der Zeit, und zwar den tieferen, gerungen hat wie nur Einer, vor allem mit dem Gegensatz zwischen der Welt der W a h r h e i t, verkörpert durch Apollo, und der der G e w a l t, verkörpert durch Zeus. Dann mit der N a c h t s e i t e d e s L e b e n s überhaupt, mit Ananke, dem „gezwungenen Zwang" und seinen Werken. Hier ist er, „Realismus" ja „Naturalismus", mit „Idealismus" in hoher Originalität verbindend, in Tiefen gestiegen, die vor ihm noch kein Fuss betreten. Ueber all dieses Dunkel hinaus hebt er sich aber immer wieder empor zu einer Botschaft des H e l d e n t u m s, wie wir sie in dieser Kraft und Eigenart seit Carlyle nicht mehr gehört haben. Für dieses Heldentum in seiner verklärtesten Form, wo es sogar mehr ist als Heldentum, als G l a u b e, hat er Worte gefunden, die an die gewaltigsten der Bibel erinnern. Ein Heldensang wie der von „Apoll, dem Entdecker" (im „Olympischen Frühling") wird leben, so lange die deutsche Sprache lebt und ums Höchste ringende Seelen stärken. Endlich sei noch das erwähnt — und auch das ist nichts Kleines — dass er, einige Versuche nach dieser Richtung hin, die zeigen, dass er auch solches konnte, abgerechnet — jene „Heimatkunst" vermieden hat, die uns heute vollends bis zum Ersticken in unserer schweizerischen Kleinlichkeit festhalten, ja noch tiefer in sie hineinziehen will. Sein höchstes Streben blieb den grossen und ewigen, allgemein menschlichen Dingen zugewendet. Und gerade dadurch hat er uns den grössten Dienst getan. Denn die Rettung aus unserem Kleinkram ist das, was wir nötig haben. Es ist ja in der Tat fast unglaublich, dass ein Schweizer den „Prometheus und Epimetheus" und den „Olympischen Frühling" geschaffen habe. Ein Schweizer, der sich um den „Prometheus" und den „Olymp" bekümmert! Freilich haben auch diesmal wieder Ausländer kommen müssen, um den Schweizern zu sagen, dass das etwas Grosses sei und nicht etwas Dummes und dass überhaupt etwas Grosses unter uns sei in diesem Mann und seinem Werk.

Und seine p o l i t i s c h e Leistung: sein Auftreten zu Beginn des Krieges? Diese politische Tat wird von einigen so hoch geschätzt, dass sie Spitteler beinahe zum Retter des Vaterlandes machen. Das ist bei weitem übertrieben. Die politische Bedeutung dieser Tat war gewiss nicht gross. Soweit von einer „Rettung" der Schweiz gesprochen werden kann, ist sie im wesentlichen durch andere Kräfte erfolgt. Aber gross war die Tat als persönliche Leistung. Dass dieser Siebzigjährige aus seiner Künstlerstille zum ersten Mal in seinem Leben heraustrat, als er sein Land und nicht nur dieses, in Gefahr sah, um mit furchtlos herbem und doch gemessenem Wort zu warnen, seinen sauer erworbenen und spät erlangten Ruhm drangebend, und nachher wieder in seine Klause zurückzukehren, zeigt wohl deutlicher als alle seine Dichter-Werke, dass er nicht ein Aesthet oder Nur-Künstler, sondern ein g a n z e r Mensch war, dessen „Kunst" darum auch als der Ausdruck eines Manneswillens und damit als eine Tat zu verstehen ist.

Diese paar Bemerkungen sollen selbstverständlich nicht ein Nekrolog oder eine umfassende Würdigung des Mannes und seines Werkes sein, sondern nur ein Kranz, den ein Vorübergehender dankbar und bewundernd an seinem Standbild aufhängt. Es wäre an sich gewiss ein wichtiges und dankbares Thema, gerade von den Fragen und Aufgaben aus, die u n s bewegen, in Spittelers Werk einzudringen und ihm eine letzte Deutung zu geben. Die Arbeit am Tretrad erlaubt mir das nicht, aber willkommen sei uns, wer es unternimmt.

Er war ein Grosser, das ist keine Frage. Wie eine gewaltige Gebirgstanne stand er da; nun, da er gefallen, ist nur noch Unterholz vorhanden. Sollte die Zeit, wo die Schweiz Grosses hervorbrachte — meistens freilich wider ihren Willen, zu ihrer eigenen Verwunderung — endgültig vorbei sein? Vielleicht darf uns doch der Gedanke, dass der Boden der Schweiz immer wieder solche Bäume trägt, in unsrem gegenwärtigen Elend Hoffnung für die Zukunft geben.

Enthüllungen, die zeigen, wie es steht. In unserem schweizerischen Leben steht es immerfort schlecht, sehr schlecht, sofern wenigstens das öffentliche Wesen in Betracht kommt; denn im Stillen und unoffiziell regt sich ja viel neues, edles Leben und Streben. Aber eine gewisse Gesellschaft und die von ihr getragenen Einrichtungen sind bei uns, wie fast überall, faul bis aufs Mark. Das Schlechte und die Schlechten herrschen. Die Luft ist namentlich angefüllt von Lüge, was ja nicht hindert, dass es vielen darin ganz wohl ist und auch Bessere sich an die verdorbene Luft so gewöhnt haben, dass sie kaum mehr merken, wie verdorben sie ist. Wir treiben einem zweiten (oder dritten) Akt des Gerichtes entgegen. Vorläufer davon sind gewisse Enthüllungen, die von Zeit zu Zeit den Untergrund und Hintergrund unserer Gesellschaft zeigen. Wir wollen heute nur drei solche, als Beispiel für viele, vorführen, das Dritte, weil es für uns Schweizer eine besondere Bedeutung hat.

1. **Unsere Armee und die Unabhängigkeit der Schweiz.** (Zur Bircher-Affäre). Die Affäre Bircher ist von ganz weittragender Bedeutung. Oberst Bircher, hiess es, sei mit dem Hitlerputsch in Verbindung gestanden, habe dafür grosse Geldsummen aus der Schweiz geliefert, habe sich auch sonst an den Plänen derer um Ludendorff, Hitler und Genossen beteiligt; auch seien Gelder, die der „Evangelische Kirchenbund" gesammelt, zum grossen Teil in die Kassen der deutschen „vaterländischen Verbände", das heisst der mehr oder weniger geheimen Organisationen zur Herbeiführung des Revanchekrieges und Wiederaufrichtung der Monarchie geflossen.

Inzwischen sind diese Anschuldigungen in der Oeffentlichkeit auf ihre Stichhaltigkeit geprüft worden. Einiges ist sofort als falsch erwiesen worden, so die behauptete Verwendung der vom Kirchenbund gesammelten Gelder. Anderes, Schwerwiegendes, hat kein Dementi erfahren, so z. B. der Beitrag der vereinigten Kantonalbanken an den Hitlerputsch. Wir hätten, wenn dies Tatsache ist, für Hitler indirekt Steuern bezahlt! Die Verteidigung Birchers durch den Vertreter des Bundesrates liess durchblicken, dass vieles geschehen ist, von dem man in diesen Kreisen lieber schweigt. Es sah alles stark nach Verwedelung aus. Und dann ist durch Nationalrat Schneider neues Anklagematerial dazu gekommen, das nicht widerlegt worden ist und von dem man nicht den Eindruck hat, dass eine Gerichtsverhandlung es dementieren werde.

Wenn man also alles Uebertriebene von vornherein abzieht und für Anderes den Ausgang des Prozesses gegen Schneider abwartet, bleibt doch Einiges übrig, das seine Bedeutung hat.

Einmal scheint sicher zu sein der intime Verkehr Oberst Birchers mit deutschen Generälen und zwar wahrhaftig nicht mit Deimling und Schönaich. Solche Generäle seien gelegentlich monatelang bei ihm zu Gaste gewesen. Ganz sicher ist ja auch, ohne dass eine „Affäre" uns darüber belehrte, dass zwischen unsern reaktionären Kreisen und denen des Auslandes ein ganz enger geistiger Zusammenhang besteht. Darüber darf sich niemand täuschen. Weist dann nicht die Affäre Bircher, stehe es mit ihr, wie es wolle, auf die fundamentale Tatsache unserer schweizerischen Lage hin, dass wir in Bezug auf unsere „Sympathien" bis auf den Grund getrennt sind? Es ist doch dieser Oberst

Bircher — wenn ich nicht ganz irre — der während des Krieges öffentlich zur kriegerischen Parteinahme für Deutschland aufforderte, und es ist dieser Oberst, der es ganz am Platz fand, wenn Soldaten aus den Urkantonen an der Westgrenze eine alte Rechnung begleichen wollten.[1] Und nun bedenke man, was es für den Kriegsfall heissen wollte, wenn wir mit einer solchen Armee ausrücken müssten! Auch wenn man — wie wir ja gern glauben wollen — Bircher nichts vorwerfen kann, was direkt Landesverrat wäre und strafrechtlich geahndet werden müsste, so besteht doch das Misstrauen, und zwar nicht bloss gegen Oberst Bircher, sondern gegen die ganze Kaste, zu der er gehört. Wie wird durch diese Affäre auf alle Fälle jene Wahrheit bekräftigt, die Ceresole so stark betont hat: dass schon unsere nationalen Verschiedenheiten uns nur in der vollkommenen Abwendung von jedem Gedanken an Krieg unsere Sicherheit finden lassen.[2])

Aber diese Sache hat noch einen andern Sinn. Unsere Armee wird uns immer als der Hort unserer Unabhängigkeit hingestellt, und neben ihr Gott nur so pro forma noch schüchtern genannt; die Militaristen aber geben sich als Träger des Patriotismus. Oberst Bircher ist bekanntlich einer der Gründer und Leiter der „Schweizerischen vaterländischen Vereinigung". Er hat am Aarauer Schützenfest eine Hauptrolle gespielt, hat dort die 1500 Akademiker berednert und uns andere als vaterlandslose Gesellen stigmatisiert. Er ist ein Hauptinspirator unseres neuen Militarismus; er hat die Obersten scharf gemacht und ist wohl der geistige Vater der „neuen Truppenordnung". Und nun, wie steht es mit diesem „vaterländischen Gesellen" und mit dem Schutz der Unabhängigkeit der Schweiz durch ihn und seinesgleichen? Auch wenn wir, wie gesagt, annehmen, das Gröbste, dessen man ihn anklagt, sei unwahr, so bleibt doch seine ganze enge Verbindung mit dem deutschen Militarismus und Monarchismus. Sieht das stark nach Schutz der „Unabhängigkeit der Schweiz" aus? (Nebenbei: zum sog. „Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz" wird Bircher wohl auch gehören?) Und wie wundervoll ists, dass nun ausgerechnet die Schweiz, die einst eine Unruhe für das reaktionäre Europa war, durch diese Herren — wenn nicht gerade durch strafrechtlich fassbare Taten, so doch durch ihren ganzen Geist und ihr ganzes Gehaben — in den Verdacht kommt, die Wiederaufrichtung von Monarchien zu fördern und zu finanzieren. O quae mutatio rerum!

Sollten da nicht vielen die Augen darüber aufgehen, wie heute die Schweiz beschützt wird, durch wen und vor wem, und wer heute die Schweiz vertritt?

Endlich ist noch daran zu erinnern, dass Oberst Bircher auch einer der Häuptlinge unseres schweizerischen Faschismus ist, der gegen den Sozialismus und die Arbeiterbewegung wütet. Und nun hat Schneider ausgerechnet ihm vorgehalten, dass er anno 1918, wo bekanntlich die politische Konjunktur anders war als heute, den Sozialdemokraten seinen militärischen Beistand angetragen habe. Diese Behauptung ist so paradox, dass man nicht leicht glauben kann, sie beruhe auf reiner Erfindung. Dann aber hätten wir auch für die innere Politik ein Beispiel, wie wenig Wahrheit oft in diesen Dingen herrscht und wie oft Leute, die am meisten zur Verhetzung der Parteien und Klassen beitragen, an ihre Sache am wenigsten glauben. Auch diese Erfahrung sollte dazu dienen, die Luft unseres öffentlichen Lebens zu reinigen.

2. **Die Bespitzelung von Schweizer Bürgern.** (Zum Fall M . . . .) Der Affäre Bircher, sei sie nun mehr oder weniger schlimm, reiht sich würdig die

---

[1]) Vgl. „Neue Wege" Septemberheft, S. 371.

[2]) Vgl. „Neue Wege", an der angegebenen Stelle.

Affäre M . . . . an.[1]) Beide zeigen, wie es mit uns steht. Auch die Affäre M . . . . enthüllt bloss, was wir schon lange wussten. Seit vielen Jahren werden Schweizer, die dem Bundesanwalt oder andern „hohen Herren“ nicht genehm sind, in dieser oder jener Form polizeilich überwacht. Ich könnte davon manches erzählen, was sich auf mich und meine Freunde und Gesinnungsgenossen bezieht, zum Teil Erlebnisse aus der allerneuesten Zeit, Schnurriges und Ernsthafteres. Und da gibt es noch Leute, die meinen, wir sähen die schweizerischen Zustände zu schwarz, es sei doch alles bei uns nicht so schlimm, sondern recht schön und gemütlich. Während wir uns Tag und Nacht abquälen für unser Volk und auch für den weiteren Kreis menschlicher Beziehungen; während wir um unseres Eintretens für eine wirklich unabhängige Schweiz willen die schwersten Opfer und Leiden auf uns nehmen; während wir rastlos und mit Erfolg tätig sind, den Ausbruch des Bürgerkrieges zu verhindern und durch unsern Kampf gegen Gewalt und Bolschewismus uns die Arbeiterschaft entfremden; während wir mit Christus uns dorthin wagen, wo er sonst nie hingetragen wird, umschleichen uns Spione jener Patrioten, die innerlich dem Ausland verkauft sind, sitzen bornierte Menschen in Gestalt von niederen und höheren und allerhöchsten Polizisten, den Kopf in den Händen, in ihrem Bureau oder im Kreise ihrer Jassfreunde und grübeln tiefsinnig darüber nach, was für unergründilche Schlechtigkeiten wir wohl wieder planten. Denn sie können nur an die Schlechtigkeit glauben!

Ich habe diese Dinge seit vielen Jahren ertragen, ohne dass sie mir persönlich schwer gemacht hätten. Man ist dabei ja in der besten Gesellschaft aller Zeiten. Aber leid tut mir das alles immer wieder um der Schweiz willen. Wohin wird es auf diesem Wege kommen? Und was für eine Gesellschaft von mehr oder weniger führenden Politikern und Journalisten, Stadträten und andern Räten hat diese Affäre M . . . . aufgedeckt! „Sumpf“ ist dafür noch ein zu schöner Ausdruck.

3. **Wie die Militaristen miteinander verbunden sind.** Eine Ergänzung zu dem durch den Fall Bircher ins Licht allgemeiner Aufmerksamkeit gerückten Internationalismus der Reaktionäre bieten die folgenden Dokumente. Während die Völker meinen, ihre heiligsten Güter verteidigen zu müssen, betreiben ihre „Führer“ den Millionenmord als einen Sport oder teilen den Profit ihrer Munitionslieferungen. Aber sie können tun, was sie wollen: mundus vult decipi, ergo decipiatur (die Welt will betrogen sein, darum lasst sie uns betrügen).

a) Der deutsche Wahlkampf enthüllte mancherlei. In demokratischen und sozialdemokratischen Blättern ist namentlich Admiral von Tirpitz, der an der Spitze der deutschnationalen Reichstagsliste steht, angegriffen worden. Nun liess Tirpitz, um sich Reklame zu machen, einen Brief veröffentlichen, den während des Krieges, im März 1916, der englische Grossadmiral John Fisher an seinen deutschen „Kollegen“ geschrieben hat:

Lieber alter Tirps!

Nun sitzen wir beide im gleichen Boot! Wie lange waren wir nicht Kollegen, alter Knabe! Aber mit den Schlachtkreuzern waren wir Euch über, und ich weiss, dass Sie beschworen, mir nie zu verzeihen, als Sie auf den Grund gingen. „Blücher“ und von Spee mit seiner ganzen Schar!

Kopf hoch, alter Junge! Sagen Sie „Retour“. Sie sind der einzige deut-

---

[1]) Für ausländische Leser sei bemerkt, dass es sich um einen Beamten der Stadt Zürich handelt, der als Leiter der Fürsorge für die Arbeitslosen unter Verwendung städtischer Gelder und Teilnahme städtischer Behördemitglieder eine Spitzelzentrale gründete, die gewisse sozialistische Mitbürger überwachte.

sche Seemann, der sich auf den Krieg versteht! Töte deinen Feind, ohne selbst getötet zu werden! Ich tadle Sie nicht wegen des Unterseehandwerks! Ich würde selbst das gleiche getan haben, aber unsere Idioten in England wollten mir nicht glauben. Wohlan denn!

Der Ihrige, bis die Hölle gefriert!

26. März 1916. Fisher.

b) Hier (d. h. in Berlin) erregt die Nachricht des „Daily Mail" grosses Aufsehen, wonach in den nächsten Tagen vor einem deutsch-englischen Gerichtshof ein Prozess zur Verhandlung kommen wird, in welchem die Firma Krupp gegen die englische Firma Vickers Klage erheben wird wegen Zahlung einer Tantième auf Granatenzünder, die die Firma Vickers während des Krieges für die englische Armee hergestellt hat. Krupp verlangt Tantièmen von 1 sh. 6 p für jeden Zünder, sowie 5 % Zinsen. Die Klage stützt sich auf ein Abkommen, das zwischen der Firma Krupp und der Firma Vickers im Jahre 1902 abgeschlossen wurde.

Zu dieser Meldung bemerkt der „Vorwärts", durch diese Granaten seien in den Kämpfen an der Somme, in Nordfrankreich, an der Marne 1918 und bei den Rückzugskämpfen hunderte von deutschen Soldaten getötet worden. Die hochpatriotische Firma Krupp lasse sich für jeden Schuss, der auf einen deutschen Soldaten gerichtet war, noch Tantièmen bezahlen. Es müsse ein erhebendes Gefühl für die deutschen Mütter sein, zu wissen, dass die schwerindustriellen Firmen noch heute sich an den Gewinnen des Feindbundes bereichern. Dabei nennen sich diese Kreise, die den Profit vor das Vaterland stellen, Deutschnationale.

Katholizismus und Krieg. In unserem Kampf gegen Krieg und Militarismus stossen wir in der katholischen Presse auf einen ganz besonders bösartigen Widerstand. Bei Artikeln dieser Art, wie sie etwa das „Bündner Tagblatt" oder das „Aargauer Volksblatt" — um nur zwei Beispiele für viele zu nennen — letzthin über den Zivildienst gebracht haben, muss man sich fragen, ob die Dummheit oder die Gemeinheit grösser sei. Wir werden, wenn wir können, dieses Thema: „Katholizismus und Krieg" einmal gründlicher aufnehmen. Inzwischen aber muss betont werden, dass dieser offenbar in Machtpolitik und Bequemlichkeit geistlos gewordene Katholizismus, wie er uns in der Schweiz leider ganz überwiegend entgegentritt, nicht der ganze Katholizismus ist. Schon in Deutschland sieht es anders aus. Dort ist im Katholizismus gegenwärtig fast mehr frisches und vorwärtsweisendes Leben als im Protestantismus, zum mindesten soweit die Kirchen in Betracht kommen. Ein Beweis dafür ist u. a. dieses Flugblatt der katholischen „Grossdeutschen Jugend" vor dem nun wieder wir Protestanten beschämt stehen.

Das Flugblatt lautet:

Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt,
Und das ist der Sieg, der die Welt überwindet,
unser Glaube. (1. Joh. 5, 4.)

Völkerversöhnung! Zehn Jahre voll Grauen, Schrecken und Not liegen hinter uns! — — Die Geschichte der Menschheit zeigt immer dasselbe Wechselspiel: Kampf und Sieg, Krieg und Friede und — Knechtung und — wieder Kampf. „So war es — so wird es sein!" — — Darum wird weiter sein Krieg, Hass, Rache, Not, Bekümmernis und Völkermorden!

Christus! „Hie Christus — hie Belial" ist Kampfruf. Stehen wir zu Belial?! — Dann ist die Antwort der Geschichte richtig. Sie bedeutet Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Untergang. Die Drohung: „Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen!" wird sich am Abendland erfüllen.

Schon glimmt still, aber stark der Hass in den Massen und der Gedanke der Rache wird immer offenbarer.

Wo ist unser Christentum? Warum raffen wir uns nicht auf? Warum geben wir uns stumpfem, sensationslüsternem Massentum hin?

„Hie Christus — hie Belial!?“ Stehen wir zu Christus? — Dann wird die Antwort der Geschichte zur Lüge. Weil wir dann glauben an einen Aufstieg der Menschheit, an die Macht der moralischen Gewalt über die Macht der Kanonen, weil wir glauben an die Ueberwindung des Hasses durch die Liebe, an die Einheit des Menschengeschlechtes und an die Gottesliebe und die Erhaltung und Regierung der Welt durch Gott.

Die Grossdeutsche Jugend geht in der Kriegsfrage den konsequenten Weg, sie verweigert den Kriegsdienst aus dem Gebote Gottes heraus. Unsere Stellungnahme ist folgende: Alles kommt darauf an, aufzuzeigen, dass der moderne Krieg sündhaft, also unerlaubt ist, also von keiner Regierung gültig befohlen werden kann, also von niemanden mitgemacht werden darf, also dass Kriegsdienstverweigerung nicht nur erlaubt, sondern Pflicht ist.

In unserem Beweisgang unterscheiden wir deutlich: Jeder Krieg ist unchristlich, im Sinne eines ganzen, restlos vollendeten und verwirklichten Christentums, — und der moderne Krieg ist ohne Zweifel unsittlich, sündhaft, unerlaubt. Wir halten also unchristlich und unsittlich scharf auseinander. Für den Fall, dass ein Krieg in seinen näheren wie entfernteren Ursachen als Angriffs- oder Abwehrkrieg nötig und berechtigt, also gerecht ist und dass gleichzeitig die Art der Kriegführung in Gesinnung und Mitteln nicht gegen Vernunft, Sinn und Zweck, Rangfolge und Verhältnis der Güter und Werte, also gegen Gott, Naturgesetz und Sittlichkeit verstösst, — für den sehr seltenen Fall ist der Krieg nicht unsittlich, ist und bleibt er aber unchristlich in obigem Sinne, lassen Christus und die Kirche ihn nur zu, weil sie den Menschen Spielraum lassen zwischen Mindest- und Höchstmass, weil sie das Höchstmass von Liebe, Grossmut und Verzicht nicht zur Pflicht machen. Aber das sollte wenigstens von christlichen Parteien und Staaten verlangt werden, was Origenes schon vom heidnischen Staate verlangte, dass sie Christen nicht verwehren, das Höchstmass an Liebe und Feindesliebe zu üben, mit anderen Worten: den Christen nicht den Kriegsdienst befehlen. Wie zum Beispiel: Durch die allgemeine Wehrpflicht.

Unsere Forderung geht von der naturgesetzlichen Unsittlichkeit und Unerlaubtheit des modernen Krieges aus. Der moderne Krieg ist ein Allruinmittel, und es gibt kein Naturgesetz und kein göttliches Gesetz, das die Anwendung eines solchen Allruinmittels erlaubt. Wenn der moderne Krieg erlaubt sein soll, dann hat der Grundsatz gesiegt, dass der Zweck die Mittel heilige, dann sind wir mit Gott und allem, was Menschlichkeit und Geistigkeit heisst, zu Ende. Dann haben wir keine Kultur mehr, sondern nur noch Gemeinschaftsinstinkte mit Raubtieren und Kannibalen.

Denen, die glauben, die Geschichte der Kirche stehe dem entgegen, sei nur ein Zeuge angeführt, der Jesuit Cathrein. Er fordert in seiner „Moraltheologie“ als Bedingung für die Erlaubtheit des Krieges, dass „auch die Kriegführung selbst sich in den gebührenden Schranken der Gerechtigkeit und Liebe halte.“

Schranken der Gerechtigkeit und Liebe! Es gibt nicht eine einzige Schranke, die der Krieg nicht zerbricht.

Alle Schranken göttlicher Ordnung, der Vernunft und des Gewissens werden zerbrochen, es gibt kein Gebot, das nicht umgestossen und in den Kot getreten wird. Und das alles billigt ihr, wenn ihr den modernen Krieg billigt!

Es gibt keinen wirklichen Moralisten, der die Kriegsdienstverweigerung nicht im Grundsatze forderte. Aber: warum hat man sie nicht laut verkündet, gepredigt von allen Kanzeln und in allen christlichen Zeitungen? Da wäre

ein Krieg unmöglich gewesen. Da würde jeder kommende unmöglich werden. Aber man fürchtete, statt das Urteil Gottes, das Urteil der Menschen und Parteien.

Wir, katholische Jugend, erwarten, dass unsere geistlichen Führer sich rückhaltslos für die Völkerversöhnung einsetzen, denn sie sind Jünger Christi und dürfen sich nicht schuldig machen, dass viele an ihnen irre werden und — durch sie an Christus und seiner Lehre.

Wir, katholische Jugend, fordern von der Regierung, dass sie ehrlichen Friedenswillen zeigt, dass sie unzweideutige Verständigungs- und Friedenspolitik macht, dass sie endlich den tiefsten Willen des Volkes tut, dass sie das Volk stützt, dass sie das Volk durch ihre Handlungen nicht dem Grosskapital und unverantwortlichen Kriegshetzern preisgibt! Eine Regierung, die diese Grundforderungen nich unbedingt gewährleistet, bietet keine Sicherheit, dass sie das Volk nicht in noch grössere Not führt.

Wir, katholische Jugend, fordern von unserer Presse, dass sie sich nicht missbrauchen lässt, dass sie sich überhaupt umstellt, dass sie insbesondere Mittel und Wege weist zu einem wahren Völkerfrieden. Das Zerhacken der „Tagesereignisse“ und das Vorsetzen dieser Kost an die Leser dient der Völkerversöhnung nicht. Damit werden die Herzen vergiftet und Völkerhass, Klassenhass und Parteihass gesät. Welch wertvolle Dienste könnte die Presse der Völkerversöhnung leisten!

Wir, katholische Jugend, rufen Dich Volk, Euch Väter und Mütter, Brüder und Schwestern! Wir glauben an eine Völkerversöhnung. Wer uns diesen Glauben raubt, der raubt uns unseren Glauben an die Kraft des Christentums und an Christus selbst. Höret auf die Stimme des Gewissens! Schauet auf Christus! Er ist Führer!!! Lasset Euch nicht zu Hass und Rachegelüsten missbrauchen! Glaubet nicht, dass die Völker sich hassen! Aber einzelne Mächtige hassen sich! Geschickt wissen sie durch allerlei Mittel Teufelsgeist in Eure Seele zu träufeln. Wir warnen Euch! — Reichen wir über alle und alles hinweg den Völkern die Hand zum Frieden!

Wir gehen neue Lebenswege! — Wir stemmen uns dem Hasse entgegen; wir weigern den Kriegsdienst; wir widersetzen uns der Verführung und dem Missbrauch der Masse und reden laut und eindringlich, damit sich die Gewissen rühren, der Mensch sich auf sich selbst besinne und nicht der Spielball teuflischer Kräfte werde. Gegen die Gewalt setzen wir Gewaltlosigkeit! Die letzten Forderungen unseres Handelns kennen wir! — Noch gibt es Ideale! — In der Stunde der Entscheidung — die kommen wird — soll sich die Kraft des Glaubens an unsere Ideale, an Christus erproben! Bereit müssen wir sein zu opfern, und, muss es sein — unser Leben zu opfern!

Grossdeutsche Jugend.

Volkshochschulheim für Mädchen.

Casoja, Valbella, oberhalb Chur, 1500 m über Meer.

Dänemark ist das Ursprungsland der Volkshochschule. Volkshochschulkurse sind auch in unserem Lande nichts unbekanntes mehr, aber vielfach entsprechen sie nicht dem eigentlichen Sinn und Geist der Volkshochschule. Sie vermitteln mehr Wissen und Kenntnisse, während der Grundgedanke der nordischen Volkshochschulen der ist, die im Menschen ruhenden geistigen und seelischen Kräfte zu wecken, ihm die Augen zu öffnen für die grossen Menschheitsfragen, in ihm den Willen zur Arbeit an sich selbst zu stärken, damit er seine Aufgabe an Volk und Menschheit erfüllen könne.

Diesem Zwecke möchte Casoja dienen und eine Stätte werden, wo junge

suchende Menschen, verbunden durch gemeinsame praktische und theoretische Arbeit zusammenleben und sich auf sich selber besinnen können.

Das Heim steht für folgende Zwecke zur Verfügung:

1. Volkshochschulkurse auf hauswirtschaftlicher Grundlage für Mädchen.
2. Ferienkurse für Mädchen.
3. Ferienkurse verwandter Bestrebungen.

Eine weitere Ausgestaltung der Arbeit ist vorgesehen.

1. Volkshochschulkurse auf hauswirtschaftlicher Grundlage.

Diese Kurse finden nach Bedarf statt. In der Regel im Frühjahr und Herbst. Sie dauern drei Monate. Mädchen, die sich nicht so lange frei machen können, werden auch für zwei Monate aufgenommen.

Die Kurse sind hauptsächlich für Mädchen bestimmt, denen es nicht möglich ist, andere Haushaltungsschulen zu besuchen. Die Kurse sollen aber nicht auf eine Volksklasse beschränkt sein, sondern stehen allen Mädchen offen, die gewillt sind, in gemeinsamer praktischer und theoretischer Arbeit tiefer einzudringen in die Aufgaben des Lebens, in dem Bewusstsein, dass sie als Mädchen, Berufsarbeiterinnen oder als zukünftige Hausfrauen und Mütter eine Menschheitsaufgabe zu erfüllen haben.

Die Kurse umfassen in der Regel:

a) theoretische und praktische hauswirtschaftliche Arbeiten: Kochen, Putzen, Waschen etc.
b) häusliche Krankenpflege mit praktischen Uebungen.
c) Besprechungsstunden über ethische Fragen, mit einleitenden Referaten der Lehrerinnen oder Schülerinnen, freie Aussprache.
d) Bürgerkunde oder Erziehungsfragen.
e) Einführung in Abschnitte der Geschichte oder Literatur.
f) Handfertigkeit und Handarbeiten.

Das Kursgeld wird den Verhältnissen angepasst und wird von Fall zu Fall bestimmt. Es kann auch ganz erlassen werden. Der nächste Kurs findet vom 10. Mai bis 4. Juli statt.

2. Ferienkurse für Mädchen.

Casoja steht vorläufig vom April bis Oktober Mädchen vom 16. Altersjahre an für ihre Ferienzeit offen.

Von Anfang Juli bis Ende August finden Ferienkurse statt. Sie sollen den Mädchen neben körperlicher Erholung geistige Anregung bieten. Die Kurse dauern eine Woche, die Referenten wohnen in Casoja. Die Mädchen besorgen die Hausgeschäfte mit einer hauswirtschaftlichen Leiterin. In den Ferienkursen werden nur Mädchen aufgenommen, die die Kurse regelmässig besuchen wollen. Der Pensionspreis beträgt Fr. 4.50 für Mitglieder des Mädchenklubs Gartenhof, Fr. 5.— für alle andern. Mädchen, die mehr bezahlen können, werden gebeten, es zu tun.

3. Ferienkurse, Tagungen, etc. für verwandte Bestrebungen.

Casoja steht Jugendgruppen, Vereinen etc., die im gleichen Sinn und Geist wie Casoja arbeiten, zur Verfügung.

Anmeldungen sind an den Vorstand zu richten.

Weitere Ausgestaltung der Arbeit:

Winterbetrieb ist vorgesehen, besonders für erholungsbedürftige Mädchen, ev. auch Kinder und Frauen. Tuberkulöse werden nicht aufgenommen. Ev. hauswirtschaftliche Kurse von Januar bis April für aus dem Sanatorium entlassene Mädchen.

Nähere Auskunft über alle Bestrebungen durch den Vorstand:

Präsidentin: Frl. Gertrud Ruegg, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4. Vizepräsidentin: Frau C. Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4. Beisitzende: Frl. K. Honegger, Tödistrasse 45, Zürich 2. Aktuarin: Frl. M. Schwarzenbach, Kilchberg, Seewarte. Quästorin: Frl. M. Grob, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4.

Schulheim Habertshof.

Das Schulheim Habertshof ist ein Glied der Siedlung Habertshof bei Schlüchtern. Die Siedlung wurde vor 5½ Jahren aus der deutschen Jugendbewegung heraus geschaffen und steht in gemeinschaftlichem (sozialistischem) Betrieb auf evangelischer Grundlage.

Das Schulheim gibt im Sinne moderner Volkshochschulen jungen Männern Gelegenheit zur geistigen Ausbildung. Geistige Ausbildung bedeutet nicht vielerlei Wissenskram, sondern die Besinnung auf die Grundkräfte menschlichen Lebens und die Erfassung eigener Bestimmung im Lichte der Ewigkeit. In schlichtem, lebensnahem Unterricht will die Schule Verständnis für den Sinn alles Menschenlebens wecken und Wegweiser zu Christus hin sein.

Nicht durch verstandesmässigen Unterricht allein will die Schule arbeiten, sondern eine wahrhaftige Lebensschule sein. Das ist ja der Sinn der Volkshochschulheime gegenüber dem städtischen Volkshochschulwesen. Der Teilnehmer eines Kurses tritt für ein Vierteljahr nicht nur in die Hausgemeinschaft, sondern zugleich ein Stück weit in die Siedlungsgemeinde ein. Mit dieser verbindet ihn vor allem die praktische Arbeit, die er täglich vier Stunden lang leistet. Diese Arbeit darf nicht im Sinne von Spiel und Sport getan werden, sondern bedeutet ein Einsetzen der vollen Kraft für das Werk. Sie ist keine Lohnarbeit, die erst durch die Bezahlung mit der Person des Arbeitenden innerlich verbunden ist, sondern es ist Werk, das um seiner eigenen Notwendigkeit willen gern getan wird.

Im Heim waltet Familiengeist. Neben das Denken des Unterrichts trete das Gemüt. Spielabende und gemeinsame Wanderungen werden veranstaltet. Eine Hausandacht verbindet Sonntags die Glieder des Hauses und der Siedlung regelmässig. Die tiefste Verbindung, die gesucht wird, ist die Verbindung von Menschen, die sich im selben Zeichen Christi zur Gemeinde gerufen wissen.

Der nächste Kurs beginnt am 2. März und dauert bis zum 30. Mai 1925. Es ist wertvoll, wenn sich dazu der eine oder andere, der deutschen Sprache mächtige Ausländer meldet. Anmeldungen mit Angabe von Alter und Beruf sind sofort zu richten an Emil Blum, Schulheim Habertshof, Elm bei Schlüchtern (Hessen).

Programm des Frühjahrskurses 2. März bis 30. Mai 1925.

Kurse:

Gerhard Meyer: Das moderne Wirtschaftsleben.
Wirtschaftsgeschichte — Landwirtschaft, Industrie und Handel — ökonomische Probleme — sozialpolitische Probleme — Kulturelle Bedeutung des gegenwärtigen Systems — Kritiker des Systems — Möglichkeiten zur Weiterbildung und Ueberwindung der heutigen Wirtschaft — Die Bedeutung des modernen Kapitalismus im Gesamtschicksal der abendländischen Menschheit.

Emil Blum: Einführung ins Christentum.
Das Gewissen — Offenbarung in Jesus Christus — Die Ueberwindung des Gesetzes — Der Bussruf und die Verkündigung vom Reich Gottes — Mammon — Richtet nicht! — Gemeinschaft und Gemeinschaften im Lichte des Evangeliums — Religion und Kirche — Schwert und Kreuz — Der Kreuzestod Jesu — Die Gemeinde.

Der Kurs wird durch einen Begleitkurs ergänzt, der durch Bilder aus dem religiösen Leben der Vergangenheit den Hauptkurs veranschaulichen hilft:

Franziskus — Luther und Reformation — Bauernkrieg — Quäker —

Kierkegaard — Blumhardt, Vater und Sohn — Die religiös-soziale Bewegung — Das christliche Moment der deutschen Jugendbewegung.

Heinrich Schultheiss: Wahrheit und Irrtum in modernen Zeitströmungen. Naturalismus — Moralismus — Individualismus — Sozialismus — Aesthetizismus — Nationalismus — Antroposophie.

Im Laufe des Monats April wird ein Gastkurs für die Dauer von zwei Wochen stattfinden, der durch Spiel und Vortrag in den Geist bedeutender Meistermusik einführen wird.

Uebliche Tageseinteilung.

7—9 Uhr: Stille Lektüre nach Anleitung zur Vorbereitung und Verarbeitung der Kurse.
½ 10—½12 Uhr: Vortrag und Besprechung.
2—½7 Uhr: Praktische Arbeit in Haus, Garten und Feld.

Kosten.

Das Kursgeld beträgt für das Vierteljahr 50 Mark. Im Bedarfsfalle wird auf Antrag das Schulgeld auf 30 Mark ermässigt. Die Summe ist bei Beginn des Kurses zu entrichten.

Die Teilnehmer erhalten volle (veget.) Kost mitsamt den Zwischenmahlzeiten. Die Leibwäsche wird gewaschen und geflickt. Für sonstige Auslagen (Briefmarken, Aerztekosten und dergleichen) haben die Besucher des Heimes selbst aufzukommen.

Mitzubringen sind sämtliche Decken, Hausschuhe, solide Arbeitsschuhe, ein Arbeitsanzug. Die Leibwäsche muss mit vollem Namen gekennzeichnet sein. Der Anmeldung ist ein ärztliches Zeugnis beizulegen.

Nussbaum-Woche in Andeer, vom 26. Januar 1925 bis zum 1. Februar 1925. So schön der Monsteiner Kurs im letzten Sommer verlaufen ist, so hatte er doch den Nachteil, dass infolge der Sommerszeit nur sehr wenige Männer und Frauen, die das Land bebauen, dabei sein konnten. Und doch besteht gewiss auch im Bauernstande das Bedürfnis nach solcher Hülfe, wie sie das Zusammenleben in Monstein bot. Aus diesem Grunde wird auf Ende Januar des kommenden Jahres in der Gemeindestube Andeer (Bahnstaton Thusis) eine „Nussbaum-Woche" vorbereitet. Das will heissen, dass Fritz Wartenweiler für acht Tage nach Andeer kommt und hier in der Art, wie ers im „Nussbaum" zu Frauenfeld tut, mit uns lebt. Am Abend, der besonders für die Dorfbevölkerung bestimmt ist, erzählt er aus der Schweizergeschichte um 1848 (Jeremias Gotthelf und andere Wegweiser unseres Volkes). Am Vormittag wollen wir miteinander tiefe Fragen besprechen im Anschluss an das Leben und die Gedanken des uns noch so wenig bekannten Waadtländers Alexander Vinet. Die Nachmittage sind jeweils frei für Skifahren und Schlitteln. Singen und Spielen wird auch nicht vergessen.

Wir hoffen in Andeer, dass diese Veranstaltung vor allem von unserer Bauernjugend besucht werde. Aber auch wer sonst Zeit und Lust zum Kommen hat, ist herzlich willkommen. In unserem alkoholfreien Gasthaus haben wir Platz genug (Pensionspreis Fr. 4.—). Meldet Euch bis spätestens den 20. Januar an. Für jede Auskunft und Anmeldungen: Alfred Hübscher, Pfarrer, Andeer (Graub.).

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege", Sonntag, den 1. Februar, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 8. Referentin: Frau Clara Ragaz aus Zürich. Thema: Die Frau und die Welt der Gewalt. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen.

Von Büchern

1. Ein Buch von neuer Volksbildung.

Die Volkshochschule soll nicht eine neue Einrichtung oder ein neues pädagogisches System, sondern eine neue Beseelung des Volkslebens und in diesem Sinn ein Weg zu neuer Volksbildung sein. Wir denken sie uns alle nicht in erster Linie als Bildungsanstalt, obschon sie in Dänemark und anderswo ausschliesslich das ist und es unter bestimmten Umständen auch bei uns sein kann, ja muss, sondern als ein belebendes Prinzip, das überall inmitten des Volkslebens und auf allerlei Weisen seine umgestaltende Wirkung entfaltet. Namentlich scheint uns dazu die Schaffung neuer Gemeinschaft die oft einfach Beseelung und Belebung der alten Formen sein wird, zu gehören. „Bildung“ als Mitteilung von Wissen oder Kunst darf nie Selbstzweck sein, sondern hat ihren Sinn nur als Mittel zur Gemeinschaft und als Ausdruck davon. Dieser Sinn der Volkshochschule ist auf eine vorbildliche Weise (die aber natürlich nicht die einzig mögliche ist) in einem unserer schönsten Alpentäler, im Saanetal, im Berner Oberland, durch Herrn Pfarrer Otto Lauterburg und seine Freunde verwirklicht worden. Wenn man davon liest[1]) und hört, dann überkommt Einem ein Gefühl des Neides und der Freude zugleich, des Neides auf die Menschen, die inmitten eines solchen neuen Lebens arbeiten dürfen und doch zugleich der Freude darüber, dass so etwas möglich ist. Vielleicht das Schönste daran ist, dass man diese Arbeit bis jetzt mehr an ihren Früchten spürte, und dass nach aussen hin wenig davon die Rede war. Wenn ein solches Werk einen bestimmten Reifegrad erreicht hat, so ist es allerdings auch gut, wenn andere auch etwas davon vernehmen, weil das zur Anregung und Ermunterung dient; aber am schönsten ist doch immer, wenn man den Baum an seinen Früchten kennen lernt. Eine solche Frucht ist das Buch, das von dem „Bund von Heimatfreunden der Gemeinde Saanen“, der Vereinigung, die das ganze dortige Werk trägt, herausgegeben worden ist. Es sind Vorträge, die von Herr Pfarrer Otto Lauterburg an der vom „Gemeinnützigen Frauenverein von Saanen“ gegründeten „Frauen- und Töchterfortbildungsschule“ in Saanen und Gstaad gehalten hat. Ihr Titel lautet: „Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung“.[2]) Diese Vorträge enthüllen den innersten Sinn jener ganzen Arbeit. Sie sind nicht etwa als wissenschaftliche oder literarische Leistungen gedacht, sondern bedeuten etwas besseres: eine Herausarbeitung der Fragen, Aufgaben, Nöte, die unser Volksleben bewegen oder bewegen sollten, mit dem Versuch, dafür Antworten und Lösungen zu finden. Es ist alles sehr einfach, aber dafür lebenswahr, anschaulich, vom warmen Hauch der Liebe zu der Volksgemeinschaft, wie der einzelnen Menschenseele durchweht, dabei aber nicht etwa konservativ in jenem falschen Sinn, wie es Vertreter solcher Arbeit leicht werden könnten, sondern vorwärts weisend, frei, mit tapferer Kritik des Bestehenden, wo es falsch ist, aber immer positiv und aufbauend. In diesem Geiste werden so wichtige Themen behandelt wie z. B. das Hauptziel aller rechten Erziehung und Selbsterziehung. Die grossen Versuchungen für den Erzieher. Selbstbeherrschung. Wertung brüderlicher Gesinnung. Familienleben. Freundschaft und Liebe. Unsere Stellung zu fremder Schuld. Sitt-

---

[1]) Im Dezemberheft der „Schulreform“, die in Bern erscheint (Redaktion: Fritz Schwarz, Pestalozzi-Fellenberg-Haus), wird davon sehr anschaulich erzählt.

[2]) Druck und Verlag von Emil Müller in Gstaad (Kt. Bern).

licher Gebrauch des Geldes und der irdischen Güter. Frömmigkeit und Charakter. — Dabei kommen die Gedanken grosser und kleiner Erzieher und Führer der Menschheit in Form von sehr glücklich ausgewählten Charakterzügen und Aussprüchen reichlich zur Geltung. So eignet sich das Ganze recht dazu, ein Volksbuch zu werden. Besonders werden alle, die mit Erziehung zu tun haben, aus ihm als aus einem reichen Schatze schöpfen. Es wird auch gerade solchen, die eine ähnliche Arbeit wie jener Freundeskreis im Saanental tun möchten, ohne dafür viel geistige Mittel zur Verfügung zu haben, wertvolle Dienste leisten. Und um es noch einmal zu sagen: es offenbart und verkörpert den Geist, aus dem diese Arbeit getan werden muss. Es lebt darin etwas von Pestalozzis Art, und das ists, was uns not tut, nicht „Volkshochschulen" mit einem Haufen halbakademischer Vorträge über tausend und mehr Dinge. Glauben und Liebe, beide erneuert und für die neue Welt aus ihrem letzten Grunde quellend, das ist der Anfang und das Ende der neuen Bildung.

2. Ein Buch vom Kriege.

Einen stärkeren Gegensatz könnte man sich nicht denken, als zwischen diesem Buche von Lauterburg, das von Liebe und schaffender Arbeit redet und dem von Hermann Schützinger, das den Titel trägt: „Auferstehung. Eine Legende aus der Wahrheit des Krieges."[1]) Zwar verrät schon der Titel, dass der Gegensatz nur im Stoffe, nicht aber in der Gesinnung der Verfasser liegt. Denn Schützingers Buch schildert Hass, Tod, Zerstörung, schildert den Krieg; aber nicht um ihn zu verherrlichen, sondern um ihn zu bekämpfen. Er widmet sein Buch „den Toten des Weltkrieges aus allen [!] Armeen der Welt," „als ein Bekenntnis zum neuen Menschen." Ihn selbst hat das Erlebte, das er schildert, zu einem der tapfersten Vorkämpfer des deutschen Pazifismus gemacht.

„Kriegsbücher" sind ein wenig in Verruf geraten; aber diese Geschichte ist kein „Kriegsbuch". Einmal ist es, wie gesagt, nicht eine Verherrlichung des Krieges, sondern das Gegenteil. Sodann berichtet es geschichtliche Wahrheit, vom Verfasser selbst in all ihrer Furchtbarkeit erlebt. Und es berichtet diese Wahrheit auf eine Art, die es zu einer Tat und zu einem erschütternden Dokument des Menschenwesens macht.

Es handelt sich um jene furchtbaren Kämpfe, die sich in den Kriegsjahren 1914 und 1915 um den Besitz der Höhe des Ban-de-Sapt in den Vogesen, in der Nähe von Senones und St-Dié abspielten und tausende von Opfern kosteten — völlig nutzlose Opfer, die nur dem Ehrgeiz höherer Offiziere gebracht wurden; denn strategischen Wert hatten sie keinen. Jene Offiziere blieben ihrerseits weit hinter der Front in Sicherheit und hatten dort anderes zu tun — Leichteres! — während vorn die Soldaten und Unterführer litten und starben, in der Hölle des Krieges an Leib und Seele erstickten Diese Hölle des Krieges, die Treue und Bravheit des einfachen Soldaten, die Hochgesinntheit einiger jener Unterführer, vor allem die des Hauptmanns Nägelsbach, der zwischen dem Alten und dem Neuen tragisch in der Mitte steht und als ein Opfer seiner eigenen Seelengrösse und der Seelenkleinheit seiner Vorgesetzten fällt, aber als leuchtende Verkörperung menschlichen Adels sich aus dieser Hölle tragisch abhebt; im Gegensatz dazu die ganze Brutalität eines ihm vorgesetzten Führers, in dem sich neben einigem Guten das Schlechteste des alten Systems darstellt; dazu das frivole Treiben der höheren Offiziere — das alles wird so geschildert, dass man davon im Tiefsten bewegt ist und es nie mehr wird vergessen können. Man lebt diese Wochen und Monate des Ringens um den furchtbaren Berg völlig mit und wird mit den dargestellten Einzelpersonen, die mit wenigen Ausnahmen von der Kriegshölle verschlungen

[1]) Verlag von Ernst Oldenburg, Leipzig.

werden, gleichsam persönlich vertraut. Dass es sich aber in allem Wesentlichen um volle und genaue geschichtliche Wahrheit handelt, weiss ich durch das Zeugnis eines Mannes, der das alles entweder mitgemacht oder in nächster Nähe miterlebt hat. So haben wir an dieser Darstellung einen äusserst bedeutsamen Ausschnitt aus dem Riesengemälde des Weltkrieges, ja gleichsam diesen selbst in nuce. Und wir ballen zuletzt die Faust und sagen: „Fluch, dreimal und zehnmal Fluch dem Kriege. Nie wieder Krieg!"

Was an Romanhaftem dem Buche beigegeben ist, muss man übersehen und man kann es leicht. Die grosse Hauptsache ist jener geschichtliche Kern. Das Buch ist die Erfüllung eines Gelübdes, das der Verfasser inmitten seines furchtbaren Erlebens getan hat. Helfen wir ihm, dass es grösste Wirkung habe. Es zeigt sich an diesem Beispiel, dass diejenigen, die den Fluch des Krieges als Teilnehmer mitgetragen und daran innerlich aufs furchtbarste gelitten haben, dadurch befähigt worden sind, den Feind, den Krieg, mit einer Kraft und Leidenschaft zu bekämpfen, die uns anderen versagt bleiben muss. Das ist ihre Mission und ihr Lohn. L. Ragaz.

Zum neuen Jahrgang.

Ich möchte in diesem Geleitwort zum neuen Jahrgang nichts von den grossen Dingen sagen, die uns anliegen. Diese können das ganze Jahr hindurch zum Ausdruck kommen. Wir wünschen freilich, dass das immer reiner und voller geschehe, aber hier soll mehr von einigen geschäftlichen und technischen Dingen die Rede sein.

Um trotzdem mit etwas zu beginnen, was über diesen Rahmen hinausgeht, so möchte ich an das im Schlusswort zum letzten Jahrgang Gesagte anknüpfen und die Hoffnung aussprechen, dass es uns verliehen werden möge, noch etwas mehr ins Zentrum unseres Wollens zu gelangen, ähnlich und doch wieder anders als es zum Beispiel in dem Blumhardt-Jahrgang geschehen ist. Man kann das freilich nicht erzwingen, es muss ein Geschenk sein, aber wir dürfen wohl glauben, dass das, was in uns zur Aussprache und Verwirklichung drängt, uns nicht umsonst in Herz und Sinn gelegt sei. Daneben werden wir jene Arbeit fortführen, die die Leser kennen und bloss darnach trachten, sie immer besser zu tun. Ein starkes Hemmnis bildete seit langem die unmässige Ueberlastung der Redaktion, die sich für den jetzigen, einzigen Redaktor stets gesteigert hat, bis zum Unerträglichen. Er muss darum wieder um Verzeihung für viel Versäumnis bitten. Es ist seine feste Absicht, so weit die Hand, die über uns ist, es erlaubt, sich gerade für dieses Werk etwas freier zu machen.

Mitarbeit kann er deswegen nicht entbehren. Sie sollte im Gegenteil wieder reichlicher werden. Es besteht in dieser Beziehung mancherlei Vorurteil. Niemand soll meinen, dass es meinem Wunsche und Willen entspreche, wenn ich soviel selber schreiben muss. Am liebsten füllte ich die Hefte mit lauter Beiträgen anderer. Man möge auch nicht meinen, diese müssten stets die Form von langen

Aufsätzen haben, im Gegenteil, der beschränkte Raum der Zeitschrift lässt es als äusserst wünschenswert erscheinen, dass wir neben den langen (die ihr Recht behalten), mehr kürzere Arbeiten bringen und so für jedes Heft eine grössere Mannigfaltigkeit schaffen. Auch ganz kurze Artikel, Berichte, Besprechungen sind willkommen. Vollends soll man nicht glauben, diese Beiträge müssten glänzend geschrieben, geistvoll, formvollendet sein. Es kommt uns doch auch nicht auf die Form an. Sonst stünde es auch mit dem Redaktor übel. Besonders möchte ich immer wünschen, dass in den „Neuen Wegen" mehr freie Aussprache stattfinde. Dieser stehen sie immer offen, so weit irgend die Möglichkeit reicht. Sie sollen durchaus nicht bloss das Sprachrohr ihres Redaktors und seiner engeren Gesinnungsfreunde sein. Ich selbst sage meine Meinung rückhaltlos, aber ebenso sollen andere sie sagen dürfen. So ist uns allen am besten gedient.

Die Zeitschrift soll im übrigen nicht bloss um ihrer selbst willen geführt werden, sondern ohne Pedanterie einer Sache dienen. Von dieser Sache wollen wir künftig etwas mehr auch in der Form reden, dass darin unsere konkrete Arbeit erörtert wird. Wir beginnen damit schon in diesem Hefte. Aber unsere Sache erschöpft sich darin freilich nicht. Sie bleibt weltweit und mehr als dies: unendlich, wie der ist, dem sie dienen will. Darum bedarf sie auch der steten Selbstkritik und Erneuerung. Von dieser Sache meinen wohl etwa Einige, die die Minute mit dem Tag verwechseln, sie sei im Rückgang begriffen oder gar besiegt. Wir meinen im Gegenteil, dass sie erst im Kommen und trotz allen Kämpfen und Verdunkelungen in mächtigem und allgemeinem Aufstieg begriffen sei.

Dem entsprechend ist die Aufmerksamkeit auf unsere Zeitschrift in der letzten Zeit wieder sichtlich gewachsen und dies besonders im Auslande. Wir haben mehr Abonnenten als wir je gehabt. Das darf freilich die Freunde nicht lässig machen. Die Verhältnisse liegen so, dass wir 500 bis 600 Abonnenten mehr haben sollten, damit das Werk gesichert wäre. So müssen wir denn die Freunde dennoch bitten, die Ausbreitung der „Neuen Wege" zu einer ihrer stetigen Aufgaben zu machen. Es lohnt sich dies wohl umso mehr, als damit bis zu einem gewissen Grade auch unsere gemeinsame Sache ausgebreitet wird.

Ich mache noch einmal darauf aufmerksam, dass die „Neuen Wege" nun Sache einer „Vereinigung von Freunden der Neuen Wege" sind.[1]) Dass diese Gemeinschaft im letzten Jahre als solche noch so wenig zum Ausdruck kam, hing mit dem grossen Uebel der Ueberlastung ihrer Leiter zusammen. Es besteht

[1]) Ich mache wieder darauf aufmerksam, dass Präsident der Vereinigung Pfarrer R. Lejeune in Arbon, Kassierin Frau A. Künzler-Giger in Flawil ist.

alle Aussicht, dass das neue Jahr uns in Bälde eine Besserung bringt. Meine Hoffnung ist, dass unsere Arbeit mit der der Gruppen der „Aufbau-“ und „Neue Wege“-Leser immer mehr zusammenschmelzen und so die im übrigen sehr lose Organisation für unsere ganze immerfort wachsende Arbeit, Bildungsarbeit, Friedensarbeit, soziale Arbeit, literarische Arbeit entstehen werde. Mehr Einheit und Sammlung unserer ganzen Bewegung tut dringend not und keiner kann dies verkennen, wenn er nicht seinen individuellen Kreis höher schätzt, als die gemeinsame Sache.

Es ist keine leichte Sache, die „Neuen Wege“ zu redigieren. Wenn manche Umstände uns jetzt wieder günstiger sind, so bestehen manche ungünstigen fort. Wir bleiben, so sehr wir eine stille, friedliche Arbeit vorzögen, im Kampf. Darum stossen wir immer wieder Menschen ab, die sonst nicht ungern mit uns gingen. Daran können wir grundsätzlich nichts ändern. Doch ringen wir stets darnach, den Kampf in immer grössere Höhe zu heben. Im übrigen gibt es gottlob doch viele Menschen, denen am besten gedient ist, wenn sie wissen, dass sie mit der Wahrheit, das heisst: der vollen Aufrichtigkeit bedient werden. Das ist mehr, als wenn sie bloss das Echo ihrer eigenen Meinung vernähmen.

So empfehlen wir denn immer wieder unser Werk der Treue Gottes und der Menschen.

Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Probehefte dieser Nummer stehen gratis zur Verfügung. Wir bitten die Freunde, sie nach Kräften zu verbreiten.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Ludwig Köehler: Die Offenbarung des Johannes und ihre heutige Deutung. Verlag Schulthess & Cie., Zürich. 1924.

Arnoldo Bettalini: Colloqui. Verlag Tipografia Luganese, Lugano 1924.

Heinrich Kanner: Das Weltstrafgericht. Ein neuer Vorschlag zur Verhinderung von Kriegen. Verlag „Friede durch Recht“, Wiesbaden 1924.

Kaethe Moritz: Bertha v. Suttner. Ihr Leben und Wirken. Verlag „Friede durch Recht“, Wiesbaden 1924.

Werner Plaut: Antisemitismus. Maien-Verlag, Oberhof (Thüringen) 1924.

Anni Geiger-Gog: Neue Legenden vom hl. Franz. Verlag Frankenstein und Wagner, Leipzig 1925.

Eva Lombard: Brief einer Missionsärztin. Verlag der Kanaresischen Mission in Zürich, 1924.

Jakob Zollinger: Homunculus. Ein Drama in fünf Akten. Verlag Sauerländer & Cie., Aarau 1924.

Dieser Nummer liegt ein Postcheckformular bei zur Einzahlung des Abonnementsbetrages für das erste Vierteljahr.

Die Administration.

Spannung und Spannkraft.

„Tue das, so wirst du leben."
(Luk. 10, 28.)

„Von der Wahrheit lebend," so lautet der eine der Titel, die sich Echnaton wählte, jener merkwürdige ägyptische Pharao, der nach Arthur Weigall's Darstellung seines Lebens und Wirkens vor 3300 Jahren einen Gottesdienst des Geistes und der Wahrheit einführen und nur einen einzigen ungreifbaren Gott kennen wollte, die „Glut, die in Aton ist", die lebenspendende Kraft der Sonne. In einem wundervollen Psalm spricht er zu seinem Gott: „Du bist in meinem Herzen," und wenn er dann weiter ruft: „Man lebt durch Dich," so sind das nicht nur Worte. Er hat versucht, sein Leben nach seinem Glauben zu gestalten, von seiner Liebe zu Tieren und Pflanzen, der Treue zu seiner Frau, die ihm den ersehnten Sohn und Thronerben nicht schenkte, bis zur Weigerung, von der Waffengewalt seiner Heere Gebrauch zu machen, ob auch Aegypten dadurch alle auswärtigen Besitzungen verlor. Denn von der Wahrheit leben, das hiess für ihn in Liebe leben, gütig sein, niemandem weh tun.

Dieser Glauben und die Treue zu ihm kosteten Echnaton sein Reich; sein Leben zerbrach und sein Andenken wurde geschmäht als das „jenes Frevlers".

Wie es Echnaton ging, so geht es auch heute noch. Von der Wahrheit leben wollen, bedeutet, nicht leben können. Wir machen uns unmöglich in unserer Welt, wenn wir in allem nur der Wahrheit, d. h. nicht der Vergänglichkeit des Bestehenden, sondern der unvergänglichen Wahrheit dessen, was sein sollte, dienen und uns überall restlos von allem Schein, aller Unwahrheit und Ungerechtigkeit loslösen wollen. Wir fallen aus allem Staats- und Wirtschaftszusammenhang, aus unserem Familien- und Freundeskreise heraus.

Vor einiger Zeit wartete ich in einem kleinen Bahnhof auf den Zug. Es regnete und im Wartsaal sassen Menschen ringsum auf den Bänken den vier Wänden nach. Links neben mir, mit kleinem Abstand, sass ein alter zerlumpter Mann, ein Wanderarbeiter wohl oder auch Landstreicher. Da kam ein kleines drei- bis vierjähriges Mädchen mit seinem stattlichen Vater herein. Gleich bei der Türe begrüssten sie Bekannte, und während der Vater im Gespräch mit ihnen stehen blieb und nicht weiter auf das Kind achtete, ging es reihum und gab jedem der Dasitzenden sein Händchen. Ich bekam es so gut wie mein zerlumpter Nebenmann, dessen alte Runzeln die Freude des Kindergesichtes wiederspiegelten. Glücklicherweise merkte der Vater nichts, bis der letzte sein Patschhändchen bekommen hatte. Sicherlich hätte er die Kleine sonst zurückgerufen. Und

auch wenn er die Wahrheit, die sein Kind spürte, dass alle Menschen Brüder und zu gegenseitiger Freundlichkeit geschaffen sind, verstanden und es jenes Mal hätte gewähren lassen, dürfte er das Kind fortfahren lassen, wenn es später sein harmloses Kinderwesen fortsetzen, alles, was es hatte, mit allen andern teilen, alle Kinder, die kein warmes und helles Heim haben, zu sich mit heim führen wollte? Wenn es allen, Guten wie Bösen, sein Vertrauen schenken, Reinen wie Unreinen unbedenklich die Hand in ihre Hand legen wollte? Der Vater müsste bremsen, warnen — erziehen. Denn sonst käme das Kind nicht durchs Leben; sonst käme es folgerichtig dahin, wo St. Franziskus, der Bruder der Armen, stand, der nicht ruhig war, solange er nicht ärmer war als der geringste seiner Brüder.

Von der Wahrheit leben wollen, das ist die Geschichte des verschleierten Bildes von Saïs: es sehen, heisst sterben. Es ist die Geschichte des Gerechten in Stefan Zweigs „Die Augen des ewigen Bruders", der nicht Feldherr, nicht Richter, nicht Privatmann, nicht heiliger Einsiedler sein, der nur in namenloser Verlorenheit untergehen kann.

Und doch gab Gott uns das Leben! Hat er es denn nicht getan, damit wir es leben? Heisst es im Neuen Testament nicht gar: freuet euch allewege? Heisst uns Jesus nicht werden wie die Kinder, so unmittelbar, so unbesorgt und vertrauensvoll?

Es gibt Dinge, die gespannt sein müssen, damit sie ihre Spannkraft behalten. So auch wir Menschen. Wären wir nicht in der grossen Spannung zwischen dem Leben, das wir führen sollten, und der Tatsache, dass wir jenes Leben nicht führen können, so hätten wir wohl auch keine Spannkraft. Dunkelheit ist es, die uns scharf ausspähen lässt, und die Fragezeichen des Lebens machen uns nachdenken. Von dem überragenden Denker auf dem Throne der Pharaonen bis zu jenem kleinen Mädchen stehen wir immer wieder vor der Tatsache, dass es der Besten unter den Menschen und des Besten in jedem Menschen Begehren ist, von der Wahrheit zu leben, das heisst ins Praktische übersetzt, in Liebe, Freundlichkeit und Güte zu leben. Und daneben steht ebenso bestimmt die andere Tatsache, dass wir in einer grossen Spannung stehen; um der Zwiespältigkeit unseres eigenen Wesens willen und der Widerspenstigkeit der Welt um uns können wir das Leben der Wahrheit einfach nicht leben. Die beiden Tatsachen zeigen, dass Menschsein bedeutet, in zwei Welten leben, in der Welt der greifbaren Dinge und zugleich noch auf einem andern Plan, in einer andern Welt, die auch ist — wie könnte sonst ein Teil von uns, unser Bestes dort sein?

Die grosse Spannung ist also einfach da, und wir müssen sie hin-

nehmen, so sehr sie das Leben oft auch kompliziert macht. Wir müssen sie annehmen und sie uns zur Spannkraft für das Leben werden lassen, das wir hier auf Erden, auf dem Plan der greifbaren Dinge führen müssen, und das wir mit vollem Herzen führen sollen: freuet euch allewege und abermals sage ich euch: freuet euch!

Luk. 10, 27 fasst der Schriftgelehrte das Gesetz in die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten zusammen, und Jesus erwidert ihm: tue das, so wirst du leben.

Die Liebe zu Gott, der Halt an ihm ist der Quell unserer Spannkraft. „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Ohne die Kraftquelle, die auf dem höheren Plane, in Gott liegt, können wir nichts tun, nicht leben, werden wir vom Vergänglichen fortgeschwemmt, dessen mächtige Flut so schon über alles Leben aus Wahrheit dahinbrandet.

Wo aber Leben aus jener Kraftquelle gespeist wird, da ist auch scheinbarer Untergang nicht Tod. Wer weiss, wie viel von Echnatons in seiner Zeit unverstanden gebliebenem Denken und Glauben Saatkorn war, das Wind und Vögel verschleppten und das aufging, wo niemand seine Herkunft ahnte. Der 104. Psalm weist auffallende Aehnlichkeiten mit Echnatons grossem Psalm auf.

Ist die Liebe zu Gott der Quell, so ist die Liebe zu dem Nächsten die Auswirkung der Spannkraft. Ein Strom hat beides, die verborgene Tiefe, aus der er quillt und die offene Bahn, die er durchströmt.

Zündel sagt in seinen Bildern aus Jesu Leben einmal: „Der Heiland war ein Freund von Menschen, von Zusammensein und Zusammenleben. — Der Heiland wollte im Plural leben." Im Plural leben muss wohl mehr bedeuten, als nur kein Eigenbrödler sein, gesellig sein; es heisst wohl, mit andern so verbunden sein, dass wir in ihnen und sie in uns sind, dass da nicht mehr die Singulare: ich, du, er gelten, sondern der Plural wir, dass der Nächste uns wird wie unser Selbst.

Echnaton blieb zu sehr allein; daran zum grossen Teil scheiterte er. Wenn wir allein sind, dann sind wir den Schwierigkeiten eines Lebens der Wahrheit und Gerechtigkeit gegenüber ganz hilflos. Wir müssen auch im Plural leben, Gemeinschaft haben mit andern, uns gegenseitig lieben wie uns selbst.

Die Rätsel des Lebens bleiben, und gegen den Tod wächst kein Kraut. Aber durch Leben und Sterben finden wir unsern Weg, wenn jene beiden da sind, auf denen die Verheissung liegt: tut das, so werdet ihr leben, unser Anschluss an die Kraftquelle über den Erdendingen und die Auswirkung der Kraft durch uns in den Erdendingen, Gemeinschaft mit unsern Mitmenschen.

A. Bietenholz-Gerhard.

Unsere Bildungsarbeit.

(Fortsetzung.)

II.

So verstehen wir also, werte Freunde, unsere Bildungsarbeit, so weit ihr höchster und letzter S i n n in Betracht kommt. Welche G e s t a l t bekommt sie nun aber von diesem Sinn aus?

Um ihre Eigenart darzustellen, so weit uns dies jetzt schon möglich ist — denn wir sind ja selbst noch mitten im Kampfe darum — tun wir wohl gut, einen Blick auf a n d e r e Formen solcher Arbeit zu werfen, wie sie bei uns und anderwärts vorhanden sind.

Da ist die Bewegung der V o l k s h o c h s c h u l e, die auch bei uns nach dem Kriege rasch aufkam — ein bischen wohl unter dem Einfluss der Mode — nachdem sie vorher wenig Beachtung gefunden hatte. Auch wir haben diese Losung von der Volkshochschule zum Ausgangspunkt der ganzen Revolution der Bildung gemacht, die wir fordern. Aber das, was nun sich unter uns als Volkshochschule oft ziemlich breit macht, ist nicht geeignet, uns Freude zu bereiten. Es ist, weit davon entfernt, eine Umwälzung unserer Bildung einzuleiten, vielmehr ein Versuch, dieses alte System zu stützen, indem man ihm einen volkstümlichen oder doch volkstümlich sein sollenden Anhang gibt. Es treibt den Grundfehler des alten Systems: dass es ein Wissen vermittelt, welches den organischen Zusammenhang mit dem Leben verloren hat, auf die Spitze, indem es solches Wissen nun erst recht über möglichst viel Volk ausschütten will. Es vermehrt den andern Fehler, der aus jenem Grundfehler entstand, die Kluft zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten im Volke, indem es eine halb wissenschaftliche Bildung erzeugt, die ihre Träger nur ärmer macht, statt reicher, da ihnen die ganze Bildung, so wie sie diese verstehen, doch nicht zu teil wird. Vor allem aber besteht der gewaltige und fundamentale Irrtum dieser Bestrebungen darin, dass sie meinen, wir h ä t t e n überhaupt eine Bildung, die wir mitteilen könnten. Sie teilen diesen Irrtum mit unserem ganzen sogenannten Bildungssystem, mit unserer ganzen Schule; aber sie steigern ihn wieder, indem sie mit dem grossen Anspruch auftreten, Bildung über das Volk ausbreiten zu können.

Viel ernsthafter ist ein anderer Versuch, eine neue Bildung zu schaffen, d i e s o z i a l i s t i s c h e A r b e i t e r b i l d u n g. Sie entstammt dem Drange einer neu aufsteigenden Volksschicht, wir dürfen sagen: der für die Zukunft zur Führung bestimmten Volksschicht, einmal, sich das geistige Rüstzeug zu schaffen, das für ihren Befreiungskampf notwendig ist, sodann aber auch den durch tiefe Entbehrung geweckten Hunger nach den Gütern des Geistes zu stillen. Dieser Tatbestand verleiht den Bestrebungen der Ar-

beiterbildung von vornherein etwas, was der bürgerlichen Volkshochschule fehlt: eben den Zusammenhang mit dem Leben und der Lebensleidenschaft, und damit ein Ziel, eine Orientierung.

Trotzdem ist auch die Arbeiterbildung lange Zeit ganz falsche Wege gegangen. Auch sie ist in dem Wahn befangen gewesen, als ob wir schon eine Bildung besässen und sie uns bloss anzueignen brauchten. Als solche Bildung betrachtete der Arbeiter ohne weiteres das, was die bürgerliche Welt so nannte, das was besonders die Universitäten vermittelten, die Wissenschaft der Besitzenden und Geschulten, der herrschenden Klasse. Diesen Hort wollte er dieser entreissen, in der Meinung, dadurch selbst mächtig und reich zu werden. Dabei begegnete es ihm — wie das auch auf anderen Gebieten sein tragisches Los war — dass er von dieser Bildung der bürgerlichen Welt am allermeisten das annahm, was daran das Schlechteste war und was ihren Zerfall einleitete: ihren Intellektualismus, also ihre Ueberschätzung des blossen Wissens, des Wertes und der Tragweite der Wissenschaft überhaupt, dazu ihren Naturalismus, ihre sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung mit ihren Konsequenzen, dem Materialismus, Mechanismus und Nihilismus, der Vernichtung der Freiheit, der Seele, des Geistes, der sittlichen Werte, der Göttlichkeit des Lebens. Er übernahm, um es scharf, aber mit aller Wahrheit zu sagen, ihren tiefen Unglauben, ihre Entgeistung, Entseelung, Entgottung, deren Konsequenz jene Brutalität und Unmenschlichkeit sein musste, die dann im Weltkrieg und in dem ihn begleitenden Zusammenbruch dieser glänzenden Scheinkultur hervortrat und sich ganz besonders in der Rolle offenbarte, die die Wissenschaft und ihre Vertreter in diesem Vorgang spielten. Diese Konsequenzen, besonders dieser Nihilismus, der aus dem Scheinglanz dieser Wissenschaft und Bildung dem schärfer Sehenden deutlich genug entgegengrinste, verhüllte sich dem Arbeiter eine Zeitlang, weil er an dem Enthusiasmus seiner Hoffnung auf die neue Welt einen Ersatz für Seele und Lebensfeuer hatte, die jener Bildung verloren gegangen waren; er merkte nicht den tötlichen Widerspruch, in dem diese ganze Wissenschaft und Bildung mit der Weltanschauung, der sie entstammten, zu all seinem sozialistischen Glauben und Sehnen standen, jenen Widerspruch, den auf seine Art ein Tolstoi so klar und so prophetisch durchschaut hatte. Der festländische Sozialismus — in der angelsächsischen Welt war es ja anders — entnahm diesen Nihilismus der bürgerlichen Welt ebenso, wie etwa den Militarismus der Philosophie vom Kampfe ums Dasein, der nun im Bolschewismus seinen Fluch entfaltet. Er hat, wie gesagt, die volle Konsequenz dieses Nihilismus nicht an sich erlebt, aber dürfen wir sagen, dass er ohne Schaden an seiner Seele davon gekommen sei?

Nun ist also diese Kultur zusammengestürzt. Der Arbeiter weiss

nun, dass dort nichts für ihn zu holen ist. Weiss er es wirklich? Wir müssen jedenfalls zugeben und tun es mit Freude, dass die Arbeiterbildung seit einiger Zeit fast allgemein und besonders auch in der Schweiz auf bessere Wege gekommen ist. Sie hat in vielen ihrer Vertreter eingesehen, dass eine wahllose Ausschüttung von Wissensstoff buntester Art über den Proletarier in Form von Vorträgen und Büchern ohne Wahl ihm mehr Schaden als Nutzen bringt. Sie will etwas Gründlicheres und zugleich Organischeres leisten; sie greift zum Kurs; sie stellt die Ausbildung des Arbeiters für seinen Beruf und seinen sozialen Kampf in den Mittelpunkt. Aber so gern wir dies anerkennen, bleibt doch auch hier, wenn auch in anderer Form als vor jener bürgerlichen Volkshochschule und dem ganzen entsprechenden Bildungssystem, die Frage übrig: *Haben wir denn heute eine Bildung, die wir uns aneignen und Andern vermitteln könnten?*

Diese Frage stelle ich nun zuerst in ihrer ganzen Grösse auch vor uns hin und gebe auch sofort meine Antwort darauf: *Nein, wir haben eine solche Bildung heute nicht.* Das ist die gewaltige, allbeherrschende, revolutionäre Tatsache, vor die wir uns stellen müssen, wenn wir heute an Bildungsarbeit gehen. Es muss uns vollkommen klar sein, dass darin zunächst eine Art Naivität und eine Art Anmassung liegt. Es ist darin — wenigstens scheinbar — die Voraussetzung enthalten, als ob wir nach all dem Bankrott, den wir doch erlebt, eine Bildung besässen, also gerade das wertvollste und feinste der geistigen Güter nicht verloren hätten. Dem gegenüber behaupte ich, dass keiner unsere geistige Lage wirklich versteht und keiner in die Tiefe unseres Bildungsproblems schaut, der sich nicht diese eine grosse Tatsache völlig klar gemacht hat, dass wir heute zunächst keine Bildung mehr haben, die diesen Namen verdient. Wer anders vorgeht, der gleicht einem Manne, der mit einem eingebildeten Kapital an ein Unternehmen geht und bald dessen Zusammenbruch erleben muss. Nur wenn wir zunächst unsere ganze Verarmung einsehen, können wir den Weg zu neuem Reichtum finden. Wenn aber heute unsere Geschulten, die sogenannten Gebildeten, dem Volke Bildung bringen wollen, so gleichen sie einem Bankrotteur, der einen Taglöhner bereichern will. Das Volk ist immer noch gebildeter als sie. Wir haben keine Bildung, wir müssen zuerst eine suchen, eine schaffen — eine *neue* Bildung.

Wie können wir das?

Wenn wir diese Frage beantworten sollen, dann müssen wir, werte Freunde, uns wohl zuerst klar machen, wenn auch nur in Kürze, was denn der Bildung fehlt, die wir heute noch etwa fälschlich für eine solche halten, anders und besser ausgedrückt, warum wir denn heute keine Bildung haben.

Hier ist es mir nun wie eine Bestätigung unseres Ausgangspunktes, den wir ja bei der religiös-sozialen Bewegung genommen haben, wenn mir scheint, dass die ihr eigene Art die Dinge zu schauen auch an einfachsten und tiefsten das ganze Ungenügen und den daraus folgenden Bankerott der bisherigen Bildung erklärte.

Es fehlt dieser Bildung der religiöse Sinn. Es stosse sich keiner an dieser Formulierung. Sie bedeutet etwas, was wir bei einigem Nachdenken wohl alle zugeben müssen. Ich meine selbstverständlich nicht den Umstand, dass diese heutige Bildung nicht mehr einen religiösen Anstrich hat, dass sie nicht mehr unter der Vormundschaft der Kirche steht oder an irgend ein Dogma gebunden ist. Das zu beklagen liegt mir selbstverständlich fern. Aber ich meine, um es uns zunächst einmal ganz allgemein und doch tief genug zu sagen, dass diese Bildung keine Seele mehr hat. Und sie hat keine Seele mehr, weil sie nicht mehr aus dem Ewigen strömt, im Ewigen ruht, weil das Ewige nicht mehr unter uns lebendig ist. Das ist freilich meine Meinung, dass alle wahre Bildung im Ewigen wurzle, aus dem Ewigen wachse. Denn was ist eigentlich Bildung? Wenn wir dieser Sache auf den Grund gehen, wenn wir alle oberflächlichen Auffassungen davon abstreifen, also etwa die Verwechslung von Bildung mit Schulung, Gelehrsamkeit, Vielwisserei, dann stossen wir auf etwas, das ich wieder ganz einfach ein Heiliges nennen möchte. Und was ist dieses Heilige im Grunde? Wieder möchte ich die Antwort ganz einfach geben: es ist das Gute — das Gute in seinem Ursinn, seinem Urglanz. Bildung ist da, wo das Gute ist, wo das Gute sich verkörpert, wo das Gute die Dinge gestaltet und beherrscht. Das ist freilich eine sehr einfache Wahrheit, eine Wahrheit, die dem Geschlecht des letzten Zeitalters sehr fremd geworden war, die aber nun wieder wie die Sonne eines neuen „Sittentages“ (um mit Goethe zu reden) aufgehen wird. Wir dürfen uns für die Geltung dieser Wahrheit immerhin auf so grosse Zeugen berufen, wie Sokrates und Plato in der alten, Kant, Fichte und Schiller in der neuen Zeit, um von Christus nicht zu reden. Wir können uns aber auch persönlicher ausdrükken und die Frage, was denn Sinn und Kern aller Bildung sei, auch so beantworten: Sinn und Kern aller Bildung ist der Mensch. Alle Bildung hat schliesslich den Zweck, den Menschen zu schaffen, den wahren, ganzen, geistigen Menschen. Das ist das Zentralwort aller grossen Menschenbildner, es ist ganz besonders das Stichwort Pestalozzis. Was bedeutet aber der Mensch, der damit gemeint ist? Offenbar nicht bloss das den Sinnen sichtbare Geschöpf, das wir so nennen, sondern ein geistiges Wesen, ein Wesen mit eigenem Wert, mit dem Wert, den man philosophisch am ehesten durch das Wort von der „Persönlichkeit“ ausdrückt, also ein Wesen von absolutem, unedlichem Wert, etwas Heiliges, ja Göttliches; ein-

facher gesagt: eben die Fleischwerdung des Guten. Edle, gütige, heilige, unverletzliche, göttliche Menschlichkeit, das ist Bildung. Etwas anderes haben tiefere Geister nie darunter verstanden, etwas anderes k a n n man darunter im Ernst nicht verstehen. Sobald man mit dem Bildungsbegriff sich irgendwie der Tierheit nähert, löst er sich in sich selbst auf und zerfällt die ganze Welt der Kultur.

Das ists, was wir erlebt haben. Unsere Bildung hatte diesen menschlichen Sinn verloren. Sie hatte damit überhaupt den Sinn verloren. Sie wurde eine unorganische Masse von Kenntnissen; sie wurde Dressur für einen Beruf, der selbst immer mehr den Sinn verlor, es sei denn, dass das Geldverdienen ein solcher Sinn sei; sie wurde ein Anhang zu Besitz und höherer sozialer Lebensstellung; sie wurde auch etwa ein feinster Sport, der, wie so leicht ein Sport, zu einer Psychose entartete, die das Kennzeichen des sogenannten Intellektuellen ist. Sie wurde, wie ich schon einmal angedeutet habe, als leere Stätte ein Tummelplatz der Dämonen, der Dämonen der persönlichen Eitelkeit, der Genussucht, der Schwermut, der Gewaltanbetung. Denn wenn das Menschliche weicht, stellt sich das Unmenschliche und das Dämonische ein. Ich habe gezeigt, dass diese Wissenschaft und Kultur, weil sie Sinn und lebendige Seele verloren hatte, in Naturalismus, Mechanismus und Materialismus geriet und damit das eigentlich Menschliche und Göttliche, Geist, Freiheit, sittliche Werte und ewiges Leben (im weiteren Sinne) aufhob. Mit dem Menschen wurde die Bildung vernichtet und die dämonische Unmenschlichkeit, die plötzlich aus den längst des Heiligtums beraubten Tempelhallen dieser Kultur stürmte, bedeutete zugeich das Ende der Bildung.

Bildung ist das Gute; Bildung ist gütige, heilige Menschlichkeit. Das Gute aber ist das H e i l i g e, und das Menschliche fliesst aus dem G ö t t l i c h e n. Das Gute, wenn man es zu Ende denkt, führt zu einer Welt des Absoluten, Unendlichen, Ewigen; der Mensch, wenn man ihn zu Ende denkt, mündet in Gott. Von Gott aus wird der Mensch zum Menschen. Wir müssen, wenn wir Bildung ganz tief fassen wollen, auch noch hinzufügen: B i l d u n g i s t d a s G ö t t l i c h e i m M e n s c h e n w e s e n. Sie ist der Glanz von einem Uebermenschlichen, Heiligen, Ewigen her, der sich über das Menschliche verbreitet, sie ist der Adel, der von einer Welt des Geistes her ihm verliehen wird. Wo dieses Element waltet, da entsteht echte Bildung aller Art, adeliges Menschentum, Gutes und Güte, grosse Politik, seelenvolles Gesellschaftsleben, lebendige Kunst und Wissenschaft, ein edler Bildungsstil des ganzen Lebens. Aus diesen Tiefen strömt die grosse sittliche Kraft. Dass dieses Element uns verloren gegangen ist, das wurde der tödliche Mangel unserer Bildung; es wieder zu gewinnen wird darum die erste und grösste der Aufgaben sein. Wir werden bald wieder davon reden.

Ich möchte jetzt aber noch das Zweite hinzufügen, was ein Grundmangel dieser bisherigen Bildung war: sie hatte den s o z i a l e n S i n n verloren. Dieses Zweite hängt zunächst mit dem Ersten zusammen. Denn es ist schliesslich nur das Ewige, das die Menschen im tiefsten Grunde verbindet. Rein gesellschaftliche Ordnungen werden den Menschen nie im Innersten an den Menschen binden. Dafür hat er vor dem Menschen bloss als Menschen, ohne den Hintergrund des Heiligen und Ewigen, zu wenig Respekt. Wenn das Band des Ewigen sich löst, dann ziehen sich der Einzelmensch, auch die Einzelgemeinschaft (soweit es dann auch überhaupt eine solche gibt), das Einzelvolk auf sich selbst zurück. Sie werden egoistisch, sind nur auf das eigene Wohlergehen erdacht, raffen an sich, was sie können, stossen die Andern beiseite, beuten sie aus, lieben sie falsch oder hassen sie, vernichten sie vielleicht; die Gesellschaft fährt in Atome auseinander; der Materialismus wird zum Imperialismus, Kapitalismus, Militarismus und zuletzt zur grossen Kultur- und Weltkatastrophe, zur Götzendämmerung.

Unsere Bildung hatte keine bindende Kraft, weil ihr das Göttliche fehlte, aus dem allein auch das wahrhaft Menschliche fliesst. Sie kannte kein heiliges Gesetz mehr, das die Menschen geistig bindet, sie diente selbst keinem solchen Gesetz; sie war nicht erleuchtet von einem Heiligen aus der ewigen Geisteswelt her, sie war nicht Gottesdienst und nicht Menschendienst, sondern Götzendienst; sie diente sich selbst, sie verherrlichte sich selbst, sie diente auch den Götzen der modernen Welt, dem Geld, dem Machtstaat, dem Gewaltideal, dem Kriegsmoloch. Es entströmten ihr nicht jene Kräfte des Guten, Heiligen, die die Wildheit der natürlichen Triebe bändigen; sie lehrte die Menschen nicht zu einer geistigen Macht aufschauen. von woher dem Menschen jene E h r f u r c h t kommt, die vielleicht das stärkste und heiligste soziale Band von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk ist; sie fasste nicht die einzelnen Menschen und die ganze Völkerwelt zusammen zu einer geistigen Einheit, mit Einem Ziel, Einer geistigen Autorität. So wurde sie zu Chaos und Zerstörung; denn noch einmal: nur das Göttliche bindet den Menschen an den Menschen.

Aber wir können auch den umgekehrten Weg einschlagen und sagen: unsere Bildung musste zerfallen, w e i l k e i n e r e c h t e s o z i a l e G e m e i n s c h a f t m e h r v o r h a n d e n w a r. Einst, als es noch eine religiöse Gemeinde gab, gab es auch soziale Gemeinschaft, wenn auch noch so unvollkommene. Es gab etwas wie eine Dorfgemeinschaft, Stadtgemeinschaft, Volksgemeinschaft. Dann kam jene grosse Zerstörung durch das industrielle Zeitalter. Ob dieses auch mancherlei Gewinn bedeutet hat, dürfen wir hier dahingestellt lassen; jedenfalls hat es zunächst das organische Gemeinschaftsleben zerrissen. Es hat — um es stark vereinfacht auszu-

drücken — an seine Stelle die Klassentrennung gesetzt. Die allbeherrschende Orientierung wurde — wieder in etwas zu starker Abkürzung ausgedrückt — der Profit. Die Dorfgemeinschaft verwelkte, die Stadtgemeinschaft zerfiel, die Volksgemeinschaft zerriss. Sie halten zwar alle noch mehr oder weniger fest zusammen, aber mehr äusserlich als innerlich. Es fehlt die Seele, der geistige Zusammenhalt. Wir dienen nicht der Gemeinschaft, sondern — noch einmal — dem Profit. Es ist der Fluch des Kapitalismus, der dieses bewirkt hat. Er, nicht der Sozialismus hat die Gesellschaft in Klassen zerrissen, den Klassenkampf in ihr Zentrum gerückt.

Schon wegen dieser Zerrissenheit der heutigen Gesellschaft kann sie keine Bildung mehr haben. Denn sie hat keinen einheitlichen Sinn mehr. Eine blosse Klassenbildung ist aber keine wirkliche Bildung, weil ihr das Absolute, Ewige fehlt. Darum begleitet die Zerreissung der Gesellschaft in eine — wieder grob gesagt — Klasse der Herren und der Knechte, der Reichen und der Armen, eine Zerreissung in die Klasse der Gebildeten und die Klasse der Ungebildeten und die durch die einheitliche Volksschule und anderer Bildungsapparate kaum verhüllt wird. Was man so Bildung nennt, ist trotz allen Abmilderungen ein Privilegium des Besitzes. Das Volk ist zwar sehr viel geschulter, aber in einem tieferen Sinne ungebildeter als je. Eine einheitliche Volksbildung haben wir gar nicht. Und schon darum keine wirkliche Demokratie.

Ich behaupte aber, dass es überhaupt keine echte Bildung gibt ohne eine echte Menschengemeinschaft. Der Sklave, der aus echter Menschengemeinschaft hinausgeworfen ist, ist auch ein Barbar. Nur wo ein Mensch in einer Gemeinschaft irgendwie als Gleichberechtigter, oder sagen wir wenigstens: als Mensch, in seiner Würde als Mensch lebt, arbeitet, sein Haupt erhebt, gibt es wahre Bildung. Solche gab es darum in dem einstigen Bauerndorf, das noch viel mehr als das heutige eine Genossenschaft bildete. Alle Bauernkultur als solche hat hierin ihre tiefe Wurzel. Es gab auch eine städtische Bildung, die Bildung des Handwerkers und Kaufmanns, die Bürgerbildung, wurzelnd in der Ehre und Freiheit der Arbeit und in der Zusammengehörigkeit in einem einheitlichen Gemeinwesen. Das ist, wie gesagt, verwelkt und zerfallen. Und damit eine tiefe Wurzel der Bildung erstorben. Denn bloss in der Gemeinschaft wird der Mensch zum Menschen. Aus der Gemeinschaft und in der Gemeinschaft strömen jene Kräfte des Guten, die den Menschen erhöhen, erziehen, adeln. Im Anschluss an Gemeinschaft haben Individualität und Einsamkeit ihr grosses Recht, aber ohne sie müssen auch sie entarten. Wo die Gemeinschaft zerfällt, da wird der Egoismus frei und damit geht das Heilige verloren. Unsere jetzige Welt, wo die Gemeinschaft verloren ging, wird jene atomische Masse, jenes wirbenlde Chaos, in dem wir heute

leben. Aus der Stadt wird eine Häusermasse, aus dem Bürger der Einwohner, aus dem Volk der Pöbel, aus der Werkstatt der Fabrikraum, aus der Kirche und dem Zunfthaus das Wirtshaus und das Kino.

Unsere Bildung ist zerfallen, weil ihr die religiöse und die soziale Seele verloren gegangen ist. Diese Wahrheit wird besonders an *einem* Punkte offenkundig: an der heutigen *Arbeit*. Wieder möchte ich eine gewaltige Wahrheit vor uns hinstellen. Es geschieht nicht zum erstenmal, aber es ist immer wieder nötig, dass wir diese grosse, elementare Grundwahrheit uns vor das Auge stellen: *Echte Bildung gibt es nur in Verbindung mit echter Arbeit.* Das ist wieder ein Stichwort aller grossen Menschenbildner. Ich nenne nur Goethe, Carlyle und Grundtvig, mit denen aber Pestalozzi aufs tiefste einverstanden ist. An der Arbeit, wenn sie recht ist, kommt der Mensch zu sich selbst. Im Kampf mit ihr wächst er empor. Schaffend wird er schöpferisch. Im Sinn der Arbeit, und gesteigert ausgedrückt: in seinem *Werke*, wird ihm der Sinn seines Lebens und des Lebens überhaupt offenbar. Jene Bauern- und Bürgerbildung mit ihrer Kunst und Grösse ist aus echter, freier Arbeit, aus Gemeinschaftsarbeit emporgewachsen.

Und nun wissen wir, was für eine Verwüstung über diese edle Quelle aller Menschenbildung gekommen ist. Sie ist nicht mehr Gottesdienst, sondern Profit- und Lohndienst — nicht immer zwar, aber in gewaltigem Umfang; sie ist nicht mehr Menschendienst, sondern Kampf gegen den Mitmenschen — nicht ganz und gar; aber zum grossen Teil; sie ist nicht mehr Ausdruck, Organ der Gemeinschaft, sondern eher ihrer Aufhebung, denn sie ist das Schlachtfeld des Klassenkrieges. Sie hat in furchtbarem Masse das verloren, was ihr die unvergleichliche Bildungskraft verlieh und verleiht: das Menschliche und das Göttliche. Es ist aber ganz klar und gewiss und eine der mächtigsten Grundwahrheiten, von denen jede Bildungsarbeit ausgehen muss, die nicht in die Luft bauen will: wir können keine neue Bildung haben ohne eine neue Arbeit, eine erlöste und wiedergeborene Arbeit.

III.

Werte Freunde! Wenn diese Erkenntnis der Grundübel unserer bisherigen Bildung, die sich, wie mir scheint, auf zwei und im Grunde auf eins zurückführen lassen, richtig ist, dann ist uns damit Sinn und Aufgabe unserer Bildungsarbeit klargestellt und vorgezeichnet. Ich will zunächst wieder die einfachen Grundsätze und Grundwahrheiten hervorheben, auf die es dabei ankommt.

Es ist uns, meine ich, klar geworden, dass wir nicht einfach eine schon vorhandene Bildung in Besitz nehmen und weiter verbreiten können, sondern eine *neue* Bildung suchen und, soweit dies von

uns aus möglich ist, schaffen müssen. Wenn wir von „neuer“ Bildung reden, so ist das natürlich nicht so gemeint, dass wir auch ihre Elemente neu schaffen müssten. Was wir nötig haben, ist eine neue Beseelung der Welt, eine neue Sinngebung für unser ganzes Leben, eine Gestaltung des Chaos durch ein neues Schöpfungswort. Das Baumaterial ist vorhanden, altes und neues; was wir nötig haben, ist ein Bauplan für den neuen Tempel, heiliges Feuer für den Altar und eine neue Andacht vor dem Heiligtum.

In diesem Sinne also sage ich: eine neue Bildung und meine: ein neuer Lebenssinn, eine neue Einstellung zu Mensch und Gott und Welt und daraus dann so weit, als das heute schon möglich ist, eine neue Kultur.

Eine neue Bildung, und zwar nun, füge ich hinzu, eine wirkliche Volksbildung, eine wirkliche allgemeine Bildung. Das wars, was man ja schon bisher wollte, was, zum Teil in der falsch verstandenen Nachfolge Pestalozzis, das neunzehnte Jahrhundert erstrebte und was schliesslich zu dem ungeheuren Bau unserer Schule führte: allgemeine Volksbildung, allgemeine Bildung überhaupt. Das Werk war gross gemeint, es stand dahinter ein Gedanke der Liebe, ein Gedanke der Demokratie. Alles Volk sollte mit so viel Erkenntnis und Erziehung ausgestattet werden, dass Freiheit und Wohlfahrt gesichert, aber auch eine allgemeine geistige Grundlage für die Demokratie vorhanden sei. Allgemeine Bildung sollte des Menschen Geist erweitern, ihn zum Bürger der ganzen Geisteswelt machen. Wie gesagt: das Werk war gross gemeint. Aber die Ausführung war doch ein Misserfolg. Die allgemeine Volksbildung, was war sie anders, als ein bestimmtes Mass von Wissensstoff und Fertigkeiten, die man durch die Schule dem Volk vermittelte? War sie eine Erziehung zu einem grossen gemeinsamen Ziel? Schuf sie einen bestimmten, edlen, geistvollen Lebensstil? Sie war, um es kurz zu sagen, eben eine Schule, das heisst: ein Ersatz für ein vom Geist erfülltes Volksleben, etwa wie die Kirche ein Ersatz für eine alles Leben tragende religiöse Grundhaltung ist. Wir bekamen ein geschultes, vielleicht auch verschultes Volk, ob aber ein gebildetes Volk? Es wurde dadurch auch die Kluft zwischen der Klasse der Gebildeten und der der Ungebildeten nicht aufgehoben, im Gegenteil, eher vergrössert. Und diese allgemeine Bildung, die man erstrebte, was war sie anders, als ein möglichst reiches Mass von Wissen, das zuletzt zu einer schweren Belastung wurde?

Nein, eine wirkliche Volksbildung, eine wirkliche allgemeine Bildung müssen wir erst wieder bekommen, sie ist uns verloren gegangen; wir müssen sie suchen und soweit wir können, schaffen.

Wie denn?

Lassen Sie mich zuerst wieder etwas Negatives sagen. Ich sage

damit etwas, was mir von äusserster Wichtigkeit ist und was ich Ihrer Beachtung nicht genug empfehlen kann. Man denkt, wenn man von Bildungsarbeit redet, nur zu leicht an irgend eine neue Einrichtung oder Organisation, am ehesten an eine Schule. Das Wort von der „Volkshochschule“ verleitet auch dazu, und wenn man an das klassische Land der Volkshochschulen, an Dänemark denkt, dann erheben sich vor unseren Augen zunächst wirklich eine Reihe von Schulen, von stattlichen Gebäuden, „Volkshochschulen“ genannt, die Quellorte neuen Geisteslebens geworden sind und es fortwährend von neuem werden. Aber das ist, wie ich sofort zeigen werde, nur die äussere Form, nicht das Wesen dieser Sache. Nein, dieses Trugbild, das uns schon am Anfang des Weges irre führen will, müssen wir zuerst verscheuchen und es uns dauernd fernhalten, wenn wir auf dem rechten Wege bleiben und das ersehnte Land der neuen Bildung erreichen wollen. Unsere Bildungsarbeit zielt nicht auf eine neue Einrichtung oder Organisation, kurz gesagt, eine neue Schule, sondern auf etwas sehr viel Umfassenderes und Tieferes. Wir haben von dieser Erkenntnis aus sogar das allerdings sehr revolutionäre und in der Schweiz ganz besonders unerhörte Stichwort von der Aufhebung der Schule ausgegeben, das dem von der Aufhebung der Kirche parallel geht. Was meinen wir damit? Wollen wir, wie man etwa in Revolutionen Kerker öffnet und die Gefangenen in Freiheit setzt, unsere Schulhaustüren öffnen und der Jugend die Freiheit geben, zu tun, was sie will und im holdseligen Müssiggang und Nichtswissen des Taugenichts heranzuwachsen? Wir meinen, werte Freunde, schon etwas anderes, wie wir entsprechend mit der Aufhebung der Kirche etwas anderes meinen.

Was meinen wir denn?

Noch einmal muss ich negativ antworten. Meinen wir eine viel gründlichere, viel allgemeinere Ausbreitung von Wissen und Kenntnissen über alles Volk? Man könnte ja wohl denken, dass wir an Stelle des Unbefriedigenden, was in dieser Beziehung selbstverständlich der Volksschule und noch mehr einer gewissen Art von Volkshochschule anhängt, etwas voll Genügendes setzen wollten, sozusagen die Universität für alles Volk?

Nein, antworte ich, das am allerwenigsten, eher das Gegenteil.

Was denn meinen wir?

Ich antworte, indem ich ein Stichwort anwende, das vielleicht geeignet ist, Anstoss zu geben: unsere Bildungsarbeit muss in erster Linie eine Erweckungsbewegung sein. Also, noch einmal, nicht eine neue Einrichtung oder Organisation, und — füge ich nun hinzu — zunächst auch nicht einmal eine neue pädagogische Methode, sondern neues Leben,

neuer Geist. Bildung ist uns ja, selbstverständlich, weder Wissen und Fertigkeit, noch etwas, was man sozusagen an einem besonderen Orte neben anderen Orten erwirbt und erledigt; Bildung ist, sagten wir, das Gute, das Göttliche, Bildung ist der Mensch, ist menschliche Güte, menschlicher Adel, menschlicher Lebensstil in allen Beziehungen; Bildung ist der Glanz des Ewigen, über das Menschenwesen ergossen. Dass dieses Element uns in so furchtbarem Masse verloren gegangen ist, darin erkannten wir die Grundursache des Verfalls unserer Kultur. Darum muss der Aufbau einer neuen Kultur damit beginnen, dass wir zuerst diesen Grund neu legen. Die Seele muss erwachen, der Sinn des Lebens neu erglänzen, das Menschliche und das Göttliche aus tiefen und tiefsten Gründen aufquellen und das Leben erfüllen. Vom Lebenszentrum her muss neues Leben strömen. Das ist — prinzipiell gesprochen — der Anfang unserer Bildungsarbeit. Sie fängt also schon ganz anders an, als man erwarten möchte.

Aber, werte Freunde, so ist es in Wahrheit immer gewesen, wenn Erneuerung der Bildung in grossem Stil vor sich ging und unternommen wurde. Ich habe vorhin Dänemark genannt. Und nun kann ich leicht den Schein widerlegen, als ob es sich bei der dortigen Volkshochschule in erster Linie um eine neue Einrichtung handle. Die dänische Volkshochschule ist vielmehr der Ausdruck und dann auch das Organ einer sehr tiefgehenden Erneuerung des ganzen Volkslebens. Eine solche Erneuerung wird immer religiöser und sozialer Art sein. Sie war, um zunächst einmal bei diesem Moment zu bleiben, auch in Dänemark eine religiöse Bewegung, Diese ging aus von zwei Geisteswesen, zwei Männern von umfassender und ewiger Bedeutung: Grundtvig und Kierkegaard, direkt mehr von dem ersten, indirekt auch von dem zweiten. Eine neue Erfassung des Ewigen, ein neues Erfasstwerden von ihm war der Anfang. Von hier aus führte der Weg in das Volk hinein, in die Not des Volkes, zu einer Erweckung des Volkes und damit zu neuer Bildung und Bildungsarbeit. Denn im Lichte der neuen Wahrheit verblassten die Götter und Götzen der bisherigen Bildung, eine neue Auffassung von Bildung und Kultur stieg auf und zwar eine im tiefsten Sinn volkstümliche, dem Volke gemässe. Das Volk als solches bekam einen andern Sinn. Neue Methoden der Bildungsarbeit ergaben sich daraus. So ist aus einer religiösen Erneuerung die Bauerndemokratie Dänemarks geworden.

Aehnlich ist es auch sonst gegangen. Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts, diese gewaltige religiöse Erweckung, schuf zugleich eine neue Bildung. Der Grundgedanke des Protestantismus ist das allgemeine Priestertum aller Christen, die Behauptung und Forderung, dass ein Christenmensch in seiner innersten und wichtigsten Angelegenheit, seinem Verhältnis zu Gott und sei-

nem Gewissen, ein König sei, eben nur auf Gott und sein Gewissen gestellt. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit, dass ein solcher Mensch auch eine entsprechende Bildung haben müsse, einen selbständigen Einblick in die wesentliche Lebenswahrheit. Er musste, wie man damals dachte und sagte, vor allem das Wort Gottes selbständig lesen und verstehen können, woraus allerlei anderes sich ergab. Vor allem aber: er w a r schon dadurch gebildet, dass er diesen neuen Geist hatte, dieses königliche Bewusstsein im Höchsten in sich trug. In diesem neuen Geiste war eine Dienstmagd unter Umständen dem gelehrtesten Professor überlegen. Es war eine religiöse Demokratie, die aber sofort zu einer neuen Bildungsdemokratie wurde. — Aehnlich hat der P i e t i s m u s gewirkt, der einst ja auch eine Freiheitsbewegung war. Er hat durch die Vertiefung, Erwärmung, Verinnerlichung des religiösen Lebens, die er bewirkte, sofort auch ein neues Bildungsideal geschaffen, ein Bildungsideal, das wieder demokratisch geartet war, indem es vielen Menschen neu den Zugang zum Höchsten öffnete, und sofort zu eifriger Bildungsarbeit geführt. — Und endlich P e s t a l o z z i. Ist nicht sein ganzes Wollen von einer religiösen Urkraft getrieben, von einer Gottesliebe, die Bruderliebe wird und als Bruderliebe wieder Demokratie, Volkserhöhung von innen her?

Lassen Sie mich das, was die Geschichte der Bildung lehrt, grundsätzlich ausdrücken. Neues Bildungsleben kommt als ein Strom aus dem Innersten des Lebens selbst und wird nicht irgendwie durch besondere Methoden auf einem besonderen Gebiete erzeugt. Neues Bildungsleben ist ein Kind des Göttlichen, das neu unter den Menschen aufbricht. Und hier erschliesst sich uns ein kostbares Geheimnis: das Geheimnis der wahren B i l d u n g s d e m o k r a t i e oder B i l d u n g s g l e i c h h e i t. Wir Heutigen wollen ja diese Bildungsdemokratie, diese Bildungsgleichheit dadurch erreichen, dass wir allem Volke so weit als nur immer möglich gleichviel Wissen und geistige Fertigkeiten beibringen, verfehlen aber dabei das Ziel kläglich und geraten in eine wüste Anhäufung von unorganischem Bildungsstoff hinein. Die Sache ist viel einfacher und das Geheimnis offen: B i l d u n g s d e m o k r a t i e, B i l d u n g s g l e i c h h e i t g i b t e s n u r i m E l e m e n t e i n e r W a h r h e i t, d i e a u s d e m E w i g e n q u i l l t u n d a l l e u m f a s s t. Wirkliche Religion — tief und weit verstanden — ist sowohl Bildung, wie Demokratie. Ein Mensch, der selbständig vom Ewigen erfasst ist, ist im höchsten Sinn und Stil gebildet. Er hat darin das, was ihn zum Menschen macht, hat darin Adel, Tiefe, Reichtum, Freude. Und er ist darin allen andern gleich, sofern diese ebenfalls mit dem Ewigen verbunden sind, sich vor dem Ewigen beugen. Solange darum ein gemeinsamer Glaube die Völker umfasste, bestand trotz allen übrigen Unterschieden, die scheinbar wenigstens, vielfach grös-

ser waren als heute, doch eine umfassende Gleichheit im Wesentlichen und gab es die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten im heutigen Sinne nicht. Diese ist eine Folge der Verweltlichung und Verflachung des Lebens.

Das sind Wahrheiten, die unserem Geschlecht vor kurzem noch anstössig vorgekommen wären und die ihm auch heute noch vielfach fremd klingen mögen, die aber immer mehr allen Lebendigen klar und deutlich werden müssen. Wenn wir davon die Anwendung auf unsere Bildungsarbeit machen, so gelangen wir eben zu jener Losung, dass sie in erster Linie eine Erweckungsbewegung sein muss. Es ist eine wundervoll wahre Losung der dänischen Volkshochschule: „Erst beleben, dann belehren." Es gilt, Geist zu wecken, die Seelen zu neuem Leben zu rufen, das Ewige neu zu suchen. Unsere Bildungsarbeit muss also in erster Linie eine der geistigen Sammlung sein. Wir werden die Menschen aus der heutigen Zerfahrenheit und Gedankenlosigkeit herausführen und sie auf diese und jene Weise — die nachher noch angedeutet werden soll — zusammenbringen, zu gemeinsamem Nachdenken über die gemeinsamen lebenswichtigen Angelegenheiten. Wir werden sie anleiten, aus ihrer Hast, ihrer Flachheit, ihren Parteischablonen herauszukommen, die Dinge mit neuen Augen zu sehen, sie auf ihren wahren Sinn anzusehen, sie im Lichte ihrer gemeinsamen Interessen, vielleicht sogar im Lichte des Ewigen zu sehen. Wir werden Religion wecken, selbstverständlich nicht etwa durch vermehrten Religionsunterricht — das wäre wohl das beste Mittel, sie erst recht abzutöten — aber auch nicht in erster Linie durch Predigt — diese hat, wenn sie einst wieder in grossem und lebendigem Stil erwacht, freilich ihre eigene Erweckungsaufgabe — auch nicht durch viel religiöses Reden, sondern durch Vertiefung in die Dinge selbst, in ihren Sinn, der schliesslich ins Ewige mündet, aus dem Ewigen strömt. Wir sind ganz sicher, dass, wenn wir wieder zu seelischem Leben erwachen, wenn wir wieder zu Sinn und Tiefe der Dinge vordringen, die religiösen Probleme, als die Zentralprobleme des Lebens, ganz von selbst auftauchen. Das ist dann das Rechte. Denn Religion, wenn sie sich erfüllt, wenn sie lebendig wird, soll ja eben, ich wiederhole es, nicht ein besonderes Lebensgebiet neben andern sein, das von einem besonderen Stand verwaltet wird und in besondre Worte und in besondere Zeiten verlegt wird, sondern die Seele alles Lebens, der Sinn alles Lebens, die Erlösung alles Lebens. Auf diesem Wege, könnte ich auch sagen, wird Religion zu Reich Gottes. So bekommen wir auch wieder Laienreligion und religiöse Demokratie. Denn so wird Religion wieder eine Angelegenheit aller Lebendigen im Volke. So wird Religion aus einer nur scheinlebendigen Form wieder eine reale Macht des Volkslebens. Mitten aus dem politischen, sozialen, kulturellen Le-

ben steigt sie auf als die unentrinnbare Gebieterin und Sinngeberin des Lebens.

In diesem bestimmten Sinne also, den ich hiemit genügend hoffe angedeutet zu haben, einem freien und weiten Sinne, der nichts mit Kirche und Dogma zu tun hat, muss unsre Bildungsarbeit religiöse Erweckung sein. Es muss das Geistesleben von der Tiefe her erschlossen werden, es müssen Geistesquellen fliessen, muss Sinn, Ziel, Seele in alles Leben kommen, muss der Mensch und Gott gesucht werden. Unsere Versammlungen, unsere Kurse werden von diesem Problem in allerlei Formen erfüllt sein. Das ist nicht bloss ein fremder Anhang zur Bildungsarbeit, den man halb widerwillig duldet, es handelt sich dabei nicht um Eierschalen von unserer theologischen Vergangenheit her, es ist vielmehr unser Zentrum. Wenn wir uns — um nur dies Eine zu nennen — am Samstag Abend auch in diesem Saale um das alte Bibelbuch versammeln werden, um zu erfahren, ob es nicht vielleicht auch die neueste Botschaft enthält, die Botschaft, die uns heute die Welt erhellt und heute das Herz stark und froh macht, so ist dies etwas, was durchaus zum Sinn unserer ganzen Arbeit passt. Natürlich wird die gleiche Aufgabe auch auf allerlei andere Weise angefasst werden müssen, und vor allem darf damit nicht doch wieder der Schein erweckt werden, als ob der religiöse Sinn der Bildung, statt im Ganzen zu liegen, in irgend einer besonderen Form zum Ausdruck käme. L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Wilson-Worte.

Vorbemerkung: Die nachfolgenden Worte Wilsons, die ich aus seinen Büchern und Reden ausgezogen und grösstenteils selbst übersetzt habe, sollten ursprünglich den zweiten Teil einer Broschüre über Wilson bilden, die nächstens herauskommen wird. Weil diese dadurch stark verteuert worden wäre, so habe ich mich entschlossen, sie in zwangloser Abfolge in den „Neuen Wegen" erscheinen zu lassen. Sie haben ja ihren selbständigen Wert. Nicht nur erläutern sie wundervoll Wesen und Werk Wilsons, sondern sie bilden auch ein Handbüchlein echter Demokratie. L. R.

Persönliches.

Meine Vorfahren waren widerspenstige Schotten und unter ihnen befanden sich einige jener berühmten Sekte der sog. Covenanters.[1]) Wohlan, hier haben Sie den Covenant des Völkerbundes. Ich bin ein Covenanter. (Rede in Kansas City, Sept. 1919.)

[1]) Das heisst jener Anhänger von John Knox, die um jeden Preis die Freiheit ihrer Religionsübung gegen die Königin Maria Stuart und ihre Berater behaupten wollten und dies auch in schwerem Kampfe durchsetzten. Der Bund, durch den sie sich dazu verpflichteten, hiess Covenant (Vertrag).

Die Rolle des grossen Volkes.

Wie oft wir schon daran gedacht haben mögen, die Entdeckung von Amerika gibt unserer Einbildungskraft immer wieder einen neuen Schwung. Für viele Jahrhunderte, eigentlich von Anbeginn, war das Antlitz Europas nach Osten gewendet. Alle Handelsstrassen, alle Impulse und Energien liefen von Westen nach Osten. Der atlantische Ozean lag gleichsam an der Rückseite der Welt. Da verschloss plötzlich die Eroberung Konstantinopels durch die Türken die Strasse nach dem Orient. Europa musste sie entweder mit Gewalt öffnen oder jeden Ausgang für seine Tatkraft entbehren. Da wagte man sich endlich an die unbekannte See im Westen und die Erde lernte, dass sie zweimal so gross sei, als sie gemeint hatte. Kolumbus fand nicht, wie er erwartet hatte, die Kultur von Kathai; er fand einen leeren Erdteil. In diesem Teil der Welt, auf der neu entdeckten Hälfte des Globus, bekam daher die Menschheit in so vorgerückter Stunde ihrer Geschichte die Gelegenheit, eine neue Kultur zu begründen.

Nie kann dieser einzigartige Augenblick in der Geschichte verfehlen, eine tiefe Bewegung in denen zu erzeugen, die seine ganze Fremdheit und seinen ganzen Reichtum bedenken. Tausend phantasievolle Geschichten dieser Erde mögen ausgedacht werden, ohne dass die Einbildungskraft es wagte, einen solchen Roman zu ersinnen, wie das Verborgenbleiben der Hälfte des Erdballs, bis die Erfüllung der Zeit für einen neuen Ansatz der Kultur gekommen war. Der Ehrgeiz eines Seefahrers, eine neue Handelsstrasse zu entdecken, gab der Menschheit den Anstoss zu einem neuen moralischen Abenteuer. Die Rasse fand eine neue Ordnung der Dinge in diesem wunderbaren Lande, dem sich kein Mensch näherte, ohne, wie die alten Reisenden berichten, von süssen Lüften angeweht zu werden, aus Wäldern voll von Blumen und durchsonnt vom Rauschen quellender Wasser. Die ganze Hemisphäre wartete darauf, vom Leben berührt zu werden, vom Leben aus den alten Zentren des Lebens, gewiss, das aber gereinigt wäre von Beschmutzung und geheilt von Krankheit, um der jungfräulichen Reinheit einer neuen Braut würdig zu sein. Das alles berührt die Einbildungskraft wie ein erstaunliches Gesicht, wie ein auserlesenes Wunder, das nur einmal in aller Geschichte zustande kommen konnte.

Nur eins kann damit verglichen werden; nur eins berührt die Quellen der seelischen Bewegung ebenso stark wie das Bild der Schiffe des Kolulmbus, die sich den hellen Küsten nähern, und das ist der Gedanke an das Gefühl, das dem Einwanderer unserer Tage die Kehle zuschnürt, wenn er vom Zwischendeck seines Schiffes nach dem Lande starrt, von dem er zu glauben gelernt hat, dass er darin ein irdisches Paradies finde, wo er als freier Mann alles Herz-

weh des alten Lebens vergessen und eingehen dürfe in die Erfüllung der Hoffnung der Welt. Denn hat nicht jedes Schiff, das seinen Kiel westwärts richtete, die Hoffnungen von unzähligen Geschlechtern unterdrückter Menschen anderer Länder getragen? Wie haben immer wieder die Herzen der Menschen gezagt, wenn die Küsten Amerikas vor ihren Blicken aufstieg! Wie haben sie immer gemeint, dass, wer dort wohne, endlich die Könige, die privilegierten Klassen und all die andern Bande dieser Art, die den Menschen in Entmutigung und Hilflosigkeit festhielten, los sei, und dass er in den Vollgenuss der Empfindung seiner Menschenehre trete, und dass er einer von der grossen Gemeinschaft von Brüdern sein werde, wo man einander nicht auszubeuten und zu betrügen trachtet, sondern das Wohl aller zu schaffen sucht.

Was liest man in den Schriften der Menschen, die Amerika gegründet haben? Etwa dass es darauf ankomme, den selbstischen Interessen Amerikas zu dienen? Findet ihr dies in ihren Schriften? Nein, dass es gelte, der Sache der Menschheit zu dienen, der Menschheit Freiheit zu bringen. Sie pflanzten hier in Amerika ihre Fahne auf als in einem Zelte der Hoffnung, als ein Seezeichen der Ermutigung für alle Völker der Welt; und die Menschen drängten sich zu diesen Küsten in einer Erwartung, die niemals vorher bestand, mit einer Zuversicht, die sie vorher nie zu fühlen wagten, und fanden hier für Generationen miteinander einen Hafen des Friedens, der Gleichheit, der neuen Lebensmöglichkeit.

Gebe Gott, dass wir in dem verwickelten Zustand der heutigen Dinge diese Fahne wieder entdecken und die Taten dieser Heldenzeit wiederholen mögen. (Aus „Neue Freiheit“.)

Zur Weltlage

Die Revision des Versailler Vertrages.

1. Vorbemerkung: Das Morgansche Gutachten.

Mein Alarmruf in Bezug auf das, was ich die „deutsche Gefahr“ genannt habe, und auf den Gaskrieg, hat in der Presse der deutschen Schweiz, so viel ich sehe, keine Beachtung gefunden. Daran bin ich gewöhnt. Wenn es einem journalistischen Buschklepper einfällt, irgend eine neue Verleumdungskampagne gegen uns zu inszenieren, so kann sie noch so niedrig und läppisch sein, sie wird von mindestens einigen Dutzenden von Blättern aufgenommen, oder wo man einmal irgend ein nebensächliches Sätzlein in einer Nebensache herausgreifen und richtig aufmachen kann, dass es seinen Dienst tut,

dann wird die Gelegenheit nicht versäumt. Von all den grossen und wichtigen Dingen aber, die je und je in den „Neuen Wegen" verhandelt werden, hütet man sich aufs ängstlichste, ein Wörtlein zu sagen. Da kann es um das Schicksal der Schweiz, ja Europas gehen, was kümmert das diese Pfleger der öffentlichen Meinung? Irgend ein verleumderischer Klatsch ist hundertmal wichtiger.

Im Falle des Morgan-Gutachtens war es halt auch das hochentwickelte Selbstgefühl unserer Weltpresse, das ihr nicht erlaubte, zu tun, als ob sie nicht von selbst zum Rechten sehe und jederzeit aufs feinste orientiert sei, und darum auf solche dii minorum gentium, wie Förster oder gar Ragaz, acht zu geben brauche. Dagegen ist durch einen Artikel von Prof. Seippel im Journal de Genève die Aufmerksamkeit der welschschweizerischen und damit der französischen Presse auf die Sache gelenkt worden. So freundschaftlich und hochherzig nun auch Prof. Seippels Absichten waren, fürchte ich doch, der Sinn meines Artikels sei dadurch ein wenig in ein falsches Licht gekommen. Es lag darin nach meiner Absicht weder eine besondere Warnung für die Schweiz (an eine besondere schweizerische Gefahr habe ich gar nicht gedacht) noch eine vor Deutschland. Die „deutsche Gefahr" ist nach meiner Ansicht ebensogut eine für Deutschland, wie für die übrige Welt. Ich habe die deutschen Rüstungen, falls sie Tatsache seien (wie ich freilich glaube), begreiflich gefunden, es abgelehnt, sie moralisch zu verurteilen und bloss die Gefahr festgestellt, die darin für Deutschland und die ganze Welt liege. Ausdrücklich gewarnt habe ich davor, dass man aus den Feststellungen Morgans, falls sie sich bewährten, Folgerungen zu ungunsten Deutschlands ziehe, etwa im Sinne eines „Kreuzzuges" gegen dieses; nicht ein neuer Kreuzzug gegen Deutschland, sondern einer gegen den Krieg sei dann notwendig — wobei übrigens mein Weckruf vor allem auf den Giftgaskrieg Bezug hatte, der heute in den Laboratorien einer der Hölle verkauften Wissenschaft vorbereitet wird.

Auf dieser Linie möchte ich heute weitergehen und einiges sagen, was mir schon lange anliegt. Und zwar nun besonders in Bezug auf Deutschland und sein Verhältnis zu den Nachbarvölkern.[1])

2. Der Versailler Vertrag und wie er revidiert werden kann.

Wenn die „deutsche Gefahr" im Interesse Deutschlands selbst wie der ganzen Welt gebannt werden soll, dann ist die Vorbedingung selbstverständlich Gerechtigkeit für Deutschland — freilich nicht für es allein und auf Kosten anderer, viel-

[1]) Auf das Morgansche Gutachten (das ich inzwischen in extenso lesen konnte) und allerlei, was damit zusammenhängt, gedenke ich im Märzheft zurückzukommen.

mehr Gerechtigkeit für alle, aber in diesem Rahmen doch auch Gerechtigkeit für Deutschland. Was kann diese bedeuten und wie ist sie zu schaffen?

Hier tritt uns der Versailler Vertrag und die Forderung seiner Revision entgegen. Was ist davon zu halten?

In der Verurteilung gewisser Teile des Versailler Vertrages und in der Anerkennung seiner Revisionsbedürftigkeit sind wohl heute alle verständigen und anständigen Menschen im stillen einig. Aber wenn es sich um die Ausführung handelt, dann türmen sich gewaltige, scheinbar unüberwindbare Schwierigkeiten auf. Vor allem ist *eine* Tatsache zu bedenken: eine direkte Aufrollung der ganzen Revisionsfrage etwa vor einer Staatenkonferenz hätte ohne Zweifel auch eine Aufrüttelung aller schlimmen Geister, ein Aufflammen aller halberloschenen üblen Leidenschaften zur Folge; sagen wir es kurz: sie hätte den neuen Weltbrand zur Folge, also das genaue Gegenteil dessen, was wir doch mit einer solchen Revision herbeiführen wollten. Weder die neugebildeten Oststaaten, noch Italien, noch Frankreich liessen sich das durch die Friedensverträge Gewonnene einfach nehmen, ohne sich gewaltsam zu widersetzen. Es muss ein anderer Weg gesucht werden. Und was für einer?

Ich antworte: *der Vertrag von Versailles muss revidiert werden, aber nicht rückwärts, sondern vorwärts.*

Was meine ich damit?

Ich meine, dass wir entschlossen darauf verzichten müssen, in irgend einem grösseren Umfang die Zustände wieder herzustellen, die vor dem Kriege bestanden haben, dass wir also den Friedensvertrag im Grossen und Ganzen bestehen lassen, aber unsere ganze Kraft daran setzen sollen, *neue Zustände* zu schaffen, durch die das, was an jenen Verträgen falsch ist, aufgehoben oder gut gemacht wird. Die Hilfe liegt nicht im Rückwärts, sondern im Vorwärts. Nicht das ist die Aufgabe, mit Heimweh oder Zorn und Rachelust im Herzen den Versuch zu machen, möglichst viel von den alten Grenzen, den alten Besitzungen, den alten nationalen Herrlichkeiten wieder herzustellen, sondern ganz neuen Zielen des Völkerlebens nachzustreben.

Welches sind diese Ziele?

Ich gehe, um sie ins rechte Licht zu setzen, von den konkreten Fragen und Schwierigkeiten aus, die heute Europa (ich denke nun vor allem an dieses) verstören und vergiften. Sie sind, so viel ich sehe, von zweierlei Art, nämlich entweder nationaler oder wirtschaftlicher Art.

Die *nationalen* Fragen und Schwierigkeiten entstehen dadurch, dass gewisse Gebiete nicht zu den Staatsverbänden gehören, zu denen sie nach Sprache und Kultur zu gehören scheinen, vielleicht

auch selbst gehören möchten. So liegt der Fall, um gerade das krasseste Beispiel zu nennen, in dem deutschsprechenden Südtirol; so aber auch — unter freilich sehr andersartigen Umständen — in Elsass-Lothringen; so in Oberschlesien, so in Nordschleswig, in Ostpreussen, so in beinahe zahllosen Gebieten des Ostens und Südostens von Europa. Dabei herrscht fast überall Gegenseitigkeit, insofern auch solche Länder, die Stücke fremder Nationalitäten einschliessen, ihrerseits wieder Klage führen, dass Teile ihrer natürlichen Volksgenossen gegen ihren Willen in fremder Staatszugehörigkeit festgehalten würden. So gehören zwar in Nordschleswig hunderttausende von Deutschen jetzt zu Dänemark, es sind aber auch zehntausende von Dänen bei Deutschland geblieben;[1]) so hat Polen Gebiete bekommen, wo die Deutschen in Mehrheit sind, aber es sind auch Polen in grosser Zahl unter deutscher Staatshoheit geblieben und so fort. Wieder eine besondere Form des Problems entsteht da, wo grosse Stücke eines Volkstums sich infolge der Friedensverträge isoliert und machtlos vorkommen und sich nach Anschluss an einen grösseren, stammverwandten Volksverband sehnen, wie die Deutschböhmen und in ihrer Mehrheit die Oesterreicher.

Die wirtschaftlichen Fragen und Schwierigkeiten entstehen dadurch, dass gewissen Staaten Gebiete genommen worden sind, die für sie von grosser ökonomischer Bedeutung waren. Das gilt vor allem für die Eisenerze von Lothringen und das Kali des Elsass, die Deutschland verloren hat, dazu von Oberschlesien und — mit Vorbehalt — von seinen Kolonien. Das gilt von Oesterreich, insofern es scheint, als ob das neue Staatsgebilde als wirtschaftliche Einheit nicht recht lebensfähig sei; es gilt von Bulgarien, insofern ihm der Zugang zum ägäischen Meer versperrt ist; es gilt von Jugoslavien, insofern Italien es vom adriatischen Meere nach Möglichkeit abhalten möchte; es gilt von Russland, insofern als dieses immer noch nicht, so wie es seit Jahrhunderten wünscht, zum freien Meer gelangt ist, und es gilt noch in vielen anderen Fällen, die nicht alle aufgezählt werden müssen — wie es ja auch von fast allen Problemen der Weltpolitik gilt.

Wie sind diese Fragen und Schwierigkeiten zu lösen? Ist es möglich, die Grenzen so zu gestalten, dass alle Nationalitäten zu dem ihnen entsprechenden Staatsverbande gelangen? Ist es möglich, dies gleichzeitig so zu machen, dass für die wirtschaftlichen Interessen der Völker am besten gesorgt, ja überhaupt gesorgt ist? Die Antwort auf diese Fragen ist zweifellos; sie kann nur ein Nein sein. Dieser Weg ist nicht gangbar; er würde nur zu ewigem Krieg

[1]) Die Art und Weise, wie das demokratische Dänemark es ablehnte, weite Gebietsteile zu bekommen, die es leicht hätte erhalten können, aber nach seiner Meinung nicht mit Recht, ist ein wahrhaft vorbildliches und einzigartiges Beispiel internationaler Weisheit und Loyalität.

und damit zum endgültigen Ruin Europas (und der Welt) führen. Wir müssen einen andern suchen. Gibt es einen?

Ja, es gibt einen; und er scheint mir für alle, die Augen haben, klar vorgezeichnet. Es ist, entsprechend der doppelten Problemstellung, ein doppelter Weg; aber es ist im Grunde nur einer: der Weg zu einer neuen Ordnung der Völkerwelt.

Für die Lösung der n a t i o n a l e n Schwierigkeiten gibt es, wie mir scheint, nur einen Weg: ich nenne ihn den einer möglichst weitgehenden E n t s t a a t l i c h u n g. Wir müssen entschlossen darauf verzichten, dass alles, was national gleichartig ist, zum gleichen Staatsverbande gehören solle. Das ist nicht nur nicht möglich, sondern es wäre auch gar nicht gut. Denn auf diese Weise vermehrten wir nur noch jenen engen Nationalismus, der eine Wurzel des Krieges ist. Jenes falsche Ideal des nationalen Zusammenschlusses stammt aus der heidnischen Abgrenzung eines Volkes gegen das andere, die wir nun endlich überwinden sollten. Aus diesem Grunde dünkt es mich keineswegs wünschenswert, dass das heutige Oesterreich einfach zu dem heutigen deutschen Reiche komme, und keineswegs wünschenswert, dass Deutschböhmen diesen Weg gehe. Es ist vielmehr dringend zu wünschen, dass Oesterreich ein selbständiges Bindeglied zwischen der deutschen und der slavischen Welt bleibe und immer mehr werde und dass die Deutschböhmen der Tschechoslovakei ein Kulturelement hinzufügen, das diese zu einem desto wertvolleren Gebilde macht. Eine nähere Verbindung der einstigen Teile der österreichischen Monarchie unter sich scheint mir dabei auf die Länge unvermeidlich. Und ganz allgemein gehört es nicht bloss zu Reichtum und Mannigfaltigkeit des Völkerlebens, sondern auch unmittelbar zur Herstellung von Verständnis und Liebe zwischen den Völkern, dass überall nicht bloss Fremdes auf Fremdes stosse, sondern Uebergänge, Vermittlungen, Verbindungen vorhanden seien, und als solche dienen eben diejenigen Elemente eines Staatsverbandes, die in Bezug auf nationale und kulturelle Eigenart enger mit einem andern Volk verbunden sind, als mit der Mehrheit der Glieder des eigenen Staatsverbandes. So kann und soll das, was jetzt als ein zwischen die Völker geworfener Erisapfel wirkt, zu einem heiligen Bindemittel zwischen ihnen werden; so kann und soll das, woran sich Krieg scheint entzünden zu müssen, sich zur festen Stütze eines neuen Friedens entwickeln.

Aber die Vorbedingung hiefür ist freilich das, was ich Entstaatlichung nenne. Wenn dieses neue Verhältnis werden soll, dann darf die Tatsache des staatlichen Verbandes nicht mehr die gleiche Rolle spielen wie bisher. Die heutigen Grenzpfähle müssen ausgerissen, die Welt freier und weiter werden. Vor allem ist dann notwendig, dass den nationalen und kulturellen Minderheiten in Bezug auf alles Nationale und Kulturelle, besonders den Gebrauch der

Muttersprache und die Ausübung der Religion, die weitgehendste Selbstbestimmung gewährt werde. Sie mögen dann über den Staatsverband hinweg, dessen Wichtigkeit derartig vermindert ist, sich ruhig mit den Genossen ihrer Nationalität und Kultur so eng verbunden wissen, als sie nur wünschen. Freilich werden sie dann auch keinen Anlass mehr haben, den Staatsverband aus nationalen oder kulturellen Gründen zu hassen.

Das ist für mich der Weg zur Lösung des nationalen Problems.

Was aber das wirtschaftliche betrifft, so erblicke ich ihn in einer neuen sozialen Ordnung, und zwar einer Ordnung der Solidarität. Die innere Notwendigkeit wird uns ganz von selbst dazu führen, dass wir das Wirtschaftsleben Europas im Rahmen einer ebenso orientierten Weltwirtschaft als eine Einheit auffassen. Die Zentralfrage der Rohstoffe muss diese Lösung finden. Es gibt keine andere. In dem Masse aber, als wir sie finden, wird es ziemlich gleichgültig, ob die lothringischen Erze und die oberschlesischen Erze und Kohlen auf dem deutschen oder polnischen oder französischen Boden liegen. Und auch die Frage der Kolonien verliert damit viel von iher Bedeutung. Nur diese neue Ordnung sichert uns allen Leben und Zukunft; im tierischen „Kampf um die Futterplätze" verderben wir diese und uns selbst. Schon bahnt sich diese neue Ordnung deutlich an, freilich zunächst mehr in kapitalistischer Form, als weltumspannende Vertrustung der Industrie; es ist unsere Aufgabe, ihr eine solidarische Orientierung zu geben. Genossenschaft, Gewerkschaft — international organisierte — Völkerbund, alle Bewegungen auf eine Einheit der Menschheit hin, müssen dieses Ziel zu dem ihrigen machen und im Ringen darum die geistigen Kräfte erschliessen, die nach und nach das Völkerleben aus einem Schlachtfeld zu einem Ackerfeld machen.

Das ist, meine ich, diejenige Revision des Versailler Vertrages, die wir anstreben müssen und allein anstreben können — die Revision nach vorwärts. Sie wird Deutschland alles geben, wessen es bedarf. Nicht, dass ich meinte, eine Revision nach rückwärts sei an keinem Punkte möglich. Ich bin immer noch der Meinung, dass seine ehemaligen Kolonien (mit Ausnahme von Kiautschau, das China gehört) Deutschland so rasch als möglich sollen zurückgegeben werden. Das um so mehr, als es Tatsache ist, dass ihre Verwaltung im grossen und ganzen ausgezeichnet war. Wenn diese Rückgabe in Form des Mandatsystems erfolgte, so wäre das eine Verbindung der Revision nach vorwärts mit der nach rückwärts. Zwar glaube ich nicht, dass Kolonien für ein Volk so viel bedeuten und ein so grosser Segen sind, aber es handelt sich hier um einen „Ehrenpunkt" und wenn die andern Kolonien haben, warum dann nicht auch Deutschland? So scheint mir Rückwärtsrevision auch im Osten da und dort möglich und nötig — ich erinnere bloss an

den polnischen Korridor — und ebenso im Süden, wo der unerträgliche Fehler der Zuteilung Südtirols, dieser urdeutschen Landschaft, an Italien, so rasch als möglich gut gemacht werden muss.

Aehnlich wird nach und nach noch vieles an Wiederherstellung früherer Zustände, wo solche erwünscht ist, möglich werden. Aber es wird gerade in dem Masse möglich werden, als die Revision nach vorwärts stattfindet. Denn dadurch wird die politische und psychologische Vorbedingung für diese Aenderungen: eine neue Atmosphäre und eine neue Orientierung geschaffen.

Also bleibt doch die Revision nach vorwärts die grosse Aufgabe. Sie löst die schwersten der Probleme. Denken wir an das Elsass. Es wird in dem Masse, als jene Entwicklung vor sich geht, das, was es offenbar providentiell sein soll, eine Kulturbrücke zwischen Deutschland und Frankreich. Es wird am besten staatlich bei Frankreich bleiben, dem ein deutsches Element gut tut. Frankreich aber wird die deutsche Sprache und Kultur im Elsass und Deutschland dafür seine jetzige staatliche Zugehörigkeit unangetastet lassen. Dann mag Strassburg, das französische, so gut ein Sitz deutscher Kultur sein, wie zu der Zeit, wo der junge Goethe am Strassburger Münster alter deutscher Art und Kunst inne wurde und mit seinen Freunden auf der Münsterterrasse Nächte durchschwärmte. Deutschböhmen aber und Oesterreich mögen in diesem weiteren Sinne wieder Glieder eines deutschen Kultur-Reiches sein. Ein föderalistisch gegliedertes Europa ist ja die ganz notwendige Voraussetzung und Konsequenz dieser neuen Ordnung.

Was kommen muss, das sind mit anderen Worten die Vereinigten Staaten von Europa. Wenn die letzte grosse Rede Herriots nichts Gutes enthalen hätte, ausser dieser Stelle, wo meines Wissens zum ersten Male der Leiter einer der heutigen Grossmäche sich zu diesem Gedanken warm und bestimmt bekennt, so bedeutete sie schon ein wohltätiges Ereignis. Der Völkerbund aber gehört dazu. Ihm muss Deutschland beitreten, wenn es Zukunft haben will. Und zwar uneigennützig, mit neuen Idealen. In diesem Rahmen wird es seine neue „Weltgeltung" finden, seinen neuen Anteil an der Leitung und Gestaltung der Welt. Auf jedem andern Wege wartet seiner nur furchtbare Enttäuschung, ja Untergang. Das ist meine tiefe und sichere Ueberzeugung.

In diesem Sinne wollen auch wir unsere Kraft an die Revision des Versailler Vertrages setzen, an die Revision nach vorwärts, einer neuen Ordnung, einem neuen Leben entgegen. Nur auf diesem Wege treffen wir Gerechtigkeit und Frieden.

Es ist mir dabei wohl bewusst, dass für diese neue Ordnung und Denkweise eine vorausgegangene geistige Umwälzung nötig ist, eine, die die Menschen von den Idolen der alten Welt, dem nationalen Wahn und allerlei anderem, befreit. Diese Um-

wälzung kann nur aus der Erkenntnis und Anerkennung einer geistigen Welt stammen, die über uns allen ist und die alle Völker zu Gliedern eines einzigen geistigen Leibes macht; aus jenem Universalismus des Reiches Gottes, der nicht nur etwas Grösseres kennt, als Staat und Volkstum, sondern sich auch mit allen Völkern in Brüderlichkeit und Verantwortlichkeit verbunden weiss. Aber das ist ja gerade der Wert dieser neuen, dem Völkerleben gestellten Aufgaben, dass sie daran der höheren Wahrheit, ja, der höchsten Wahrheit inne werden sollen.

3. Die Schuldfrage.

Wir dürfen aber bei alledem namentlich eines nicht vergessen: dass wir alle viel Schuld abzubüssen haben. Ungerechtigkeit, die wir jetzt zu ertragen haben, ist vielleicht Folge von Ungerechtigkeit, die wir einst begangen. Sollen wir jene dadurch abschütteln, dass wir neue begehen?

Es begegnet uns auf unserem Wege die Schuldfrage. Von ihr ist in diesem Zusammenhange noch ein Wort zu sagen. Selbstverständlich kann sie hier nicht nach ihrer ganzen Breite und Tiefe behandelt werden. Das ist in den „Neuen Wegen“ schon geschehen und mag vielleicht, wenn es nötig werden sollte, wieder geschehen; heute soll nur ein kurzes Wort darüber gesagt werden, das Wort, das gerade nötig ist.

Es ist eine Hauptklage Deutschlands gegen den Versailler Vertrag, dass dieser die Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg behaupte. Das scheint aber ein Irrtum zu sein. Diese Alleinschuld wird nicht im Vertrag selbst, sondern bloss in der ihn begleitenden sogenannten Mantelnote, die nicht verbindlich ist, behauptet. Jedenfalls handelt es sich hier um eine offene Frage. Schon darum sollte auf deutscher Seite nicht so laut von der „Schuldlüge“ geredet werden. Es ist ja auch ganz klar, dass im Ernste niemand mehr von einer ausschliesslichen Schuld Deutschlands redet. Das ist auch niemals Försters Meinung gewesen. Ich selbst habe mich darüber stets mit voller Klarheit ausgedrückt. Es handelte sich um Zweierlei: einmal darum, eine anfangs sehr heftig behauptete völlige Unschuld Deutschlands zu bestreiten, sodann freilich auch eine besonders grosse Schuld Deutschlands zu betonen. Ich erkläre nun meinerseits, dass ich an diese immer noch glaube und dass keines der Dokumente, die in den Jahren nach dem Friedensschluss erschienen sind, mich darin im geringsten erschüttert hat. Aber wenn ich dies auch deutlich erklären muss, so doch auch, dass mir der Streit um das Mass der Schuld je länger je mehr unfruchtbar vorkommt. Am allerwenigsten erwarte ich etwas von „neutralen“ Kommissionen zur Prüfung der Schuldfrage. Die könnten bis zum jüngsten Tage nachmittags sitzen, ohne zu einer Entscheidung zu

gelangen. Und wenn sie auch vorher zu einer gelangten, wer wäre bereit ihr zuzustimmen? Woher nähmen die Richter die Masstäbe zur Prüfung der Schuld? Ist das Urteil über Schuld seiner Natur nach nicht immer subjektiver Natur, besonders da, wo es sich um sittliche, um religiöse Schuld handelt? Wenn religiöse Gemeinschaften sich auf dem Boden jener Forderung einer neutralen Prüfung stellen, so verirren sie sich. Man mag auf einem ethischen, menschlichen Boden von einer relativen, abzumessenden Schuld reden, auf dem Boden einer Betrachtung vor Gott ist die Schuld absolut und unendlich, also auch keiner Vergleichung fähig. Es gibt daher auf dem Boden des Glaubens in dieser Sache nur einen Weg zur Wahrheit und zum Frieden: dass jedes Volk all seine Schuld und noch mehr als diese willig auf sich nimmt, dass jedes mit sich ins Gericht geht, als ob es allein schuldig sei, ganz unbekümmert darum, was andere sagen und tun. Das ist der religiös allein richtige Weg, im Völkerleben nicht weniger als im Leben des einzelnen Menschen. Ich gehe, ganz wie zu Beginn des Krieges, so weit zu sagen: Wir alle, auch die, die nicht Krieg geführt haben, müssen die Schuld auf uns nehmen, wir müssen Busse tun, Busse für den Krieg, den wir alle verschuldet haben.

Eine Weltbusse für den Krieg, wobei jeder unendlich viel auf sich nimmt, das ist die innere Revision des Versailler Vertrages und in letzter Instanz der einzige Weg zum Frieden.

17. Februar. L. Ragaz.



Rundschau

Wohnungsnot und kein Ende! Vor einigen Wochen war im 6. Stadtkreis von Zürich eine bescheidene Wohnung in einer Seitengasse zu vermieten; 220 Familien bewarben sich um sie, und es soll vorgekommen sein, dass Männer bei dem Bescheid, sie sei schon vergeben, weinend wieder umkehrten. Wird es nun nicht, da allem Anschein nach doch so viel gebaut wird, endlich bald besser werden? Das zeigt sich als Illusion, wenn man bedenkt, dass seit dem Jahre 1918 in Zürich das jährliche Wohnungsangebot die Nachfrage nur zu einem kleinen Teil decken konnte; — die Zahl der neuen Wohnungen betrug nur ein Drittel, ein Viertel, oder gar ein Fünftel der Zahl der neugeschlossenen Ehen, und der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen, den man mit 2—3% als normal betrachtet, sank 1918—1919 auf 0,02 % und beträgt jetzt, alle Wohnungen eingerechnet, 0,19 %. Zieht man aber nur die wirklich vermietbaren (nicht auf Bestellung gebauten oder bereits vergebenen) Neuwohnungen in Betracht und scheidet dabei diejenigen mit mehr als vier Zimmern aus, so haben wir auch heute in der notwendigsten Kategorie nur einen Leerwohnungsbestand von 0,08 %, das heisst von ganzen 29 Wohnungen, von denen aber nur

zwei im Mietpreis unter 1500 Franken standen.[1]) Wenn dies die Lage ist nach einem Jahre, in dem zum ersten Male die Bautätigkeit annähernd der in der Vorkriegszeit nahekam (1384 gegen z. B. 1800 im Jahre 1912, 1275 im Jahre 1909), so können wir uns vorstellen, wie es in der nächsten Zukunft aussehen wird. wenn wir hören, dass für das Jahr 1925 mit einem Rückgang von ca. 600 Wohnungen zu rechnen ist.[1]) Für andere Gegenden liegen mir keine Zahlen vor, doch werden in den grösseren Städten (soweit sie nicht durch die Wirtschaftskrise an Bevölkerung verloren), vor allem in Bern und Basel, ähnliche Verhältnisse herrschen.

In Zürich sollten durch Hilfe von Gemeinde und Kanton für 1925 ca. 500 kleinere Wohnungen zu reduziertem Mietzins errichtet werden; bisher konnte nur ein Teil derselben begonnen werden, die Ausführung der übrigen steht in Frage, weil (bis Anfang Dezember 1924) von den 7 Baugenossenschaften, denen die II. Hypothek zugesichert worden war, nur zwei die erste Hypothek auf dem üblichen Wege erhalten konnten. Die Knappheit und Verteuerung des Geldes im letzten Jahre ist ja bekannt, und die Gründe dafür auch; es liegt nun schliesslich im Wesen des „Kapitals“, dass es, — wie das Wasser nach unten — dahin fliesst, wo der höchste Zins in Aussicht steht, und es ist darum auch einleuchtend, dass Villen und grössere Wohnungen allem Anschein nach viel weniger Schwierigkeiten haben, Hypotheken zu erhalten, als die kleinen, von der Stadt unterstützten, von der Bevölkerung so dringend gebrauchten Wohnungn von drei und vier Zimmern.

Das Kapital kann schliesslich nicht danach fragen, was wir brauchen, es hat ganz andere Sorgen. Wir aber möchten fragen, ob die Instanzen, die doch wohl dazu da sind, nach dem Wohl der Allgemeinheit zu fragen, eigentlich keine andere Orientierung kennen als die des Kapitals? In seiner unerbittlichen Notwendigkeit scheint es zu liegen, dass die Bautätigkeit erst dann wieder einigermassen normal wird, wenn durch Abschaffung des Mieterschutzes die Mieten in den alten Häusern auf annähernd die Höhe der neuen Wohnungen gestiegen sind, und diese nicht mehr ein so grosses Risiko für die Zukunft zu tragen haben. Könnte sich aber eine Wirtschaftsordnung — wenigstens vor denkenden Menschen — besser und endgültiger selbst richten, als durch dies Eingeständnis: wir können uns aus diesem Elend nur retten durch Steigerung des allgemeinen Elends, durch ungeheure Belastung des gesamten Volkes, durch neue wirtschaftliche Kämpfe, die ja dann einfach nicht ausbleiben können, d. h. durch eine immer grössere wirtschaftliche Bedrückung und Verschärfung! **Wer wünscht noch einen deutlicheren Beweis dafür, wohin wir kommen wenn über unserem Leben immer weiter die verkehrte Fragestellung nach Rente und Profit bestehen bleibt, anstatt der einzig natürlichen nach dem Bedürfnis des Menschen?**

Die sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich sammelt jetzt Unterschriften für eine Wohnungsinitiative, die für die nächsten Jahre eine Subventionierung des Wohnungsbaues von jährlich ca. 4 Mill. Franken fordert, welche gemeinsam vom Kanton und den Gemeinden aufgebracht und gemeinnützigen Baugenossenschaften oder Gemeinden zur Verfügung gestellt werden sollen. Dies wäre keine Lösung, wäre aber der Anfang eines Ausweges, der angesichts der ganzen grossen Not gewiss gerechtfertigt erscheint; denoch wird es Leute geben, denen die geforderten Summen bedenklich hoch erscheinen. Ihnen darf man vielleicht eine andere Rechnung vorlegen, die allerdings den Bund, nicht einen Kanton, betrifft: Es geht gerade jetzt die Meldung durch die Blätter (s. z. B. St. Galler Volksstimme vom 12. Februar), dass das Militärdepartement eine Vorlage über die Einführung eines neuen Maschinengewehres plane und mit einem Kreditbegehren von 16,5 **Millionen** Franken an den Bundesrat gelangen werde. Wenn wir die Berechnung als Grundlage

---

[1]) Nach Angaben des Statistischen Amtes der Stadt Zürich.

nehmen, von welcher Prof. Gasser, Winterthur (Volksrecht v. 10. Febr.) bei der Besprechung der Wohnungsinitiative ausgeht, wonach bei einer Subventionierung von 20—30 % mit 4 Millionen etwa 1000 Wohnungen verbilligt werden könnten, so ergibt sich, dass die Kosten der geplanten Einführung des Maschinengewehres ausreichen würden, 4000 Arbeiterwohnungen zu einem erschwinglichen Preis zur Verfügung zu stellen. Die 16 Millionen sind aber nur der fünfte Teil der jährlichen Militärausgaben. Was Wunder, dass wir zu arm sind, um Wohnungen zu haben, in denen man es noch wagen möchte, Kinder in die Welt zu bringen!

Die Regierungen wissen keinen bessern Rat gegen die Not, als Abschaffung des Mieterschutzes, und planen daneben die Anschaffung immer neuer Mordwerkzeuge (die zwar für äussere Feinde nicht ernstlich in Betracht kommen können); das Volk antwortet — vielleicht mit der Ausflucht der Verzweiflung, dass es besser sei, nicht geboren zu sein und keine Kinder zu haben — wenn wir nicht auf die einzig mögliche Antwort verfallen. D. St.

Graubünden und das Automobil. Die bündnerische Abstimmung über die Zulassung des Automobils auf allen Strassen des Kantons hat nicht mit Unrecht Aufsehen erregt. Es haftet daran in der Tat ein tieferes Interesse. Das Bündnervolk hat diese Zulassung verworfen. Ob es dauernd dabei bleiben wird, mag fraglich sein, inzwischen aber ist dieser Entscheid für viele eine Freude gewesen, die keineswegs Reaktionäre sind, im Gegenteil. Man kann ja sehr wohl gerade durch Reaktion gegen bestimmte Zeiterscheinungen dem Fortschritt dienen. Wenn es irgend ein Merkmal dafür gibt, was man als Fortschritt gelten lassen darf, so doch gewiss dies, ob durch eine Sache d e r M e n s c h mehr zum Menschen werde oder umgekehrt. Nun kann man sich nicht leicht etwas Unmenschlicheres denken, als das Automobil in der jetzigen Art seiner Verwendung. Es bedeutet die vollendete Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Menschen, seiner Gesundheit, seinen Nerven, seiner Sicherheit, ja seinem Leben, um von allem Aesthetischen zu schweigen; es ist die verkörperte Brutalität des Maschinenzeitalters. Durch das Automobil wird die Eisenbahn auf alle Strassen und Wege verlegt, aber ohne Schienen und ohne Schutzmassnahmen. Es wird dadurch in die Hand bestimmter Menschen — und zwar nicht der besten — ein Recht auf die Strasse, das Gemeineigentum aller, aber auch eine Macht über Ruhe, Freiheit, Leben anderer gelegt, die eine Tyrannei darstellt, gegenüber welcher der Gesslerhut ein Kinderspiel ist und die nur ein Geschlecht ertragen kann, das von einem freien und würdigen Menschentum längst abgekommen ist. Die oft himmelschreiend niedrigen Strafen, die wegen der fast täglichen fahrlässigen Tötungen von Menschen durch das Auto — meistens halt von „armen“ Menschen, wenn einmal ein „grosses Tier“ überfahren würde, wärs wohl anders! — ausgesprochen werden, zeigen, wie die technische Besessenheit im Bunde mit den Wirkungen des Krieges das Menschenleben billig gemacht hat.

Und was kommt dann bei alledem für ein „Nutzen“ heraus? Ist diese Eile, deren Ausdruck das Auto bildet, wirklich notwendig? Ist sie gut? Der Einzelne mag mitmachen müssen, weil er sonst im Wettbewerb zu kurz käme, aber ist das ganze System gut und notwendig? Wird dadurch nicht zuletzt das vernichtet, was doch schliesslich der beste und im Grunde einzige „Reichtum der Nationen“ ist, der Mensch, seine Gesundheit, seine Arbeitskraft, um von seiner Seele zu schweigen? Und was haben die Menschen von der Natur, die mit fünfzig Kilometer und mehr Geschwindigkeit in der Stunde daran vorübersausen? Die ohnehin schon erschreckend grosse Oberflächlichkeit des heutigen Stadtmenschen wird dadurch nur noch vermehrt, und ein Heilmittel dafür, der Verkehr mit der Natur, unwirksam gemacht, ja ins Gegenteil verwandelt. Dazu wird durch die Verlegung der Eisenbahn auf alle Strassen und Wege, nicht einmal die Feldwege ausgenommen, und durch den Umstand, dass

das Auto ungleich mehr als Wagen und Pferd vielen zur Verfügung steht und leichter zu brauchen ist, ohnehin die Stille und Einsamkeit der Natur zerstört. Wie viele der schönsten Strassen unseres Landes sind für Fussgänger einfach unmöglich, für den Autofahrer aber doch auch nur ein Ort des Staubes und Gestankes geworden.

Nein, das ist nicht Fortschritt, sondern Rückschritt der schlimmsten Art. Wir ruinieren in unserem Maschinenwahn den Menschen. Wohin wir damit unmerklich gelangen, hat letzthin ein so wenig der altväterischen Beschaulichkeit verdächtiger Mann wie Professor Zangger in Zürich gezeigt. Er weist nach, wie in Amerika eine neue Zusammensetzung der Benzinheizung des Automobils erfunden worden ist, deren ausgestossene Gase von äusserster Giftigkeit und Schädlichkeit sind. Diese Stoffe lagern sich auf den Strassen ab, erfüllen unsere Städte und machen sie zu reinen Pesthöhlen.[1]) Prof. Zangger fordert, dass wir uns dagegen durch strikte Verbote wehren; aber so lange diese technische Besessenheit andauert, ist von solchen Verboten wenig zu hoffen. Wenn man der Flut an einem Orte den Weg verstopft, so bricht sie an einem andern durch. Was als Maschinengewehr, Unterseeboot, Fliegerbombe die Welt mit Hölle und Untergang bedroht, das will auch im Frieden den Menschen der Gewalt dämonischer Mächte unterwerfen, die scheinbar in seinem Dienste stehen, in Wirklichkeit ihn beherrschen. Es ist das gleiche System! Noch sind die meisten Zeitgenossen diesen Tatsachen gegenüber verblendet; sie werden eines Tages erwachen — möge es zur Umkehr dann nicht zu spät sein.

Was speziell Graubünden betrifft, so sei vorausgeschickt, dass es ganz sicher eine falsche Rechnung ist, wenn man vom Auto eine „Hebung" der Fremdenindustrie erwartet. Der Umstand, dass gerade das Engadin die neue Vorlage verworfen hat, enthält ein unzweideutiges Urteil darüber. Ohne Zweifel bringt das Auto eine Menge von Fremden in das Land, die sonst nicht kämen. Aber was sind das für Leute? Es sind zu achzig Prozent die Leute, die sich von Blut und Not der Völker bereichert haben, der übelste Auswurf der heutigen Gesellschaft. Kann man glauben, dass uns von solchen Leuten ein Segen komme? Müssen sie nicht zuletzt auch für den Fremdenverkehr Fluch und Verwüstung bedeuten? Und ist es am Platze, dass der Bündner Bauer mit seinem Wagen und seinem Vieh, und der schweizerische Fussgänger diesen Leuten geopfert werden? Das alles gilt, ganz abgesehen davon, ob der bei uns übliche Kultus des Fremdenverkehrs nicht vielleicht ein Krebsschaden für unser Land und Volk sei. Nicht dass wir unsere Berge den Fremden und Einheimischen verschliessen wollten, wenn sie wirklich Ruhe und Erholung suchen, aber was wir nötig hätten, wäre zunächst eine Reformation dieser ganzen Einrichtung von Grund auf.[2]) Vor allem aber ist zu sagen, dass die Alpen ihre Heiligkeit und helfende Kraft in dem Masse behalten, als sie von dem Wust einer industrialisierten Welt freibleiben. Die Bewahrung einer stillen und von Gottes Hauch durchwehten, nicht vom Automobilgebrüll durchtönten und von Benzingeruch verpesteten Natur ist eine Sache, die über allen eiligen Geldgewinn geht. Stellen wir nicht Gott Mammon in das Allerheiligste des Alpentempels! Und endlich handelt es sich dabei um die Sache der D e m o k r a t i e. Die Strasse gehört allem Volk, sie gehört nicht den Reichen und dazu noch deren übelster Sorte. „Frei ist der Weg, die Strasse und die Quelle," singen wir aus einem altdemokratischen Gefühl heraus im Calvenfestspiel; aber ist das nicht für jeden, der auf einer Auto-Alpenstrasse geht, ein blutiger Hohn? Die Erhaltung und Neubegründung der Demokratie ist

---

[1]) Vergl. Schweiz. medizinische Wochenschrift Nr. 2. (9. Jan. 1925).

[2]) Ich verweise dafür auf das in meiner „Neuen Schweiz" in den Kapiteln „Die Fremden und die Fremdheit", und „Das Wunder des Geistes" Gesagte.

aber wichtiger als ein paar Hunderttausende, ja Millionen in unserem Bergland hängengebliebene Kriegsgewinne und Schieberdollar.

So scheinen mir mit dieser Sache sehr bedeutsame Fragen unserer ganzen Kultur verknüpft zu sein. Wenn das Bündnervolk aus einer instinktiven Auflehnung des demokratischen und menschlichen Empfindens gegen Hotelokratie, Mammonismus und Maschinismus entschieden hat, dann hat es eine gute und vorbildliche Tat getan. In diesem Falle wäre ein richtiger Konservatismus ein richtiger Fortschritt, so recht im Gegensatz zu unserem sonstigen schweizerischen Verhalten, das in den letzten Zeiten jedem wirklichen Fortschritt abgeneigt ist, aber jedem modernen Schwindel die Tore sperrangelweit öffnet. Wenn auch eine Reaktion gegen die Art dabei ist, wie es vor zwei Jahren in dieser Sache durch eine schlaue Mache von Politikern, Hoteliers und Zubehör überrumpelt worden ist, dann desto besser.

Mit alledem soll jedoch zweierlei für uns nicht erledigt sein. Was das Problem der Technik im allgemeinen betrifft, so ist es schwierig und selbstverständlich nicht durch eine einfache Rückkehr zu früheren Zuständen zu lösen. Notwendig ist bloss, dass wir auf dem heutigen Wege innehalten und uns fragen, ob wirklich die Technisierung des Lebens ohne weiteres den Gewinn bedeute, den viele als selbstverständlich betrachten. Wir könnten uns darin so gut irren, als wir uns schon in ähnlichen Dingen geirrt haben. Von der technischen Besessenheit sollten wir auf alle Fälle loskommen.

Was aber speziell das Automobil in Graubünden betrifft, so schiene mir am ehesten das Lastauto dazu bestimmt, dem Volke wirkliche Dienste zu leisten. Im übrigen darf man wohl ruhig abwarten, wie sich die Dinge in den nächsten zehn Jahren allgemein weiter entwickeln. Hier ist sicher keine Gefahr im Verzug — im Gegenteil: das Abwarten hat hier, wenn irgendwo, sein Recht. Bereuen wird das Land es sicher nicht müssen. Inzwischen hat es das Verdienst, einem wüsten Götzendienst eine Absage erteilt zu haben.

Nachtrag. Der französische Arzt Toulouse äussert sich über unser Problem im Quotidien also:

„Dante hat in seiner Hölle die schlimmste der Qualen die Hauptstrassen der modernen Grosstadt, nicht vorausgesehen. Diese werden zu bestimmten Stunden die Hölle der unglücklichen Bürger, die genötigt sind, sie in Geschäften zu durchqueren. Betäubt durch das Getute der Fahrzeuge, verwirrt durch die Masse der Auto, die auf den Plätzen wie ein Wirbel durch ihr Blickfeld rasen, belästigt durch die Gase, die die Motoren ausspeien, machen sie ihren Weg, eilig, angstvoll, vergiftet. Und sobald sie sich auf die Fahrstrasse wagen, sind sie wie furchtsame Schafe, die um sich herum die stählernen Ungeheuer rollen hören. Sogar auf der Zuflucht der Trottoirs inmitten all des Lärms, in einer verpesteten Luft, im Gedränge pressierter Menschen, bleibt ein Spaziergang eine beständige Schinderei.

Die, welche in den Gefährten zirkulieren, sind nicht glücklicher. Einer neuen Art von schottischer Douche unterworfen, ständig von der Eile zur Langsamkeit, von der Furcht vor Zusammenstoss zur Angst vor Verspätung übergehend, zwischen Autobus eingezwängt und geschüttelt, teilen sie die Gefahren, deren Urheber und Opfer sie geichzeitig werden. Und was die ungücklichen Anwohner dieser Höllenwege betrifft, seien es Privatpersonen oder Geschäftsleute so gewährt ihnen, wenn sie sich mit zerrütteten Nerven zur Ruhe legen, auch die Nacht nur einen zweifelhaften Frieden.

Man nehme diese Darstellung nicht als blosse literarische Form. Die Vergiftung der Atmosphäre ist anhaltend. Chemische Analysen der Luft der belebtesten Strassenkreuzungen haben einen Gehalt von Kohlenoxyd nachgewiesen, der die Vergiftungsgrenze erreicht. Um diesen Nachweis zu erläutern, berichtete der Verfasser der Arbeit den Fall eines Automobilisten, der in seiner Garage an Erstickung starb. Die Laryngologen (Kehlkopfspezialisten) von

Paris haben beobachtet, dass die Mehrzahl der Pariserkinder drüsenartige Auswüchse zeigten und sie schreiben diese Häufigkeit der aufregenden Wirkung der durch die Automobile erzeugten Dämpfe zu. Vollends wird sich niemand wundern, dass der Hörnerv in diesem Getriebe auf eine starke Probe gesetzt wird, namentlich wenn er schon schwach oder angegriffen ist.

Aber am meisten zu beklagen sind die geistig Ueberanstrengten. Für diese armen Teufel wird eine Durchquerung von Paris zu den Stunden, wo sie diese nach den Gesetzen der städtischen Arbeit vornehmen müssen, zu einer beängstigenden Nervenprobe. Viele erkranken in Folge davon an Furchtzuständen [aller Art], die sie bis in den Schlaf hinein verfolgen.

Kurz, es sind unsere Knochen und vor allem unsere Nerven, die den Preis für den mechanischen Fortschritt bezahlen!"

So der Pariser Arzt. Was er von Paris sagt, gilt, mutadis mutandis, allgemein.

Macht die Zensur zunichte! Unsere Leser wissen, dass zu den übelsten Dingen, die in unserem Lande während des letzten Jahrzehnts geschehen sind, das Schicksal gehört, das dem Buche „Das Prätigau" von Doktor Gadient und seinem Autor von unserem „Freisinn" (blutiger Hohn!) und der ihm zur Verfügung stehenden Gerichtsbarkeit bereitet worden ist. Nun ist das Buch endlich wieder frei und es ist Gelegenheit geboten, ein schweres Unrecht gut zu machen (vgl. das Inserat). So sollte es denn massenhaft gekauft werden, damit bald eine zweite Auflage nötig wird. Dass jeder Käufer als solcher auch einen kleinen Beitrag an die dem Verfasser aus seinem Kampfe erwachsenen Unkosten leistet, sei nur nebenbei bemerkt.

Im übrigen lohnt sich der Erwerb dieses Buches reichlich. Denn wie wir seinerzeit gezeigt haben, besitzt es trotz seines sehr speziellen Gegenstandes, und vielleicht gerade darum, ein durchaus allgemeines Interesse. Am Beispiel eines bündnerischen Alpentales wird nicht nur das Bauernproblem, sondern auch das politische Problem, ja das Kulturproblem unserer Tage überhaupt entwickelt und anschaulich gemacht. Daneben ist an dem Buche besonders wertvoll der meisterhaft aufgezeigte Zusammenhang zwischen Natur und Kultur. Es besitzt einen dauernden Wert und gehört zum Allerbesten, was seit langem unter uns an Schriften solcher Art erschienen ist.

Freilich fehlen nun die Stellen, die für gewisse bündnerische Politiker ein Spiegel waren, in den hineinschauend sie meinten, ihr wohlgelungens Konterfei zu erblicken. Der Leser mag sie sich aus der Phantasie frei ergänzen und allfällig die Namen jener Politiker dazu schreiben; damit gelangen diese doch auf die Nachwelt.

Nochmals: machen wir ein schweres Unrecht gut. Tun wir, was wir können, dass dieses misshandelte Buch weit herumkomme und erst recht seine Mission erfülle.

Die Huldigung einer Frau für Spitteler. Eine Frau schreibt uns über Spitteler und die Frauen folgendes:

„Dankerfüllt lese ich den „Kranz", den Sie vor Carl Spittelers „Standbild" niederlegen, und da ich so sehr überzeugt bin, dass auch wir Frauen ganz besonders Grund haben, diesen grossen Dichter zu verehren und zu lieben — denn keiner vielleicht hat mit so viel Liebe und Ernst sich unserer Schwächen, wie unserer Stärken angenommen wie er; ja keiner kann uns gerechter werden und unsere eigentliche Berufung schöner erkennen als dieser Edle es getan — erlaube ich mir diese paar Worte.

„Sehet welch ein Dichter!" jubelte ich, als ich in den „Extramundana" zum ersten Mal den „Verlorenen Sohn" las und dort die Liebe in drei Steigerungsgraden in uns Frauen geschaut sah. — Welch herrliche Aufgabe wird uns dort zum Schluss zugedacht!

Stückwerkartig versagt in diesem „Verlorenen Sohn" die Liebe jener Bräute, die weit hinter der viel reineren und grösseren Mutterliebe zurückbleibt und diese wiederum ist ohnmächtig im Vergleich zur Himmelskönigin Ajescha, der, in ihrer „fleckenlosen Himmelsreinheit" schliesslich allein es gelingt, die Seelen aus ihren Staubkerkern zu befreien, um sie alle, alle ihrer wahren Heimat zuzuführen. Auf, Schwestern! Lasst uns „Ohren" haben, dass wir hören. Und im „Olympischen Frühling" die Hera, jene stolze Amazonenfürstin, die Gattin des Zeus und Königin über Götter und Menschen — aber sterblich und wie schrecklich sterblich, schier gar wie unsere eiserne Zeit. (Doch an dieses Dichters Werken soll niemand herumklügeln wollen!) Es genüge uns Frauen, in dieser Hera einfach den weiblichen Typ zu sehen, der furchtbarer und tragischer nicht geschildert werden kann, wie dieses durch Hochmut verblendete, vom Tode und dem Automaten gehetzte und verängstigte Weib, das schliesslich zur Hyäne wird. —

Dann Artemis, Apollons Gefährtin! Welche denkfreudig suchende Frau könnte auf einsamen Glaubens- und Wahrheitspfaden bei dieser Artemis nicht eine Kraftquelle finden und dort ihren Mut verjüngen! — Und wie wenig verlockend erscheint dagegen die übermütige Aphrodite, der im Plutsch und Regen endlich ein gründliches Fiasko beschieden ist. Nein, diese Schöne konnte niemals bei dem Dichter ernsthaft als „der Sinn der Welt" gegolten haben. Prometheus lebte ja damals schon und in ihm (dem 1.) jene herrliche Pandora.

Kurz und gut, die Werke Carl Spittelers, angefangen von seinen „Ersten Erlebnissen" bis hinauf zu Prometheus, dem Dulder, sind auch für uns Frauen ein herrliches Titanengeschenk, aus dem wir unendlich viel Trostreiches und Verheissungsvolles schöpfen können. Möchten doch recht vielen von uns jene besonders lieben und reinen Frauentypen, die dieser Seher schaute, eine Offenbarung werden. Dieser Segen würde uns unsere finstere Zeit durchleuchten! — Komme bald, du liebliche Ajescha!" S. W.

Antwort an Herrn Prof. E. Laur. Prof. Laur beklagt sich in einer Erklärung, die aus seiner „Bauernzeitung" in andere, ihm gleichgesinnte Organe übergegangen ist, über meine Bemerkung im letzten Hefte der „Neuen Wege", dass wir auch dem Bauer sagen müssten, „wie er durch Laurs Militarismus betrogen werde." Er tut, als ob ich ihn einen „Volksbetrüger" genannt hätte und behauptet, es werde vielleicht noch die Stunde kommen, wo ich auf die Kniee sinken und dem Herrgott danken werde, dass meine Worte an der Vaterlandsliebe, dem Opfersinn und dem Pflichtbewusstsein der Schweiz kraftlos abgeprallt seien.

Ich möchte — ausnahmsweise und weil es keine „persönliche" Angelegenheit ist — Herrn Prof. Laur Folgendes antworten:

Wenn Sie sich über den „Ton" beklagen, den ich gegen Sie angeschlagen, so hätten gerade Sie dazu kein Recht, auch wenn dieser Ton schlimm wäre. In Wirklichkeit liegt gar kein Anlass zur Klage vor. Ihre Behauptung, ich habe Sie einen „Volksbetrüger" genannt, ist eine jener Entstellungen, ohne die Sie nicht auszukommen scheinen und die Sie eben nur Leuten bieten dürfen, die den wahren Sachverhalt nie erfahren. Es ist weder meine Absicht gewesen, Sie einen Volksbetrüger zu nennen, noch liegt das in meinen Worten. Sie verkehren das, was objektiv gemeint ist: dass der Bauer sich eines Tages durch Laurs Militarismus betrogen sehen müsste, ins Subjektive: dass Sie den Bauer mit Bewusstsein und Absicht betrögen. Auch eine andere Entstellung leisten Sie sich. Sie tun, als ob ich meine Forderung völliger und sofortiger Abrüstung jeder Art auf die wirkliche oder mögliche Tatsache der deutschen Rüstungen gründe, was natürlich in dieser Form als Absurdität erscheinen muss. In Wirklichkeit gründe ich sie und bezieht sich speziell meine Bemerkung über Ihren Militarismus auf die Tatsache des Gaskrieges, was etwas ganz anderes ist. Dieser Gaskrieg vor allem ist es, der unsere

Rüstungen zu einem „Betrug“ macht und uns als Weg der Rettung nur die Abrüstung übrig lässt, natürlich die Abrüstung aller, zu der aber die unsrige gehört. Sie wissen aus den „Neuen Wegen“ ganz genau, dass ich es so meine.

Und nun sage ich Ihnen: Ich habe sie nicht einen Volksbetrüger genannt, aber wenn Sie dem Bauernvolk nicht jene Tatsache des drohenden Giftgaskrieges mitteilen, die Ihnen aus der Abhandlung von Gertrud Woker über den „Wissenschaftlichen Krieg“ oder aus dem Gutachten des Völkerbundes über den Gaskrieg bekannt ist, wenn Sie sie ihm nicht objektiv, ohne Entstellung, mitteilen, dann, ja dann sind Sie in dieser Sache (von der wir hier allein reden) ein bewusster Irreführer unseres Volkes, besonders des Bauernvolkes, und laden eine schwere Verantwortung vor dem Gott auf sich, an den Sie zu glauben behaupten, und der kein Gott der Giftgasbomben und Maschinengewehre ist, der es aber mit der Wahrheit genau nimmt und dessen Gericht die sicherste der Tatsachen ist.

Ich komme damit auf den zweiten Punkt. Sie tun — und auch das entspricht Ihrer gewohnten Taktik — als ob Vaterlandsliebe, Opfersinn und Pflichtbewusstsein selbstverständlich nur auf Ihrer Seite stünden und auf unserer selbstverständlich das Gegenteil. Nun fällt es mir nicht ein, Ihnen die Vaterlandsliebe und was dazu gehört, abzustreiten. Aber sollte ein so gescheiter Mann wie Sie im Stillen nicht ganz genau wissen — was er freilich seinen Leuten nicht verraten darf — dass wir anderen unsere Sache nicht weniger aus Vaterlandsliebe, Opferwillen und Pflichtbewusstsein vertreten? Freilich, es ist eine andere Vaterlandsliebe, ein anderer Opferwille, ein anderes Pflichtbewusstsein. Wir verstehen unter Vaterlandsliebe nicht die Betätigung der Vorurteile, an denen die Völker zu Grunde gehen, sondern die Vertretung der Wahrheit, unter jenen Schmerzen und Opfern, die sie immer kostet; wir meinen, es heisse nicht Vaterlandsliebe, wenn man jene Hassgedanken nährt, ohne die der Militarismus nicht leben kann, sondern wenn man sein Volk ermahnt, in einer neuen, dem Dienst der Menschheit eingeordneten Aufgabe eine neue Grösse und ein neues Existenzrecht zu finden. Unter Opferwillen verstehen wir darum nicht, dass man möglichst viel Waffen ansammelt, um andere zu opfern, sondern dass man unter Opfern sich an eine grosse Sache setzt; wir verstehen darunter nicht, dass man Maschinengewehre anschafft und für die Tuberkulosen und die Alten und Invaliden kein Geld hat, sondern dass die Starken den Schwachen Opfer bringen und ihren Besitzegoismus überwinden. Pflichtbewusstsein endlich zeigt ein Volk nicht damit, dass es berauscht, betrogen, gedankenlos auf ausgetretenen Wegen, die zum Abgrund führen, weitertrottet, sondern damit, dass es mit wachem Ernst bedenkt, was die sittliche Forderung der Stunde, anders gesagt: der Wille Gottes von ihm verlangt; wirkliches Pflichtbewusstsein verlangt besonders von den Führern des Volkes, dass sie diesem mit der Wahrheit dienen, statt mit demagogischer Irreführung sich selbst zu dienen. In alledem glauben wir freilich nicht an das Evangelium des auch von Ihnen — mit der üblichen Entstellung der Gegner — in Schutz genommenen Aarauer Schützenfestes: „Aug’ um Auge, Zahn um Zahn,“ sondern an das Evangelium eines Anderen, der dadurch verleugnet und geschmäht wird.

Wenn Sie sich nun, geehrtester Herr, zu der Aeusserung versteigen, ich werde vielleicht eines Tages dem Herrgott auf den Knieen dafür danken, dass wir unser Heer und unsern Militarismus bewahrt hätten, so sage ich Ihnen: So etwas kann nur ein Mann schreiben, der nicht zu wissen scheint, was eine echte Ueberzeugung ist. Wenn mir Verstand und seelische Klarheit nicht verloren gehen, so werde ich beim Ausbruch eines neuen Weltbrandes (an den ich trotz allem nicht glaube, auch nicht glauben will) erst recht wissen, was ich schon jetzt weiss: dass er die Frucht des Militarismus ist, jenes Militarismus, den auch Sie (trotz dem Bekenntnis zum Völkerbund) vertreten und

dass eine schweizerische „Landesverteidigung“ durch Waffen, statt durch Geist, Glauben, Friedenstat, ein zugleich kindischer und tragischer Trug ist. Auf den Knieen Gott danken aber werde ich an dem Tag, wo die Schweiz den ersten ernsthaften Schritt tut auf dem Wege der Abrüstung und der Abwälzung jenes Fluches, den Krieg und Kriegsrüstung bedeuten; auf den Knieen bitte ich Gott, dass er den Völkern wieder Führer schicke, lautere, selbstlose, zum opferwilligen Dienst der Wahrheit bereite Führer, statt Advokaten und Demagogen.

Dies meine vorläufige Antwort. Zu weiteren bin ich, wenns sein muss, gerüstet.

L. R.

Religiös-soziale Zusammenkunft in Bern am 18. und 19. April 1925. Dem mehrfach geäusserten Wunsche von Gesinnungsgenossen verschiedener Landesgegenden Folge leistend, laden wir, als Vertreter unserer Gruppe der Freunde der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“, die Freunde zu einer zweitägigen Zusammenkunft in Bern ein. Die Tagung soll der freundschaftlichen Annäherung der Teilnehmer aus der deutschen und welschen Schweiz dienen und die vorgesehenen Referate und Diskussionen der Erörterung unserer brennendsten Gegenwartsfragen, der Vertiefung und Klärung unserer geistigen Probleme gewidmet sein. Dabei werden Männer und Frauen, die werktätig in der sozialen Arbeit und Bewegung stehen, zu Worte kommen.

Darum hoffen wir, liebe Freunde, dass unsere Einladung in Ost und West einen warmen Widerhall finden werde. Durch eine rege äussere und innere Teilnahme an dieser Tagung soll unsere Ueberzeugung und die Erkenntnis der religiösen Grundlagen der sozialen Botschaft an unser Volk gefördert und vertieft und dadurch unsere Arbeitsfreudigkeit erhöht werden.

Als Vertreter der Gruppe Bern:

Pfr. K. v. Greyerz, Marie Lanz, Dr. Ch. de Roche, Pfr. E. Hubacher,
Alfred Wirz, F. J. van der Wolk.

Das Programm ist noch vorläufig.

Die Namen der Referenten werden mit dem endgültigen Programm mitgeteilt.

Um den Besuch der Konferenz zu erleichtern, werden die Berner für Freiquartiere besorgt sein. Anmeldungen sind zu richten an Frl. M. Lanz, Thunstrasse 46, Bern.

Vorläufiges Programm.

I. **Freitag, den 17. April, im Daheim,** Zeughausgasse 31, II. Stock:
Abends 8 Uhr: Sitzung des Vorstandes der Zentralstelle für Friedensarbeit.

II. **Samstag, den 18. April, im Daheim,** I. Stock:
10 Uhr: Mitgliederversammlung der Zentralstelle für Friedensarbeit.
1 Uhr: Mittagessen.
3—6 Uhr: Aussprache über „Unsere Stellung in und zur Sozialdemokratie“ (3 Referenten).
7 Uhr: Gemeinsames Abendessen.
8 Uhr: Aussprache über: „Unser Kampf gegen den Militarismus“ (3 Referenten).

III. **Sonntag, den 19. April:**
9 Uhr: Andacht in der Chorkapelle der Französischen Kirche. Nachher freie Vereinigung.
1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen in der Inneren Enge.
3 Uhr: Aussprache über „Unser Glaube und wie vertreten wir ihn.“ (2 Referenten.)
8 Uhr: Volksabend im Bierhübelisaal. Ansprachen über „Was wollen wir Religiös-Soziale?“ (3 Referenten.)

Mütterwoche. Die Frauengruppen der Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Bildung möchten in der zweiten Hälfte April oder in der ersten Hälfte Mai eine Ferienwoche für Mütter veranstalten. Es liegt diesem Plane der Gedanke zu Grunde, dass gerade die junge Frau und Mutter das Bedürfnis hat, aus der Ueberfülle des neuen Erlebens und der neuen Aufgaben heraus einmal wieder in der Stille sich zu sammeln und auch in gemeinsamer Aussprache mit andern Klärung zu suchen für ihre besonderen Lebensprobleme — Ehe, Kindererziehung, Hausfrauenberuf, Stellung der Frau und Mutter zu den sozialen Aufgaben. — Es ist selbstverständlich nicht leicht für die Hausfrau und Mutter, besonders nicht für die in einfachen Verhältnissen lebende, sich auch nur auf eine Woche ihrem Pflichtenkreis zu entziehen. Immerhin haben sich schon einige Frauen gemeldet, die es möglich machen wollen, und es mag doch hier oder dort noch eine Frau sein, die für eine Woche sich im Haushalt ersetzen lassen kann. Zudem sollen Mütter auch Kinder mitnehmen können; es wird für eine junge Hilfskraft gesorgt, die einen Teil des Tages die Kinder beaufsichtigt und beschäftigt.

Als Ferienhaus ist das Bendeli (das Sommerhaus des Mädchenklubs Gartenhof) bei Ebnat-Kappel in Aussicht genommen. Alles soll so einfach und bescheiden, als es irgend angeht, eingerichtet werden, damit die Kosten sich möglichst niedrig stellen. Näheres wird in der Märznummer der „Neuen Wege“ bekannt gegeben. Vorläufige unverbindliche Anmeldungen wären aber schon jetzt sehr erwünscht. Solche sind zu richten an Frau Vogt, Balberstrasse 14, Zürich.

Von Büchern

Die heilige Johanna.

Die „heilige Johanna“ von Bernhard Shaw zu sehen (nicht bloss zu lesen) ist mir zu einem der bedeutsamsten Erlebnisse dieser Jahre geworden. Ich fühle mich denjenigen Lesern gegenüber, die das Werk weder gesehen noch gelesen haben, noch darauf aufmerksam geworden sind, verpflichtet, ihnen zu sagen, dass hier etwas wahrhaft Grosses vorliegt, etwas, das gerade uns viel, viel zu sagen hat, etwas, was uns trösten, stärken, grösser machen kann. Auch die blosse Lektüre des Stückes und der Vorrede, die selbst eine Abhandlung bildet und eine äusserst geistvolle, von Ironie funkelnde Kritik unserer Zeit im besten Shawschen Stil enthält, lohnt sich (die deutsche Uebersetzung ist gut); wer aber eine einigermassen rechte Aufführung sehen kann, der setze Zeit und Geld daran, wenn es irgend möglich ist. Ich muss wohl hinzufügen, dass Theaterbesuch für mich eine grosse Ausnahme ist — ich brauche wohl kaum die Finger meiner beiden Hände, um zu zählen, wie oft er in den letzten zwei Jahrzehnten vorgekommen ist — aber gerade auf uns seltene Theatergäste kann ein wirklich wertvolles und dazu erträglich oder sogar gut gespieltes Stück einen desto grösseren Eindruck machen und für uns etwas werden, das wir nicht sobald über anderen Eindrücken ähnlicher Art wieder vergessen.

Das Werk Bernhard Shaws ist wirklich ein wenig etwas von dem, was darin eine so grosse Rolle spielt, etwas von einem „Wunder“. Schon lange warten wir besonders für das Drama auf eine Kunst, die wirklich diesen Namen verdiente, eine Kunst, die uns etwas zu sagen hätte, vielleicht sogar etwas Grosses, eine Kunst, die das ausspräche, was heute, seis offen, seis verborgen, die Welt bewegt und lebendigen Seelen zu schaffen macht, eine Kunst, die

wirklich, soweit Kunst dies kann, etwas offenbarte. Eine so ungeheure Zeit und so selten, mit Emerson zu reden, ein „Sager", einer der ausspricht und damit erst klar macht, was geschieht. Die „heilige Johanna" ist endlich ein Werk solcher Kunst, also eine Erfüllung. Und doch, wie alles Geniale, so ganz anders, als wirs uns gedacht!

Aber ein „Wunder" ist für viele von uns auch, dass ein solches Werk gerade aus der Seele von Bernhard Shaw gekommen ist. Denn auch wenn wir ihn vielleicht als Spötter bewunderten und daneben wussten, dass hinter dieser lachenden Maske ernstere Züge stünden, als man im allgemeinen annahm — schon seine sozialistische Arbeit ist in ihrer ganzen Art nur aus einem grossen Ernst zu verstehen — so hätten wir ihm doch etwas so Grosses, Tiefes, Heiliges nicht zugetraut.

Die „heilige Johanna" ist zunächst die Geschichte der bekanntlich im Jahr 1920 heilig gesprochenen Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans. Es liesse sich über die Art, wie Shaw diesen vielen von uns besonders durch Schiller vertraut gewordenen Stoff künstlerisch behandelt, manches sagen, was nicht meine Sache ist. Diese Art ist von jener Originalität, die eben Genialität ist. Es ist, um die üblichen Stichwörter zu brauchen, eine wenigstens für mich ganz überrraschende und einzigartige Mischung von Realismus und Symbolismus. Manche Leser werden sich etwas an dem Gewand der Ironie stossen, in welches das Stück gekleidet ist. Vom Schillerschen Stil muss man schon ganz absehen, wenn man Shaw geniessen will. Auch darf man nicht erwarten, ein historisches Drama zu sehen oder zu lesen, das heisst, ein Drama, das uns eine vergangene Geschichte darstellte. Das ist nicht Shaws Art. Das Stück spielt im Jahre 1431 und im Jahr 1925 gleichzeitig und es ist manchmal freilich von äusserster Kühnheit, wie die Jahrhunderte durcheinander geworfen werden. Dass es trotzdem fest auf dem Boden der Geschichte steht und zwar ganz unvergleichlich mehr als die Schillersche Jungfrau, ist keine kleine Leistung.

Es ist ein Werk, das leben wird, wenn das meiste von der „Literatur" unserer Tage verschollen ist. Dieses Geisteskind eines wohl bald siebenzigjährigen Dichters strotzt von Leben und Kraft. Alles ist bei realistischer Fülle so gedrängt, alles so bedeutsam. Das ganze Werk ist — um ein anderes Bild zu brauchen — ein Meisterstück geistiger Schmiedekunst, fest, geschlossen, ja gedrungen und doch reich und dabei vergoldet durch blitzende Ironie und funkelnden Humor. Alles so nüchtern, so unromantisch als möglich, und doch, in diese erbarmungslos dargestellte Welt das „Wunder" eintretend, in dieses Spiel von Hohn und Spott das Heilige eingesenkt und um so herrlicher aufstrahlend.

Diese Bemerkungen sollen bloss einige Hindernisse beseitigen, die vielleicht diesem oder jenem Leser oder Zuschauer den Zugang erschweren könnten. Das Grosse und das, was uns vor allem angeht, ist der Sinn und Geist des Werkes. Und der lässt sich nun freilich nicht so wiedergeben, dass der Eindruck dem der Aufführung oder auch nur dem der Lektüre nahe käme. Es ist, glaube ich, nicht übertrieben, wenn ich sage, dass etwas von dem Hauch des heiligen Geistes durch dieses Stück geht. Und zwar strömt dieser Hauch, der manchmal zum Sturm wird, aus von der Gestalt der Jungfrau, dieser wundersamen Kreatur Gottes, wie sie meines Wissens schon ein alter Zeuge genannt hat. Dieses siebzehnjährige Bauernmädchen fährt wie der lebendige Wille Gottes in eine Welt hinein, die in Kirche und Staat, ja sogar in der Kriegsführung eigentlich nur spielt, weil sie keinen wirklichen Glauben hat und die auch die Not nur halbwegs ernst nimmt. Dieser Welt gegenüber wirkt sie als Wunder; die Wunder, die sie, wirklich oder scheinbar, tut, treten ganz zurück hinter dem Wunder, das sie ist, und erscheinen auf der andern Seite ganz selbstverständlich. Für sie, die bloss den Willen Gottes kennt,

gibt es kein Zaudern und Rechnen, für sie keinen Widerstand, der zu fürchten wäre.

„Dunois: Siehst du die zwei Forts am Ende der Brücke? [Vor Orleans] Die zwei mächtigen? . . . . . Wenn ich in einem dieser Forts mit nur zehn Mann wäre, könnte ich sie gegen eine Armee halten. Die Engländer haben mehr als zehnmal zehn Goddams [= Soldaten] in diesem Fort, um sie gegen uns zu halten. Johanna: Sie können sie gegen Gott nicht halten . . . Ich will diese Forts nehmen . . . . . Dunois: Nicht ein Mann wird dir folgen. Johanna: Ich werde nicht zurückschauen, ob jemand mir folge."

Oder: „Dunois: Die Flösse sind bereit; die Männer sind eingestiegen. Aber sie müssen auf Gott warten. Johanna: Was meinst du damit. Gott wartet auf sie."

Dabei ist diese so sichtbar vom Uebernatürlichen regierte Frau ein so natürliches Menschenkind als möglich, auch nicht ohne Fehler; voller Originalität, durchaus kein heiliges Schema. Sie kann schwach sein, verleugnet aus Angst vor Tortur und Feuertod und bleibt sich doch treu, bleibt doch gross, ja, wird es erst recht. Sie ist als die „Heilige" in ihrer Umgebung, dieser gewohnten Welt des gemachten und halbwahren Wesens, der einzige Mensch. Wundervoll ist, wie sie, das siebzehnjährige Bauernkind, mit dem aber Gott ist, diese Puppen von Königen, Feldherren, Erzbischöfen behandelt, denen sie allen gebührenden offiziellen Respekt erweist, ohne sie aber als Menschen irgendwie ernst zu nehmen.

Die Welt des Scheins und der klugen Selbstsucht (die das Wunder nur glaubt, wenn die Hennen wieder Eier legen), beugt sich vor dieser unmittelbar aus Gottes Hand kommenden Wahrheit. Diese Welt lässt sich einen Augenblick mitreissen über sich selbst hinausreissen. Sie hat ein Gefühl von der Wahrheit, die ein Anhänger Johannas ausspricht: „Wir haben jetzt einige verrückte Menschen nötig. Denn sieh, wohin die Gesunden uns gebracht haben." Aber nur bis die grösste Not vorüber ist. Dann wird die Retterin unbequem, ja gefährlich. All die „Autoritäten", die kirchlichen, staatlichen, militärischen, die von ihr beiseite geschoben und leichthin behandelt worden sind — so wie sies verdienten — stellen sich bald wieder auf ihre Füsse und gewinnen ihr Selbstgefühl zurück. Und noch stärkere Mächte regen sich. Der Mensch, der der Welt gegenüber den Willen Gottes vertritt, wird sofort wieder eine Gefahr für sie. Er wird ein r e l i g i ö s e r Ketzer. Denn die Kirche kann nicht zugeben, dass ein ganz unoffizieller Mensch unmittelbar von Gott her die Wahrheit vertrete; damit wäre ihre Autorität aufgehoben. Er wird auch ein p o l i t i s c h e r Ketzer. Denn der Staat kann ebensowenig Wahrheit brauchen, die er nicht von vornherein bestellt und approbiert hat. Wahrheit von Gott her ist immer revolutionär. Und alle die andern „Stützen der Gesellschaft", die in ihrer Ruhe gestört werden, sie sind verärgert, dass jemand da ist, in dem die Unruhe des Göttlichen wirkt, der wie Sokrates nach seiner eigenen Aussage den Athenern, eine „Bremse" ist, die sie verfolgt; sie sind alle beleidigt durch jemand, der ohne Examen, Patent Stellung viel gescheiter ist als sie und grösser ist als sie. Die stille Verschwörung gegen sie ist bald hergestellt. Sie selbst in ihrer Unschuld, wissend, dass sie nur Gott dient und nur für alle das Beste will, staunt darob, kann es zunächst nicht fassen, bis sich ihr das Wort entringt: „Die Welt ist zu schlecht für mich." So lange freilich, als sie den Erfolg für sich hat, kann diese Verschwörung nicht gegen sie aufkommen, aber sobald der Erfolg von ihnen selbst absichtlich verhindert, ausbleibt ist sie rasch verloren. Und nun wird dargestellt, wie Kirche und Staat, nicht bloss die von 1431, sondern auch die von 1925, sich gegen die Trägerin der Wahrheit Gottes zusammentun und sie vernichten. Es ist des Dichters Bemühen, die Hauptfaktoren dieses Vorgehens nicht etwa als blosse Pfaffen und Schufte darzustellen, sondern als ganz ehrenhafte, auf ihre Art wohlmeinende, ja sogar gutherzige Menschen, die meinen, ihre heilige Pflicht

zu tun, und die genau so denken und handeln, wie die gleichen Leute in entsprechenden Fällen auch heute tun. Die Kritik von Kirche, Staat und Gesellschaft, die auf diese Weise zustande kommt, gehört zum Mächtigsten, was davon je geleistet worden ist. Wenn die Leute es nur auch merken könnten! Jene alte Wahrheit, dass die Welt die Gräber der getöteten Propheten schmückt, aber die lebenden immer wieder tötet, wird im „Epilog" auf eine Weise dargestellt, die ihn fast zum Höhepunkt des Stückes macht. Johanna ist rehabilitiert, ist Heilige geworden; ihre Richter und Schlächter, ihre untreuen Freunde, sie alle bereuen, preisen sie, knieen vor ihr; aber wie Johanna, die als Traum-Geist Auferstandene, ihnen erklärt, dass sie im Ernst wiederkommen werde, da drücken sie sich alle so rasch als möglich, unter Entschuldigungen, die sehr modern sind. Der Träger der päpstlichen Urkunde der Heiligsprechung aber erklärt: „Die Möglichkeit Ihrer Auferstehung ist bei dem Verfahren zum Zwecke Ihrer Kanonisation nicht ins Auge gefasst worden." Gibt es eine grossartigere Kennzeichnung des üblichen Kultus vergangenen Propheten-, Helden- und Märtyrertums durch genau die gleichen Leute, die in anderer Tracht jene Propheten, Helden und Märtyrer gehasst, verlästert, verbrannt haben und es heute in neuen aber nicht besseren Formen ohne weiteres wieder täten? Dieser „Epilog" war ein grosses künstlerisches Wagnis. Würde er nicht den Eindruck des Martyriums aufheben? Müsste er nicht pessimistisch stimmen? Auf mich und andere hat er nicht so gewirkt. Wenn Johanna, wieder ganz allein gelassen, am Schlusse ausruft: „O Gott, der du die Erde so schön geschaffen, wie lange wird es gehen, bis sie bereit ist, deine Heiligen aufzunehmen? Wie lange, o Herr, wie lange?" so steht man unter der erschütternden Wucht der Empfindung, dass dennoch den „Heiligen" die Welt gehört.

Das alles zu hören, zu erleben, ist uns gerade heute inmitten des grossen Mummenschanzes aller scheinbar triumphierenden Torheit und Gemeinheit eine grosse Gabe. Ich wiederhole: diese Gabe soweit es an mir liegt möglichst vielen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wenn sie auch etwas von Sinn und Gang des Werkes andeuten, so wird es trotzdem auf jeden Leser oder Zuschauer in Schöpfungsfrische wirken. Und wenn erst die Massen, die es sehen, es ganz verstehen könnten! „Wie lange, Herr, wie lange?" Doch bleiben wir dabei: der Wahrheit Gottes gehört trotzdem die Welt.

L. Ragaz.

Versammlung der Freunde der „Neuen Wege".

Die geplante Zusammenkunft der „Freunde der Neuen Wege" kann nun doch in Bälde stattfinden und zwar Sonntag, den 1. März, in Zürich, im Heim von „Arbeit und Bildung" (Gartenhofstrasse 7). Sie soll formell die statutenmässige Jahresversammlung sein. Die Freunde werden Aufschluss erhalten über den geschäftlichen Stand unseres Werkes. Dann wird eine Aussprache stattfinden über den geistigen Stand unserer Arbeit, über das, was daran gut und das, was verbesserungsbedürftig ist, über alte und neue Aufgaben, Schwierigkeiten, Hoffnungen, über die allgemeine Lage der Sache, der wir dienen möchten, und was die Stunde sonst noch bringt.

Die Versammlung soll nachmittags 2 Uhr beginnen. Sie ist,

wie man sieht, keineswegs als trockene Geschäftssitzung gedacht, sondern als freundschaftliche Zusammenkunft, als Gelegenheit, sich persönlich näher zu kommen und sich für die gemeinsame Arbeit neu zu stärken im Gefühl einer Gemeinschaft, die uns dafür und darin verbindet. Darum hoffen wir, dass recht viele Freunde, und nicht nur solche aus der Nähe, sich am 1. März in unserem gemeinsamen Heim einfinden und sich dort zu Hause fühlen werden.

Kant-Worte.

„Diese Aufklärung ... muss nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluss haben. Obgleich z. B. unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten und überhaupt zu allem, was das Weltbeste betrifft, für jetzt kein Geld übrig haben, weil alles für den künftigen Krieg schon zum Voraus verrechnet ist; so werden sie doch ihren eigenen Vorteil darin finden, die obzwar schwachen und langsamen Bemühungen ihres eigenen Volkes in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich: wird selbst der Krieg allmählig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluss, den jede Staatserschütterung in unserem, durch seine Gewerbe so sehr verketteten Weltteil auf alle anderen Staaten tut, so merklich, dass sich diese durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten, und so alles von weitem zu einem künftigen grossen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für jetzt nur noch sehr in rohem Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, an zu regen, und dieses gibt Hoffnung, dass nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schoos, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zu Stande kommen werde."

Aus Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." (1784, — elf Jahre vor seiner Schrift, „zum ewigen Frieden" geschrieben.)

Abonnementsbeträge, die bis zum 5. März noch nicht auf unser Postcheckkonto VIII 4071 angewiesen sind, werden wir uns gestatten, durch Nachnahme zu erheben. Die Administration.

Veritas una est.

„Der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott."

Das Wort: veritas una est, es gibt nur eine, in sich einige Wahrheit, das — weil Gott die Wahrheit ist — zusammenfällt mit dem Wort, dass der Herr, unser Gott, ein einziger, darum in sich einiger Gott ist, ist zu einem Grundstein meiner Lebensauffassung geworden.

Ein Gesinnungsfreund schrieb mir kürzlich, er sei ganz und gar Antimilitarist, aber mit der Ueberzeugung, damit unser Volk ans Kreuz zu bringen, die Schweiz — menschlich gesprochen — dem Untergang preiszugeben. Er sei dennoch Antimilitarist und wolle den Friedensgedanken mit ganzer Kraft vertreten, doch nicht als etwas politisch Kluges, sondern als eine Torheit Christi. Er empfinde es daher als unrichtig, wenn man dem Staat, der seinem Wesen nach nur das Organ kluger Selbsterhaltung sein könne, Abrüstung zumute, ja, wenn man auch nur die Einführung eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer von ihm verlange.

Es mag sein, dass es besser ist, wenn der Zivildienst nicht von Staatswegen kommt, sondern freiwillig, wie er nun angebahnt ist. Ich bin auch überzeugt, dass der Antimiltarismus ein grosses Risiko auf sich nehmen muss. Der Leidensbereitschaft, die aus jenem Briefe spricht, gegenüber erfasst mich das gleiche Zagen, das ich bei dem Liederverse spüre:

Leiden macht im Glauben gründlich,
Macht getrost, unüberwindlich,
Leiden, wer ist deiner wert?
Scheinst du hier gleich eine Bürde,
Droben bist du eine Würde,
Die nicht jedem widerfährt —

das Zagen des noch nicht im Leid Erprobten, der nicht weiss, ob er darin bestehen könne, und der fürchtet, dass es Leidensscheu ist, wenn sich in ihm doch etwas auflehnt gegen die Auffassung jenes Briefes, dass die Wahrheit Christi und die Wahrheit des Staates sich widersprechen.

Aber doch hält wohl das, was sich dagegen wehrt, der Prüfung stand. Wenn man sich Welt und Leben als ein riesiges Feld von sich kreuzenden Linien denkt, so scheinen mir die Wahrheitslinien, die Linien, die auf jedem Gebiete des geistigen und körperlichen Daseins die Wahrheit für dieses Gebiet darstellen, allesamt p a r a l l e l zu laufen, d. h. sie schneiden sich in der endlichen Welt nie, sie laufen neben einander her, nahe oder fern von einander, so fern viel-

leicht, dass sie gänzlich unvereinbar scheinen. Aber in der Unendlichkeit, wo keine Zeit und kein Raum mehr da sind und trennen, vereinigen sie sich. So die Wahrheiten der einzelnen Gebiete, z. B. der Politik und Wirtschaft und der Ethik und Religion oder die Wahrheit in der Freiheit und die in der Pflicht. Sie mögen hier meilenfern von einander hinlaufen, so können sie sich doch nie durchkreuzen, nie miteinander in Konflikt kommen und müssen sich schliesslich in der Ewigkeit vereinigen in einer grossen Harmonie, in der einen, vollen Wahrheit — w e n n jene Parallelität wirklich besteht. Tut sie es, so hätten wir daran ein Kriterium, wüssten wir, dass alle Querlinien, alle die Linien, die eine andere schneiden, von der wir sicher sind, dass es eine Wahrheitslinie ist, Truglinien sein müssen. Sehen wir dann z. B., dass die Linie der Staatsnotwendigkeiten, die Linie des Friedens und der Liebe, von der wir tiefgewiss sind, dass sie eine Wahrheitslinie ist, durchkreuzt, um sich dann auf ewig immer weiter von ihr zu entfernen, so wissen wir sicher, dass diese Staatsnotwendigkeiten nicht aus der Wahrheit sind, dass sie Trugschlüsse sind. Wir wissen, dass diese Querlinie keine wirklichen, sondern falsche, trügerische, eingebildete Notwendigkeiten darstellt, Notwendigkeiten, die gar keine sind, die wir ablehnen dürfen und müssen, statt derer wir die wirklichen und wahrhaften Staatsnotwendigkeiten erst suchen müssen.

Aber sind die Wahrheitslinien wirklich parallel, und sind die Querlinien alles Truglinien? Mir scheint, dass das die Geschichte in allen grossen und kleinen Dingen eigentlich erweisen müsste. Nur stehen wir so tief in all dem Liniengewirr drin, dass wir keinen Ueberblick haben und alles sich vor unsern Augen verzerrt und verwirrt. Ein negativer Beweis scheint eher möglich. Dass Falsches auf einem Gebiet von Falschem auf andern Gebieten begleitet ist, sehen wir oft genug, so Wohnungselend von sittlichem Niedergang, Macht- und Geld-Imperialismus von Völkerelend.

Aber vieles scheint auch gegenteilig. Haben wir nicht Beispiele, dass gerade der körperliche Verfall eines Menschen von einer wunderbaren Blüte seines inneren Lebens begleitet ist? Bei vielen Erscheinungen, gerade auch bei körperlichen Dingen, ist es oft so schwer, zu erkennen, ob sie wahr oder falsch sind, scheint Wahrheit und Falschheit gar von Fall zu Fall zu wechseln. Geld und Gut z. B., wieviel Schönes und Gutes kommt davon her und wieviel Fluch und Sünde!

Ueberzeugend würde der Beweis für die Parallelität der Wahrheitslinien wohl überhaupt erst im Positiven. Doch da ist er noch viel schwerer. Ist Gandhis Non-Violence-Politik wirklich der Weg zu Indiens Hilfe und Heil? Ist das Nie-an-sich-selbst-denken wirklich der Weg, auf dem man am besten durchs Leben kommt?

Ich denke, da hilft uns nur Glauben. Glauben an den Herrn, unsern Gott, als einen einzigen und einigen Gott, der die Welt nach einem grossen Plan des Heils und der Harmonie geschaffen hat und sie allem, freilich oft genug zum Verzweifeln starken Schein des Gegenteils zum Trotz dem Ziele zuführt, Glauben, dass Gott sich ein einiges Reich baut, in dem noch alles ihm zu Füssen liegen soll, in dem alle Reiche, alle Gebiete der Welt sein und seines Sohnes werden sollen.

Ohne diesen Glauben, ohne die Gewissheit eines einigen Gottes, wankt uns da nicht alles, Himmel und Erde? Birst da nicht durch Gott selbst und durch die ganze Schöpfung ein Riss, den nichts schliessen kann? Was kann das noch für ein Gott sein, der das eine zum Gesetz macht, aber auch das Gegenteil? Wie soll ich Mensch der Wahrheit leben können, wenn von sich widerstreitenden Prinzipien, Gewalt und Gewaltlosigkeit z. B., jedes ein gewisses Recht, ein Stück weit Recht und damit ein Recht auf mich hat? Dann kann ich doch gar nicht mehr sicher und unentwegt auf einem Standpunkt aushalten, mit innerer Ruhe einen Weg bis zum Ende gehen. Opferbereitschaft oder gar Märtyrertum ist dann doch überhaupt Boden und Halt entzogen.

Umgekehrt, wenn uns vor und über allem feststeht, dass Gott ein einiger Gott und die Wahrheit eine einige Wahrheit ist, so bekommen wir eine innere Sicherheit und Ruhe über alle persönliche Schwäche und Wankelmütigkeit und Unsicherheit hinaus. Alles Trügerische vermag uns nicht mehr zu verwirren, und wenn es sich noch so sehr als unvermeidbar und vorderhand einzigmöglich gebärdet. Dann erst, scheint mir, können wir wirklich Kraft zum Opfer gewinnen.

Während ich mich mit dem am Anfang erwähnten Brief auseinanderzusetzen suchte, kam mir das neue Blumhardt-Buch von Pfarrer Jäckh[1]) in die Hände. Aufs Feinste ist dort gerade jenes Vertrauen auf den einigen Gott und auf seinen Sohn Jesus Christus, das die beiden Blumhardt beseelte, ins Licht gestellt. Anschliessend an das Wort vom jüngeren Blumhardt: „Im Reich Gottes brauchen wir Monarchie, Gott als Majestät," sagt Jäckh: „Die Geschichte des Reiches Gottes ist der Kampf um die Monarchie Gottes. — Dieser Kampf erreicht seinen Höhepunkt im Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi. Denn Jesus ist der Vorkämpfer des Reiches Gottes, der allein den Kampf kämpft, den Menschen nicht zu kämpfen vermögen." Nicht aus weltfremder Absonderung und Verinnerlichung heraus, sondern aus tiefer Erfahrung von Not und von Hilfe, von Sünde und von Erlösung verkünden die Blumhardt ihr grosses

[1]) „Blumhardt, Vater und Sohn und ihre Botschaft," von Eugen Jäckh, Furche-Verlag, Berlin, 1925, 291 S., geb. Fr. 7.50.

„Jesus ist Sieger“ — „Sein wird die ganze Welt.“ Sie verkünden das ganze Reich Gottes, die Königsherrschaft Gottes über alle Welt, den „Generalpardon“ über die ganze Welt und für alle, ausnahmslos alle Menschen. „Allerdings ist das so gross,“ sagt der Vater Blumhardt selbst, „dass wir es nicht aussprechen mögen und kaum zu denken wagen.“ Aber der Sohn setzt diesen Glauben noch gewisser fort: „Wir müssen uns wehren bis auf den letzten Atemzug, bis auf den letzten Blutstropfen, dass der ganze Himmel, die ganze Erde, die ganze Totenwelt in die Hand Jesu kommt. Muss ich für einen Menschen, für ein Gebiet die Hoffnung aufgeben, so bleibt eine Last des Todes, eine Last des Wehes, eine Last der Nacht und der Finsterniss; dann ist eben Jesus nicht das Licht der Welt.“

Gewiss, der Glaube an das Reich Gottes, die veritas una, die eine und einzige, in sich einige Wahrheit, in der alle Wahrheitslinien zusammenlaufen müssen, ist etwas so Grosses, dass wir es kaum auch nur zu denken vermögen. Gewiss, erst im Unendlichen, in der Ewigkeit laufen parallele Linien zusammen. Sicherlich ist der Glaube an die veritas una, an den einzigen, einigen Gott und seine Alleinherrschaft, schwer und noch unendlich schwerer, diesen Glauben dann zur Grundlage des tagtäglichen Lebens zu machen. Aber ist ohne diese Grundlage das Leben nicht noch schwerer, sogar wenn man mit allerhand Flitterschein die Lücke der fehlenden veritas una auszufüllen versucht, ja wird es dann nicht letzten Endes unmöglich und bricht früher oder später zusammen?

A. Bietenholz-Gerhard.

Unsere Bildungsarbeit.

(Fortsetzung und Schluss.)

Aber zu der religiösen Erneuerung gehört die soziale als Voraussetzung und Bestandteil unserer Bildungsarbeit. Wir haben zu zeigen versucht, dass unsere Bildung verfallen ist, weil das Gemeinschaftsleben sich aufgelöst hat. Wenn dem so ist, dann muss der Weg zu der neuen Bildung die Schaffung neuer Gemeinschaft sein. Das ist denn auch meine Meinung und das scheint mir die zweite gewaltige Wahrheit zu sein, die uns leiten muss. Wir müssen wieder Gemeinschaft herstellen. Auch das ist der Sinn der Volkshochschule. Wir müssen, wie ich gesagt habe, die Menschen wieder zusammenbringen, zu gemeinsamer Beratung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten, zur Vertiefung in sie, zur Erkenntnis ihrer Gemeinsamkeit. Diese soziale Bewegung muss sozusagen genau so stark sein, wie die religiöse. Und hier eröffnet sich der Ausblick auf den Sozialismus als ein Stück unserer

Bildungsarbeit. Wieder sehen wir, dass Bildungsarbeit eben nicht ein Teilgebiet des Lebens, sondern ein Bestandteil alles Lebens ist. Das ist ja doch die Meinung des Sozialismus, dass er aus dem Chaos des heutigen Lebens eine Gemeinschaft machen will. Und in dieser Gemeinschaft soll der M e n s c h wieder die Hauptsache sein und nicht die Maschine und der Profit, soll die Seele wieder zu sich kommen, ja — wir dürfen das von uns aus wohl hinzufügen — soll Gott wieder zu Ehren kommen. Dieser Sozialismus — der natürlich grösser und freier ist, als alle sozialistischen Parteien und Richtungen — muss unser pädagogischer Leitstern sein. Ihn müssen wir in das Volksleben hineintragen, in allerlei Formen und auf allerlei Wegen, gar nicht immer unter dem Namen des Sozialismus, der viele nur irreführen würde. Wir müssen dem Menschen wieder seinen Platz schaffen in einer wirklichen Gemeinschaft, dass er darin sich als frei und doch als dienend, auf beide Arten aber als wertvoll empfinde.

Besonders in seiner A r b e i t. Lassen Sie mich auch hier, im Positiven, auf diese gewaltige Wahrheit den Finger legen. Ein Hauptziel unserer Bildungsarbeit ist die Erlösung und Wiedergeburt der Arbeit, damit die erlöste und wiedergeborene Arbeit dann gleichsam an unserer Stelle die Bildungsaufgabe an den Menschen übernehme, was sie ja auf unvergleichliche Weise tut. An dieser Wahrheit muss unser Werk, wie mir scheint, auf allerlei Weise orientiert sein. Es wird zum Kampf um eine neue soziale Ordnung überhaupt, in der die Arbeit wieder die Rolle bekommen kann, die ihr gebührt. Wenn wir als Vereinigung von „Arbeit und Bildung“ mitten in den Kampf um den Achtstundentag treten und mit Plakaten für ihn werben, so ist das für uns nicht eine Entgleisung auf das Gebiet der Politik, sondern unser ureigenstes Gebiet. Wir werden sodann in unserer ganzen Lehr- und Lerntätigkeit vor allem, ja eigentlich ganz und gar und ausschliesslich, a n d i e A r b e i t d e r M e n s c h e n a n k n ü p f e n und zwar an die Arbeit im weitesten Sinne, an die Arbeit als sichtbarsten, konkretesten Ausdruck des Lebenskampfes der Menschen. Auch die Fragen der Religion und Weltanschauung werden wir am liebsten an dieser Stelle aufsteigen sehen. Denn wir wollen eben keine abstrakte Bildung an sich, sondern wollen, dass der Mensch da, wo er steht, inmitten der Welt seiner Arbeit, seiner Not, seiner Hoffnung, voller Mensch werde. So soll Bildung L e b e n werden. Wir werden daher viel vom Arbeitsleben reden und von allem, was damit zusammenhängt. Wir werden es für richtig halten, wenn dem B a u e r sein Bauerntum von innen her belebt und erhöht wird, wenn grössere Gedanken, weiteres Herz und klarerer Kopf sich damit verbinden. Wir werden es ebenso für richtig halten, wenn Bildung, das heisst also hier: geistige Belebung, dem A r b e i t e r nachgeht in seine Gewerkschaft und Genossenschaft und

ihm hier eine Welt des Geistes mit der Welt seiner Arbeit verbindet. Wir werden es endlich für richtig halten, dass die höchsten Lebensideale des Menschen, auch die, welche in das Gebiet des Ewigen hineinreichen, aus dem Kampf des Lebens und der Arbeit aufsteigen, was speziell für den Arbeiter seine sozialen Hoffnungen bedeuten. Auch die Methoden einer solchen Bildung werden entsprechende sein. Eine solche Bildungsarbeit wird oft einfach die Aktion sein, der Kampf, besonders der gemeinsame Kampf für eine gemeinsame Sache. Ich halte darum auch dies nicht für etwas Zufälliges und als Fremdes, dass die Gruppen von Menschen, deren Gedanken ich im allgemeinen auszusprechen glaube, auch Kampfgemeinschaften sind, die auch im öffentlichen Leben um ihre Ziele ringen, um die Ueberwindung des Krieges und überhaupt um ein neues Verhältnis der Völker zueinander, um eine neue Arbeit, um eine neue Reinheit und andere grosse Dinge.

Geist und Arbeit müssen wieder zusammenkommen. Das ist eine der wichtigsten Losungen einer neuen Bildung. Es ist jedenfalls unsere Losung. Wir haben gezeigt, wie einst eine wirkliche Bildung, eine Bauernbildung und eine Bürgerbildung, aus einer beseelten, organischen, freien und doch der Gemeinschaft dienenden, ihr eingeordneten Arbeit entsprang. Aus ihr entstiegen — von dieser Seite aus gesehen — die gotischen Dome wie die Bewegung der Reformation. Das ist es, was auch uns wieder zu einer wahren demokratischen Kultur führen wird: wenn ein neuer Geist, ein aus einer tiefen Erneuerung geborener Geist, sich verbindet mit einer erlösten Arbeit. Es ist das nur ein anderer Ausdruck für die Verbindung der religiösen und sozialen Erneuerung zu einer neuen Bildung.

IV.

Nun, werte Freunde, habe ich Sie lange, vielleicht allzulange bei dem allgemeinen Sinn, den allgemeinen Grundsätzen und der allgemeinen Gestalt unsererArbeit festgehalten. Es lag mir vor allem sehr daran, zu zeigen, dass diese Arbeit nicht bloss einen begrenzten Sinn und Zweck hat, sondern eine umfassende Aufgabe: die Gesamterneuerung des Lebens von Grund aus. Aber nun haben Sie gewiss schon bisher mehr konkrete, ins Einzelne gehende Ausführungen erwartet. Sie wünschen zu erfahren, welches denn nun die besonderen Wege zu dem uns gesetzten Ziele und welches unsere besonderen Methoden der Arbeit seien, welche Ratschläge ich für diese Arbeit Ihnen allen geben könnte. Sie haben ein Recht darauf, und darum möchte ich Sie um die Geduld bitten, mir zum Schlusse noch ein Stück weit mehr ins Praktische, Einzelne, Konkrete zu folgen, immerhin in dem Sinne, dass unsere Aussprache vielleicht gerade darin die notwendige Ergänzung bringen werde.

Eine Frage drängt sich nun wohl zuerst auf, und sie bringt uns sofort auf den Boden, den wir jetzt noch betreten wollen. Unsere Arbeit soll, wie ich mich ausgedrückt habe, in erster Linie auf eine allgemeine Erweckung gehen. „Gut," sagen Sie nun vielleicht, „aber wo bleibt denn das, was man doch gewöhnlich Bildungsarbeit nennt, die Einführung in das Reich des Geistes? Wenn die Losung der Dänen auch lautet: ‚Zuerst beleben, dann belehren', so muss das Belehren schliesslich eben doch kommen. Bildungsarbeit kann nicht sozusagen eine Art Evangelisation sein, sie hat doch ihre besondere Art und ihren besonderen Stil, ihre besondere Aufgabe." Gewiss, antworte ich, so ists und so soll es sein. Auf das Beleben soll auch bei uns das Belehren folgen, wobei natürlich nur an die prinzipielle, nicht an die zeitliche Reihenfolge gedacht ist. Denn auch das Belehren kann Beleben sein. Aber nun fragt sich, welcher Art die Belehrung sein soll, die wir meinen.

Unser Ziel ist eine neue Bildung und zwar eine wirklich allgemeine, eine Volksbildung in einem neuen, tieferen Sinne; wir könnten auch sagen: ein in all seinen Gliedern gebildetes Volk. Wenn wir en passant auch einmal einige Schlagwörter anwenden wollen, die zwar leicht missbraucht werden können, aber im Grunde einen guten, sogar tiefen Sinn haben und uns auf den ganzen Zusammenhang des Problems aufmerksam machen mögen, so können wir sagen: wir wollen die Demokratie, den Sozialismus, den Kommunismus der Bildung.

Auf welchem Wege können wir dazu gelangen?

Wir wollen nun nicht vergessen, dass wir dies im Allgemeinen schon bisher zu zeigen versucht haben; unsere Aufgabe kann also bloss noch die sein, es im Konkreten und Einzelnen zu zeigen oder wenigstens anzudeuten. Und hier muss nun wieder eine *Verneinung* vorangestellt und in dieser Form eine Grundwahrheit so klar herausgearbeitet werden, dass sie wie eine Landmarke dasteht: *Es kann keine Rede davon sein, dass wir etwa versuchen sollten, alles Volk in die* **Wissenschaft** *als solche einzuführen.* Das wäre eine unmögliche Aufgabe, wie wohl ohne weiteres klar ist. Aber es ist wichtig, einzusehen, dass es auch eine *falsche* Aufgabe, ein wertloses, verkehrtes, schädliches Unternehmen wäre. Es ginge aus jenem Intellektualismus oder meinetwegen Scientismus, jener Ueberschätzung der Wissenschaft hervor, die eines der Grundübel einer falschen Bildung war; es entspränge jenem verhängnisvollen, aber sich immer wieder aufdrängenden Wahn, als ob wir den Sinn und die Krone des Lebens und damit auch höchste Bildung in der Form der Wissenschaft fänden. Wenn wir diesen Wahn abtun — und das müssen wir an der Schwelle unserer Arbeit ein für allemal — dann bedeutet das selbstverständlich nicht Geringschätzung der Wissenschaft oder gar des

Denkens, wie etwa solche zu meinen rasch bereit sind, die eben selbst von jenem Wahn völlig befangen sind. Wir wollen bloss nicht Wissenschaft und Kultur verwechseln. Kultur ist mehr als Wissenschaft; Wissenschaft ist bloss ein Bestandteil der Kultur, und vielleicht nicht einmal ein unbedingt notwendiger. So ist auch Wissenschaft nicht schon Bildung und Bildung nicht Wissenschaft. Man kann mit Wissenschaft ungebildet und ohne Wissenschaft gebildet sein.

Wenn wir in der Kürze, die in diesem Zusammenhang allein möglich ist, versuchen wollen, diese Begriffe für uns und unsern Zweck etwas zu klären, so könnten wir wohl etwa folgendes sagen: Kultur nennen wir die Welt des Geistes, die sich über die blosse Natur erhebt, also Kunst, Wissenschaft, geistig entwickelte soziale Ordnungen, eine bewusste Sittlichkeit. Wissenschaft — zu der wir hier der Kürze halber auch Philosophie nehmen wollen — ist eine Provinz in diesem Reiche der Kultur. Ihre Aufgabe ist, eine begriffliche Ordnung der Gesamtwirklichkeit und — als Philosophie — eine schauende Deutung derselben, die aber, zum Unterschied vom religiösen Schauen, doch mit dem Werkzeug des abstrakten Denkens arbeitet. Bildung endlich nennen wir — darin freilich von der gewöhnlichen Auffassung abweichend — ein voll entfaltetes, geistiges, das heisst: im Guten und Ewigen wurzelndes und dieses zum Ausdruck bringendes Menschentum.

Wenn diese Auffassung der drei Grundbegriffe, mit denen unsere Arbeit so viel zu tun hat, richtig ist, dann erhellt daraus ohne weiteres, dass wir sie auseinander halten müssen, dass Kultur und Bildung sich nicht mit Wissenschaft decken.

Es zeigt sich die Möglichkeit, Kultur und Bildung zu haben ohne Wissenschaft, wie natürlich auch umgekehrt, ja es zeigt sich die Notwendigkeit, der Verwechslung dieser Begriffe entgegenzutreten. Denn man verengert und verfälscht das Leben, wenn man Wissenschaft zum einzigen und höchsten Ausdruck seines Sinnes macht. Dass es aber auch unmöglich wäre, Wissenchaft allem Volk zugänglich zu machen, braucht, wie gesagt, nicht bewiesen zu werden. Dabei ist freilich vorausgesetzt, dass man darunter wissenschaftliche Schulung verstehe. Diese kostet ausserordentlich viel Zeit und verlangt so ziemlich ein ganzes Leben für sich, ähnlich wie schaffende Kunst, wenn sie mehr als Dilettantismus sein soll. Alles Volk einführen wollen wir also nicht in die Wissenschaft, aber in die Kultur, in echte Kultur. Vielleicht besser ausgedrückt: wir suchen für alles Volk die höchste Kultur. Diese finden wir weit über aller Wissenschaft, im Guten und Ewigen, im Menschlichen und Göttlichen, vor allem in rechter Gemeinschaft und rechter Arbeit. Ein Bauer oder Arbeiter, seis Mann, seis Frau, brauchen als solche einem Gelehrten an Bildung, im Sinne von Kultur, keines-

wegs unterlegen zu sein, können ihm aber sehr wohl überlegen sein; denn es ist nicht zu vergessen, dass streng wissenschaftliche Arbeit zwar ihren besonderen sittlichen und bildenden Wert hat, wie jede Arbeit, aber auch, wie jede Arbeit, ihre besonderen Gefahren, namentlich die einer gewissen Abstumpfung des geistigen Blickes für Sinn und Wahrheit des Lebens. Also noch einmal: nicht Wissenschaft, sondern Kultur. Nun ist aber klar, dass an die Kultur die Wissenschaft ihren Beitrag leistet. Sie ordnet, erleuchtet, bereichert die Welt des Geistes. Aber wenn wir diesen Beitrag allem Volk vermitteln, dann streifen wir ihm die besondere wissenschaftliche Form ab und behalten bloss den allgemein menschlichen Wert, das, was sozusagen ein Mensch kennen muss, wenn er mit einem freien Blick und Urteil in unserer Welt stehen soll.

Zu diesem Kulturwert der Wissenschaft, der allem Volk zugänglich gemacht werden soll, gehören, wie mir scheint, vor allem gewisse Probleme der Erkenntnistheorie: was die Wissenschaft, überhaupt das Denken sind, was sie können und nicht können; wie Glauben und Wissen sich zueinander verhalten; was Weltanschauung bedeutet und wie sie zustande kommt und anderes dieser Art. Dass darüber eine gewisse Klarheit entstehe und gewisse Wahrheiten, die dieses Gebiet erhellen, ein allgemeines geistiges Besitztum werden, ist freilich ein wichtiges Postulat für eine neue allgemeine Bildung.

Es versteht sich auch von selbst, dass alles, was auf diese Art an Kultur vermittelt wird, wissenschaftlich haltbar und von innerer Gediegenheit sei. Wenn immer möglich, soll es von Meistern vermittelt werden oder dann von solchen, die zwar nicht selbst Meister sind, aber wissen, was Meisterschaft ist. Und es soll nicht bloss Genuss, Unterhaltung, Befriedigung der Neugierde sein, sondern ernste und andauernde Geistesarbeit, auch gediegenes Denken im Schweisse des Angesichtes. Schon darum ist das blosse Vortragswesen, wie es die sogenannte Volkshochschule der Universität betreibt und betreiben muss, im Grossen und Ganzen viel mehr ein Schaden als ein Gewinn.

Diese Rolle also soll Wissenschaft und Philosophie in unserer Arbeit spielen. Dazu kommt nun ergänzend jener Gesichtspunkt, den wir im Grundsätzlichen so stark unterstrichen haben: wir vermitteln Wissenschaft und Philosophie, so wie sie für uns allein in Betracht kommen, aber auch Kunst und Religion (wenn man diese letztere hier noch nennen darf), nicht sozusagen an sich, als notwendigen Bestandteil einer allgemeinen Bildung, sondern immer nur so, wie sie von dem lebendigen Geiste begehrt werden, wie sie einem Hunger, der vorhanden ist oder geweckt werden muss, als Nahrung dienen, wie sie einer klar empfundenen oder unbewussten geistigen Not abhelfen. Für unsere besondere Arbeit gibt es dafür zwei Ausgangspunkte, die wir auch als ihre zwei Pole bezeich-

nen könnten: Alles, was wir an Wissenschaft, Philosophie und Kunst bieten, muss im lebendigen Zusammenhang mit unserer Religion und unserem Sozialismus stehen, anders und vielleicht unmissverständlicher ausgedrückt: es muss dem grossen Doppelinteresse des Menschen dienen, das im Grunde sein einziges sein soll, ihm den Sinn der Welt und den Sinn der Gemeinschaft aufschliessen. Das ist der Schlüssel, womit wir das Tor zu der Welt des Geistes und der Natur zu öffnen versuchen. Wenn wir einen Kursus in Biologie veranstalten, so wird der Lehrer davon ausgehen, dass etwa einen jungen Sozialisten an aller Biologie in erster Linie die Frage interessiert, was die Entwicklungslehre zur sozialen Hoffnung, überhaupt zur sozialistischen Weltanschauung sagt und beiträgt. Und wenn wir einen Kursus über Astronomie bekommen, so wird die Frage im Mittelpunkt sein, welche Stellung denn eigentlich der Mensch in diesem Weltall einnimmt. Zur Menschenfrage wird bei allem Eindringen in die Natur, ausgesprochen oder unausgesprochen, immer die Gottesfrage sich gesellen. Ebenso behandeln wir direkt die Fragen der Weltanschauung im Zusammenhang mit unserem sozialen und sonstigen praktischen Arbeiten und Kämpfen. So kann uns etwa ein Bergson äusserst wichtig sein, weil er vor allem das Problem des schöpferischen Lebens und der schöpferischen Tat behandelt und darin zum Marxismus in einen gewissen Widerspruch tritt. Auch wenn wir in die Bibel einzudringen versuchen, wird nicht ein gelehrtes Interesse uns führen, sondern die Frage nach der Wahrheit, die wir heute brauchen, die Frage nach der Gerechtigkeit und Bruderschaft, die Frage nach Gott, dem Menschen, dem Reiche Gottes. Denn wir treiben auch erst recht keine Religion an sich. Und so auch keine Kunst an sich; Einführung in die Kunst ist für uns nicht der Weg zu einem feineren Genuss und Luxus oder zu einer ästhetisierenden Bildung — Hottinger Lesezirkel oder ähnliches! — sondern ein Weg zur Ernährung der Seele mit der Schönheit als dem Symbol des Menschlichen und Göttlichen, zur Stärkung der Seele in Glauben, Hoffnung und Liebe.

Das alles ist natürlich nicht so zu verstehen, dass wir eine doktrinäre Pedanterie zur Herrin über unsere Bildungsarbeit und unser geistiges Leben machen wollten. Es kommt uns bloss darauf an, sie aus Chaos und Sinnlosigkeit zu erlösen, ihr eine neue Einheit, eine belebende Seele zu gewinnen. Wenn sie auf diese Weise organisch geworden ist, dann wird sie in aller Freiheit den Stoff anziehen, den sie braucht, wird sie in aller Freiheit die ganze Welt des Geistes für sich in Anspruch nehmen. Bildung muss gerade dadurch ihre Echtheit bewähren, dass sie weit macht und nicht enge. Nicht das ist unsere Meinung, dass wir durch eine sozialistische Bildung in eine Sektenumzäunung eingeschlossen, sondern umgekehrt, dass

wir schliesslich über all unsere besonderen Interessen und vielleicht auch Engigkeiten hinaus die Menschen in die Unendlichkeit der Wahrheit und die Unermesslichkeit des Reichtums der Natur und des Geistes führen sollen.

Viel grösser noch ist eine andere Gefahr: Wir haben angedeutet, dass das System unserer Volksschule eine gewisse Verschulung herbeigeführt habe. Könnte nun die Volkshochschule auch in ihrer tieferen Form nicht dieses Uebel noch steigern, statt es zu heilen, indem sie auch die Erwachsenen in Anspruch nähme und damit jene Krankheit über Gebiete ausdehnte, die bisher davon verschont geblieben? Wir legen bei allem Gegensatz zum Intellektualismus doch Gewicht auf das Denken, die geistige Durchdringung und Durchleuchtung des Lebens — aber es ist nicht gut und nötig, dass es im Volksleben auch ein Land des Unbewussten, Unmittelbaren, ein von der Mühsal und der Versuchung des Gedankens unberührtes Land gibt? Das Denken kann führen, es kann aber auch, wie wir genügend wissen, irreführen. Nährt sich nicht die Kraft des Denkens zuletzt aus dem tiefen Erdreich des vom bewussten Gedanken nicht erreichten, unmittelbaren Empfindens und Schauens? Besitzt das einfache Volk nicht gerade in seiner Ungeschultheit einen Schatz von tiefster Lebenswahrheit, den keine Bildung mehren, den sie aber vielleicht verwüsten kann? Ein Carlyle und besonders ein Tolstoi konnten in ihrer grossen Lebenskrise beim einfachen Volke diese Wahrheit finden, die sie auf ihrem Bildungsweg verloren hatten, besonders jene tiefe Wahrheit, die Glauben heisst und von der alles Leben lebt — hätten sie das gekonnt, wenn auch das Volk von dieser Bildung beherrscht gewesen wäre? Sollte nicht gerade die scheinbare Unbildung die unantastbare Kraftreserve sein, aus der alle ermattete Kultur sich immer wieder regenerieren kannn? Wenn dem so wäre, dann liefen wir Gefahr, in dem Augenblicke, wo wir eine Erneuerung des Volkslebens aus den Tiefen her verlangen, diese Quellen der Tiefe zu verschütten und zu vermauern!

In der Tat, das sind sehr ernsthafte Einwände, die wir selber uns machen müssen. Ganz sicher droht hier eine grosse Gefahr. Wenn wir derselben begegnen wollen, so müssen wir uns wieder einige grosse Grundwahrheiten klar vor Augen stellen.

Das Erste ist, dass wir, weit davon entfernt, volkstümliches Wesen durch unsere intellektuelle Bildung verdrängen zu wollen, umgekehrt, unsere ganze Bildung vom Volkstümlichen her erneuern müssen — nämlich eben von jenem Unmittelbaren, Allumfassenden, im tiefsten Sinn Demokratischen her, das uns Wurzel und Krone aller Bildung ist, also von jenem Element her, das dem einfachen Volke von Natur näher ist als dem Geschulten. Die vielleicht übertriebene Rolle, die der alte Volkstanz in der Jugend-

Bewegung (wie in der Volkshochschule) spielt, wie deren ganze Rückkehr zur Natur, weist deutlich auf diese Tendenz der neuen Bildung hin. Sie ist damit auf dem rechten Wege.

Sodann aber müssen wir ein kräftiges Bewusstsein davon haben, dass es nicht gilt, etwa unsere Volkskultur stärker zu rationalisieren, das Naive, Kindliche daraus zu vertreiben. Genau den umgekehrten Weg müssen wir gehen: wir müssen das Element des Irrationellen, Unmittelbaren darin viel, viel stärker zur Geltung bringen. Also wieder und nicht zuerst (und fügen wir hinzu: nicht vorwiegend) Belehrung, sondern zuerst und vorwiegend Belebung! Es gilt gerade, diese mystischen Quelltiefen des Lebens wieder zu finden, den Sinn dafür zu erneuern. Also mehr Natur und Einfachheit, mehr natürliche Lebenspoesie! Also Volkslied und Volkskunst — aber keine künstlich zum Leben elektrisierte, sondern solche, die aus einem neu erwachten Leben entweder frisch hervorwächst oder von ihm neu angeeignet wird. Darum mehr Stille, mehr Sammlung, dass man das Rauschen der unterirdischen Quellen wieder besser vernehme. Darum Eindämmung der Lebenshast, die Leib und Seele verzehrt, und Bekämpfung des technischen Wahns und Wahnsinns, der uns in feinerer oder gröberer Weise nur immer tiefer in dieses verheerende Wesen hineintreibt. Darum Bekämpfung des Wirtshauses, als der Stätte lärmender Betäubung der Seele; des Kinos, als einer anderen Form dieser Betäubung; des Autos, als einer dritten Art dieser Hastpsychose; des Radios nicht weniger, als der neuesten Form von Verwüstung der Seele durch Geräusch und Sensation der Welt, und vor allem der Zeitung, als der täglichen Ueberflutung des Geistes durch den Zeitstrom, den zum grossen Teil so trüben, und die tägliche Verdrängung der Ewigkeit durch die blosse Zeit. Ich nenne diese Dinge als Symbole einer falschen Kultur, nicht als technische Lebensformen, die allfällig ja einer wirklichen Kultur dienen könnten. Vorbedingung einer wirklichen Kultur ist eine Entsumpfung und Entgiftung unseres Lebens, und zwar nicht nur des städtischen, ist mehr Besinnung und Besinnlichkeit, mehr Andacht (womit ich aber nicht „Andachten" meine), mehr Sonntagsstille und Sonntagsglanz über unserem Leben. Das ist der Weg der Erneuerung, nicht ein Nebenweg, sondern der Hauptweg, auf diesem Untergrund und Hintergrund der Belebung muss alle Belehrung stehen und von hier aus ihre bescheidene und doch grosse Bedeutung gewinnen.

Die zweite und letzte Frage aber, die wir alle noch dringend stellen werden, ist die nach der Organisation und den Methoden dieser Arbeit im Einzelnen und Konkreten. Ich darf gerade darin wohl um so kürzer sein, als sich wahrscheinlich um diese Frage ganz besonders die Aussprache drehen wird.

Was die Organisation betrifft, so habe ich darüber Andeu-

tungen schon gemacht. Im Allgemeinen ist davor zu warnen, dass wir uns auf *eine* Form zu sehr festlegen, noch ganz abgesehen von dem dänischen Vorbild, das wir nicht einfach nachzumachen versuchen sollen. Was wir meinen, ist nicht in erster Linie eine neue *Form*, sondern ein neues lebendiges *Prinzip*, das in alle möglichen Formen hinein kann und soll — auch in schon vorhandene Formen. Ich habe die Gewerkschaft und die Genossenschaft genannt, ich könnte die Familie nennen, könnte die landwirtschaftliche Schule, die Haushaltungsschule, die Gewerbeschule nennen, dann überhaupt die Schule jeder Stufe, die durch das neue Prinzip verwandelt werden soll im Sinne einer inneren Auflösung und Neubildung — ich könnte auch einen zum Zivildienst gewordenen Militärdienst nennen. Daneben kommt es darauf an, dass wir, wie ich früher bemerkt habe, die Menschen in allerlei Formen *sammeln*, wenn möglich aus allerlei Kreisen her, zu einer neuen Art von Behandlung gemeinsamer Lebensfragen. Dabei mag ein so einfaches Gefäss, das man aber genial einfach nennen darf, wie die *Gemeindestube*, eine ganz ausgezeichnete Gelegenheit sein. Sie ist wie ein Symbol der neuen Gemeinschaft, die wir suchen und die die Erfüllung des Sozialismus bildet. Sie hat den grossen Vorzug, zugleich etwas original Schweizerisches zu sein. Auch die nun üblich gewordenen Formen des Ferienkurses, Wanderkurses und wie sie alle heissen, sind gut. Es kommt durchaus nicht darauf an, dass neue Formen geschaffen, sondern dass in alten oder neuen das veränderte Prinzip wirke. Dabei mag diese Arbeit ganz wohl in verschiedenen Volkskreisen verschiedene Formen annehmen, eine andere für den Arbeiter, eine andere für den Bauer, eine andere für den Kaufmann und Beamten.

Was aber im besonderen *unsere* Arbeit betrifft, so stelle ich mir ihre Organisation ungefähr so vor. Es bilden sich über das ganze Land hin grössere oder kleinere *Gruppen* von Gesinnungsgenossen. Solche Gruppen sind ja eigentlich schon in ziemlich grosser Anzahl vorhanden, sie brauchen bloss sich auszuwachsen und noch zahlreicher zu werden, dazu vielleicht untereinander in eine gewisse Verbindung zu treten, die ich mir gern recht frei und lose, mehr durch geistige Gemeinschaft, als durch Organisation geschaffen vorstelle. Diese Gruppen würden gemeinsam in mehr oder weniger umfassender Weise das Werk aufnehmen: Erneuerung des Lebens, Kampf um die neue Welt, Belebung, Belehrung. Eine jede würde nach dem Masse ihrer Kraft und nach der geistigen und sozialen Lage ihrer Umgebung arbeiten, und je mehr Eigenart dabei wäre, desto besser. Daneben täte wieder jeder Einzelne: Lehrer, Arzt, Pfarrer, Beamter, Bauer das Werk auf seine besondere Art, in seinem engsten Bezirk, und stellte sich der allgemeinen Arbeit auch anderer Kreise zur Verfügung, alles nach dem Masse seiner

Kraft und Individualität. Erst aus der Mitte eines solchen bunten, fast nur durch die Einheit des Geistes zusammengehaltenen Föderalismus erhöben sich dann gewisse Zentren, das heisst gewisse Orte und Anlässe, wo die Arbeit eine besondere Intensität gewänne. Die stärkste Konzentration bedeuten Einrichtungen nach Art der dänischen „Volkshochschulen". Aber ich denke mir, dass bei der Art von Organisation, die ich vorschlage, eine recht kleine Zahl solcher Sammelpunkte für die ganze Schweiz genug sei. Für unsere Arbeit kämen wohl kaum mehr als zwei oder drei in Betracht; denn vor Zersplitterung der Kräfte müsste gewarnt werden. Im übrigen handelt es sich hier zu unserer Freude nicht um Utopien; schon ist einiges dieser Art in der Entstehung begriffen.

Nur streifen will ich die Frage, welchen Volkskreisen gerade wir uns vor allem zuwenden wollen, der Stadt oder dem Dorf, dem Arbeiter oder dem Bauer. Die Antwort ist zunächst wohl fast selbstverständlich: allen denen, die uns zugänglich sind. Besonders in Betracht kommen wohl für uns der Bauer und der Arbeiter. Wir freuen uns gewiss alle von Herzen, wenn, wie dies tatsächlich schon jetzt der Fall ist, unsere Gesinnungsgenossen da und dort Zugang zum Bauerntum bekommen. Denn nicht nur ist es an sich wichtig, dass die neue Verbindung von Geist und Arbeit sich auch in unserer Bauernschaft vollzieht und zu einer neuen Bauernkultur wird, sondern es ist, wie wir alle wissen, auch für die neue Volksgemeinschaft, die wir erstreben, von fundamentaler Bedeutung, dass zwischen der Bauernschaft und den übrigen Teilen der Bevölkerung, besonders der industriellen Arbeiterschaft, ein besseres Verhältnis entstehe, und es ist ein besonderer Vorzug der Volkshochschule, dass sie dafür ein Organ werden kann, indem sie sowohl den Bauer als den Arbeiter in eine Höhe hebt, wo man nicht mehr bloss den Horizont der Klasse oder Partei vor sich hat. Auch eine gewisse Ausgleichung von Dorfkultur und Stadtkultur, und zwar in dem Sinne, dass sowohl die Verderbnis der heutigen Stadt, wie die in ihrer Art vielleicht nicht geringere des heutigen Dorfes überwunden würde, gehört zu den Hauptaufgaben dieser Arbeit. Denn wir bekommen, wie ich schon angedeutet habe, keine neue Menschenbildung, ohne dass die Sümpfe unserer heutigen Städte durch eine geistige und soziale Erneuerung abgegraben werden, ihr Chaos sich zu einer Gemeinschaft gestaltet, und ohne dass das verödete Dorf zu einem neuen und eigenartigen geistigen Leben erwacht. Aber wenn es auf diese Weise eine grosse Aufgabe ist und gerade dem Sinn unserer Arbeit entspricht, dass wir das Bauerntum und überhaupt alle Volkskreise erreichen, so werden doch einige von uns sich berufen und verpflichtet fühlen, besonders der Arbeiterschaft zu dienen. Für sie erheben sich natürlich viele besondere und schwere Probleme, die zu verhandeln mich aber zu weit führte.

Nicht nur wird diese Arbeit ihre besonderen Aufgaben und Schwierigkeiten haben, es wird auch das Verhältnis zu den sozialistischen Parteien zum Problem werden. Ich betrachte es als die richtige Lösung dieses Problems, wenn unsere Gruppen sich unabhängig halten, aber sich an der Arbeiterbildung so weit als möglich, mit allem Eifer und aller Selbstlosigkeit beteiligen. Das wird, so viel ich sehe, auf eine doppelte Weise geschehen können. Es wird einmal jeder Einzelne, sei er nun Genosse oder nicht, sich der von der Arbeiterschaft selbst, der Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft organisierten Bildungsarbeit zur Verfügung stellen; es wird aber auch die Gruppe von sich aus eine Arbeit tun, die die andere Organisation ihrem Wesen nach so nicht leistet und die doch notwendig ist. Wie weit in jeder Gruppe die Verschmelzung oder die Selbständigkeit geht, wird von den besonderen Umständen abhängen. Wir hoffen, in aller Freiheit doch immer mehr dienendes Glied am Organismus eines freien, weiten, geistig neu belebten Sozialismus zu werden.

Lassen Sie mich, werte Freunde, noch aussprechen, wie wichtig mir scheint, dass besonders jene Freunde, die sich heute in den, meistens vereinigten, „Aufbau-“ und „Neue Wege“-Gruppen zusammenfinden, diese Arbeit als die ihrige betrachten und immer entschlossener aufnehmen. Wir können die Sache, die uns allen am Herzen liegt, nach meiner Ueberzeugung heute auf keine andere Art besser vertreten. Die so verstandene Bewegung der „Volkshochschule“ ist ein wundervolles Organ des religiösen oder ethischen Sozialismus. Wir finden in dieser Arbeit auch am besten unsere Einheit. Denn gerade sie erlaubt, ja fordert eine grosse Freiheit der Bewegung für allerlei Arten und Spielarten von Geistern. Dass wir doch diese herrliche Aufgabe und grosse Gelegenheit nicht versäumen möchten!

So viel von der Organisation. Was aber die Methoden dieser Arbeit angeht, so kann ich darüber im Einzelnen vollends nicht mehr viel sagen. Es mögen bloss einige wenige Gesichtspunkte dafür angedeutet werden.

In Bezug auf die Wahl der Gegenstände ist zu sagen, dass diese möglichst aktuell sein müssen, ich meine, möglichst das erfassend, was interessiert, was brennt, dazu anschaulich, konkret, praktisch, volkstümlich formuliert, kurz, ziemlich anders, als wirs bisher gemacht, viel einfacher, frischer, originaler, genialer! Vom Realsten, Einfachsten, Nächstliegenden aus gelange man zum höheren Sinn, zu den letzten Fragen, von der Oberfläche zur Tiefe, vom Stoff zum Geist, vom Leib zur Seele. Ganz besonders empfiehlt sich als Mittel geistiger Belebung die Geschichte. Es war ganz sachgemäss und war genial, dass Grundtvig die Geschichte in den Mittelpunkt der ganzen belebenden Belehrung der

Volkshochschule gestellt hat. In der Geschichte erfassen wir den Sinn des Lebens und besonders den der Gemeinschaft; in der Geschichte tut Gott sich kund; Geschichte bindet den Menschen an den Menschen; Geschichte befreit auch den Geist von den Vorurteilen der Gegenwart. Sie ist das beste Gegengewicht zur Zeitung. Aber freilich — es muss lebendige Geschichte sein, neu geschaute und erlebte Geschichte! — Es sollen ferner alle Methoden auch insofern dem Arbeitsprinzip entsprechen, als auch die Lernenden nicht bloss Aufnehmende, sondern Mittätige sind. Die Volkshochschule soll nicht Schule sein, wie man diese bisher meistens verstanden hat, sondern Lehr- und Lerngemeinschaft. Es folgt sodann aus dem über das Verhältnis von Belebung und Belehrung Gesagten, dass die Belehrung eigentlich immer nur auf dem Untergrund und Hintergrund der Belebung vor sich gehen darf. Unsere Bildungsarbeit muss im Kern eine bestimmte Art von Leben sein, ein Leben in einem neuen Stil, ein neuer Verkehr von Mensch zu Mensch, eine neue Einstellung zur Natur und zur Arbeit, eine neue Freude. Daraus muss dann Bildung im engeren Sinn der Belehrung emporwachsen, aber so, dass diese immer ein dienendes Glied bleibt.

Bevor ich diese Linie noch ein wenig weiter führe und damit meine Ausführungen schliesse, will ich noch etwas hervorheben, was allerdings sich von selbst versteht. Es ist eine herrliche, aber eine schwere Aufgabe, die vor uns steht. Das Land, auf das uns unsere Arbeit führt, ist teils ein Acker voll von Disteln und Dornen der Trägheit und Torheit, teils ein Urwald von jahrtausende alten Vorurteilen, teils eine Wüste der Lebensentseelung, teils ein Sumpf des Lasters und der Entartung. Das gute Land, das ohne weiteres Saat annimmt und reiche Frucht trägt, ist selten. Sonst wäre ja unsere Arbeit gar nicht nötig. Es gilt also Pionierarbeit, Ausreutearbeit, Entsumpfungsarbeit zu tun, zu säen und zu pflanzen, ohne allzurasch ernten zu wollen. Niederlagen, Enttäuschungen sind unvermeidlich. Wir müssen immer aufs neue die rechten Wege und Methoden suchen, müssen die Fähigkeit haben, die alte Haut immer wieder abzustreifen. Und müssen Geduld und Glauben haben ohne Ende.

Man darf sich auch nicht vorstellen, dass man gross anfangen müsse. Bescheidene Anfänge sind viel besser. Ein Kreis von ein paar Menschen, die zusammenkommen, um gemeinsam ein Buch zu lesen, ist ein besserer Beginn, als der Bau einer „Volkshochschule" wäre. So aber kann man überall beginnen, in jedem Alpendörfchen, bei jedem Anlass. Aus diesen kleinen Kreisen wachsen dann die grösseren zusammen, vom Dorf gehts zum Bezirk und vom Bezirk zum Kanton und Eines trägt das Andere, wie in jedem lebendigen Organismus.

Und nun bloss noch *ein* Wort zu diesem Thema. Es fällt mir nicht ganz leicht, nicht tiefer ins Einzelne der methodischen Fragen, die sich aus dieser Arbeit erheben, gehen zu dürfen. Ich denke, und tröste mich damit, dass wir dies ein andermal tun werden. Aber eines möchte ich doch noch sagen, aus allerlei Erfahrung heraus: Wie auf die Form der Organisation, so kommt es auch nicht auf die Form der Methode an. Altväterische Methoden können gut, raffiniert moderne schlecht sein. Es kommt auf den *Sinn* an, in dem alles getan wird.

Damit aber lenke ich am Schlusse wieder zum Anfang dieser Erörterungen zurück und mündet die Frage nach ihrer Organisation und Methode in den höchsten Sinn unserer Arbeit ein. Als Seele dieser ganzen Arbeit erschien uns eine Erweckung des Lebens zu einer geistbeseelten, wahrhaft menschlichen neuen *Gemeinschaft*. Darum gehört es zu dieser Arbeit, dass wir mit warmem Gemeinschaftswillen und Gemeinschaftsverlangen vorausgehen. Wir müssen zu den Menschen, zu den Brüdern, tiefer in das Volk hinein — in das Volk, soweit es — ich darf hier gewiss ein heiliges Wort brauchen — „zerstreut und verschmachtet ist, wie Schafe, die keinen Hirten haben." Einen Ausdruck dieses Willens zur Gemeinschaft im Tiefsten, der die Seele als Bildungswillen ist, bedeutet auch das *Settlement*, die Siedelung, und zwar diejenige Form davon, die der Bildungsarbeit im engeren Sinn dient. In ihr gesellt sich zu dem Werke Pestalozzis und Grundtvigs jene Schöpfung eines am Christusgeiste entflammten neuen Rittertums, das in der Not englischer Grosstädte zuerst aufstrahlte. Wir haben hier in Zürich endlich diesen Ausdruck unseres tiefsten Wollens in dem *Heim* gefunden, in dem wir diese Konferenz abhalten — sie ist der erste Anlass, der darin stattfindet — und dessen Eröffnung wir damit feiern. Dafür sind wir aller Begeisterung und Treue, die uns dazu verholfen hat, aus tiefstem Herzen dankbar. Sollte es nicht erlaubt sein, die Hoffnung auszusprechen, dass unsere Gruppen überall, wenn auch oft in noch bescheidenerer Form, einen ähnlichen lokalen Mittelpunkt finden möchten, der zugleich ein Organ und ein Symbol des doch gewiss uns allen gemeinsamen Fühlens und Wollens wäre? Diese Verbindung der drei Wege suchender, helfender, schaffender Liebe, das muss der Weg der neuen Bildung sein. Noch einmal sagen wir es: der Ausgangspunkt, das Herz dieser Arbeit ist *Liebe*, Liebe zum Volke, neue Liebe zum Volke, ein Aufleuchten eines neuen Verhältnisses von Mensch zu Mensch, vom Vater der Menschen her.

Das ist das Werk, wie es vor uns steht. *Dringend legen wir es allen Freunden ans Herz.* Helft uns, die wir daran gegangen sind, weiter, mit Geist, Arbeit, Zeit, Geld, in Treue und Eifer. Betrachtet es als euer eigenes! Nehmet es an euerem Orte selbst in die Hand, jeder Einzelne, jede Grupe auf ihre be-

sondere Weise! Es wird euch reichlich lohnen. Lasset uns einen Baum pflanzen, dessen Wurzeln den Boden unseres Landes gesund und fest machen und dessen Früchte unserem Volk, und vielleicht noch anderen Menschen dazu, Segen bedeuten. Sollte uns aber am Anfang oder im Fortgang das Werk allzuschwer vorkommen, dann stärke uns das Wort Pestalozzis, das wir so recht als Demütigung und Mahnung auf uns anwenden wollen: „Wenn ich mein Werk," sagt er, „wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich — und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe — sie hat göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut."

L. Ragaz.

Wilson-Worte.[1])

Die Rolle des grossen Volkes.

(Fortsetzung.)

(Gegen eine vorgeschlagene Beschränkung der Einwanderung.)

Solche Beschränkungen würden, wenn sie früher in unserer Geschichte angewendet worden wären, den Inhalt und die Entwicklung unserer Politik verändert und ihre menschliche Wärme abgekühlt haben. Das Recht auf ein politisches Asyl hat in dieses Land manchen Mann von edlem Charakter und hohen Absichten gebracht, der in seinem eigenen, weniger glücklichen Lande geächtet war und der doch eine Zierde unserer Bürgerschaft und unserer Behörden geworden ist. Die Kinder und Mitbürger eines solchen Mannes müssten erstaunt dastehen, wenn sie sähen, dass die Vertreter ihrer Nation nun, in der Fülle unserer nationalen Stärke und der Reife unserer nationalen Institutionen, entschlossen wären, solche Menschen von unseren Küsten abzuhalten, ohne auf ihre Qualität oder ihre Absichten zu achten.

Bisher haben wir unsere Tore hochherzig allen offen gehalten, die nicht infolge von Krankheit oder Unfähigkeit ausserstande waren, sich selbst zu erhalten oder durch ihr Vorleben eine Gefahr für Friede und Ordnung, für gesunde und wesentliche Lebensbeziehungen waren. In dieser Bill aber ist vorgeschlagen, dass von Charakter und Qualität abgesehen und auf Bedingungen geschaut werde, die ausschliessender und verhindernder Natur sind; denn die neu vorgeschlagenen Bestimmungen beziehen sich nicht auf Qualität, Charakter und persönliche Eignung, sondern auf die soziale Lage

---

[1]) Ich möchte nicht unterlassen, auf das Buch von Theodor Hahn: „Woodrow Wilsons Worte als Rechtfertigung der Revision des Versailler Vertrages" hinzuweisen. Es enthält eine sehr reiche Sammlung von Reden Wilsons. Eine Besprechung soll folgen.

der Einwanderer d. h. darauf, ob sie eine Gelegenheit zu höherer Bildung gehabt haben oder nicht. Die, die kommen, um bei uns bessere soziale Möglichkeiten zu suchen, werden nicht zugelassen, ausser wenn sie eine der wichtigsten dieser Möglichkeiten, die Möglichkeit der Ausbildung, schon gehabt haben. Das Ziel einer solchen Massnahme ist nicht Auswahl, sondern Beschränkung. (Botschaft an den Kongress, 28. Jan. 1915.)

Unsere Grundsätze sind wohl bekannt. . . . . . Wir glauben an die politische Freiheit und haben unsere mächtige Regierung geschaffen, um sie zu erlangen — die Freiheit des Einzelnen und der Völker, die der Einzelnen, dass sie ihr eigenes Leben, und die der Völker, dass sie ihre eigene Verfassungsform wählten. Ebenso kennt alle Welt die Art unseres Ehrgeizes. Er besteht nicht bloss darin, dass wir selber Freiheit und Wohlfahrt besitzen, sondern dass wir über die ganze Welt hin Freunde und ernste Mitkämpfer aller derer sind, die frei sind oder die Freiheit ersehnen. Wenn wir einmal aggressive Absichten und begehrlichen Ehrgeiz besessen haben, so sind sie die Frucht unserer gedankenlosen nationalen Jugendzeit gewesen und wir haben sie von uns getan. Wir werden, das glaube ich fest, nie wieder einen Fussbreit Land durch Eroberung gewinnen. Wir werden nie und unter keinen Umständen ein unabhängiges Volk unserer Herrschaft untertan zu machen suchen; denn wir glauben, und glauben leidenschaftlich, an das Recht jedes Volkes, sich selbst seinen Herrn zu wählen oder auch von Herren frei zu sein. Für uns selbst wünschen wir nichts anderes, als die volle Freiheit der Selbstentfaltung; und mit uns selbst sind in dieser Sache alle Völker unserer Hemisphäre einig. — — —

Die Mission Amerikas in der Welt ist wesentlich eine Mission des Friedens und des guten Willens unter den Menschen. Es ist das Heim und Asyl von Menschen jeden Glaubens und jeder Rasse geworden. Inmitten seiner gastlichen Grenzen haben sie Heimstätten und geistesverwandte Gemeinschaft, Freiheit, ein weitherziges Willkommen gefunden und sind Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist geworden. Amerika ist aus den Völkern der ganzen Welt bereitet worden und es ist darum der Freund aller Völker der Welt. (An den Botschafter Page, 21. Okt. 1915.)

Ausserhalb des warmen Kreises unseres nationalen Lebens, wo unsere Gefühle so sehr wie unser Gewissen uns gebieten, stehen vor uns unsere Verpflichtungen gegen unsere überseeischen Gebiete. Hier sind wir Beauftragte. Porto Rico, Hawai, die Philippinen sind unser, gewiss, aber nicht unser in dem Sinne, dass wir mit ihnen tun könnten, was wir wollten. Solche Gebiete, die früher als blosses Eigentum betrachtet wurden, dürfen nicht länger egoistisch ausgebeutet werden; sie sind ein Teil der Domaine des öffent-

lichen Gewissens und dienstwilliger und erleuchteter Staatsmannschaft. Wir haben sie für das Volk, das darin lebt, zu verwalten und zwar mit dem gleichen Gefühl der Verantwortlichkeit gegen sie wie gegen unser eigenes Volk in unsern heimischen Angelegenheiten. Ohne Zweifel wird es uns gelingen, Porto Rico und die Hawaischen Inseln durch Bande der Gerechtigkeit, des Interesses und der Liebe an uns zu binden, aber die Erfüllung unserer Pflicht gegen den Philippinen ist eine schwierigere und problematischere Sache. Wir können die Verpflichtungen hochherziger Gerechtigkeit gegen das Volk von Porto Rico erfüllen, indem wir ihm die gleichen weiten und vertrauten Rechte und Vorteile gewähren, die unsere eigenen Bürger in unseren eigenen Gebieten geniessen, und unsere Verpflichtungen gegen das Volk von Hawai, indem wir die Massnahmen für die Selbstregierung, die ihm verbürgt ist, vervollkommnen; aber auf den Philippinen müssen wir weiter gehen. Wir müssen ihre spätere volle Unabhängigkeit stetig im Auge behalten und wir müssen uns dem Tage dieser Unabhängigkeit so stetig entgegen bewegen, als der Weg dazu gebahnt und ihre Grundlagen besonnen und für die Dauer gelegt sind.

(Botschaft an den Kongress, 2. Dez. 1913.)

Europa beginnt einzusehen, dass wir uns selbst für etwas Grösseres, das kommen wird, aufsparen. Wir sparen uns auf, damit wir einem Völkerbund beitreten mögen, der zuletzt kommen muss und in dem es selbstverständlich sein wird, dass es keine Neutralität gibt, wo irgend ein Volk Unrecht begeht — jenem Völkerbund, der nach Gottes Vorsehung zuletzt kommen muss, wo Volk mit Volk verbunden sein wird, so dass keiner es unternehmen darf, ein Volk zu einem Akt des Angriffs zu führen, ohne dass er alle andern Völker der Welt gegen sich verbunden sähe.

(Rede zu Schadow Lane, 24. Okt. 1916.)

Fühlt nicht jeder Amerikaner, dass unsere Hoffnung für den künftigen Frieden der Welt durch die wunderbaren und herzstärkenden Dinge, welche diese letzten Wochen in Russland geschehen sind, gewaltig verstärkt worden ist? Von Russland wussten die, welche es am besten kannten, stets, das es im Herzen tatsächlich demokratisch war, in seiner tiefsten Denkrichtung, in den intimsten Beziehungen seines Volkes, worin sich sein natürlicher Instinkt aussprach, in seiner überlieferten Stellung zum Leben. Die Autokratie, die sein politisches Gebäude krönte, so lang sie auch gedauert hat und so schrecklich die Wirklichkeit jener Gewalt war, war nach Ursprung, Charakter und Gesinnung nicht russisch, und nun ist sie niedergeworfen und das grosse, hochherzige, russische Volk gesellt sich in seiner ganzen naiven Majestät und Macht zu den Kräf-

ten, die für die Freiheit der Welt, für Gerechtigkeit und Frieden kämpfen. (Rede zur Ankündigung des Krieges, 2. April 1917.)

Ich bin stolz, zu einem starken Volk zu gehören, das erklärt: „Dieses Land, das wir zerschmettern könnten, soll genau ebensoviel Freiheit in seinen eigenen Angelegenheiten haben, als wir. Wenn ich stark bin, so schäme ich mich, den Schwachen zu vergewaltigen. Genau so gross wie meine Stärke ist mein Stolz, dass ich diese Stärke von der Unterdrückung eines andern Volkes zurückhalte.“ Und ich weiss, wenn ich dies sage . . . . dass dies die Gesinnung des amerikanischen Volkes ist.

(Rede beim Jackson Day Banquet, Indianopolis, 8. Jan. 1915.)

Einer der Grundsätze, die Amerika stets teuer gewesen sind, ist, dass kleine und schwache Staaten ebensoviel Recht auf Souveränität und Unabhängigkeit haben als grosse und starke Staaten. Es glaubt das, weil Stärke oder Schwäche nichts mit seinen Grundsätzen zu tun haben. Seine Grundsätze stehen für das Recht und die Freiheiten der Menschheit, und das ist der Freihafen, den wir denen angeboten haben, welche den erhabenen und geheiligten Glauben an die Menschheit haben.

(Rede auf dem Nationalfriedhof zu Arlington, 30. Mai 1916.)

Mein Traum ist, dass im Fortgang der Jahre, wenn die Welt mehr und mehr von Amerika erfährt, sie sich Amerika zuwenden wird, um die sittliche Inspiration zu empfangen, die die Grundlage der Freiheit ist; dass die Welt Amerika niemals fürchten wird, ausser wenn sie fühlt, dass sie etwas unternehmen will, was mit den Forderungen der Menschlichkeit nicht vereinbar ist; dass Amerika in das volle Licht des Tages eintritt, wenn alle erkennen werden, dass es die menschlichen Rechte über alle andern Rechte stellt und dass seine Flagge nicht bloss die Flagge Amerikas, sondern die der Welt ist. Was für ein anderes grosses Volk hat sich einem so erhabenen Ideal geweiht? Auf was für ein anderes Volk in der Welt können alle Augen hinblicken mit der Zuversicht einer sofortigen Sympathie, die den ganzen Körper der Nation erschüttert, wenn irgendwo Menschen für ihre Rechte kämpfen? Ich weiss nicht, ob es einmal zu einer Erklärung der Unabhängigkeit und der Rechte der Menschheit kommt, aber ich glaube, dass wenn irgend einmal ein solches Dokument abgefasst wird, es abgefasst wird im Geiste der amerikanischen Erklärung der Unabhängigkeit und dass Amerika das Licht hoch empor gehoben hat, das in alle Geschlechter der Menschen hineinstrahlen und die Füsse der Menschheit zu dem Ziele der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens leiten wird.

(Kongressrede vom 16. Mai 1914.

Wir sind, ob wir es wollen oder nicht, Teilnehmer am Leben der Welt. . . . . Wir sind die Gesellschafter der Anderen. Was die

Menschheit berührt, wird unvermeidlich auch unsere Angelegenheit, ebenso wie die Angelegenheit der Völker Europas oder Asiens.“

(Ansprache an die League to enforce peace, 27. Mai 1916.)

Wir gehen weder auf Eroberungen noch auf Vorteile aus. Wir wünschen nichts, was nur auf Kosten eines andern Volkes erreicht werden kann. Wir haben stets eine selbstlose Absicht feierlich verkündet und wir sehnen uns heiss nach der Gelegenheit, zu beweisen, dass unsere Versicherungen aufrichtig sind. Wir haben in unserem Staatswesen noch manche Verhältnisse zu läutern und der industriellen Tätigkeit unseres eigenen Lebens eine neue Auffrischung zu verleihen. Wir werden dies tun, wenn Zeit und Gelegenheit sich dazu bieten. Aber wir besitzen die klare Einsicht, dass die grössten Aufgaben, die noch zu erfüllen sind, mit der ganzen Welt als Schaubühne und unter Mitwirkung der weitverzweigten Kräfte der ganzen Menschheit vollführt werden müssen, und wir sind eben jetzt damit beschäftigt, unsern Geist auf diese grossen Dinge vorzubereiten. Dieselben werden dem Krieg auf dem Fusse folgen und sie werden die Kultur erneuern.

Wir sind nicht mehr Provinzler. Die tragischen Ereignisse der dreissig Monate einer so tiefgreifenden Umwälzung, die wir durchlebt, haben uns zu Bürgern der ganzen Welt gemacht. Wir können nicht zurück. Unser eigenes Geschick als Nation steht auf dem Spiel; ob wir wollen oder nicht. Und doch hören wir nicht auf, Amerikaner zu sein. Wir werden dies noch mehr werden, wenn wir nur den Grundsätzen treu bleiben, in denen wir erzogen worden sind. Es sind nicht bloss die Grundsätze einer Nation oder eines Erdteils. Wir haben erkannt und waren stets darauf stolz, dass es die Grundsätze einer befreiten Menschheit sind.

(Rede zur zweiten Uebernahme des Amtes, 5. März 1917.)

Es hat andere Völker gegeben, die so reich waren wie wir; es hat andere Völker gegeben, die ebenso mächtig waren; es hat andere Völker gegeben, die ebenso geistvoll waren; aber ich hoffe, dass wir nie das Eine vergessen: dass wir diese Nation geschaffen haben, nicht um uns selber zu dienen, sondern um der Menschheit zu dienen. — — —

Ich hoffe, ohne dass es als Kritik an irgend einem grossen Volke in der Welt gemeint ist, sagen zu dürfen, dass nach meiner Auffassung das Volk der Vereinigten Staaten als der Förderung der besonderen Prinzipien menschlichen Rechtes geweiht betrachtet zu werden wünsche. Die Vereinigten Staaten sind gegründet worden, nicht bloss um freie Heimstätten zu liefern, sondern um die Menschenrechte zu behaupten. Unsere Fahne bedeutet einen grossen Feldzug des menschlichen Geistes.

(Rede an die „Grosse Armee der Republik“, Washington, 28. Sept. 1915.)

Der Geist Amerikas ist ein Geist des Friedens, aber zugleich ein Geist der Unabhängigkeit. Er ist ein Geist, der aufs tiefste mit dem Frieden verbunden ist, weil er im Frieden sein Bestes ausdenken kann. Er ist der Geist des Friedens, des guten Willens und der menschlichen Freiheit; aber er ist zugleich der Geist einer Nation, die sich ihrer selbst bewusst ist, die ihre Mission in der Welt kennt und liebt und die weiss, dass sie die Achtung der Welt erzwingen muss. So scheint mir, dass wir nicht als solche handeln, die in Amerika etwas verändern, sondern als solche, die in Amerika alles erhalten wollen.
(Rede an das Civilian Advisory Board, Washington, 7. Okt. 1915.)

Ich hätte gar keine Freude, zu Amerika zu gehören, wenn ich nicht fühlte, dass es etwas mehr sei, als eine reiche und mächtige Nation. Ich könnte mich nicht stolz fühlen, in einigen Beziehungen und für kurze Zeit sein Wortführer zu sein, wenn ich nicht glauben könnte, dass etwas anderes als physische Macht dahinter stehe. Ich glaube, der Ruhm Amerikas bestehe darin, dass es eine grosse religiöse Idee ist und dass auf dem Geist seiner Einrichtungen nicht bloss seine Auszeichnung, sondern auch seine Macht beruht. Das Einzige, dem die Welt nicht auf die Dauer widerstehen kann, ist die sittliche Kraft grosser und triumphierender Ueberzeugungen.

(Rede an die „Töchter der Amerikanischen Revolution", 17. April 1916.)

Krieg und Frieden, Neutralität, Völkerbund.

Folgendes sind die Dinge, für die wir einstehen, seis im Krieg, seis im Frieden:

Dass alle Völker gleichmässig am Frieden der Welt und an der politischen Sicherheit freier Völker interessiert und für deren Erhaltung gleichmässig verantwortlich sind.

Dass das wesentliche Prinzip des Friedens, die tatsächliche Gleichheit aller Völker in Sachen des Rechtes und des Vorteils ist.

Dass der Friede nicht in Sicherheit und Gerechtigkeit auf einem bewaffneten Gleichgewicht der Macht ruhen kann.

Dass jede Regierung all ihre gerechte Gewalt von der Zustimmung der Regierten bezieht und dass Gesinnung, Vorsatz und Macht der ganzen Völkerfamilie keine andere Gewalt dulden sollte.

Dass die Meere gleichmässig frei und sicher für den Gebrauch aller Völker sein sollten, unter Regeln, die durch gemeinsames, freies Uebereinkommen festgestellt würden, und dass sie, so weit irgend möglich, für alle unter gleichen Bedingungen zugänglich sein sollten.

Dass die nationalen Rüstungen auf die Notwendigkeiten der nationalen Ordnung und häuslichen Sicherheit beschränkt sein sollten.

Dass die Gemeinsamkeit der Interessen und der Macht, auf der

künftig der Friede ruhen wird, jedem Volke die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, dass alle Einflüsse, die von seinen eigenen Bürgern in dem Sinn ausgehen, dass sie in andern Staaten Revolutionen ermutigen oder unterstützen, ernsthaft und nachdrücklich unterdrückt und verhindert würden.

(Eröffnungsrede, 5. März 1917, Washington.)

Wenn wir diese Dinge tun, diese Dinge von tiefer und gewaltiger Bedeutung [es handelt sich um die Kriegserklärung an Deutschland], so lassen Sie uns selbst ganz klar machen und ganz klar auch der ganzen Welt, welches unsere Beweggründe und Ziele sind. Meine eigenen Gedanken sind durch die unglücklichen Ereignisse der letzten zwei Monate keineswegs von ihrem gewohnten und normalen Gang abgelenkt worden . . . . . Unser Ziel ist, heute wie damals, die Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit im Leben der Welt gegen egoistische und autokratische Gewalt zu verteidigen und unter den wirklich freien und sich selbst regierenden Völkern der Welt eine solche Einigkeit des Wollens und Tuns herzustellen, die hinfort die Beobachtung dieser Grundsätze sichern soll. Neutralität ist nicht mehr länger tunlich oder wünschenswert, wo der Friede der Welt und die Freiheit ihrer Völker auf dem Spiele steht, und eine Bedrohung des Friedens und der Freiheit der Völker ist das Bestehen autokratischer Regierungen, die sich auf eine bloss von ihrem eigenen Willen, nicht vom Willen ihres Volkes abhängige, organisierte Gewalt stützen. Unter solchen Umständen muss die Neutralität ein Ende haben. Wir stehen am Beginn eines Zeitalters, in dem man darauf dringen wird, dass die gleichen Grundsätze des Verhaltens und die gleiche Verantwortlichkeit für getanes Unrecht, die für die einzelnen Bürger zivilisierter Staaten gelten, auch von den Völkern und ihren Regierungen beachtet werden.

Wir haben keinen Streit mit dem deutschen Volk. Wir hegen für dieses bloss Gefühle der Sympathie und Freundschaft. Es hat nicht selbst den Anstoss dazu gegeben, dass seine Regierung in den Krieg getreten ist. Das geschah ohne seine vorherige Kenntnis oder Zustimmung. Es war ein Krieg, der so zustande kam, wie eben in den alten, unglücklichen Tagen Kriege zustande kamen, wo die Völker von ihren Herrschern nirgends befragt wurden und Kriege hervorgerufen und geführt wurden bloss im Interesse von Dynastien oder kleinen Gruppen von ehrgeizigen Menschen, die gewohnt waren, ihre Mitmenschen als Werkzeug und Spielzeug zu betrachten. Völker, die sich selbst regieren, füllen nicht ihre Nachbarländer mit Spionen an und spinnen nicht Intrigen, um sie geschäftlich in eine kritische Lage zu bringen und so Gelegenheit zu Angriff und Eroberung zu schaffen. Solche Pläne können mit Erfolg nur ausgeführt werden, wo alles unter der Decke geschieht und niemand das Recht hat, Fragen zu stellen. Schlau ausgedachte,

auf Betrug und Angriff ausgehende Pläne, die sich gleichsam von Geschlecht zu Geschlecht vererben, können ausgeführt und vom Licht ferngehalten werden nur in der privaten Atmosphäre von Höfen oder in der sorgfältig gehüteten Vertraulichkeit einer engen und privilegierten Klasse. Sie sind glücklicherweise unmöglich, wo die öffentliche Meinung gebieterisch volle Information über alle nationalen Angelegenheiten verlangt.

Eine dauerhafte Friedensübereinkunft kann nur durch eine Gemeinschaft demokratischer Völker aufrecht erhalten werden. Keiner autokratischen Regierung kann das Vertrauen geschenkt werden, dass sie in einer solchen ihr Wort hielte oder ihre Verträge beachtete. Es muss ein Bund der Ehre, eine Gemeinschaft der Gesinnung sein. Der Geist der Intrige würde ihre Seele vergiften, die Ränke kleiner Kreise, die planen könnten, was sie wollten und niemandem Rechenschaft abzulegen hätten, würden Korruption in ihr Herz hineintragen. Nur freie Völker können ihr Wollen und ihre Ehre stetig an ein gemeinsames Ziel setzen und das Interesse der Menschheit ihrem engen Eigeninteresse vorziehen. . . . . Wir sind froh, auf diese Weise für einen endgültigen Frieden der Welt und die Befreiung ihrer Völker, die deutschen Völker eingerechnet, zu kämpfen, für die Rechte der grossen und kleinen Völker und das Privileg aller Menschen, ihren Weg des Lebens und Gehorsams selbst zu erwählen. Die Welt muss für die Demokratie gesichert werden. Ihr Friede muss gegründet werden auf die anerkannten Fundamente der politischen Freiheit. Wir dienen keinen egoistischen Zielen. Wir begehren keine Eroberung, keine Gebietserweiterung. Wir verlangen keine Entschädigungen für uns selbst, keinen materiellen Ersatz für die Opfer, die wir freiwillig bringen. Wir wollen bloss einer der Vorkämpfer der Rechte der Menschheit sein. . . . .

Wir sind, lassen Sie mich dies noch einmal sagen, aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen nichts so sehr, als eine baldige Wiederherstellung jeglicher Beziehung und gegenseitiger Förderung zwischen uns — so schwer es ihm vorläufig sein mag, zu glauben, dass wir ihm dies in voller Ehrlichkeit sagen. Wir haben aus dieser Freundschaft heraus all diese bitteren Monate von seiner Regierung sehr vieles ertragen und eine Geduld und Nachsicht geübt, die sonst unmöglich gewesen wären.[1])

Es ist eine furchtbare Sache, dieses grosse und friedlich gesinnte Volk in einen Krieg zu führen, den schrecklichsten und unseligsten aller Kriege, in dem die ganze Kultur auf dem Spiele zu stehen scheint. Aber das Recht ist mehr als der Friede und wir werden

[1]) Ich kann diese Freundschaft Wilsons für das deutsche Volk durch Zeugnisse bestätigen, die, vor dem Kriegsausbruch, unmittelbar von Wilson kamen und deren Aufrichtigkeit zu bezweifeln nicht der geringste vernünftige Grund besteht. Der Uebersetzer.

für die Dinge kämpfen, die unserem Herzen immer am nächsten gewesen sind, für die Demokratie, für die Rechte der Regierten, an ihrer Regierung mitzuwirken, für die Rechte und Freiheiten der kleinen Völker, für eine allumfassende Herrschaft des Rechtes durch eine Verbindung freier Völker, die den Völkern Frieden und Sicherheit bringen und der Welt endlich Freiheit schaffen wird.
(Rede zur Ankündigung des Krieges mit Deutschland, 2. April 1917.)

Ich glaube, dass die Rolle der Neutralität zu Ende ist ... denn der Krieg besitzt nun eine solche Tragweite, dass die Stellung der Neutralen früher oder später unerträglich wird. So wäre Neutralität für mich unerträglich, wenn ich in einer Gemeinschaft lebte, wo jeder seine Rechte durch Gewalt behaupten müsste und ich veranlasst wäre, bei meinen Nachbarn herumzugehen und ihnen zu sagen: „So kann es nicht weiter gehen, wir wollen uns zusammentun und dafür sorgen, dass keiner mehr den Frieden stört." Das ist der Sinn der Gesellschaft, und wir haben noch keine Gesellschaft der Völker. Wir müssen eine Gesellschaft der Völker haben ..... Die Völker der Welt müssen sich zusammenfinden und sagen: „Niemand kann hinfort mehr neutral bleiben, wenn es sich um eine Zerstörung des Weltfriedens durch eine Sache handelt, die die Weltmeinung nicht billigen kann."

(Rede zu Schadow Lane, 14. Okt. 1916.)

Zur Weltlage

Sicherheit, Abrüstung, Schiedsgericht.

Ich setze die in den letzten Heften begonnenen Erörterungen der Grundlagen und Grundfragen einer auf den Frieden zielenden Ordnung des Völkerlebens, die zugleich aktuelle und vielbesprochene Themen sind, fort.

Drei Begriffe und Schlagwörter sind es, in die sich bekanntlich der augenblickliche Stand des Friedensproblems zusammenfasst: Sicherheit, Abrüstung, Schiedsgericht. Man redet davon etwa als von der Dreieinigkeit des Friedens. Besonders seit der letzten Tagung der Völkerbundsversammlung und der Schaffung des Genfer Protokolls ist diese Dreiheit in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt.

Ich möchte von diesem Genfer Protokoll und seinem Schicksal ausgehen.

1. Das Genfer Protokoll.

Das Genfer Protokoll ist also, dank dem Wahlsieg der engli-

schen Imperialisten, „erledigt“, „beerdigt“, „gefallen“, und wie die Totenscheine alle lauten. Darob grosser Jubel in jenem Lager, das von den Kommunisten bis zu den Frommen, von Bobst bis zu Hoppeler reicht und nur im Hasse Genfs einig ist. Zu denken gibt besonders die recht unverhohlene Freude eines gewissen Sozialismus über diese wirkliche oder scheinbare Niederlage einer guten und grossen Sache. Es ist dabei nicht zu vergessen, dass diese Sache in Genf vor allem durch einen Sozialisten, nämlich Macdonald, durchgesetzt worden ist, dem eine Reihe von andern Sozialisten — ich nenne bloss Branting, Boncour, Benesch, der ja auch Sozialist ist — geholfen haben. Diese Sozialisten gehören (oder gehörten) zu den wenigen wahrhaft grossen Vertretern, die dieser Sache noch geblieben sind. Sie haben zum grossen Teil ganz ungleich mehr dafür gestritten und gelitten als irgend einer dieser sozialistischen (vielmehr pseudosozialistischen) kleinen Hasser des Völkerbundes. An jenen Sozialisten — besonders an Macdonald und Branting — hat sich der schwankende Glaube an den Sozialismus bei vielen wieder aufgerichtet und auch die nicht sozialistische Welt hat an ihnen erlebt, was ein echter, wirklicher Sozialismus, der diesen Namen verdient, für die Menschheit bedeuten könnte. Und nun die Freude dieser Andern, an denen die Welt, soweit sie von ihnen erfährt, das Gegenteil erlebt, über das vermeintliche Misslingen eines von Sozialisten, wenn auch nicht von ihnen allein, so doch besonders von ihnen geplanten grossen und rettenden Werkes! Wie ist diese Freude zu erklären? Bloss aus dem blinden Hass gegen den Völkerbund und alles, was von ihm ausgeht? Aber woher stammt dieser Hass? Etwa bloss aus dem Umstand, dass der heutige Völkerbund nicht eine Schöpfung des offiziellen Sozialismus ist? Und wäre dann jene Freude damit zu erklären, dass man meint, ein Erfolg des Genfer Protokolls wäre ein Sieg „bürgerlicher Ideologie“ und damit eine Niederlage des Sozialismus? Das wäre dann richtig die bolschewistische Denkweise, wonach der Sieg der Weltrevolution und damit das Heil der Welt aus dem allgemeinen Debacle und Tohu-wa-Bohu hervorgehen soll. Es ist — nebenbei gesagt — merkwürdig, wie nahe sich diese bolschewistische Denkweise mit der unserer frommen Kreise berührt, die ebenfalls meinen, dass das Kommen des Reiches Gottes um so eher zu erwarten sei, als auf Erden alles durcheinandergehe, die jeden Sieg einer guten Sache, wenn sie nicht ihren eigenen Stempel trägt, als eine Beleidigung der Ehre Christi empfinden und die darum triumphieren, wo irgend eine solche Sache unterliegt. Dass diese Spekulation à la baisse psychologisch töricht, dazu ungöttlich und unchristlich ist, haben wir früher oft gezeigt. Es sei zum Ueberfluss auf das Wort des Paulus von der Liebe hingewiesen: „Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.“ Wenn

aber ein gewisser Sozialismus glaubt, dass man auf die Entfesselung diabolischer Gefühle, auf die Freude am Misserfolge des Guten, wo man es nicht selbst abgestempelt, eine soziale Welt gegründet werden könne, so ist er sehr mirakelgläubig. Er könnte ebensogut glauben, dass man ein Haus auf ein loderndes Feuer bauen könne. In Wirklichkeit entstammt aller Bolschewismus und bolschewisierende Sozialismus letzten Endes einem Glauben an das Böse und muss daran zu Grunde gehen.

Im übrigen ist das Triumphgeschrei über ihre Niederlage für eine gute Sache immer eine Verheissung der Auferstehung. Es ist denn auch keine Rede davon, dass das Protokoll „erledigt“ wäre. „Beerdigt“ mag es sein. Aber wie vieles war schon beerdigt, was heute lebt, während die Totengräber mit den Totschlägern längst selber tot sind! Das Protokoll ist nicht ein papierener Beschluss, sondern eine lebendige Idee. Diese Idee kann man beerdigen, aber nicht umbringen. Wie beim Völkerbund selbst, so handelt es sich beim Protokoll letzten Endes nicht um eine neue Einrichtung, sondern um eine neue Wahrheit, nicht um einen neuen Beschluss, sondern um ein neues schaffendes Prinzip. Und als dies: als Idee, Wahrheit, Prinzip wird es weiter leben und wirken, wird durch Niederlagen und Siege, durch Ebbe und Flut, durch Trübungen und Aufhellungen vordringen. Was vom Völkerbund gilt: dass die blosse Tatsache seines Vorhandenseins ausserordentlich viel bedeutet, dass — wie besonders das Beispiel Amerikas zeigt — seine Gegner ihn nur besiegen können, wenn sie einen Teil seiner Wahrheit übernehmen, ja ihn zu überbieten suchen, das wird sich auch an seinem Kind, dem Protokoll, erweisen. Seine drei grossen Wahrheiten: „Sicherheit, Abrüstung, Schiedsgericht“ werden weiterwirken und zuletzt wird, wenn auch in etwas anderer, vielleicht besserer Form, doch das dastehen, was es gewollt hat. Man sieht ja, wie Chamberlain das Protokoll nur durch das Protokoll besiegen kann. Eines Tages wird er der Besiegte des Protokolls sein. Was Chamberlain vorschlägt, der Fünfmächtebund zwischen England, Frankreich, Italien, Belgien und einem in den Völkerbund eingetretenen Deutschland zur Befriedigung des europäischen Westens, ergänzt durch eine ähnliche Abmachung zur Befriedung des Ostens, ist doch nicht viel anders als das, was das Protokoll will, freilich vorerst nur ein Stück davon, nur das europäische Stück und auch dieses unvollkommener, aber dieses Stück kann und muss wachsen und es wird im Sinne der Gedanken des Protokolls wachsen.

Das Protokoll ist beerdigt, aber es lebt. Le roi est mort, vive le roi! Darum sollten auch seine Freunde nicht kleinmütig sein. Jener allzueiligen Freude der Gegner entspricht ja eine allzueilige Verzagtheit der Freunde der Sache. Was sind wir doch immer wieder für ein kurzatmiges Geschlecht! Wie sind wir nach dem ersten grösseren

Misslingen grad mit einer Sache fertig! Wie wenig verstehen wir das Dennoch zu sprechen, das seelisch stärkere Geschlechter in früheren Tagen gegenüber ungleich schrecklicheren Niederlagen aufrecht erhielt. Wie, wenn jene Zürcher so schwachherzig gewesen wären, als am Abend des 11. Oktober 1531 Zwingli erschlagen auf dem Schlachtfeld zu Kappel lag, „den hellen Blick gebrochen", und mit ihm eine grosse Schar der treuesten Vorkämpfer der Reformation, als die Sturmglocken durch das Land tönten, das dem siegreichen Feinde offen lag? Wenn die Hugenotten Frankreichs so gedacht hätten, als mit ihren Führern zwanzigtausend ihrer Glaubensgenossen im Blute der Bartholomäusnacht lagen? Wenn die deutschen Protestanten gemeint hätten, alles sei verloren, als ein Jahr nach dem Tode Luthers Karl der Fünfte seinen Fuss auf dessen Grab setzte und sein spanischer Feldherr ihm riet, den Leichnam aus dem Grabe reissen und durch den Henker verbrennen zu lassen? Und wie wenig war es in all diesen Fällen das Ende! Möchte unser kleingläubiges Geschlecht sich, durch solche Beispiele beschämt, ermannen und endlich etwas grösser, ich will nicht sagen: heldenhafter werden.

Das vorläufige Scheitern des Protokolls ist aber auch deswegen kein so entscheidendes Unglück, weil dieses Werk, einen so grossen Fortschritt es auch bedeutet, noch keineswegs etwas Vollkommenes, völlig Genügendes darstellt. Wir haben das schon damals, wo wir es mit Freuden begrüssten, deutlich genug hervorgehoben.[1])

Damit gehe ich zu dem Problem über, das heute im Mittelpunkt der Diskussion steht.

2. Das Verhältnis von Abrüstung und Sicherheit.

In Genf und anderswo ist die Losung ausgegeben worden: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung." Diese Losung wird zu einem der schwersten Hindernisse sowohl der Abrüstung wie des Friedens überhaupt; denn hinter sie verschanzen sich nun mit dem ihnen eigenen sicheren Instinkt für das, was ihnen dient, alle unsere Militaristen, die weltlichen und geistlichen. Sie sehen völlig richtig, dass wir, wenn wir mit der Abrüstung warten wollen, bis wir völlige Sicherheit haben, nie zur Abrüstung gelangen werden. Inzwischen können sie im Interesse der Sicherheit erst recht weiter darauflos rüsten. Diese Losung droht an die Stelle der andern, nun doch etwas diskreditierten zu treten, die lange eine ähnliche Rolle gespielt und die Welt betrogen hat: Si vis pacem, para bellum. (Wenn du den Frieden willst, so rüste den Krieg.)[2])

---

[1]) Vgl. Nr. 10, 1924, S. 420 und 421.

[2]) Ein anderes Bollwerk speziell des schweizerischen Militarismus wird nun immer mehr das Londoner Abkommen und die Verteidigung unserer Neutralität. Davon in Bälde mehr.

Doch wollen wir gerecht sein und die Frage mit Ruhe ins Auge fassen. Es ist der Losung: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung“ nicht alles Recht abzusprechen. Sie entspringt der Rücksicht auf die menschliche Schwäche. Die Völker haben sich so lange daran gewöhnt, ihre Sicherheit in militärischen Rüstungen zu erblicken, dass es ihnen schwer fällt, diese Gefühle los zu werden. Es geht ihnen wie einem Mann, der gewohnt war, bei jedem Ausgang einen Panzer anzuziehen und der sich wehrlos vorkommt, wenn er einmal im blossen Kleide aus dem Hause soll. Es ist aber einmal eine Zeit gekommen, wo ein Eisenpanzer gegenüber den modernen Geschossen keinen Sinn mehr hatte, im Gegenteil zu einer schweren Hemmung und tödlichen Gefahr wurde. Wehe dem Mann, der dann nicht den Panzer abgelegt hätte! Die heutigen Völker sind in dieser Lage, fürchten sich aber noch, den Panzer abzulegen. Wir begreifen, dass besonders Frankreich zögert, denn es ist, wenn es bloss auf die physische Gewalt ankommt (wozu man auch die industrielle Macht rechnen mag), Deutschland gegenüber unterlegen. Wir begreifen auch, dass die neuen Oststaaten, die von allen Seiten bedroht sind, zögern und sogar den Panzer fester machen. Darum begreifen wir ganz allgemein, dass man den Völkern Sicherheiten verschaffen will, um ihnen dadurch zur Abrüstung Mut zu machen. Sicherheit böte ein Friedensbund, der gegen jeden Störenfried mit vereinigter Macht aufträte. Sicherheit bedeutete eine anerkannte Rechtsordnung im Völkerleben. Sicherheit bedeutete eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit. Sicherheit bedeutete die Aechtung des Krieges. Sicherheit bedeuteten in Aussicht stehende „Sanktionen“, d. h. Zwangs- und Strafmassregeln gegen den Friedensbrecher. Wenn einmal diese neue Ordnung und damit ein Umfühlen zustande gekommen wären, dann wären auch die Völker reif zur Abrüstung, gerade wie die einzelnen Menschen keinen Panzer mehr anziehen mussten, als Weg und Steg durch eine verlässliche Rechtsordnung und staatliche Polizei sicher geworden waren.

So weit so gut. Nur ist zweierlei einzuwenden.

Einmal: Was ist von den gegen einen Friedensbrecher in Aussicht genommenen Sanktionen, im Besonderen einer Völkerbundsarmee und einem allfälligen Völkerbundskrieg zu halten? Ich gestehe, dass ich diesem Gedanken mit einem radikalen Unglauben und auch mit sittlichem Widerspruch gegenüberstehe. Er scheint mir unrealistisch. Es ist undenkbar, dass eine solche Aktion in absehbarer Zeit möglich sein sollte. Wenn man bedenkt, wie im Weltkrieg die militärische Einheit der Alliierten in Form eines gemeinsamen Oberkommandos nur unter dem Druck der allerhöchsten Not zustande kommen konnte, wie sollte man dann erwarten dürfen, dass die halbe Welt sich im Nu zu einem einheitlichen Vorgehen gegen einen internationalen Störenfried zusammenfinden

könnte? Wäre dieser, wenn es sich um einen mächtigen Staat handelte — und nur ein solcher dürfte ja die Auflehnung gegen den Völkerbund wagen — einer solchen bunten, schwerfälligen, durch Misstrauen und Eifersüchteleien gelähmten Völkerbundsmasse gegenüber nicht von vornherein im Vorteil, besonders wenn es ihm vielleicht durch Anfangserfolge noch gelänge, Bundesgenossen zu gewinnen?

Aber auch wenn das militärisch betrachtet mir unmöglich Scheinende möglich wäre, dann erschiene es mir sittlich unmöglich. Man stelle sich doch vor, was ein solcher Völkerbundskrieg wäre, wenn es sich — was, wie gesagt, praktisch allein in Betracht käme — um einen machtvollen Gegner handelte. Ein solches „Polizeikorps" bestünde, falls der Krieg in den bisherigen Formen vor sich ginge, aus Millionenheeren und entsprechenden Flotten. Es müsste jedenfalls die modernsten teuflischen Mittel der Kriegführung und Zerstörung brauchen: Unterseeboote, Luftgeschwader, Giftgase, Vernichtung grosser Städte des Gegners und was alles die Hölle noch weiter erfinden wird. Täte es das nicht, so wäre es von vornherein unterlegen. Aber was würde dann aus der Welt? Wäre das nicht einfach Krieg wie bisher? Würden damit nicht alle Dämonen entfesselt? Ginge der Völkerbund nicht an dem ersten dieser Kriege moralisch zu Grunde, weil er sein eigenstes Wesen und innerstes Recht verleugnen, ja schänden müsste? Mir scheint klar zu sein: der Völkerbund wirkt ausschliesslich als moralische Macht oder er wirkt überhaupt nicht.

Das ist das eine Bedenken gegen die Losung: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung." Aber noch viel gewichtiger ist das zweite. Was heisst denn Sicherheit? Worin besteht sie? Wann ist sie erreicht? An dieser Stelle des Problems scheinen mir fundamentale Irrtümer versteckt zu sein. Bedenken wir: ausgerechnet aus dem Streben nach Sicherheit ist der Militarismus entstanden. Zum mindestens ist es eine seiner Ursachen. Er ist ein Kind der Angst. Weil man Angst hat, Angst vor einander und Angst vor dem Schicksal, schafft man sich einen Schutzpanzer an. Aber merkwürdigerweise gibt der Panzer nicht das Gefühl der Sicherheit sondern das Gegenteil. Man macht darum den Panzer immer fester, und wärs auch nur darum, weil die andern in ihrer Angst das Gleiche tun. Und am Ende fällt man aus lauter Angst übereinander her, wie zwei harmlose Wanderer in finsterer Nacht über einander herfallen, weil jeder den andern für einen Räuber hält.

Man mag mir entgegenhalten, dass der Militarismus manchmal doch auch aus dem Imperialismus, dem Eroberungs- und Ausbreitungsdrang, entspringe. Zugegeben, aber ich frage: Woraus entspringt denn dieser Drang? Nicht auch aus Angst, aus dem unbe-

wussten Bedürfnis, durch ein grösseres Quantum von Macht die vorhandene zu sichern? Man denke diesen Gedanken weiter; er führt zu vielen grossen und überraschenden Wahrheiten.

Es bleibt dabei und ist eine sehr tiefe und umfassende Wahrheit: nichts macht so unsicher als Sicherungen.

Es ist auf allen Lebensgebieten so, dass Sicherheit sich nicht auf dem bisher dargestellten Wege gewinnen lässt, dass sie sich, in gewissem Sinne, überhaupt nicht gewinnen lässt. Was ist z. B. der Geiz anderes, als ein Streben, sich durch Anhäufung von materiellen Mitteln gegen Schicksal und Sorge sicherzustellen? Aber wo gelingt diese Sicherstellung je? Fühlt sich nicht der Geizige um so unsicherer, je dicker sein goldener Panzer ist, so dass er zuletzt darin erstickt?

Nein, der Weg der Sicherheit ist genau umgekehrt: er ist die Wegwerfung des Panzers!

Jene Angst, aus der das falsche Sicherheitstreben entspringt, entsteht ihrerseits aus Unglauben gegenüber den Mächten, die das Leben der Menschen beherrschen. Aus dem Unglauben entspringt jene Gestalt der Angst, die die Bergpredigt als Sorge bezeichnet. Dort ist auch gezeigt, durch welche Macht allein die Sorge besiegt wird: nicht durch Sammeln von „Schätzen auf Erden“ und, fügen wir hinzu: Waffen zu ihrer Verteidigung, sondern durch Glauben — durch Vertrauen auf eine höchste Macht, die über uns waltet und für uns sorgt, in deren Schutz allein wir Sicherheit finden.

Hier liegt in der Tat das Geheimnis aller wirklichen Sicherheit, auch derer, die heute die Völker suchen. Sie suchen und finden falsche Sicherheit in einem falschen Glauben, sie werden echte Sicherheit suchen und finden in einem echten Glauben. Sie gerieten in den Panzer des Militarismus dadurch, dass sie an die Gewalt glaubten, sie werden zum Frieden gelangen dadurch, dass sie an den Geist glauben. Sie wurden Sklaven der Angst, weil sie an Götzen glaubten, sie werden Freie werden, weil sie an Gott glauben.

Darum aber muss die Losung: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung“ ergänzt werden durch die andere „Zuerst Abrüstung, dann Sicherheit.“ Ich meine dies so: Jene erste Losung ist vollkommen richtig, wenn man Sicherheit so versteht, wie sie zuletzt ausgelegt worden ist, aber irreführend, wenn man bloss an jene durch äussere Mittel hergestellte Sicherheit denkt. Und nun meine ich, dass das Erste freilich ein neuer Glaube sein muss, der in die Völkerwelt einzieht. Aus diesem Glauben heraus aber werden sie abrüsten. Die Tat der Abrüstung — seis der völligen und sofortigen, seis der teilweisen und allmähligen — wird zeigen, dass jener Glaube vorhanden ist, und von ihm wird Sicherheit ausgehen, während unter der Herrschaft des Irrglaubens das Misstrauen bleibt, aus dem immer wieder Krieg entsteht. Darum

müssen wir den Völkern den neuen Glauben predigen und aus ihm heraus die Tat der Abrüstung fordern. Nur in dem Masse, als diese geschieht, wird das Gefühl der Sicherheit über die Völkerwelt kommen. Mit dieser Tat müssen die vorangehen, die den neuen Glauben haben. Wagen sie die Tat nicht, dann zeigen sie, dass sie ihn nicht haben, dass sie den anderen Glauben haben, jenen Glauben, der das Wesen des Militarismus ausmacht. Das ist der wahre Weg zur Sicherheit: der Weg des Glaubens und Wagens, der Pionierweg, der vielleicht ein Weg des Kreuzes, aber auch der Auferstehung ist. Wer den Panzer wegwirft, wird frei und macht frei. „Zuerst Abrüstung, dann Sicherheit."[1])

3. Das Schiedsgericht.

Weniger problematisch ist die Forderung des obligatorischen Schiedsgerichtes. Ihr stimmt jeder zu, der nicht ein offener oder heimlicher Anbeter der Gewalt ist. Und es gehört in der Tat zum Grossartigsten, was in unseren Tagen geschieht (es geschieht nämlich auch Grossartiges, wenigstens für die, die dafür Augen haben), dass dieser Gedanke eines über dem Völkerleben waltenden heiligen Rechtes allmählig Gestalt annimmt und sich auf Erden niederlässt. Der Weltgerichtshof im Haag wird zum Symbol einer neuen Epoche. Es ist auch klar, dass der Krieg in dem Masse aufhören wird, als an Stelle der Gewalt das Recht tritt. Er wird dadurch einfach zum Verbrechen. Dass das Prinzip des Schiedsgerichtes gewaltig fortschreitet, liegt auf der Hand. Nur sind auch hier Vorbehalte zu machen. Das Schiedsgericht kann nicht von aussen her eine neue Rechtsordnung schaffen, vielmehr muss es selber von einem neuen Denken und Fühlen der Völker getragen sein. Damit es in Kraft walten kann, muss auch wieder der Glaube an die Gewalt dem Glauben an das Recht Platz machen, und damit das geschehen kann, der Glaube an ein blindes Fatum dem Glauben an eine höchste Gerechtigkeit, die jedem sein heiliges Recht gibt, es geben *will* und auch allein geben *kann*. Auch hier ist also eine geistige Umwälzung die Voraussetzung einer politischen. Es müssen insbesondere einige Götzen gestürzt werden, die noch fest auf ihrem Trone stehen mit dem höhnischen Grinsen in den starren Zügen, vor allem

---

[1]) Dass die Abrüstung trotz allem fortschreitet und sehr „aktuell" ist, auch wenn wir Schweizer, im Schlaf der Selbstgerechtigkeit schnarchend, nichts davon merken, beweist neben Dänemark das Beispiel *Schwedens*, das teilweise abrüstet, *Norwegens*, wo man stark von dem Gedanken bewegt ist und neuerdings vor allem *Hollands*, wo die sozialistische Partei etwas Aehnliches vorschlägt, wie Dänemark es plant. Die Aussichten sind in Holland, wo der Antimilitarismus als Frucht alter Freiheitstradition sehr mächtig ist, jedenfalls nicht klein. Und Holland ist gewiss ungleich bedrohter als die Schweiz. Wir wollen sehen, ob der Völkerbund, der Dänemark beglückwünscht hat, etwa in Holland dazwischen fährt!

jener Götze der absoluten Souveränität der Einzelstaaten, den heute besonders die angelsächsischen Völker anzubeten scheinen, entgegen dem Besten in ihrer geschichtlichen Tradition. Es muss wieder die verlorene Einheit der abendländischen Welt gefunden und dazu die der ganzen Welt gesucht werden. Sie kann aber nur gefunden und muss gesucht werden in einem höchsten geistigen Ziel, dem die Völkerwelt dienen soll. Das ist der „Berg Gottes"[1]), der höher werden soll, als alle andern Berge; von dem aus Recht gehen soll zu den fernsten Nationen; zu dem die Völker kommen werden von weitem her und von dem jenes heilige Recht im politischen wie im sozialen Leben ausstrahlt; in dessen Schutze die Völker sicher werden, dass sie ihren Platz an der Sonne Gottes bekommen („jeder wird sitzen unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum") und es darum wagen, ihre Schwerter zu Pflugscharen zu machen und ihre Spiesse zu Winzermessern und den Krieg nicht mehr zu lernen, d. h.: ihre Kanonen einzuschmelzen, ihre Maschinengewehre zu zerschlagen, ihre Kriegsflotten zu zerstören und ihre Kasernen zu schliessen. Mit andern Worten: Was sich über die Völkerwelt erheben muss, um ihr Sinn, Einheit, heiliges Recht und Frieden zu geben, das ist die Theokratie, die Gottesherrschaft. Von ihr lebt alles Recht. Sie ist Gerechtigkeit und das heisst: Heiligkeit und Güte Gottes und des Menschen.

So findet die dreifache Losung: „Sicherheit, Abrüstung, Schiedsgericht" ihren tiefsten Sinn, ihre Wahrheit und Vollendung und ihre Siegesgewissheit in jener Wahrheit, aus der sie schliesslich stammt. Das zu sehen und sich entsprechend einzustellen, mit Vertiefung und Ermunterung, Mitarbeiten und Mitleiden, dünkt mich solcher Menschen, die Gott dienen wolen, würdiger zu sein und Gott wohlgefälliger als pharisäischer Hochmut. Denn die Bewegung zu Gerechtigkeit und Frieden stammt in ihren Tiefen aus Gott und bewegt sich zu ihm hin.

L. Ragaz.

18. März.

Rundschau

1. Personen.

Ein Gruss an einen Grossen. In diesen Tagen feiert Masaryk, der Präsident der tschechoslovakischen Republik, seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Man darf von diesem Manne sagen, dass er ein Segen für Europa sei. Seit Wilsons Rücktritt hat kein Volk an seiner Spitze mehr einen Mann, der sich mit Masaryk vergleichen liesse. Plato hat das berühmte Wort gesprochen, dass die Völker erst dann gut regiert sein würden, wenn die Philo-

[1]) Vgl. Micha 4, 1—4.

sophen Könige würden und die Könige Philosophen. Dieses Wort, das man bisher zu belächeln geneigt war, hat in Masaryk seinem Wortlaut wie seinem Geiste nach Erfüllung gefunden. Er ist von Beruf Philosoph und hat als Philosoph Bedeutendes geleistet und seinem Volke neue Wege des Denkens gezeigt. Als Professor hat er Scharen junger Männer zu einer höheren Auffassung des Lebens überhaupt und besonders der öffentlichen Dinge erzogen. Dabei ist er ein wirklicher Staatsmann von scharfem Blick für vorhandene und kommende Dinge gewesen. Seine Philosophie war nicht Schulgelehrsamkeit, sondern Lebensweisheit. Nun ist er der erste Präsident seines befreiten Volkes und ist es als Sozialist und als Pazifist. Beides kann er ja in dieser Stellung nur mit Zurückhaltung geltend machen und radikale Geister auch unter unsern Freunden mögen, dies verkennend, ihn darob tadeln und ihm Dinge anrechnen, an denen er keine Schuld hat. Aber ganz sicher strahlt von ihm ein beruhigender und heilender Einfluss aus, und wenn er in seiner Stellung auch nicht unmittelbar das „Absolute" vertreten kann (wer von uns kann es denn?) so ist es doch keine kleine Tatsache, dass der bedeutendste Staatsmann unserer Tage den Ausspruch tut, es sei die Aufgabe unserer Periode, Christus an Stelle Cäsars zu setzen.

Masaryk vereinigt nicht bloss in seiner Person den Gegensatz von Denken und Tun, Idealismus und Realismus, sondern auch den von Nationalismus und Internationalismus. Dieser glühende Patriot, der sein Volk aus jahrhundertlanger Unterdrückung in das Land der Freiheit führt, ist zugleich einer der besten Bürger Gesamteuropas, ja der Welt. „Das neue Europa" heisst nicht umsonst eines seiner Bücher. Wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, dann wären sofort nach dem Ende des Krieges die Vereinigten Staaten Europas geschaffen worden. So aber ist er in seiner Person ein Kristallisationspunkt für ein aus einem neuen Geiste geführtes Zusammenleben jener durch so viel alte und neue Leidenschaften getrennten Völkerwelt Osteuropas — er, ein grossartiger Vertreter des Slaventums und doch der deutschen und der westlichen Art so durch und durch verständlich und sie verstehend. Dazu ist er mit seinen Mitarbeitern einer der besten Träger des Völkerbundes.

Uns Schweizern muss ein solcher Mann ganz besonders wichtig und teuer sein. Hätten wir zu diesen Zeiten einen solchen in u n s e r e r Leitung gehabt! Zwischen unserer Geschichte und Eigenart und der der Tschechoslovakei bestehen Beziehungen der Verwandschaft von grosser Bedeutsamkeit, die freilich nur wenige Schweizer zu sehen imstande sind. Die kleinen Völker haben neben Wilson keinen grösseren Vorkämpfer für ihr Recht und ihre Mission gehabt. Wenn Masaryk, trotzdem er mit jenem Geiste, den wir nur zu gut kennen, Bekanntschaft machte, als er, für die Befreiung seines Volkes kämpfend, in unserem Lande weilte (die Zeitschrift „La Nation Tschèque" wurde verboten, während alldeutsche Propaganda ungehemmt das Land erfüllte), dennoch freundliche Worte für uns hat, so beweist dies nur wieder die Grösse seines Charakters. Jedenfalls können wir von ihm lernen, was für ein Geist es ist, an dem Völker frei und gross werden und von dem Demokratien leben.

Masaryk ist auch ein r e l i g i ö s e r Führer. Er hat dem religiösen Denken in einer ihm entfremdeten Zeit auf bedeutsame Weise Bahn brechen helfen. Auch jetzt verhehlt er nicht, was die letzte Quelle seiner Kraft und die oberste Norm seines Handelns ist. Von tausend dunklen Gefahren, die er besser als andere sieht, umdroht, weiss er seines Volkes Zukunft gegründet in Gottes Vorsehung. Ein Heldenepos ist sein Leben; sein Aufstieg aus Armut und Druck zu Bildung und geistiger Bedeutung; sein Kampf gegen Habsburg; sein inneres Ringen, das ihm zum religiösen Glauben hilft; endlich sein Tun und Erleben während des Krieges, die ihn nach der Schweiz, England und Amerika und zuletzt nach Sibirien zu den dort kämpfenden tschechischen Legionen führen, während seine Familie daheim im Kerker und ausserhalb desselben um ihn bangt, wie er um sie, Not und Tod stets um sich und über

sich, bis zu dem Aufstieg seines Volkes aus langem Dunkel und seiner eigenen Erhebung zu seinem legitimen Leiter und zuletzt zu seinem Patriarchen — das ist ein fast legendäres Schicksal, eines grossen Mannes würdig. Und nun erhalte ihn Gott noch lange in voller Kraft und Klarheit für sein Volk und für die Welt!

2. Politisches.

Kleine Staaten als Pioniere. Ganz merkwürdige Dinge vernimmt man aus dem jungen Staate Estland. Sie klingen wie aus dem Jahre 1950 oder 2000 und sind eine Verwirklichung dessen, was im letzten Heft der „Neuen Wege" als Voraussetzung eines wirklichen Friedens behauptet wurde: jener Entstaatlichung der Kultur, die den nationalen Minoritäten erlaubt, ihr Volkstum in allem, was wesentlich dazu gehört (vor allem in Sprache, Religion, Bildung) mit voller Bewegungsfreiheit zu pflegen und zu gestalten. Es ist in Estland ein Gesetz angenommen worden, wonach diese nationalen Minoritäten, in concreto die schwedische, russische, deutsche, das Recht bekommen, sich in allen kulturellen Angelegenheiten ganz selbständig zu organisieren, eigene Schulen zu haben, sogar die Selbstbesteuerung für kulturelle Zwecke auszuüben, kurz jede denkbare Freiheit der Lebensbewegung zu geniessen. Und was das Ueberraschendste ist: diese Bestimmungen beziehen sich nicht bloss auf zusammenhängende, von Minoritäten bewohnte Gebiete, sondern sind nicht lokal begrenzt; wer irgendwo im Lande einer bestimmten Nationalität angehört, darf sich in dieser Weise mit den Volksgenossen zusammenschliessen. Das sieht für Ordnungsphilister wie die reinste Anarchie aus, ist aber in Wirklichkeit ein Beginn einer neuen, organischen Gemeinschaft der Menschen, die erst einen rechten Frieden schaffen wird.

Kurz: es ist das, was überall kommen muss und wird. Welch eine Beschämung ist dieser Mut des Voranschreitens auf neuen Bahnen für das in Sattheit eingeschlafene und vor Angstmeierei wie gelähmte Schweizertum unserer Tage!

Die russische Gefahr. Zu der russischen Gefahr, deren mögliche Schwere in den „Neuen Wegen" immer wieder hervorgehoben worden ist und die ein Haupthindernis, zum mindesten einen Hauptvorwand für die Abrüstung bildet, äussert sich in Nr. 1 (1925) der Friedenswarte Dora Heinemann, Sie glaubt auf Grund von bestimmten Tatsachen, dass diese Gefahr nicht hoch einzuschätzen sei. Vor der Konferenz von Genua sei sie vielleicht gross gewesen, seither habe man in Russland eingesehen, dass ein Wiederaufbau der Wirtschaft ohne Frieden unmöglich sei. Russland habe wiederholt Abrüstungsvorschläge gemacht, deren Ernsthaftigkeit nicht zu bezweifeln sei. Nansen, der selbst durchaus an diese Ernsthaftigkeit glaube, berichte in seinem Buche: „Russland und der Friede", einen Ausspruch Trotzkis. „Russland wünscht Frieden. Es hat im Innern zu viel mit der Wiederherstellung seiner zerstörten Wirtschaft zu tun, als dass es an Krieg denken könnte. Zu diesem schwierigen Werke bedarf es der Arbeitskräfte all seiner Einwohner. — Russland hat keinen grösseren Wunsch, als sein Heer beträchtlich zu vermindern. Es hat vorgeschlagen, es auf 200.000 herabzusetzen unter der Bedingung, dass die anderen Länder eine gleiche Herabsetzung vornehmen. Dieser Vorschlag ist nicht angenommen worden." Und Radek erkläre, dass man die Unmöglichkeit, die kapitalistische Welt mit den Waffen zu besiegen, einsehe. Die Armee sei denn auch seit 1922 von 5 Millionen auf 600.000 Mann herabgesetzt und dazu das Milizsystem immer mehr eingeführt worden. Höchstens gegen Asien hin könnte Russland noch eine militärische Gefahr sein. — Wir geben dieses Urteil unter Vorbehalt wieder, wissend, dass andere wieder anders denken. Jedenfalls bleibt es eine wichtige Aufgabe für die Abrüstungsfreunde, die russische Frage auch nach dieser Seite hin zu prüfen.

Nachtrag. In der „Basler National-Zeitung“ (Nr. 122) äussert sich ein Mitarbeiter, der, wie man wohl merken kann, sehr gut informiert und keineswegs ein Bolschewistenfreund ist, über die russische Gefahr folgendermassen:

„Wenn man von der russischen Aussenpolitik spricht, so erhebt sich sofort die Frage nach dem Wesen der russischen Roten Armee. Immer wieder rasselt Sowiet-Russland mit den Waffen. Wer die Dinge und die Persönlichkeiten näher sieht, weiss aber, dass diese Drohungen nur einen schwachen Hintergrund haben. Die Rote Armee ist zwar nicht schlecht, jedenfalls ist sie den Armeen Polens, Rumäniens und der Randstaaten auch in der Qualität überlegen, ohne natürlich den Gefechtswert westeuropäischer Armeen zu erreichen. Aber nicht in solcher Stärke oder Schwäche liegt der Grund, weshalb sie schwerlich ernsthaft in den Kampf geworfen wird, solange das Risiko des Ausgangs besteht. Die Sowietgewaltigen wissen, dass eine militärische Katastrophe beinahe der einzige sichere Anstoss zu ihrem eigenen Sturz werden müsste; sie werden daher sogar Prestigeopfer bringen, um dieser Möglichkeit zu entgehen. . . . . Ein militärisches Vorgehen Sowietrusslands kann als ausgeschlossen oder doch als ganz unwahrscheinlich betrachtet werden.“

Im Angesicht solcher Aufklärung sollte man aufhören, sich durch das Gespenst von der Roten Armee an der Abrüstung hindern zu lassen. Von der Roten Armee hat nur ein Europa etwas zu fürchten, das sich durch den Militarismus vorher ruinieren lässt.

Das Morgansche Gutachten hat inzwischen doch einige Aufmerksamkeit einer Welt erzwungen, die zwar nach Sensationen hascht, aber mit Begierde das totschweigt, was sie tiefer beurunhigen könnte. Ein langer Brief Morgans an Förster (vgl. „Menschheit“ Nr. 8) hat das Gewicht seines Gutachtens noch wesentlich verstärkt. Alles in allem genommen darf man ruhig erklären, dass sich Morgans Aussagen als der Wahrheit entsprechend erwiesen haben. Wenn die nationalistische deutsche Presse, von den schweizerischen Alldeutschen wie immer sekundiert, sich dagegen hauptsächlich durch persönliche Verleumdung und Beschmutzung Morgans gewehrt hat, so entspricht das ihrer gewohnten Taktik und beweist nur, dass sie von der Richtigkeit seiner Behauptungen überzeugt ist. Diese sind übrigens im wesentlichen auch in Herriots grosser Rede vor der Kammer enthalten, und man darf gewiss darauf zählen, dass Herriot nicht ohne unbedingt zuverlässige Grundlagen so geredet hätte.

Das Beste an der Sache ist, dass die Wirkung ganz unerwartet günstig zu sein scheint. Die neue deutsche Regierung macht Vorschläge zu einem F r i e d e n s p a k t, denen man freilich mit weniger Misstrauen begegnete, wenn sie von einer andern Seite ausgingen, die aber doch sehr beachtenswert sind und Zeichen einer Wendung zum Guten zu sein scheinen. Die damit verbundene Tatsache, dass der E i n t r i t t D e u t s c h l a n d s i n d e n V ö l k e r b u n d wieder näher gerückt scheint, wird man trotz aller Vorbehalte doch auch zum Erfreulichen rechnen. Dazu darf man wohl glauben, dass neben dem Bösen, das wir wissen oder ahnen, im stillen sich doch auch viel Gutes vorbereite. So z. B. in Amerika, aber auch in England, vielleicht überall.

Eine Vorbemerkung. Es haben sich in der letzten Zeit gewisse Auseinandersetzungen nötig gemacht, denen wir nicht ausweichen wollen, und zwar sowohl nach rechts wie nach links hin. Die nach rechts hin bezieht sich auf ein gewisses positives Christentum, im Besonderen auf dessen Stellung zu Krieg und Militär. Sie sollte in diesem Heft vorgenommen werden, aber Zeit und Raum reichen nicht. Die andere, ungleich wichtigere aber bezieht sich auf gewisse Wendungen in der Sozialdemokratie. Es scheint, als ob dort zu einem Vorstoss gegen uns, d. h. die sogenannten Religiös-Sozialen ausgeholt werden solle. Schon ist verschiedenes in diesem Sinn geschehen. So hat z. B. die „Tagwacht“, uns (gewiss nicht ohne Absicht) mit den Ernsten Bibel-

forschern zusammenstellend, eine armselig flache Abhandlung von Pannekoek von Anno dazumal über Religion und Sozialismus wieder abgedruckt und dazu eine Vorrede geliefert. Viel bedenklicher erscheint mir die offene Verteidigung von Ehebruch und geschlechtlicher Zügellosigkeit, die bald darauf gefolgt ist.[1]) Dass auch die Propaganda für die Abtreibung ihre Sympathien geniesst, ist wohl nicht zweifelhaft.

Diesen Entwicklungen dürfen wir, die wir ebenfalls den Sozialismus vertreten, nicht untätig zuschauen, ohne eine schwere Schuld auf uns zu laden. Es soll an uns auch nicht fehlen. Wir werden wohl zunächst in Bern von diesen Dingen reden. Und daneben noch abwarten, was in Bezug auf einige andere Dinge geschieht. Es tut uns bitter leid, wenn uns dieser Kampf aufgenötigt wird. Lieber kämpfen wir für den Sozialismus gegen seine „Feinde", als gegen seine „Freunde", aber das Zweite kann unter Umständen notwendiger und wichtiger sein.

3. Ethisches und Kulturelles.

Das Kino.[2]) Manche glauben, durch Reform das Filmdrama zum Kunstwerk ausreifen lassen zu können. Um diese Behauptung zu widerlegen und gleichzeitig darzutun, welcher seelischen Verkümmerungserscheinung das Lichtspiel seinen Siegeszug verdankt, müssen wir schon einen Abstecher in etwas abgelegenere Länder unternehmen. Wir täuschen uns nämlich, wenn wir glauben, unsere Art, die Dinge zu betrachten, sei die dem Menschen einzig naturgemässe, nämlich diese bewusst und unbewusst wissenschaftliche. Sie löst alle Erscheinungen in ihre Bestandteile auf und baut alle ihre Behauptungen auf dem für sie grundlegenden Satze auf, dass eine Sache nicht gleichzeitig eine andere und dass eine Person nicht gleichzeitig eine andere sein kann. Diese für uns als Selbstverständlichkeit erscheinende Ansicht ist aber durchaus nicht die Auffassung aller Epochen und Kulturen gewesen. Die Menschen der Vorzeit und die sogenannten Naturvölker von heute haben eine wesentlich andere Einstellung. Es wäre nämlich irrig, anzunehmen, solch ein Südseeinsulaner habe höchstens diejenige Beziehung zu einem von ihm als heilig verehrten Vogel, dass er ihn als mächtigeres Wesen betrachtet und immer unter seinem Schutze zu stehen glaube. Sein Verhältnis zu ihm ist vielmehr ein bedeutend engeres: er selbst ist der Vogel und der Vogel ist er selbst. Tut man jenem etwas an, so fügt man es ihm selbst zu. Das heisst aber nichts anderes als dies: jener uns so unerschütterlich erscheinende Satz, dass eine Sache nicht gleichzeitig eine andere, eine Person nicht gleichzeitig eine andere sein könne, gilt für ihn nicht und was uns als Grundlage alles folgerichtigen Denkens, aller Logik gilt, dünkt ihn etwas durchaus Falsches. Man kann sein Denken dementsprechend als ein vorlogisches bezeichnen oder aber auch sagen, er arbeite mit einer andern Logik als wir. Nun bezeichnet man aber jene Beziehung der Dinge zueinander, wie sie nach der Auffassung solcher primitiven Menschen besteht, als eine magische. Dabei ist die Vorstellung massgebend, dass bestimmte Menschen, Tiere, Pflanzen oder Gegenstände mit aussergewöhnlichen Kräften versehen seien, und dass man sich durch irgendwelche zauberhaften Handlungen oder Worte mit diesen derart in Verbindung setzen kann, dass sie einem nichts mehr schaden oder gar direkt nützlich gemacht werden können. Dementsprechend benennt man die Denkart jener sogenannten Naturvölker mit dem Namen magische Logik. Mit einer solchen, so meinen wir vielleicht, hätten wir doch gar nichts zu tun. Dabei aber irren wir. Sie

---

[1]) Vgl. „Tagwacht", 17.—21. Februar und die Frauenbeilage mit dem Artikel „Der Ehebruch" von Blei.

[2]) Aus Dr. Paul Honigsheim: Revolutionierung deutscher Volksbildung.

ist nur in der ganzen verstandesmässigen, naturwissenschaftlich-technischen Welt, in der wir uns bewegen, nicht zur Entfaltung gelangt. Sie holt sich aber das ihr vorenthaltene Recht, indem sie sich, wie alles abgedrängte, in das Reich der Träume flüchtet. Denn wenn wir einmal genau zuschauen, so merken wir, dass so manches scheinbar ganz Sinnlose und Unzusammenhängende in ihnen sich einfach so erklärt: hier ist eine Person gleichzeitig eine andere, und eine Begebenheit spielt sich gleichzeitig an dem einen und an einem andern Ort ab. Man würde aber fehlgehen, wenn man annähme, dies sei die einzige Stätte, wo eine solche Verknüpfung der Dinge noch Platz findet. Vielmehr sehnt sich das menschliche Gemüt immer wieder danach, sich auch im Zustand des Wachseins wenigstens für eine kurze Zeit in einer solchen Atmosphäre zu bewegen. Deshalb jubelt er dem zu, der ihm am besten die Möglichkeit gibt, solche Sehnsucht zu befriedigen. Insbesondere aber geschieht dies, wenn er gleichzeitig einem andern Wunsch des heutigen Menschen Erfüllung verspricht, nämlich demjenigen, in möglichst kurzer Zeit möglichst schnell, möglichst viele Eindrücke in ununterbrochener Aufeinanderfolge auf sich einwirken zu lassen. Wie aber kommt er gerade zu diesem Wunsch?

Denken wir an die Folgen der Arbeitsteilung. Während acht Stunden täglich, früher aber noch mehr, verrichten eine Fülle von jungen Mädchen bald nach der Pubertätszeit nur drei bis vier verschiedene Bewegungen oder besorgen sie nur einen bestimmten Teil der Verpackung. Aehnlich ist es bei handarbeitenden Männern, womöglich halbwüchsigen Jungen in der Textil- oder Kleineisenindustrie usw. Solches Schaffen erfüllt sie alle innerlich nicht genügend, um ihnen die Arbeit zur seelisch befriedigenden Tätigkeit werden zu lassen, es beschäftigt anderseits wegen der dauernden Notwendigkeit, angespannt acht zu geben, insbesondere bei dem beständigen Zwang, die Sinne angestrengt auf ganz bestimmte Einzelheiten, auf einen einzigen Punkt und auf wenige Millimeter zu richten, zu sehr, als dass sie dabei ihren Träumereien oder ihren Gedanken nachgehen könnten. Die Folge davon ist bei einer grossen Anzahl entweder Verstumpfung oder das dumpfe Gefühl, dass ihnen ein Stück des warmen pulsierenden Lebens vorenthalten sei. Dies Empfinden setzt sich in die Sehnsucht um, nun möglichst schnell das Versäumte nachzuholen. Da Mietskaserne, Destillerie, Wirtschaftsverband usw. ihnen gerade dasjenige vom Leben, das sie suchen, nicht bieten können, nämlich das Irrationale und da ferner nur noch ganz wenig Stunden zur Befriedigung dieses Wunsches übrig bleiben, so wird das bevorzugt, was in einem möglichst geringen Quantum Zeit ein möglichst grosses Quantum der gewünschten Eindrücke vermittelt. Aus diesem Grunde hatten Kolportage- und Dedektivromane Erfolg. Sie kamen einem Teil der verdrängten Wünsche entgegen. Die Masse der Handlung, die Ausschaltung jeglicher lebensechter Psychologie, die Unlogik in der Aufeinanderfolge waren gerade das, was das rechenhafte Leben dem Menschen vorenthalten hatte, die Fülle des raffiniert vergossenen Blutes befriedigte wenigstens durch die Möglichkeit des Miterlebens die sadistischen Bedürfnisse geschlechtlich unbefriedigter Menschen, die Verherrlichung des Verbrechers, auf die es ja oft trotz äusserlichen Sieges der Gegenpartei hinausläuft, entsprach den Wünschen von Menschen, die durch Schule und wirtschaftlichen Daseinskampf zu Egoisten geworden waren, in dem Polizeistaat aber diese in ihnen gross gezogenen Eigenschaften nun doch nicht vollauf entfalten konnten. Trotz alledem konnte der Schundroman doch in dreifacher Weise den Bedürfnissen seines Publikums nicht genügen: Einmal war es ihm bei aller Farbigkeit der Darstellung doch versagt, die Illusion so weit zu steigern, dass die Handlung von den Lesern als Wirklichkeit empfunden wurde, zweitens kam jene von uns oben geschilderte magische Logik nicht zu ihrem Recht, drittens aber war von einer derartigen Beschleunigung der Eindrucksfolge nicht die Rede, dass sie in kurzer Zeit ein Nachholen des während des ganzen übrigen Tages Versäumten ermöglichte. Allen drei Forderungen aber ent-

sprach das Kinodrama, das ausserdem noch alles vom Schundbuch Gesagte in gesteigerter Form darstellte. Seine Handlung wird vom Zuschauer, als wenn sie sich wirklich so zutrüge, miterlebt, sie läuft in der denkbar grössten Beschleunigung ab, und da irgend eine vernünftige Begründung der Zusammenhänge nicht in Frage kommt, desgleichen nicht die tatsächlichen Seelenkräfte der Menschen, so nähert sich dies als real empfundene und rasend schnelle Handeln dem Bilde der Welt, das sich auf Grund der magischen Logik in den Köpfen der Menschen gestaltet. Wie im Traume, wo das Unterdrückte emporsteigt, so springt auch hier die Handlung, die einer jeden in der Naturwissenschaft gültigen Logik bar ist, schnell von Ort zu Ort, und die Menschen verwandeln sich in ihr, und zwar bei der Verschwommenheit des Zwischenbildes gewissermassen vor den Augen der Zuschauer, die alles dies als Realität nehmen, in andere, so dass für denjenigen, der zudem auch noch wegen der Ungeübtheit der Augen und wegen der Langsamkeit seines Denkens nicht folgen kann, ein Ort gleichzeitig ein anderer, ein Mensch gleichzeitig ein anderer wird. Dies in Verbindung mit der Schnelligkeit des Eindrucks, den nichts anderes sonst bieten konnte, ist der springende Punkt. Als Erleichterung kommt alles übrige noch hinzu: Einmal die Fülle von geschlechtlichen Beziehungen, die bei den sexuell unsicheren Menschen, insbesondere bei Frauen und feminin empfindenden Männern, nicht nur, wie alles übrige im Film, als Wirklichkeit empfunden, sondern entsprechend dem letztlich unindividuellen Herdenbewusstsein dieser Menschen, wie alle sexuellen Vorgänge, nicht als diejenigen von andern, sondern als die eigenen erlebt werden und ein Wohllustgefühl zur Folge haben. Zweitens die Tatsache, dass der Detektiv der gefeierte Held ist. Er aber ist der Mann, der sich dauernd inmitten von Geheimnissen bewegt, aber den Schleier lüftet, der über ihnen liegt. Durch beides ist er der typische Ausdruck unserer Zeit. Denn wenn eine, so hat doch sie die Neigung, mit Hilfe von Vernunft und Wissenschaft alles zu entschleiern; macht sie doch in Gestalt der Psychoanalyse vor den allerintimsten Dingen des persönlichen Lebens keinen Halt. Zum dritten wird der Siegeszug des Kinos noch erleichtert durch die Tatsache, dass ein Filmdrama die Welt so zeigt, wie die Zuschauer wünschen, dass sie in Wahrheit sei. Es ist bekanntlich immer so: Bevor wir überhaupt erfasst haben, was irgendwo vorgeht, empfinden wir schon so eine Art von Sympathie oder Antipathie mit einem der dabei beteiligten Menschen. So verhält es sich auch hier: Eine als real empfundene Darstellung, die das Leben wiedergibt, wie der Zuschauer wünscht und wie er dementsprechend glaubt, dass es wahrhaft sei, zaubert bei diesen ein Gefühl der Befriedigung hervor. Der langen Rede kurzer Sinn ist also der: Wer danach fragt: welches ist denn nun der sichtbare Ausdruck des kommenden neuen Geistes, der lasse sich nur nicht von jenen vielleicht wohlmeinenden Volksbildnern einfangen, die in dem Kino das neue Begrüssungswerte preisen, sowie von einer Reformierbarkeit des Filmdramas und von seinen Zukunftsmöglichkeiten schwärmen. In Wahrheit entspricht sein Siegeslauf nur der Tatsache, dass in unserem Seelenleben infolge der ganzen heutigen Arbeitsteilung und Mechanisierung etwas verkümmert ist. So ist es denn in Wirklichkeit das klassische Symbol der alten, zusammenbrechenden Welt.

Eine untergehende Gesellschaft. Wenn man das Treiben unserer haute volée beobachtet, so drängt sich die Schlussfolgerung völlig auf, dass diese Gesellschaft untergeht — wobei freilich gewisse Sozialisten eifrig mithelfen, dass ihre Fäulnis vorher noch auf die Menschenschicht übertragen werde, welche die neue Welt heraufführen sollte. Was für Orgien einer Gesellschaft, die nicht weiss, wohin mit ihrem Geld, hat nicht wieder die Zürcher Fastnacht gesehen! Und dann hat man kein Geld für die Arbeitslosen, die Alten und Kranken! — Dieses ganze Austoben einer Gesellschaftsschicht, die wohl bewusst oder unbewusst das „Après nous le déluge“ spricht, konzentriert sich

besonders in den grossen „Kurorten". Ein Licht auf deren Treiben wirft der nachfolgende Bericht, der einem aller „Hetzerei" völlig unverdächtigen Blatte, nämlich der „Thurgauer Zeitung", entnommen ist und der um so mehr sagt, je weniger er sagen will:

„Für viele steht Arosa vornehmlich im Zeichen des Tanzes. Daher kommt es, dass der Kursaal, der zurzeit mit einfachen Mitteln sehr hübsch und wirkungsvoll dekoriert ist, sich jeden Nachmittag bis zum Bersten füllt. Es flutet zur Zeit des Thé dansant ein farbenfrohes, buntbewegtes Bild voll Lebenslust und überschäumender Freude. Es will einem bedünken, dass hier während mehr als zwei Monaten täglich dem Prinzen Carneval ausgiebig gehuldigt werde; denn es herrscht ausgesprochene Fastnachtsstimmung, die sich auch in der Art, wie getanzt wird, widerspiegelt. Und über all den lachenden und sich schiebenden Paaren im Sportdress liegt eine eigene Atmosphäre, die stark zu den Sinnen spricht. Die Musik, diese gewaltige Kupplerin, die vom Podium herab dazu ertönt, entspricht ganz diesem Milieu. Wenn moderne Tanzmusik, wie literarische Produkte, unter Zensur fallen würde, wäre ein gestrenger Beurteiler oft in Versuchung, sein „Veto" einzulegen. Trotzdem man sich im Kursaal eines Lungenkurortes aufhält, tritt der „Hustenreiz" vor anderen Reizen völlig in den Hintergrund, ja er kommt überhaupt nicht in Erscheinung. Der lebt sich ganz wo anders aus! Der Kursaal kennt die segensreiche Einrichtung der Polizeistunde nicht. So ist es denn gelegentlich nicht ausgeschlossen, dass sich am Abend die Soirée dansante bis zu einer Matinée dansante prolongieren lässt.

Auch in den Hotels, mit ihren zahlreichen Haus- und Maskenbällen werden hohe körperliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer gestellt, die den Schlummer neidlos andern gönnen müssen. Beim erwachenden Morgen finden sich aber dennoch einige Wenige, welche die Balltoilette und den Smoking rasch mit dem derben Sportanzug vertauschen, um „fussbrettbelastet" einen erfrischenden „Fluhgang" zu tun, um auf diese angenehme Art ihren „Kater" los zu werden und um gleichzeitig etwas von der winterlichen Herrlichkeit und Pracht zu geniessen, von der Arosa eine so verschwenderische Fülle besitzt."

Die amerikanischen Wahlen und die Prohibition. Dass die amerikanischen Wahlen auch ihre gute Seite hatten, beweist folgende Mitteilung des Internationalen Bureaus zur Bekämpfung des Alkoholismus:

Gleichzeitig mit der Präsidentenwahl fanden in den Vereinigten Staaten die Erneuerungswahlen in das Repräsentantenhaus und für einen Drittel der Senatoren statt.

33 Senatoren waren neu zu wählen. Ein einziger der neu Gewählten ist definitiv als „nass" zu bezeichnen, vier treten für die Durchführung des Alkoholverbotes ein, waren bisher aber nicht als „trocken" bekannt; alle übrigen sind bekannte Anhänger des Alkoholverbotes. Von allen 96 Mitgliedern des neuen Senates werden deren 72 bestimmt für eine straffe Durchführung der Prohibition einstehen, das sind vier mehr als bisher.

Mit Ausnahme von acht Wahlbezirken weiss man nun auch, welche Stellung die neu gewählten Abgeordneten des Repräsentantenhauses hinsichtlich des Alkoholverbotes einnehmen. 320 von ihnen sind „trocken", 107 „nass". Der Gewinn der Verbotsanhänger beträgt mindestens 15 Abgeordnete.

Es ist bemerkenswert, dass von den 174 Kandidaten, welche die Verbotsgegner aufgestellt hatten, nur deren 82 gewählt worden sind, während von 262 Kandidaten, welche die „Nassen" ausdrücklich bekämpft hatten, deren 219 bei der Wahl den Sieg davon trugen. Ausserdem haben acht von den Verbotsgegnern empfohlene Kandidaten es öffentlich abgelehnt, von dieser Seite empfohlen zu werden.

Der Ausfall der amerikanischen Wahlen zeigt auf der ganzen Linie deutlich, dass die überwiegende Mehrheit des amerikanischen Volkes gewillt ist, das Alkoholverbot aufrecht zu erhalten und durchzuführen.

Unsere Lehrerschaft und der Militarismus. Ueber dieses Thema schreibt uns vielleicht einmal ein Lehrer einen Aufsatz. Es ist ganz entscheidend wichtig. Diesmal sei nur eine kleine Episode erwähnt.

In der Schweizerischen Lehrerzeitung (Nr. 7) wandte sich ein Einsender (Kl.) mit tapferen Worten gegen die Behauptung des zum Oberpropagandisten unseres schweizerischen Militarismus gewordenen Obersten Wildbolz, dass der Militärdienst gewissermassen die Vollendung und Krönung der Arbeit des Lehrers bedeute. Daraufhin grosse Erregung und der Beschluss des leitenden Komitees, dass nur noch ein Vertreter des militärischen Standpunktes zu Wort kommen dürfe und dann die Verhandlung abgebrochen werden müsse. Man sieht, welche Einflüsse auf die „Spitzen" unserer Lehrerschaft wirken, Einflüsse, die in letzter Instanz nicht immer bloss pädagogischer Art sein dürften. Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, dass dieser Beschluss dem Sinn des Gros der Lehrerschaft entspräche. Die Erregung inmitten derselben über den Beschluss und die viele Unterstützung, die der erste Einsender findet, beweisen neben vielen anderen Zeichen, dass ein grosser Teil der Lehrerschaft den Militarismus ablehnt und gegen sein Liebeswerben kalt bleibt. Das gereicht ihr zur Ehre und ist eine Verheissung.

Die Maifeier als Friedensdemonstration. Die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale hat den Beschluss gefasst, dass dieses Jahr kein besonderer Antikriegstag abgehalten, dafür aber die Maifeier zu einer Friedensdemonstration werden solle. Dieser Beschluss ist sehr zu begrüssen, und wärs auch nur darum, weil dadurch die etwas verflachte Maifeier wieder mehr Gehalt und Bedeutung bekäme. Es ist dringend zu wünschen, dass möglichst viele Arbeiterorganisationen diese wertvolle Gelegenheit ergreifen.

Welch ein prächtiges Programm könnte dies geben: Am Vormittag Versammlungen mit Ansprachen über Sozialismus und Frieden.[1]) Am Nachmittag ein Umzug, der auf symbolische Weise den Kampf um den Frieden darstellte. Es könnte z. B. gezeigt werden, wie der Sozialismus „Schwerter und Spiesse" zerbrechen und daraus „Sicheln und Pflugscharen", das heisst: Arbeitswerkzeuge machen will. Die verschiedenen Gewerkschaften könnten diesen Grundgedanken im Anschluss an ihre besondere Arbeit darstellen. (Man denke z. B. an die Schmiede und Zimmerleute.) Oder es könnte das Motiv des Sieges, den der Frühling und das Leben über Winter und Tod erringen, benützt werden, um den Kampf zwischen Frieden und Krieg zu veranschaulichen, wobei wieder die Arbeit eine Hauptrolle zu spielen hätte. Nach dem Umzug, bei gutem Wetter, Spiel und Reigen, mit Musik, Rezitationen und lebenden Bildern auf grünem Wiesenplan, alles als Frühlings- und Friedensfeier zugleich. Vielleicht wäre damit eine dramatische Aufführung zu verbinden. Sonst könnte eine solche den Tag beschliessen. Wo die Arbeiterschaft mit einer städtischen Bühne in Verbindung treten kann, mag ein grösseres Stück gewagt werden, sonst ein Akt, eine Szene, was auch für die Festwiese in Betracht käme. Als geeignete Stücke wären zu nennen: Tolstoi: Das Licht scheint in der Finsternis; Romain Rolland: Die Zeit wird kommen; Felix Möschlin: Die Revolution des Herzens; Jakob Bührer: Wilhelm Tell.

Natürlich kann man es auch ganz anders machen. Diese Vorschläge sollen bloss eine Anregung sein. Nur die Sache selbst sollte man sich nicht entgehen

---

[1]) Die „Zentralstelle für Friedensarbeit" stellt dafür gern eine Referentenliste zur Verfügung, ebenso eine Liste mit Literatur. Redner, die bereit wären, Referate zu halten, sind gebeten, sich dort zu melden.

lassen. Ich bin sicher, dass eine so gestaltete Maifeier einen grossen Eindruck machen und die Sache des Sozialismus wie die des Friedens im höchsten Masse fördern würde.

4. Versammlungen.

Die Generalversammlung der **Freunde der „Neuen Wege"**, die Sonntag, den 1. März im „Heim für Arbeit und Bildung" stattfand, verlief sehr erfreulich. Es waren etwa fünfzig bis sechszig der Freunde erschienen. Eine besondere Freude war es uns, dass darunter sich auch einige Reichsdeutsche befanden, von denen einer die Reise aus dem Reich zu uns nicht gescheut hatte.

Der Nachmittag verflog nur zu rasch. Gern hätte man für die Aussprache über den geistigen Teil unseres Werkes noch etwas mehr Zeit gehabt. Das wird sich ein andermal wohl ermöglichen lassen; dient es doch vor allem dazu, die Freunde unter einander und mit dem gemeinsamen Werk zu verbinden.

Was den „geschäftlichen" Stand des Werkes betrifft, so haben wir Ursache, damit zufrieden zu sein. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass wir nun die Hände in den Schoss legen dürften. Noch sind grosse Schwierigkeiten zu besiegen. Die „Neuen Wege" müssen wieder in volleres, vielleicht auch tieferes Fahrwasser kommen. Sie bedürfen allerlei Art von Mitarbeit und treuer Werk- und Kampfgenossenschaft. Die ganze Aufgabe, der sie dienen und der auch die „Vereinigung" dient, erfordert noch mehr Einheit, Klarheit, Stosskraft, herzliches und freudiges Zusammengehen in Freundschaft, Kameradschaft, Bruderschaft.

Aber wir dürfen mit Grund darauf hoffen, dass dieses alles nach und nach wachsen und kommen werde. Möge besonders auch die von den Berner Freunden veranstaltete religiös-soziale Konferenz dazu beitragen. Inzwischen sind wir für alle die grosse Opferbereitschaft, Geduld und Treue der Freunde von Herzen dankbar.

Mütterwoche der Frauengruppen der Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Bildung. Die Mütterwoche ist nun auf die dritte Woche des Mai festgelegt. (17. bis 23. Mai.) Sie findet, wie schon letztes Mal angezeigt wurde, im Ferienhaus des Mädchenklubs Gartenhof, im Bendeli bei Ebnat-Kappel statt.

Das Programm lautet wie folgt:

Die Vormittage sind der Besprechung von Lebensproblemen der Frau gewidmet: **Die Frau in der Ehe. Die Frau in der Familie. Die Frau und ihre sozialen Aufgaben. Die Frau und die Religion.**

Diese Besprechungen schliessen sich an das Lebensbild **Margarethe Macdonalds** an und werden von C. Ragaz eingeleitet.

An einem Tage wird Herr **Fritz Wartenweiler** aus Frauenfeld aus dem Leben und den Werken Pestalozzis erzählen.

Die Nachmittage sollen nach freier Wahl dem Ausruhen, der Aussprache, dem Wandern gewidmet werden.

Am Abend findet gemeinsames Lesen schweizerischer Dichter statt.

Die Hausarbeit wird gemeinsam besorgt, die Kosten werden gemeinsam getragen, doch sollen sie Fr. 4.50 für den Tag und die Person nicht übersteigen. Es ist eine einfache vegetarische Küche in Aussicht genommen.

Einzelzimmer stehen nicht zur Verfügung.

Wenn sich Mütter mit Kindern anmelden, wird eine Hilfe für die Kinder gestellt, so dass die Mütter ungestört an den Besprechungen teilnehmen können.

Es ist bis jetzt nur eine kleine Teilnehmerzahl fest angemeldet, doch ist sie genügend gross, so dass der Kurs gesichert ist. Weitere möglichst frühzeitige Anmeldungen sind willkommen und sind an Frau Vogt, Balberstr. 14, Zürich-Wollishofen, zu richten.

Es ist ein Versuch, Frauen und Müttern einmal eine kleine Ausspannung zu verschaffen, die aber nicht nur ein körperliches Ausruhen und eine kurze Entlastung von ihrer Tagesarbeit bedeutet, sondern auch ihrem Bedürfnis nach einer tieferen Erfassung ihrer Pflichten gegen sich selbst, gegen die Familie und gegenüber der Allgemeinheit Rechnung tragen möchte. C. R.

Wir möchten diese Veranstaltung angelegentlich der Aufmerksamkeit besonders unseren Leserinnen empfehlen. Es kann etwas Feines daraus werden, ganz im besten Sinne der „Volkshochschule". Die Red.

Bern. Dienstag, den 31. März, abends 8 Uhr, findet im Unionssaal des Volkshauses (II. Stock, Eingang Gässli) als Abschluss unserer Winterarbeit ein öffentlicher Vortrag statt von Prof. Dr. L. Ragaz aus Zürich über das Thema: Ist Gewaltlosigkeit im Völkerleben möglich? Wir laden alle Freunde ein, diesen Vortrag zu besuchen.

Der Ausschuss.

Von Büchern

1. Heiliges deutsches Recht.

Sachsenspiegel: God sälve ist das Recht.

Der Verfasser der 1917 erschienenen ausgezeichneten Dürerbundflugschrift: „Der (innere) Sieg des Deutschen", Dr. R. Planck, hat in 3. Auflage die Darstellung des Rechtsbegriffs des Philosophen Karl Christian Planck erscheinen lassen (K. Chr. Planck, sein Rechtsbegriff und dessen Bedeutung für die Gegenwart; Mimir, Stuttgart, Verlag für deutsche Erneuerung).[1] Dieselbe scheint mir wert, auch der Lesergemeinde der „Neuen Wege" bekannt zu werden. — Planck, Vater und Sohn, wenden sich in ihrer gesamten schriftstellerischen Arbeit immer wieder gegen eine falsche Verjenseitigung des Christentums, die die Erde dem Teufel überlässt und den Schöpfer dieser Erde zur Gemütlichkeit deistischer Zurückgezogenheit, den Menschen aber, den Mitarbeiter des Höchsten, zur Zurückgezogenheit seelischer Erbauung oder bestenfalls privater Rechtlichkeit verurteilt. Diese Art Christentum scheint ihnen mitschuldig zu sein an der Entgöttlichung der Welt und der offensichtlichen Entchristlichung unseres Volkslebens. Darum fordern sie eine Reformation des Christentums. Dass wir unserem Nächsten die ewige Seligkeit gönnen, ist eine ungenügende Probe unserer Christlichkeit. Echtes Christentum muss Gerechtigkeit geben und darum Recht fordern. Ohne dies wird es immer mehr zu grauer Theorie und stirbt als lebendige Macht an seiner Unfähigkeit, die Welt und das Volksleben zu durchdringen. Nationale Reformation wird nun die Losung, die das auf seine Quelle zurückgeführte Christentum in jedem Volk erhebt. Selbstverständlich, dass gewordenes Recht nicht lebendige Gerechtigkeit ist, dass vollends Recht und Religion verschiedene Dinge bleiben. Eben die Bildung und Erhaltung des Rechtes bedarf selbständiger, lebendiger Religion. Keine kommunistische Mechanisierung kann helfen, sondern nur heilige Rechtsgesinnung. Aber was will Rechtsgesinnung ohne Rechtsordnung? „Als ob da lebendige und wahre Religion sein könnte, wo nicht einmal das Recht ist." — Was nun den Rechtsbegriff selbst angeht, so hat K. Chr. Planck für seinen eigenen deutschen eine scharfe Entgegensetzung gegen den „falschen französischen Rechtsbegriff" herausgearbeitet. Diesen sieht er zusammen mit

[1]) Längst war es unsere Absicht, diesen grossen und heute so aktuell gewordenen politischen Denker unseren Lesern näher zu bringen. Leider ist es bisher nicht gelungen, doch geben wir den Plan nicht auf. Die Red.

dem Freiheitsgrundsatz der französischen Revolution, der in der geschichtlich gewordenen Uebertreibung und Verkehrung nichts anderes bedeutet als die Selbstdurchsetzung des Einzelnen im Erwerbs- und Genussleben der Gesellschaft. Alsbald hatte sich erwiesen, dass dabei jeder so viel Recht hat — als er Macht hat. Die „wild gewordene Freiheit erschlug ihre eigenen Schwestern Gleichheit und Brüderlichkeit.“ Es ist in Deutschland ebenso gegangen wie im Frankreich von 1789 und es wird überall so gehen, wo die Gesetzgebung den Ruf nach Gerechtigkeit überhört, wo das „freie Spiel der Kräfte“ kein Gegengewicht hat an der im Recht festgelegten Verantwortung eines jeden gegenüber dem Volksganzen. Es ehrt den Wirklichkeitssinn Plancks, dass er dem Wettbewerb hohe wirtschaftliche Bedeutung zumisst. Es ehrt noch mehr den Menschen und seinen volksbürgerlichen Gemeinsinn, wenn er sich gegen das leichtfertige Zertreten des leiblichen und seelisch-geistigen Lebens von Volksgenossen wendet, für den Schutz der wirtschaftlich Schwachen eintritt und vom völkischen Recht verlangt, dass es sich aufbaue auf dem Grund der völligen Anerkennung des Lebens- und Menschenrechts des Einzelnen. „Nationaler Sozialismus“ — das Wort seines parteipolitischen Missbrauches entledigt — das Rechtsziel, nach dem sich die Gesetzgebung für Gemeinde, Staat, Wirtschaft und Bildung zu richten hat.

Der Natur der Sache nach weist das Rechtsverständnis Plancks — wie alles wahrhafte Recht — über die Grenzen des Volkes hinaus. Das hohe Ziel seines Strebens geht auf Menschheitsrecht und Völkerordnung. Die einzelnen Völker sind keine Endzwecke. Ihr Militarismus ist Götzendienst. Auch hier gilt es, dass das freie Spiel der Kräfte sein Gegengewicht bekommen muss an der im Recht festgelegten Verantwortung gegenüber dem Menschheitsganzen. Sein starker Wirklichkeitssinn verhinderte den Abweg eines falschen Internationalismus. Er ist sein Lebtag ganz Deutscher gewesen und hätte sich nie dazu verstanden, das natürliche Zwischenglied zwischen dem Einzelnen und der Menschheit, nämlich das Volk, gering zu achten. Gerade indem er sein eigenes Volktum ehrte, ehrte er auch die andern Volkseigenarten. So liess ihn sein Instinkt für das Lebendige nie eins ohne das andere suchen, Volksordnung nicht ohne Völkerordnung, Völkerordnung nicht ohne Volksordnung. Von bezeichnenden Einzelforderungen völkischer Rechtsbildung seien noch Beispiele genannt. Planck vertritt sehr eindringlich das Recht jedes Volksgenossen auf eine Heimstätte. Dazu ist erforderlich, dass der Staat endlich Ernst mache mit seiner obersten Grundherrschaft (vgl. die Vorschläge der Bodenreformer). Sehr ausgeprägte Forderungen stellt Planck weiter an die Fortbildung des Arbeiterrechtes. Die Zusammenarbeit von Unternehmer und Arbeiter wird gesetzlicher Regelung unterworfen. Dem arbeitslosen Einkommen soll durch die allgemeine Arbeitspflicht tatkräftig zu Leib gegangen werden. Besonderem Interesse begegneten nach dem deutschen Zusammenbruch Plancks Vorschläge auf Ablösung der parlamentarischen Vertretung der Nation durch die Berufsvertretung. Hier wäre freilich noch tüchtige Nacharbeit zu leisten. Einmal wäre der Unterschied zwischen der Planck’schen Berufsvertretung und dem Rätewesen Russlands aufzuzeigen. Und dann wäre erst noch deutlich zu machen, ob und wie eigentlich die Gefahren des bisherigen Vertretungssystems durch die Einführung des Planck’schen Vertretungswesens überwunden werden können. Hier muss derjenige, der nicht von Haus aus mit Karl Christian Plancks Gedanken bekannt ist, am ehesten noch einen Mangel empfinden. Freilich hat Dr. R. Planck damit auch wieder Recht, dass er uns sagt, K. Chr. Planck habe während seines Lehramtes vor 50 Jahren keine genauen Einzelanordnungen für die Gegenwart geben können und wollen. Er gibt Ziellinien, in der sich das (deutsche) Recht entwickeln muss, wenn es im besten Sinne deutsch, wenn es Recht bleiben soll und er sucht die sittliche Gesinnung zu wecken, die uns gegenüber den klar gesehenen Schwierigkeiten der gegebenen Verhältnisse und

der menschlichen Natur befähigen soll, unsere harte aber hohe Pflicht zu tun. Dr. R. Planck aber sei besonders gedankt, dass er durch seine Schrift der Gegenwart die Anregung gegeben hat, der heiligen Philosophie des Rechtes weiter nachzuspüren, die der deutsche Seher geschaut hat.

Hermann Umfrid.

2. Kleine Anzeigen.

a) Die St. Galler Genossen haben den guten Gedanken gehabt, die Reden, die im Nationalrat bei Anlass der Debatte über den Zivildienst gehalten worden sind und zwar die seiner Anhänger, in einem Heftchen gesammelt herauszugeben. (Für die Propaganda der Sache wäre vielleicht noch wirksamer gewesen, die der Gegner, z. B. die von Dr. Hoppeler, herauszugeben!) Es handelt sich um die von Huber, Greulich, Bratschi und Eugster. Man weiss, wie gehaltvoll und den gegnerischen in moralischer und intellektueller Beziehung überlegen sie gewesen sind. Alle Freunde der Sache und auch einige Gegner werden dieses Dokument des grossen Kampfes gerne besitzen. Das ist um so leichter zu machen, als das Heftchen billig zu haben ist, bei Einzelbezug zu 20 Rp., von fünfzig Stück an zu 10 Rp. Unsere Gruppen tun wohl gut, es in grösseren Posten zu beziehen und dann von sich aus weiter zu verbreiten. Der Zivildienst ist ja keineswegs tot (wenn auch sein vielleicht grimmigster Gegner, Oberst Feyler, über sein „enterrement" durch Feylers Busenfreunde vom Weltkrieg her, die deutsch-schweizerischen Militaristen und ihr Gefolge selig ist), sondern steht erst am Anfang seines Lebensweges.

Das Schriftchen ist im Verlag der „Volksstimme" von St. Gallen oder auch bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit" zu haben. L. R.

b) Eine ganz ausgezeichnete Sammlung von Argumenten gegen den Krieg und alles, was damit zusammenhängt, bildet die ins Deutsche übersetzte Schrift des Amerikaners Kirby Page: „Der Krieg". Sie kann besonders Referenten über dieses Thema (z. B. für die Maifeier) aufs wärmste empfohlen werden. Trotz ihrer zusammenfassenden Art ist sie vom warmen Leben einer persönlichen Ueberzeugung erfüllt.

Die Schrift ist bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit" zu beziehen und kostet 80 Rp., bei grösseren Bezügen 50 Rp. L. R.

c) Der Aufsatz von Frau Prof. Stern über Rosa Luxemburg ist, wie wir schon gemeldet haben, auch als Separatabzug erschienen und bei der „Frauenliga für Frieden und Freiheit" (Gartenhofstrasse 7, Zürich) zu beziehen, das Stück für 40 Rp. Der Aufsatz hat vielen Eindruck gemacht, als ergreifendes Bild einer im politischen Kampf tätigen und für ihre Ideale zur Märtyrerin gewordenen Frau, die zugleich ein reiner und grosser Mensch gewesen und geblieben ist. Er ist hoffentlich bloss der Vorläufer einer ausführlichen Biographie, die, wenn von der rechten Hand geschrieben, sich der von Margareth Macdonald würdig anschliessen wird. L. R.

3. Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Oskar Ewald: Die Religion des Lebens. Verlag Kober, Basel.

Hans Mühlestein: Russland und die Psychomachie Europas. Versuch über den Zusammenhang der religiösen und politischen Weltkrise. C. H. Bach-sche Verlagsbuchhandlung, München.

Ludwig Köhler und Leonhard Ragaz: Die heutige religiöse Lage und die Volksschule. Sechs Vorträge. Herausgegeben von der Pädagogischen Vereinigung des Lehrervereins Zürich, 1925.

Unitarian Yearbook 1924/25. 25 Beacon Street. Boston.

Fritz Schwarz: Hundert Einwände gegen Freiland-Freigeld.
Fritz Schwarz: Morgan, der ungekrönte König von Europa.
Hans Bernoulli: Der Hirtenknabe.

Anmerk. d. Red. Diese Schriften werden gerne zur Besprechung an solche, die wirklich eine solche in absehbarer Zeit zu liefern gewillt sind, vergeben.

Religiös-soziale Konferenz in Bern.

Nachdem in den letzten Jahren „religiös-soziale" Zusammenkünfte von mancherlei Art stattgefunden, die meistens einen mehr lokalen Ausgangspunkt hatten oder sich auf einen kleineren Kreis beschränkten, soll nun wieder eine zusammenfassende Konferenz versucht werden. Die Berner Freunde haben dazu die Initiative ergriffen, aber die Zusammenkunft möchte doch gerne einen gesamtschweizerischen Charakter annehmen. Besonders hofft man, dass dadurch die Verbindung mit den welschen Freunden wieder enger werde. Die Konferenz möchte aber auch sonst alle die Kreise, die auf dem Boden einer neuen Verbindung des „religiösen" Wollens mit dem „sozialen" stehen, d. h. die eine neue Gemeinschaft auf Grund eines erneuerten Glaubens erstreben, zur Verständigung über unsere gemeinsame Sache, unseren Weg, unsere Aufgaben zusammenführen. Der Charakter der Verhandlungen soll dementsprechend weniger der der Propaganda nach aussen, als der Verständigung und Vertiefung nach innen sein. Es stehen darum auch Fragen und Aufgaben im Mittelpunkt, die zentraler Art sind und durch gewisse Umstände noch eine besondere Aktualität bekommen: die Frage des weiteren Kampfes gegen den Militarismus, unserer Stellung zur Sozialdemokratie und unserer religiösen Haltung besonders dieser gegenüber, unseres ganzen praktischen Weges und unseres Programms überhaupt. Es ist eine bewegte Aussprache zu erwarten, die hoffentlich auch recht gründlich und klärend und zur weiteren Arbeit anfeuernd sein wird.

Unter diesen Umständen ist es ganz besonders wichtig, dass von unsern Freunden und Gesinnungsgenossen kommt, wer irgend kommen kann. Es ist jeder eingeladen, der sich irgendwie dazu rechnet. Wir haben ja keine Gesamt-Organisation irgend welcher Art, sondern bilden einen freien und offenen Kreis von Menschen, die von einem gemeinsamen Glauben und Hoffen getragen sind und dadurch bestimmt ihre Arbeit tun wollen. Helfe jeder, der kann, dass diese Tagung gelinge und ein starker Segen davon ausgehe.[1])

L. R.

---

[1]) Es sei im übrigen auf die Anzeige im letzten Heft verwiesen. Für eine Anzahl Freiquartiere ist gesorgt. Anmeldungen hiefür sind zu richten an Frl. Marie Lanz, Sek.-Lehrerin, Thunstr. 46, Bern. — Es sei noch bemerkt, dass der Samstag und Sonntag, der den Pfarrern schlecht passt, gewählt werden musste, um besonders den Welschen den Besuch möglich zu machen.

Programm:

I. **Freitag, den 17. April,** abends 8 Uhr, im „Daheim“, Zeughausgasse 31, II. Stock: Sitzung des Vorstandes der Zentralstelle für Friedensarbeit.

II. **Samstag, den 18. April,** im „Daheim“, I. Stock:

10½ Uhr: Begrüssung.
Unsere Stellung in und zu der Sozialdemokratie.
Leiter Pfr. Lejeune.
1. Votum: Dr. L. Ragaz, Zürich.
2. Votum: M. Gerber, Pfr., Langenthal.
3. Votum: M. Bourquin, Pasteur, Vernier.
Aussprache.

5 Uhr: **„Unser Kampf gegen den Militarismus.“**
Leiter: Pfr. K. v. Greyerz.
1. Votum: Dr. med. Mattmüller, Ziefen.
2. Votum: Pierre Ceresole, Zürich.
Aussprache.

1 Uhr: Mittagessen (Fr. 2.—).
Fortsetzung der Aussprache.

7½ Uhr: Gemeinsames Nachtessen.
Fortsetzung der Aussprache.

III. **Sonntag, den 19. April,** in der „Inneren Enge“:

Punkt 10 Uhr: Andacht, von A. Bietenholz, Amtsvormund, Basel. Anschliessend Spaziergang oder freie Vereinigung je nach Witterung.

1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Fr. 3.—).

3 Uhr: **Unser Glaube und wie betätigen wir ihn.**
Leiter: Alfred Wirz.
1. Votum: R. Lejeune, Pfr., Arbon.
2. Votum: Dora Staudinger, Zürich.
3. Votum: E. Hubacher, Pfr., Bern.

7 Uhr: Nachtessen.

8 Uhr: Volksabend im Bierhübelisaal.
Was wollen wir Religiös-Soziale?
Leiter: Dr. H. Ch. de Roche.
Ansprachen: A. Vaucher, rédacteur, La Chaux-de-Fonds;
F. v. d. Wolk, Schneider, Bern;
E. Etter, Pfr., Rorschach;
K. v. Greyerz, Pfr., Bern.
Schlusswort.

Das beigelegte Blatt ist dazu bestimmt, solche, die für die „Neuen Wege“ gewonnen werden könnten, über deren Wollen vorläufig zu orientieren. Wir bitten unsere Leser, es zu diesem Zwecke benutzen zu wollen. Vielleicht lassen einzelne von ihnen oder ganze Gruppen einen grösseren Posten davon kommen, um ihn nach und nach zu verwenden.

Auferstehung.

Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Matth. 22, 32.
Ich bin die Auferstehung und das Leben. Joh. 11, 25.

Die Botschaft von der Auferstehung Christi ist wie die von seinem Kreuz und, weiter rückwärts, die von seiner Menschwerdung, nicht etwas, das an einem Festtag oder zweien sozusagen erledigt werden könnte, um dann das ganze Jahr zu ruhen, sondern eine jener Wahrheiten, von denen wir täglich leben müssen, wenn wir wirklich an den lebendigen Gott und sein Reich, das in Christus erschienen ist, glauben und dafür einstehen. Das Kirchenjahr mit dem wundervoll Tiefen und Herrlichen, das ohne Zweifel darin liegt, hat doch den Nachteil, dass die grossen Grundwahrheiten jener Welt Gottes, für die Christus der zusammenfassende Name ist, sozusagen auf gewisse religiöse Festtage konzentriert werden, während sie doch jeden Tag aus ihren Tiefen nähren sollten, wenn auch immerhin so, dass natürlicherweise je nach dem Erleben und geistigem Bedürfen des Menschen bald die eine bald die andere stärker in den Mittelpunkt tritt und als Wahrheit empfunden wird.

Aber man versteht alle diese Wahrheiten — die im Grunde nur *eine* sind — und so ganz besonders auch die Wahrheit von der Auferstehung Christi nicht, wenn man sie als ein vereinzeltes, einsames, geschichtliches Faktum auffasst. Dann wird die Auferstehung zum Mirakel, dann stehen vor uns alle die bekannten Fragen auf: nach der Möglichkeit einer solchen „Durchbrechung der Naturordnung", nach der Sicherheit der Berichte darüber, nach der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit des Glaubens an diese behauptete Tatsache. Dann wird diese zu einem Dogma, für und gegen welches die religiösen Parteien sich ereifern. Dann wird sie vor allem ein Rätsel, ein unverstandenes, drückendes Geheimnis. Das alles ändert sich sofort, wenn die Auferstehung Christi als das verstanden wird, was sie ist: *als die Krönung der Offenbarung des Reiches Gottes.* Das Reich Gottes ist die Welt Gottes, die in diese Welt des Todes und der Eitelkeit hereinbricht, die neue Schöpfung, die einerseits an Stelle der durch Abfall verdorbenen ursprünglichen Schöpfung Gottes tritt, anderseits diese fortführt und vollendet. Es ist eine *neue* Welt mit neuen Gestaltungen, neuen Ordnungen, neuen Möglichkeiten, die Welt des vollkommenen Lebens und Sieges, die Welt der verwirklichten Gedanken Gottes. Als solche geht sie über die vorhandene Welt weit hinaus, ist dem an diese gewöhnten Sinne ein „Wunder", und ist doch nichts anderes, als die vollkommen natürliche und gesetzmässige

Schöpfung des gleichen Gottes, von dem auch die Grundordnungen der vorhandenen Welt stammen.

Auf diese Art ist das Reich Gottes auf Erden erschienen. Es ist von Anfang an eine neue, eine der vorhandenen innerlich überlegene Welt; es ist immer ein Wunder. So tritt es den Reichen dieser Welt entgegen. Es stellt der Gewalt, auf der sie ruhen, die Gerechtigkeit und Güte, dem Zeichen des Tieres das Zeichen des Menschensohnes gegenüber. Das ist ein Wunder. So erscheint das Reich Gottes in Jesus. Er ist in allem das Wunder, in allem eine „neue Schöpfung", in allem etwas, was über die Ordnungen, Möglichkeiten, Denkbarkeiten der vorhandenen Welt hinausgeht. Ein Wunder ist die Botschaft der Bergpredigt, ein Wunder Jesu Weg zu den Zöllnern und Sündern, ein Wunder vor allem das Kreuz mit seinem unerhörten Sieg über die Mächte, die bisher alles und alle gebändigt hatten. Die einzelnen „Wunder", die er tut und erlebt und die wir in einem besonderen Sinne so nennen, die Krankenheilungen vor allem, sind blosse Ausstrahlungen dieses zentralen geistigen Wunders ins Sichtbare und Greifbare hinein, sie sind das Aufleuchten der Gotteswelt, die er selber verkörpert *ist*, in der Welt um ihn herum. Das, was wir mit einem gewissen, vom Mirakelglauben her stammenden Grauen das Uebernatürliche nennen, ist das vollkommen Natürliche des Reiches Gottes, das eben die Gotteswelt, die aus Gott stammende neue Schöpfung ist welche von Licht und Ordnung nicht weniger strahlt als die erste, die auf Gottes Schöpferwort aus dem Nichts entsprang.

Das, was Ostern meldet, die Auferstehung Christi, ist nichts als die Fortsetzung und — in gewissem Sinne — die Vollendung dieses Wunders, das das Reich Gottes überall bedeutet. Das Wunder hört damit auf, ein solches zu sein, gerade indem es seinen Gipfel erreicht. Es tritt einfach die vollendet natürliche Welt Gottes in ihrem letzten Sinn hervor. Das Reich Gottes enthüllt sich damit als der vollkommene Sieg über die Welt und ihre Gewalten, über Schicksal, Schuld und Tod. Es tritt hervor als die Welt des siegenden Lebens. Es spricht sein letztes Wort, indem es auch dem Tode sein Szepter zerbricht. Aber indem es sich so als die mächtige, siegende Tatsache kund tut, wird es zugleich eine *Verheissung*. Denn das ist das Gewaltige, Unerhörte, noch wenig Verstandene: *diese Auferstehung ist nicht bloss etwas, das einmal geschehen ist, sondern das weiter geschehen ist und geschehen soll, bis Himmel und Erde vollendet sind im Sieg des Lebens.* Das ist die *ewige* Osterbotschaft, die Osterbotschaft für jeden Tag, aus der die leben müssen und dürfen, die an den lebendigen Gott und sein Reich glauben.

Ostern bedeutet vor allem *die unbedingt sichere Auf-*

erstehung jeder besiegten Wahrheit und Gerechtigkeit. Unbedingter, restloser konnte keiner besiegt sein, als der ans Kreuz, den Galgen jener Zeit, Geheftete, vollständiger konnte keine Sache erledigt sein, als die, welche er und seine Anhänger vertraten, höher ist nie einer gestiegen als er, und das Kreuz ist zum Tron, nicht zwar des Königs der Juden, aber des Königs der Menschheit geworden. Darum ist schon das Kreuz Auferstehung. Es ist die Auferstehung aller Gekreuzigten; es ist die Rechtfertigung aller um der Gerechtigkeit willen Verfolgten und Gequälten, Verachteten und Getöteten; es ist die Rehabilitation aller um ihres höheren Glaubens willen als gottlos und um ihrer sittlichen Grösse willen als unsittlich Verlästerten und Verbrannten. Es heisst im Evangelium, dass in dem Augenblick, wo Jesus am Kreuz seinen Geist aufgab, der Vorhang des Tempels, der das Allerheiligste verhüllte, von oben bis unten entzwei gespalten, die Erde erschüttert und die Felsen zerrissen worden seien, dass die Gräber sich geöffnet hätten und viele Leiber entschlafener Heiliger auferweckt worden und vielen erschienen seien. Das ist auf alle Fälle ein gewaltiges Gleichnis dessen, was wirklich geschehen ist. Dieser Tod des Heiligen, ja sagen wir es kühn — man wird es verstehen — Gottes selbst am Kreuze ist ein Welterdbeben, das die Tiefen der Wahrheit Gottes allen Blicken öffnet; das die vorhandenen Werte zerreisst und die stärksten Vorurteile der Welt umwirft; das das Oberste zu unterst kehrt und das Unterste zu oberst; das unerhörte Gerechtigkeit schafft, indem es fortwährend die Augen neu öffnet für die Gerechtigkeit Gottes und das Unrecht der Welt; das die Gräber öffnet, wohin man je und je die „Heiligen" versenkt, worin man je und je Recht und Wahrheit erstickt. Es ist die ewige Revolution, die immer wieder in die falschen Urteile der Welt hineinfährt, das Kleine zu Ehren bringt gegen das Grosse, das Schwache gegen das Gewaltige, das Verstossene gegen das Triumphierende. Das Kreuz ist der Aufstand des Göttlichen gegen das Menschliche, des Verkannten, Verstossenen, Getöteten gegen die Anmassung der Welt und Weltmacht; es ist der ewige Protest Gottes gegen alle Vergewaltigung seiner Wahrheit.

Ostern aber ist die Enthüllung dieses Sieges, der am Kreuze schon verhüllt erfochten ist. An die Auferstehung glauben, heisst also, wie gesagt, einmal, an den unbedingt sicheren Sieg jeder Wahrheit und Gerechtigkeit glauben. Wenn damals eine solche Wendung im Grössten erfolgen konnte, wie sollte sie nicht auch im Kleinen immer wieder erfolgen können? Ist nicht die Geschichte, in der Nähe gesehen, voll von solcher Auferstehung? Ist sie nicht ein immer wiederholtes Erdbeben, das den Vorhang zerreisst, womit stets aufs neue das Heiligtum der Wahrheit Gottes verhüllt wird, und immer wieder die Felsen menschlicher Irrtümer,

die Fundamente von Götzentempeln zersprengt? Ist sie nicht ein beständiges Oeffnen von Gräbern, aus denen verkannte, zerstampfte Menschen und Sachen, neu verstanden und nun hochgeehrt, emporsteigen? Ist sie nicht eine beständige Rehabilitation der ungerecht Verurteilten und umgekehrt? Nichts ist törichter, als wenn wir diesen Glauben an die sichere Auferstehung jeder Wahrheit und Gerechtigkeit aufgeben. Er ist sicherer als alle „Naturgesetze", er ist das ewige Wunder, an das zu glauben so schwer scheint und das doch so gewiss ist — an das zu glauben an Ostern glauben heisst.

Die Auferstehung Christi bedeutet aber nicht nur dieses Negative, diese ewige Umwälzung und Desavouierung unserer Welt mit ihrer Torheit und Ungerechtigkeit, sondern sie bedeutet noch viel mehr, etwas Positives: das stetige Aufsteigen der in jenem Ereignis als siegreich offenbar gewordenen Gotteswelt bis zum völligen Siege.

Die Auferstehung Christi ist, wie wir gesagt haben, als Vollendung ein Anfang, der Anfang jenes Hervortretens der darin erschienenen sieghaften Gotteswelt inmitten dieser andern Welt und gegen sie, bis diese zu den Füssen Gottes liegt und jene Welt die wirkliche Welt geworden ist. Dass dies geschehen werde, ist mit jenem ersten zusammen der Auferstehungsglaube, jener Auferstehungsglaube, den wir nicht nur einmal im Jahre auf uns wirken lassen, sondern von dem wir täglich leben. Sein wunderbares Symbol ist der Frühling, der als Apostel des schöpferischen Wunders zu Ostern durch die Lande geht. Auferstehungsglauben heisst, an die Möglichkeit und Wirklichkeit der stets neuen Schöpfung Gottes glauben, im Grössten und im Kleinsten, im Leben des einzelnen Menschen, der unter schweren Belastungen durch Schuld und Schicksal geht, wie im Leben der Gemeinschaft, das unter der Herrschaft riesengewaltiger Mächte der Sünde und des Todes — ich nenne bloss Krieg, Mammon, Sinnengier — sich windet. An Auferstehung glauben heisst, gewiss sein, dass jene Welt, die sich in Jesus enthüllt hat, nach und nach hervortreten werde, dass sie die Wirklichkeit sei und dass die Pforten der Hölle jene Verheissung nicht vernichten können. An Auferstehung glauben heisst an das fortwährende Wunder glauben.

Jene Welt Gottes ist hervorgetreten, vor Jesus, als Verheissung auf ihn hin, in Jesus als Wirklichkeit, nach Jesus, als Verheissung von ihm aus. Sie ist hineingetreten in jene alte Welt, hat dem Cäsar Christus entgegengestellt und dem Fatum den Liebeswillen des lebendigen Gottes. Welches unfassbare Wunder war dies für die Klugen und Weisen jener Tage! Sie ist in eine Welt des Lasters, des Pessimismus, der Versklavung des Menschen getreten als die Botschaft einer neuen Reinheit, eines neuen Lebensglaubens, einer neuen Heiligkeit von Mann und Frau, besonders in der Gestalt der

Schwachen und Geringen. Sie ist erschienen in einem Franziskus, einem Pestalozzi. Sie hat, die Wunder Jesu fortsetzend, zu einer Oeffnung der Augen für die Blinden und der Ohren für die Tauben, zum Gehen für die Lahmen und zum Reden für die Stummen geführt; ich meine: jene rettende Liebe, die in der Nachfolge Jesu zu den Aermsten und Geringsten gegangen ist und geht, in alle Höllen hinunter gestiegen ist und steigt, mit allem Weltleid und Welträtsel gerungen hat und ringt, ist sie nicht auch eine fortgehende, gewaltige Auferstehung? Und gehen nicht durch die Geschichte immer wieder jene Ostererdbeben, durch die der Vorhang von dem Allerheiligsten Gottes so zerrissen wird, dass man nicht nur, wie wir gezeigt haben, begangene Ungerechtigkeit und Torheit sieht, sondern auch, positiv, die tiefern Wahrheiten, die Liebes- und Lebensgedanken unseres Gottes, die in immer neuen Offenbarungen die Welt erneuern wollen zu Ihm hin? War nicht die Reformation mit ihrer Entdekkung der Freiheit eines Christenmenschen, die Demokratie mit der Proklamation der Freiheit der Völker und der Sozialismus mit der Botschaft der Freiheit des Proletariates eine solche Zerreissung des Vorhangs, ein solcher neuer Blick in das Heiligtum? Werden nicht heute durch Revolutionen, die vom Lebendigen herkommen, Felsen zerrissen, auf denen die Tempel des Mammons und des Mars stehen? Stehen nicht „Heilige“, Menschen und Dinge, aus fernen Gräbern auf, um uns eine Botschaft zu bringen, die wir heute brauchen? Kündigt sich nicht an den heutigen ungeheuren Gärungen der Welt der Aufbruch altverheissener, für unser Erleben aber neuer Kräfte des Reiches Gottes an? Warum sollte die grosse Auferstehung Christi in der Geschichte zu Ende sein? Sollte nicht diese Auferstehung zuletzt in alle Tiefen dringen, in alle Tiefen der Vergangenheit, alle Tiefen der Natur, alle Tiefen des Todes, alle Tiefen des Rätsels, alle Tiefen des Schicksals, alle Tiefen des Leides, alle Tiefen der Hölle, dass zuletzt, in immer neuen Kreuzigungen, Erdbeben, Auferstehungen, Ostertagen, Gottesfrühlingen alle Vergangenheit Gegenwart, alle Natur Geist, aller Tod Leben, alles Rätsel Klarheit, alles Schicksal Weisheit, alles Leid Seligkeit, alle Hölle Himmel werde? Sollten wir nicht auch für unser eigenes Leben an alle Auferstehung glauben und, wenn wir glauben, das Wunder erleben dürfen, das schwer glaubliche und doch so sichere Wunder?

Das alles glauben, das heisst an die Auferstehung Christi glauben. Es heisst glauben an den Gott der Lebendigen und sein Reich. Denn dieser Glaube ist weder etwas, das sich bloss auf die Vergangenheit, noch etwas, das sich bloss auf die Zukunft bezöge, es ist etwas, was schon aus der Gegenwart schöpft, aus der erfassbaren, erlebbaren, gewaltigen Gegenwart des Lebendigen. Wer den gegenwärtig Lebendigen erfährt, dem schliesst sich der Lebendige auf, der in der Vergangenheit waltete und das einstige

Osterwunder wird seine natürliche Tat; der Lebendige aber schreitet dann auch in die Zukunft hinein, die ihm gehören wird.

So wird die Auferstehung Christi das so natürliche Zentralwunder jener höchsten Form des Lebens, die Reich Gottes heisst. Sie ist die lebendige und siegende Jesuswelt selbst. Sie ist im Grunde, bewusst oder unbewusst, das Herz jeder Hoffnung für den Menschen und die Erde. Denn welche Hoffnung könnten wir hegen, wenn der Tod und nicht das Reich Gottes das letzte Wort hätte? Darum wird das Ostergeheimnis in dem Masse sich wieder den Menschen erschliessen, als sie wieder mit Gott hoffen lernen. Und es wird etwas Ungeheures sein! Wie haben viele unserer Besten, ein Carlyle, ein Spitteler und andere, gelitten, bis zur Verzweiflung und Lästerung gelitten an dem Rätsel der nicht auferstandenen, der dem Tode und dem Schicksal, dem „gezwungenen Zwang" verhafteten Menschen- und Naturwelt! Sie sind auf ihrem Wege zum Teil, wie Spitteler, bloss bis zum „Prometheus" gelangt, der im Trotz seiner Seele wenigstens Gott in sich selbst bejaht. Es gilt aber, von Prometheus aus zu Christus zu gelangen. Christus ist die Auferstehung Gottes und mit ihm alles Lebens zu Leben, Sieg und Herrlichkeit. Das ist Ostern, und Osterglauben ist erst Sieg. Wir aber dürfen ihn haben; wir haben Grund dazu. Der dänische Maler Skovgaard hat ein, wie mir scheint, gewaltiges Bild geschaffen, das diese Auferstehung darstellt. Christus steigt in die Hölle hinunter, im Strahlenglanz, sieghaft, mit weit ausgebreiteten Armen. Ihm strömen aus den gesprengten Pforten der Unterwelt die Scharen der Unerlösten entgegen, allen voran Eva, die Mutter der Lebendigen, in ihrer Gottesschönheit, die vor ihm, ihrem grössten Sohne, flehend niedersinkt, seine Kniee umfassend. Ihr strömen sie alle nach, ihre Kinder, und es ist ergreifend zu schauen, wie sie, in dem Masse, als sie an sein Licht kommen, aus Toten Lebendige werden. Hinter ihnen aber ahnen wir, auch zum Leben und Sieg aufsteigend, alle Kreatur.

Lasst uns, Freunde, daran glauben. Das wird für unsere Seele ein grosses, grosses Wunder sein. Lasst uns an die Auferstehung glauben. Zwar bleibt es auch wahr: Christus muss in die Hölle hinunter, die Hölle muss sich öffnen und zu ihm emporddrängen; aber auch die Hölle wird Christus gehören. Lasst es uns glauben!

L. Ragaz.

Gemeinschaftsfragen.

I.

Gemeinschaft ist die Seele unseres Suchens und Arbeitens, sein Ziel wie auch seine Grundlage. Gemeinschaft ist Ende und Krö-

nung des Weges Christi und ist doch auch sein Anfang. Aus unvollkommener, suchender Gemeinschaft blicken und wandern wir zur vollkommenen, zum Reich der freien Kinder Gottes. Dabei ist Gemeinschaft immer Gabe und Aufgabe, Gnade und Tat zugleich; sie kann und darf nicht gemacht werden und muss doch innig gesucht und treu gepflegt werden. Sie wächst und vertieft sich in dem Masse, als der Einzelne wächst und in Gott gegründet ist — und ist doch wieder nötig, damit er dies könne. Was im Sollen, im Christuswesen zu harmonischer und voller Einheit verbunden ist, klafft bei uns, im Sein, zu Widersprüchen auseinander. Persönlichkeit und Gemeinschaft reiben sich und bekämpfen einander in schmerzvollem Zwist. Wir schwanken hin und her zwischen einer alles Ich auflösenden, verzehrenden Gemeinschaft, die eigenes Wesen ertötet und keine heilige Einsamkeit und Stille aufkommen lässt, und einem Individualismus, der sich dagegen auflehnt und schützt und in unfruchtbarer Abschliessung den Menschen verhungern und die Gemeinschaft verkümmern lässt; während vor unserem innern Verlangen das Bild dessen steht, der allein, einzig und einsam war wie keiner, und der doch der ewige Hort der Gemeinschaft ist.

Dies ist darum das erste, das allem Gemeinschaftssuchen und allen Gemeinschaftsfragen vorangestellt werden soll: Gemeinschaft jeder Art setzt Ehrfurcht vor dem Einzelnen voraus. Er muss einsam und auch einzigartig sein dürfen; es sei ihm der Weg nicht verstellt zu jenen Höhen stillster Einsamkeit, wo Gott seinen Menschen die kostbarsten Güter schenken will. Aber sie werden ihm ja gegeben, damit er sie wieder hingibt. Selbstisch genossen, zerfliessen und zerflattern sie. Die heiligen Wasser versiegen, wo sie nicht willig und demütig weitergeleitet werden, und der ist der Grösste und Seligste im Gottesreich, der nichts anderes sein will als Empfänger und Spender göttlicher Gaben für seine Brüder und Schwestern. Solche Menschen und eine solche Gemeinschaft haben wir heute noch kaum; sie strahlt uns hie und da auf, sie umfängt uns da und dort, gerade genug, um in uns die Sehnsucht und den Glauben wach zu halten, gerade genug, um uns das ganze Ungenügen bestehender Gemeinschaften fühlen zu lassen, gerade genug, um uns Wege zum Vollkommeneren zu weisen.

Sie möge auch über diese Zeilen hinleuchten, die versuchen möchten, von solchen Wegen zu reden.

II.

Wenn uns irgendwo der Anfang wahrer Gemeinschaft geschenkt wird, so ist es da, wo G e s i n n u n g s g e n o s s e n vereinigt sind. Da liegt ja der Kern jeder Gemeinschaft, das Herz, von dem aus auch in alle umfassenderen und loseren Gemeinwesen hinein immer wieder das warme Leben strömen muss, die Seele, die ihnen

inneren Halt, das Gewissen, das ihnen Richtung geben muss. Gemeinschaft Gleichgesinnter setzt also immer eine Verantwortlichkeit und ein Ringen um einen grösseren Kreis voraus. Sie ist für ihn, was der Einzelne für die Gemeinschaft sein muss: Verbindung mit Gott, Kampf für Ihn, Leben in seinem Auftrag.

Ist es vermessen, dass auch wir in unserer Bewegung wünschen, in diesem Sinne Gemeinschaft miteinander haben zu dürfen? Ich glaube, dass alle, die in noch so bescheidener Weise an Gottes Aufgaben stehen möchten, auch diesen Wunsch haben dürfen, ja haben sollen. Denn Gemeinschaft ist uns not wie Luft und Licht, und nur wenn wir sie in solchem Sinne suchen, erliegen wir nicht ihren Gefahren. Sie ist uns not! Wer wüsste das nicht aus erlebten Einsamkeiten, Wüstenwanderungen und Niederlagen der Verlassenheit. Wer kennte nicht das Aufatmen, ja das Aufjauchzen der Seele, wenn die Heimatluft wahrer Gemeinschaft sie umgibt. Wir *dürfen* einander nicht nur suchen, wir *sollen* es gewiss von Gott aus tun. Es scheint oft, als wolle er uns gerade einer durch den andern helfen und zu sich ziehen, als habe er Gaben für die Gemeinschaft bereit, um die der Einzelne oft lange vergebens ringt. Ja, wir haben im allgemeinen in unserer engeren Bewegung gewiss eher zu wenig als zu viel nach Gemeinschaft getrachtet; wir litten an einem gewissen Individualismus, vor allem aber litten bei uns die Einzelnen an der Vereinsamung. Sind unsere Reihen — die vordersten wie die verborgensten — nicht erfüllt von stillen einsamen Kämpfern, die sich noch immer so oft vergeblich umschauen müssen nach den Brüdern und Schwestern, welche den Kampf aufnehmen und zu dem ihren machen, deren Leben dem scheinbar sinnlosen Opfer Sinn und Kraft verleihen sollte, die mit ihrer Liebe tragen helfen, was der Einzelne oft nur mühevoll vermag? Müsste nicht unserer Sache ein ganz anderer Schwung, heilige Wärme und unbezwingliche Macht zuteil werden, wenn wir so Gemeinschaft unter einander hielten?

Warum sind wir wohl noch nicht so weit, trotzdem wir den Mangel fühlen? Vielleicht ist doch bei uns die Vorbedingung noch nicht ganz erfüllt; denn gerade diese starke und innige Gemeinschaft lässt sich nicht machen, sie wird wohl nur durch noch innigere Hingabe an Aufgabe und Kampf erreicht. Ebenso unbedingt wie vom Einzelleben gilt von der Gemeinschaft: wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.

Wo dies Verlieren und Hingeben fehlt, fangen die Gefahren der Gemeinschaft an, denen sie erliegt, sobald sie sich zum Selbstzweck macht. Es mag beginnen mit einer gewissen Ausschliesslichkeit; man sichtet, wer „dazu gehört“ und wer nicht. Man legt Wert auf einen kleinen, auserwählten Kreis, bestehe diese Auserwähltheit nun mehr in einer gewissen Echtheit des Glaubens oder in einem be-

stimmten Mass von Wissen. Die grosse Sache, die Welt draussen, der Kampf in ihr für Gott, verliert an Bedeutung, dafür nimmt das Wichtignehmen der Methoden dieses Kampfes, der Auffassung dieser Sache, zu. Man streitet nicht mehr um die Herrschaft und Geltung Gottes, dafür streitet man um die Herrschaft von Meinungen. Man dient nicht mehr draussen in der Welt als schlichter Bruder, sondern man herrscht drinnen mit seinem Geist und seinem Scharfsinn. Während eine Gemeinschaft, die draussen in der Welt ihren heissen Kampf und ihre mühevollen Aufgaben hat, innerlich stark und gesund, voll demütigen Suchens und Verstehens bleiben muss, reibt sich die Gemeinschaft, die sich selbst genügen will, innerlich auf, in unaufhörlicher Eifersucht und gegenseitiger Richterei.

Weil wir alle diese Gefahren kennen oder doch ahnen, darum haben wir eine fast zu grosse Scheu vor Gemeinschaftsbildung. Auch für uns liegt der Weg einzig so: Im Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit noch treuer und unbedingter werden; die Gemeinschaft aber, die uns dann ganz gewiss geschenkt wird, auch nehmen, wie wir Gottes Geschenke nehmen sollen: als Aufgabe, um daraus noch mehr für sein Reich zu gestalten.

III.

Die Gemeinschaft der Gesinnungsgenossen kann und soll nicht das einzige Lebenszentrum für die Gottesreich-Arbeit sein. Es ist noch ein anderes denkbar, gegeben und aufgegeben: d i e F a m i l i e. Was in dem einen Kreis vor allen Dingen der Geist schafft, das schafft hier zunächst und vor allem die Natur. Darin liegt ihre Grösse und Kraft und zugleich ihre Schwäche und Gefahr. Während die geistige Gemeinschaft leicht daran krankt, dass sie eben wirklich nur geistig ist, zu wenig ins Reale, auf die Erde, in die natürlichen und alltäglichen Beziehungen eintritt und eingreift, hat die natürliche Gemeinschaft der Familie das voraus, dass sie etwas Selbstverständliches, Nahes, Greifbares ist und den Menschen umfängt, wie kaum ein anderes Band auf Erden.

Darum s o l l die Familie ganz gewiss ein Lebenskern des Gottesreiches sein; sie soll es werden. Wie es nichts Naturgegebenes verneinen und auflösen will, sondern es erlösen und erfüllen möchte, so gehört auch das zu unserer Hoffnung, dass die natürlichen Beziehungen in Ehe und Familie in ihm zu ihrer eigentlichen Schönheit und Würde gelangen und dass gerade von ihnen aus Lebenskräfte des Geistes und der Seele in alle weitere Gemeinschaft strömen.

Wir sind auch hier im Glauben und Hoffen und noch wenig im Schauen. Die Familie ist genau den gleichen Gefahren ausgesetzt, wie die Gesinnungsgemeinschaft. Sie erstickt und verarmt inner-

lich, wenn sie sich selbstgenügsam abschliesst, und ihre innere Unfruchtbarkeit und Dumpfheit wird zum stärksten Hemmnis für Gottes Reich. Dies um so mehr, als ihre Naturgebundenheit Gemeinschaft oft nur vortäuscht und dadurch das Aufkommen wahrer Verbundenheit im Wesentlichen eher hindert. Wo aber freilich dies Wesentliche die Familie wirklich durchdrungen hat, da ist eine Hütte Gottes bei den Menschen errichtet, von welcher Gemeinschaftskräfte ausgehen können, die wir nur ahnen, nicht schildern können.

Diesem Ziel kommen wir nur in dem Masse näher, als auch die Familiengemeinschaft es lernt, sich an grössere, über und ausser ihr liegende Aufgaben hinzugeben. Mann und Frau, Eltern und Kinder werden einander finden, wenn sie es wagen, sich gegenseitig zu verlieren — um Seinetwillen! Hier liegt Mass und Kritik über alle Freiheit und Gebundenheit.

Daraus ergibt sich ohne weiteres, dass es ein Irrtum ist, anzunehmen, man dürfe erst dann an irgend eine Aufgabe im Sinn des Gottesreiches herantreten, wenn das Familienleben ganz in diesem Sinne gestaltet sei. Gewiss, dies wäre das Ideal — ist aber doch so oft nur eine Konstruktion. Die Aufgaben reihen sich nicht immer so scheinbar natürlich aneinander. Ferneres ist oft näher, kann vielleicht eher bewältigt werden. Die Kräfte wachsen daran, die Dinge reifen darüber, und wenn Gottes Stunde kommt, sieht so vieles natürlich aus, was vorher unnatürlich schien. Wir müssen zunächst auch einfach der Tatsache ins Auge sehen, dass Gottes Ruf an die Menschen oft in ihre nächsten und natürlichsten Beziehungen Unruhe, ja Konflikte bringt. Sie zu lösen, steht oft lange Zeit nicht in menschlicher Macht. War es wirklich Gottes Ruf, so werden sie auch irgendwie von ihm gelöst, und nur die Treue gegen diesen Ruf kann den Weg dazu ebnen. Was aber göttliches Müssen, was bloss menschliches Machen ist, kann keiner dem andern sagen. Wenn es je von Gemeinschafts-Problemen gilt, dass sie nur von der Einzelseele gelöst werden können, so gilt es vor allem von den Problemen der Familiengemeinschaft. Grösste Gefahren und grösste Verheissungen liegen hier dicht beieinander. Der Weg kann auch hier nur im Trachten nach dem Gottesreiche liegen.

Je mehr die naturgegebene Gemeinschaft auch zu einer geistigen wird und je mehr die Gemeinschaft der Gleichgesinnten überall auch in den materiellen und alltäglichen Beziehungen Fuss fasst,[1]) um so mehr werden beide Gemeinschaftsformen einander helfen in der einen grossen Aufgabe, von der sie schliesslich ihren Sinn und ihre Bedeutung beziehen.

[1]) Was wird es allein schon für die Familie bedeuten, wenn einmal unser Wirtschaftsleben im Sinne der Gemeinschaft geregelt und gestaltet ist!

IV.

Diese eine Aufgabe ist im Grunde keine andere, als: Arbeit und Leben für Gottes Herrschaft auf Erden. Sie hat darum zugleich auch immer das Ziel: Gemeinschaft zu gründen; oder doch die Vorbedingungen für sie zu schaffen, sei es auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem Gebiete, sei es im Vorbereiten und Erziehen der Geister auf sie hin. Aus dem engen Kreis, wo uns Gemeinschaft mehr oder weniger rein und stark schon umfängt, müssen wir immer wieder in die Welt hinein, die ihr noch fremd, ja feindlich ist; müssen in den Kampf.

Als Menschen der Gemeinschaft und Bruderschaft doch in den Kampf? Wir begegnen hie und da der Scheu vor ihm, einer Ablehnung des Kampfes von einer gewissen Höhe und Erhabenheit hinunter, die wir ernstlich fragen müssen, ob sie sich vor Christus rechtfertigen kann. Darf man, wenn man ihm folgt, wirklich immer „au-dessus de la mêlée“ stehen? So wenig die Liebe den Kampf um seiner selbst willen führt oder gar sucht, so wenig weicht sie ihm aus, wo er sich „um Gottes und des Menschen willen“ aufdrängt. Bruderliebe im Sinne Jesu hat keine weichliche Angst davor, im Kampf zerzaust, vielleicht auch beschmutzt zu werden. Wenn es unser schweres Menschenlos ist, nicht ohne Schuld über die Erde wandern zu können, so wollen wir lieber schuldig werden im heiligen Kampf der Liebe gegen das Ungöttliche und Lieblose in der Welt, als im tatenlosen Abseitsstehen um unserer Reinheit willen, welche die Liebe in Härte und Kälte wandeln kann.

Wir wissen, dass wir gerade um der Gemeinschaft willen in den Kampf müssen; wir wissen, dass hie und da eine Gemeinschaft zerbrechen muss, damit Höheres und Besseres werden kann. Wir werden des Streites bezichtigt werden — und wollen doch den Frieden, wir werden ob der Unnachgiebigkeit und Härte gescholten werden — und wollen doch das weltumspannende Reich der Bruderschaft. Wir gehen unseren Weg und halten daran fest, *dass unser Kampf nicht den Menschen, sondern den Prinzipien gilt.* Wohl werden hie und da einzelne Menschen so stark zu Vertretern ganz bestimmter Prinzipien, dass wir zu einer Stellungnahme auch für und wider Menschen gezwungen sein mögen. Dennoch dürfen wir für unsere Haltung als Richtschnur das eine vor Augen haben: so scharf, so absolut und unnachgiebig wir in *der Sache* sein möchten, wo es für oder wider Gottes Willen und Geltung geht, so mild, weitherzig und warm möchten wir *den Menschen* gegenüber sein. Wahre und grosse Duldsamkeit kann schliesslich nur auf dem Boden sachlicher Festigkeit und Unbedingtheit bestehen. Und alle unsere Gemeinschaft, die kleinste wie die internationale, wird in dem Masse weit und umfassend sein können, als sie fest und entschieden auf dem

einen Grund gebaut wird. Unklarheit und Schwanken in der Sache führt schliesslich zu Unduldsamkeit und Streit unter den Menschen. Es ist doch das Geheimnis aller Gemeinschaft, dass in Christus allein die herrliche Freiheit der Kinder Gottes beschlossen ist, weil nur in der Bindung an die letzte Instanz die falschen menschlichen Bindungen fallen können, und weil nur im Bewusstsein dieser grössten inneren Freiheit die Gemeinschaftsbindungen freudig bejaht werden.

Gilt dies für den Zusammenhalt aller Gemeinschaft nach innen, so ebenso für ihre Haltung im Kampf nach aussen. Nur diese Festigkeit im Prinzip, die sich klar und sicher von einer andern Welt und anderen Prinzipien scheidet, wird, wenn sie sich mit Güte und menschlichem Verstehen paart, jene Werbekraft und überzeugende Macht besitzen, die wir unseren menschlichen Gestaltungsversuchen der einen göttlichen Sache wünschen möchten. Es ist darum nicht Engherzigkeit und Lieblosigkeit, wenn wir mit bestimmten Formen des Bestehenden — mag auch noch viel Gutes damit verbunden sein — einmal nichts mehr zu tun haben möchten und dürfen, sondern uns entschlossen und in scheinbarer Einseitigkeit auf die Seite des Neuen, Werdenden und Kommenden stellen. Wir vertrauen dabei darauf, dass wir uns von allen denen nicht trennen, die noch in den andern und alten Formen das Kommende sehen und ihm dienen. Wo Menschen in Gottes Ruf und Auftrag arbeiten, werden sie sich immer wieder finden.

V.

Wir möchten dahin gehören, wo eine neue Welt der Menschengemeinschaft in Kampf und Not sich emporringt, und wir möchten dort stehen, wo bisher die menschliche Gemeinschaft gerne Halt machte, wo die sind, deren Elend, deren materielle und seelische Armut alle unsere bisherige „Gemeinschaft" richtet. Darum gehören wir zum Sozialismus; darum möchten wir versuchen, durch gemeinschaftlichen Kampf und gemeinschaftliche Arbeit in seinen Reihen zu seinem Ziel zu gelangen, das — mag es bewusst oder unbewusst sein — in das unsere, nein, in das der Menschen schlechthin, einmündet.

Wir wissen, dass auch der Sozialismus noch nirgends rein verkörpert ist, dass seine neue Welt noch mit unendlich vielen Stücken der alten durchsetzt ist. Eine weitgehende Gemeinschaft bedeutet hier oft auch ein Mitschuldig-Werden. Schon ganz allgemein in dem Sinne, dass allem menschlichen Neuen die tragische Schuld anhaftet, Altes — auch Wertvolles — zerstören zu müssen. Der Sozialismus führt jedoch seine Mission des Zerstörens und Neu-Aufbauens heute noch keineswegs im Bewusstsein dieser Tragik und mit

möglichst reinem Willen durch, sondern belastet sein Werk mit Fehlern, die wir alle kennen und die nicht in seinem Wesen, sondern in seiner heutigen Auswirkung liegen. So kann es wohl einmal eine Lage geben, die uns zwingt, uns zeitweilig um des Sozialismus willen von seiner momentanen Form zu trennen, auch hier Gemeinschaft zu opfern, wo höhere Gemeinschaft in Frage kommt. Unser Wunsch und Ziel aber wird es immer sein, so treu und so rein wie wir können an der immer besseren Verwirklichung des Sozialismus zu wirken, seine Träger zu sein, indem wir versuchen, Bürger eines Reiches zu sein, das auch den Sozialismus noch überbietet. Darum möchte unsere aktive Mitarbeit sich auch nicht auf blosse Teilnahme an seinen heutigen Wirkungsformen beschränken, sondern sie fort entwickeln in der Richtung auf Gemeinschaft, ja Bruderschaft hin.

Trotzdem möchten wir die einfache und bescheidene Mitarbeit in Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft sehr hoch einschätzen, ja, wir möchten und dürfen sie nicht missen. Gerade wir nicht, die wir doch — wenigstens die meisten von uns — nicht aus ausgesprochen proletarischen Kreisen kommen, sondern den Genossen zunächst eher fremd erscheinen mögen, wie auch vieles bei ihnen uns ungewohnt ist. Da ist ein schlichtes Eintreten in ihre Reihen, ein Lernen an ihrer Seite, ein einfaches Mitarbeiten in gemeinsamen Angelegenheiten zunächst erste Gemeinschaftspflicht. Wie sollte sonst bei uns das nötige Verständnis und die notwendigen Kenntnisse, bei ihnen das Vertrauen erworben werden können? Diese Dinge wachsen gerade aus der alltäglichen Kleinarbeit heraus. Oder sollten die Unterschiede in Herkunft und Lebensgewohnheiten wirklich die Gemeinschaft zwischen den „Proletariern" und den sogenannten „Intellektuellen" hindern können? Ich glaube das nicht, im Gegenteil, gerade wenn wir unsere Art nicht verleugnen, sondern mit ihr einander nahe kommen, von einander lernen und uns gegenseitig dienen, können wir Genossen im schönsten und tiefsten Sinne werden. Wir legen dann auf beiden Seiten etwas von dem ab, was uns trennen könnte — vor allem wird der „Intellektuelle" sehr schnell ausgezogen, sobald es an die schlichte und mühselige sozialistische Arbeit geht, in der der „Proletarier" eben vieles voraus hat.

Diese Mitarbeit soll sich freilich nicht in einem blossen Mitmachen erschöpfen; damit wäre der Sache des Sozialismus nicht gedient. Sie hat ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, das sich vielleicht kurz so formulieren lässt: sie soll da, wo heute blosse Organisation herrscht — sei dies nun in Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft — Gemeinschaft bilden. Wie dies im einzelnen geschehen könnte und sollte, welche Möglichkeiten

sich unserer Arbeit bieten, kann hier nicht erörtert werden.[1]) Aber jeder, der in irgend einem Teil dieses weiten Wirkungsfeldes steht, kennt seine Grösse und Schwere, aber auch seine Schönheit.

VI.

Neben diesem Mitarbeiten und Helfen in der sozialen Bewegung gibt es aber eine geschlossenere, zentralere Form, der Sache des Sozialismus im tiefen Sinne zu dienen, die uns allen wohl besonders als die unsere vorschwebt. Es ist die Art, wie wir nicht bloss als Einzelne im Sozialismus arbeiten, sondern uns als ganze Gruppen und kleine Arbeitsgemeinschaften der sozialen Bewegung zur Verfügung stellen; vor allem unter der Form der B i l d u n g s a r b e i t. Wie wir diese verstehen und gestalten möchten, ist hier von berufener Seite[2]) geschildert worden. Sie ist im eigentlichen und engeren Sinne die Sache geworden, der unsere Gruppen dienen können. Sie ist uns vor allem ein Ausdruck für unseren Willen zur Gemeinschaft und zugleich ein Weg zu ihr. Durch sie möchten wir gerade da Schranken niederlegen helfen, wo sie besonder schmerzlich und trennend empfunden werden: auf dem Gebiet der Bildung. Wir möchten keinen geistigen Besitz mehr haben, der uns von Brüdern und Schwestern scheidet, sondern gerade ihn zum Bindeglied der Gemeinschaft werden lassen.

Dahinter steht freilich der andere tiefe und innige Wunsch: dass wir überhaupt nichts haben möchten, was eine Mauer zwischen den Brüdern und uns aufrichtet. Wir können und möchten darüber kein Programm aufstellen und keine rein äusserlichen Forderungen erheben. Denn wo der treibende warme Gemeinschaftswille fehlt, da trennt nicht nur materieller Besitz oder Besitz des Wissens und der Bildung den Bruder vom Bruder, da kann sogar der Glaube und das Bekenntnis zu ihm die Mauer aufrichten! Diese Dinge sind alle nicht die Hauptsache. Ob wir irgendwelchen Besitz hergeben oder nicht — es nützt nichts, so lang die starke und reine Kraft nicht da ist, die uns dahin treiben wird, wo Besitz der Gemeinschaft gehören und ihr dienen wird. Und nur von dort her löst sich auch die Frage des Redens und Bekennens, die uns oft schwer zu schaffen geben mag: sollen wir davon sprechen, was unseres Lebens und Arbeitens letzter Sinn ist, oder nicht? Auch hier gilt keine Regel. Wo aber der Geist der Gemeinschaft und Bruderliebe ist, da wird es so sein, dass ein Wort, wo es nötig ist, zu einer Liebestat wird, aber vor allem ein jedes Tun auch ohne Wort von dem zeugt, ohne den

---

[1]) Es ist darüber in diesen Blättern schon oft gesprochen worden. Ich darf vielleicht auch auf meine kleine Schrift „W e g e z u r G e m e i n s c h a f t“ hinweisen. (Vgl. das Oktoberheft. D. Red.)

[2]) S. in Nr. 1—3 den Aufsatz von L. Ragaz „Unsere Bildungsarbeit“.

ja Liebe und Leben nicht möglich wäre. Doch steht das alles im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes unvergleichlich herrlicher.

Dort, wo zur Quelle und Kraft aller Gemeinschaft geführt wird, lösen sich auch alle ihre Fragen. Und der Glaube an sie, die Hoffnung auf sie, nähren sich schliesslich immer wieder von der Liebe, die still und ohne Aufhören den Weg der Gemeinschaft geht und so Erde und Himmel, Mensch und Gott verbindet.

D. Staudinger.

Die Brücke über den deutsch-französischen Abgrund.[1])

„Brüder in Frankreich, ... Brüder in Deutschland, wir hassen uns nicht. Ich kenne euch, ich kenne uns. Unsere Völker verlangten nur Frieden und Freiheit."

Leider ist es sowohl in Frankreich als auch in Deutschland noch heute nur eine kleine Minderheit, deren Seelenverfassung durch diese mitten im Weltkriege in der Schweiz geschriebenen Worte Romain Rollands richtig gekennzeichnet wird. Es ist die „Elite Europas", wie Rolland sie nennt, die es als ihre Pflicht erkennt, „höher und weiter zu bauen den Gürtel der Stadt, die über den Ungerechtigkeiten und dem Hass der Nationen steht, und die die brüderlich gesinnten und freien Seelen der ganzen Welt in sich schliesst.[2])

Diesen Minderheiten brüderlich gesinnter und freier Seelen, die sich durch nichts beirren lassen in dem Bewusstsein ihrer die ganze Menschheit umfassenden Mission, stehen als Gegenpole gegenüber die Vertreter eines ebenso unbeirrbaren, aber engstirnigen nationalen Egoismus oder eines noch schlimmeren individuellen Kriegsgewinnler-Egoismus, die ebenfalls in den verschiedenen Völkern nur Minderheiten ausmachen, und die von einer den Aufstieg des Menschengeschlechts überschauenden Warte aus als Abschaum der Menschheit erscheinen müssen.

Zwischen diesen beiden Polen, der von Menschlichkeit und Menschheitsgedanken erfüllten Elite und dem menschheitsfeindlichen und auf Menschlichkeit pfeifenden Abschaum der Menschheit,

---

[1]) Dieser Aufsatz eines hervorragenden Deutschen ist uns schon vor längerer Zeit zugegangen. Zu unserem grossen Leidwesen konnten wir ihn nicht bringen, bis er infolge des Dawesplanes und anderer Entwicklungen seine Aktualität verloren zu haben schien. Und nun hat er — leider, leider müssen wir sagen — doch wieder volle Aktualität gewonnen. Wir empfehlen dieses ergreifende Bekenntnis besonders allen französischen Lesern zu ernster Beachtung und bitten alle die, welchen eine wahre Versöhnung der Völker am Herzen liegt, zu seiner Verbreitung beizutragen. Die Red.

[2]) „Ueber dem Ringen", Forum, Dezember 1914.

pendelt die breite Masse der politisch Indifferenten oder in ihren politischen Anschauungen Unausgeglichenen und darum Schwankenden hin und her. Der Krieg hat sie ins Lager der Menschheitsfeinde geworfen und in eine Psychose des Hasses und des skrupellosesten und zugleich kurzsichtigsten nationalen Egoismus gestürzt, die alles Menschentum zu verschütten drohte.

Nach dem Kriege bestand die theoretische Möglichkeit, dass diese Massen, von grenzenlosem Ekel vor dem Kriege erfüllt, von der Erkenntnis der Sinnlosigkeit und Unmenschlichkeit der Politik des Hasses erleuchtet und von einem neuen Geist der Völkergemeinschaft angehaucht wurden und bereit waren, eine neue Menschheit, eine neue Welt aufzubauen auf dem festen Grunde der Liebe, der Vernunft und des Willens zu gegenseitiger Hilfe.

Warum ist es anders gekommen? Haben jene von Natur indifferenten und schwankenden Massen sich endgültig dem teuflischen Abgott der nationalistischen Minderheiten verschrieben? Waren sie grundsätzliche Gegner des Gedankens einer friedlichen Völkergemeinschaft geworden, grundsätzliche Vertreter jenes beschränkten nationalen Egoismus? Keineswegs! Aber es fehlte die Brücke über den Abgrund, den der Krieg zwischen den Seelen des französischen und des deutschen Volkes aufgerissen hatte.

Was trennt die Seelen der beiden Völker? Weit mehr als der nationale Egoismus, der allerdings in der Reparationsfrage einen starken Gegensatz bedingt, ist es der jedes der beiden Völker erfüllende pharisäerhafte Glaube an die Verworfenheit des andern, vor allem die falsche Einschätzung seines Anteils an der **Schuld am Kriege.**

Hier ist der Angelpunkt, von dem aus die Tür in eine bessere Zukunft geöffnet werden kann.

Zur Zeit des deutschen Zusammenbruches war die deutsche Seele vollkommen bereit, sich der französischen zu erschliessen und mit ihr zu einer höheren Gemeinschaft zu gelangen. Denn mit dem Ekel vor dem Kriege hatte sich ein leidenschaftliches, vernichtendes Verdammungsurteil gegen das alte Regime und die alten Machthaber entwickelt; sie machte man in erster Linie für den Krieg und alles daraus entspringende Unheil verantwortlich, und in diesem Sinne war man auf deutscher Seite in weiten Kreisen durchaus geneigt, die **deutsche Hauptschuld** am Kriege unumwunden zuzugeben; ja man ging vielfach sogar so weit, den Unterschied zwischen Hauptschuld und Alleinschuld vollkommen zu ignorieren und auch zwischen der Schuld an der weltpolitischen Entwicklung bis zur Krisis und der Schuld an der Auslösung des Krieges selbst kaum noch einen Unterschied zu machen, sondern rundweg, ohne Einschränkung und Vorbehalt, Deutschland als d e n schuldigen Teil anzuerkennen. Nicht als ob man den Geist des nationalen Pharisäertums

mit Bewusstsein abgeschüttelt oder gar, wie es die aus ihren Mauselöchern bald wieder hervorkriechenden deutschen Nationalisten hinzustellen beliebten, von einem Geist der Selbstdemütigung, der Selbsterniedrigung, des Flegelantentums gepackt worden wäre. Nein, es war, abgesehen von der immer nur von ethischen Gesichtspunkten geleiteten Minderheit von Männern wie Fr. W. Förster, einfach ein Abrücken von den eigenen Verderbern, und damit verbunden ein Gefühl der Solidarität gemeinsamen Leidens mit denselben Verderbern zum Opfer gefallenen „Feindvölkern", ohne irgend ein Interesse für die Frage einer etwaigen Mitschuld auf seiten der letzteren.

Der Glaube an die deutsche Schuld, d. h. an die Schuld des alten Regimes und der alten Machthaber in Deutschland, war der Angelpunkt der deutschen Revolution geworden, die sich gegen die Hauptträger dieser Schuld und ihre ganze politische Richtung wandte. Der Glaube an die deutsche Schuld war das psychologische **Fundament der deutschen Republik.** Wer für deutsche Schulderkenntnis und deutsches Schuldbekenntnis eintrat, tat es mit dem Bewusstsein, damit dem neuen, durch die Revolution geschaffenen Vaterland zu dienen und den Fluch des alten zu bannen, so sehr er auch von den Kriegsverbrechern als „Beschmutzer des eigenen Nests" beschimpft wurde.

Erst die Erschütterung dieses starken Glaubens an die deutsche Schuld, ein Vorgang, für den die aus der Nachkriegspolitik der Entente erwachsenen Enttäuschungen von ebenso entscheidender Bedeutung waren wie die Grosszügigkeit und Raffiniertheit der in erster Linie von den Kriegsverbrechern selbst inszenierten Unschuldspropaganda, hat das gewaltige Wiederaufflammen des Nationalismus und damit das Wiedererstarken der Reaktion in Deutschland ermöglicht, und heute bildet das Fehlen deutscher Schulderkenntnis und das Grauen vor deutschem Schuldbekenntnis das psychologische Haupthindernis der deutsch-französischen Verständigung, so weit die deutsche Mitwirkung an dieser Verständigung in Frage kommt.

Und Frankreich? So schlecht beraten das deutsche Volk war, als es sich 1914 von seinen damaligen Führern in den Weltkrieg hineintreiben liess, so schlecht beraten war das französische, als es sich 1918 von seinen siegestrunkenen Machthabern für eine Politik der Vergeltung und der Gewalt gegen das so ausserordentlich schonungsbedürftige, werdende neue Deutschland einfangen liess. Und hier wie dort war das entscheidende Moment die falsche Einstellung zur Schuldfrage.

Als das deutsche Volk seine Seele der Erkenntnis deutscher Schuld weit geöffnet hatte, wäre es Aufgabe des französischen Volkes gewesen, ihm diese für das Werden des neuen Deutschland und

des neuen Europa entscheidende Erkenntnis und das ihr entsprechende Bekenntnis so leicht wie irgend möglich zu machen, indem es der deutschen Wandlung Rechnung trug, darauf verzichtete, das neue Deutschland für die Sünden des alten büssen zu lassen und die Solidarität der beiden Nachbarrepubliken proklamierte, die Solidarität des Leides, des Opfers und des Lebenswillens. Nicht deutsche Reparationspflicht, sondern gemeinsamer Wiederaufbau, Arm in Arm und Schulter an Schulter, auf der Grundlage gleicher Rechte und gleicher Pflichten, musste die französische Losung sein. Dann wäre auf deutscher Seite nicht nur das neue, auf Frieden und Freiheit abzielende Regime fest in den Sattel gerückt und so in einem unerschütterlichen deutschen Friedenswillen die von Frankreich ersehnte Friedenssicherung geschaffen worden, sondern das neue Deutschland hätte sowohl die Kraft als auch den entschlossenen Willen zur Reparation aufgebracht. So wäre die französische Politik nicht nur die Anwendung der elementarsten sittlichen Forderungen nach der altruistischen Seite gewesen, sondern zugleich die Anwendung ebenso elementarer Grundsätze einer dem wohlverstandenen nationalen Interesse Rechnung tragenden Realpolitik.

Aber eine solche französische Politik hätte eine andere Einstellung zur Schuldfrage auf französischer Seite und eine **Verständigung des französischen Volkes mit dem deutschen in der Schuldfrage** zur Voraussetzung gehabt. Um diese Verständigung zu ermöglichen, hätte das französische Volk dem deutschen, das seine alten Götter zu verbrennen und die neuen Götter des Friedens und der Freiheit anzubeten bereit war, auch insofern die restlose Klärung der deutschen Schuld am Kriege und das Festhalten an der Erkenntnis der deutschen Hauptschuld erleichtern sollen, als es gleichzeitig eine ebenso restlose Klärung der **französischen Mitschuld** hätte in die Hand nehmen und auch mit seinen eigenen Kriegsverbrechern, seinen eigenen Nationalisten und Revanchehetzern unerbittlich ins Gericht gehen sollen.

Nichts von alledem! Die grosse Mehrheit des französischen Volkes hielt den Blick starr auf die deutsche Schuld und die damit begründete deutsche Reparationspflicht gerichtet, und angesichts der Riesenhaftigkeit des Verbrechens der alten deutschen Machthaber schienen ihr die Tat- und Unterlassungssünden der französischen Imperialisten und Militaristen vor und nach 1914 belanglos. Als ob ein Raubmörder straffrei ausgehen dürfte, weil ein anderer 100 Morde begangen hat oder ein einfacher Brandstifter, weil ein anderer eine ganze Stadt eingeäschert hat!

Und heute steht die falsche Einstellung zur Schuldfrage mehr denn je trennend zwischen den beiden Völkern und verrammt damit zugleich den Weg zur Wiederherstellung der zertrümmerten Weltwirtschaft und zur Genesung des kranken Europa, ja der Mensch-

heit. Denn darum kein Frieden, darum keine Reparation, darum auch kein innerpolitischer Fortschritt, darum der Vormarsch der Reaktion von Sieg zu Sieg, darum das Fortschreiten des Faszismus von Etappe zu Etappe, darum ein unaufhaltsames Hinsiechen der Völker, ja der Menschheit, ein Versinken von Stufe zu Stufe in immer hoffnungsloseres Elend. Das deutsch-französische Problem ist nun einmal der Schlüssel zum Weltproblem, der deutsch-französische Wiederaufbau die Voraussetzung des Wiederaufbaus der Weltwirtschaft, die deutsch-französische Gesundung die Vorbedingung für die Gesundung der Welt.

Soll der deutsch-französische Leidensweg, der zugleich der Leidensweg Europas, der Leidensweg der Menschheit ist, unaufhaltsam weiter gegangen werden? Nein und abermals nein! Nichts darf unversucht gelassen werden, um der Erlösung den Weg zu bereiten. Der Weg zur Revision des Versailler Vertrages geht aber über die Revision der deutsch-französischen Einstellung zur Schuldfrage. Los vom nationalen Pharisäertum auf beiden Seiten, Abrücken von dem imperialistisch-militaristischen Frankreich auf französischer Seite, verbunden mit Erkenntnis des „andern Deutschland", und ebenso auf deutscher Seite restloses Abrücken vom alten preussisch-deutschen Macht- und Obrigkeitsstaat und zugleich Erkenntnis des „andern Frankreich" — das ist die rettende Einstellung zur Schuldfrage in Deutschland und Frankreich, die mit allen Mitteln propagiert werden muss; daran haben alle „brüderlich gesinnten und freien Seelen der ganzen Welt" mitzuwirken.

Wie sehr gerade das freie, beiden Völkern benachbarte und doch von dem zwischen ihnen tobenden Kriege nicht unmittelbar berührte Schweizer Bergvolk berufen wäre, hier als Mittler zu dienen, liegt ebenfalls in den Worten angedeutet, die Romain Rolland in dem bereits erwähnten Zusammenhange schrieb. Er spricht da von der Erkenntnis der wahren Tragik dieses Kampfes, zu der derjenige gelangen würde, „der von den Höhen des schweizerischen Hochlandes herab und mitten hinein in das Ringen seine Blicke tauchen könnte," und stellt als Ergebnis solcher Erkenntnis fest: „Der gefährlichste Feind ist nicht ausserhalb der Grenzen, er ist in jeder Nation: und keine Nation findet den Mut ihn zu bekämpfen."

Es genügt nicht, wie es auf deutscher Seite F. W. Förster, auf französischer Seite die Zeitschrift „Vers la Vérité", in England Morel tun, im Kampf gegen das nationale Pharisäertum ausschliesslich der Erkenntnis eigner Schuld im eignen Lager zu dienen und aus echt pazifistischer, antipharisäischer Gesinnung heraus alles zusammenzutragen, was die Gegenseite entlastet, so wertvoll und notwendig diese Arbeit auch an sich ist. Denn was auf diesem Wege an nationaler Selbsterkenntnis und Loslösung vom Pharisäertum auf der einen Seite gewonnen wird, wird auf der andern

Seite verloren, indem die an sich so prächtigen Argumentationen eines Morel für die deutschnationale Mohrenwäsche weidlich ausgeschlachtet werden, und ebenso die ausgezeichneten Betrachtungen eines F. W. Förster den Gewaltpolitikern der Entente zur Bestätigung ihres Jusqu'auboutismus dienen.

Es genügt auch nicht, wie es z. B. Helene Stöcker in der Friedenswarte[1]) fordert, alle Aufmerksamkeit in der Schuldfrage der allen gemeinsamen internationalen Schuld zuzuwenden. Nein, die Schuldfrage muss restlos ausgeschöpft werden; neben den allen gemeinsamen muss auch die spezifisch nationale von allen Seiten ausgiebig beleuchtet werden. Aber stets muss diese Beleuchtung der spezifisch nationalen Schuld in bewusster Kampfstellung gegen das nationale Pharisäertum im eigenen und gegnerischen Lager erfolgen, und ohne jede Verquickung der Schuldfrage mit der Frage des nationalen Interesses. Auf deutscher Seite muss die deutsche Hauptschuld am Kriege unumwunden zugegeben, aber zugleich gefordert werden, dass auf der Ententeseite auch mit den Kriegsverbrechern der Entente ins Gericht gegangen wird, und dass das neue Deutschland nicht um der Sünden des alten willen zu Grunde gerichtet wird. Die Verbindung dieser beiden Forderungen mit dem deutschen Schuldbekenntnis ist notwendig, um der Ausbeutung des letzteren durch die Nationalisten Frankreichs einen Riegel vorzuschieben und zu verhindern, dass die Freunde in Frankreich sich in ihrem Kampf gegen das Pharisäertum und den Jusqu'auboutismus ihrer Landsleute durch das deutsche Schuldbekenntnis verraten fühlen. Auf Seiten der Entente muss die Mitschuld der Nationalisten, Imperialisten und Militaristen der Entente, insbesondere Frankreichs, mit derselben Entschiedenheit gegeisselt werden wie auf deutscher Seite die Hauptschuld des alten deutschen Regimes und Geistes; aber zugleich muss von dort aus, um den Missbrauch der Feststellung französischer Mitschuld zum Zwecke deutschnationaler Mohrenwäsche vorzubeugen, den deutschen Kriegsverbrechern deutlich gemacht werden, dass diese Feststellung französischer Mitschuld keine Entlastung für sie bedeutet, sondern nur eine Ergänzung, die zur Vervollständigung des Gesamtbildes der Schuld am Kriege notwendig ist.

Um aber jeden nationalistischen Missbrauch seitens der Gegenseite und zugleich jede nationale Einseitigkeit im Kampf für nationale Selbsterkenntnis gegen nationales Pharisäertum nach Möglichkeit auszuschliessen, ist es notwendig, Männer wie F. W. Förster und Morel an einen Tisch zu bringen, ein internationales Zusammenarbeiten, eine geschlossene internationale Phalanx aller Kämpfer gegen nationales Pharisäertum zu organisieren, damit ihr Werk

[1]) April-Mai 1923.

sich nicht mehr gegenseitig desavouiert und aufhebt, sondern auch gegenseitig ergänzt und stärkt. Eine **internationale Liga für den Kampf gegen nationales Pharisäertum** im Hinblick auf die Frage der Schuld am Kriege muss geschaffen werden, um „höher und weiter zu bauen den Gürtel der Stadt," von der Romain Rolland spricht. Das ist eine der unumgänglichen Voraussetzungen, die erfüllt werden müssen, wenn es den „brüderlich gesinnten und freien Seelen der ganzen Welt" gelingen soll, die in ihnen lodernde Glut zu einem Licht- und Wärmequell werden zu lassen, der die verfinsterte und in Eis erstarrte Welt mit Erkenntnis durchleuchtet und mit Liebe durchwärmt und so die gequälte Menschheit erlöst.

J. B. Humanus.

Die Brücke.

Die alte Welt, die hinter uns versinkt,
Die neue vor uns, die nach Form erst ringt.
Wir harrend, ob der Abgrund uns verschlingt,
Ob uns die Flucht ins neue Land gelingt.

Wo ist die Brücke, die hinüberführt?
Und wenn der Fuss den Boden dort berührt,
Ist's Felsengrund, den unter sich er spürt,
Ist's schwankend Moor, das lockend ihn verführt?

Die Brücke? — nein, hier keinen Steg du findst,
Wie zarter Sommerfäden leicht Gespinnst
Zieht sich hinüber, was du sehnst und sinnst;
Doch über solchen Steg du nicht entrinnst.

„So füllt mit Menschenleibern denn die Kluft,
Mit Leibern jener, die kein Sehnen ruft,
Die lebend schon verbreiten Moderduft;
Uns dien als Brücke alsdann ihre Gruft.

„Den Herrn zum Knechte macht, zum Herrn den Knecht!
Wer Unrecht leidet, schaff' sich selber Recht.
In Zorn und Trotz erwachs' ein neu Geschlecht!
Mit Blut und Graun werd' Blut und Graun gerächt."

Die solches rufen, schaffen nicht die Welt,
Nach der die Menschheit sehnend Ausschau hält.
Wer schafft sie uns? Wo ist der starke Held,
Der uns den Steg ins neue Land erstellt?

Kein Einzler ist's. Du, ich, wir müssen's sein.
Bei diesem Werke gilt nicht Gross noch Klein.
Nicht ist's gefügt aus Eisen oder Stein,
Lebend'ger Menschen Leiber tun's allein.

Doch nicht der Fordernde die Welt bewegt;
Wer andre opfert, neuen Hass erregt.
Wer sich im Glauben selbst hinüberlegt,
Die Menschheit neuem Ziel entgegenträgt.

Herr, schaff' in uns den starken Glaubensmut,
Der allzeit Wunder über Wunder tut!
Herr, schür' in uns zur Flamme jene Glut,
Die bloss als schwacher Funke in uns ruht!

C. R.

Zur Weltlage

Drei Schlagwörter als Friedensfeinde.

Ich möchte die Erörterung gewisser Voraussetzungen und Grundlagen einer Rechts- und Friedensordnung der Welt, die in den letzten Heften an dieser Stelle gepflogen worden ist, vorläufig zu Ende führen.

1. Eine Vorbemerkung: Von der grossen Kunst unseres Geschlechtes.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit ist die Macht und Kunst der Sophistik, womit sich die Menschen gewissen einfachen Wahrheiten zu entziehen versuchen. Junge und Alte wetteifern darin. Es ist ganz erstaunlich, mit welchem Raffinement der Reflexion besonders eine gewisse Jugend jeder Forderung auszuweichen weiss, die eine wirkliche Anstrengung, nicht bloss die eines geistigen Sportes, meinte, die den Einsatz der Person und damit ein Risiko, seis in Bezug auf gesellschaftliche Stellung, Lebensbequemlichkeit und Karriere, seis in Bezug auf die dem heutigen Egoistengeschlecht so teure Pose der Ueberlegenheit bedeutete. Man argumentiert mit greisenhafter Klugheit; man legt die Stirne in tiefsinnige Falten; man greift gerne nach irgend einer schützenden Theologie; man stürzt sich in irgend eine Bewegung oder Denkmethode, deren Unschädlichkeit man instinktiv erkennt — alles nur, um der Forderung der schlichten Wahrheit ausweichen zu können und in allerlei möglichst grossartigen Vermummungen sehr konventionelle Wege gehen zu dürfen. Diese Art eignet natürlich in erster Linie den Intellektuellen. Die Theologen haben darin eine gewisse Füh-

rung erlangt, und es ist merkwürdig, wie die „Laien“ sich in diesem Falle solche Leitung gefallen lassen. „In der Not frisst der Teufel Fliegen;“ wenn man der nur allzudeutlich fordernden Wahrheit entrinnen will und man auf der Flucht nicht weiss, wo aus noch ein, so lässt man sich zuletzt auch eine Theologie gefallen.

Wenn also diese Art bei den Intellektuellen besonders zu Hause ist und auf das Wesen der heutigen Bildung ein bezeichnendes Licht wirft, so muss man sich doch wundern, wie auch ein Teil der übrigen Volkskreise von dieser sophistischen Art erfasst wird. Der Schweizer hatte früher neben seinen vielen Untugenden doch die Tugend einer gewissen Ehrlichkeit und Einfachheit; was für ein subtiler Kerl ist er heute geworden, wo es gilt, der sehr klaren Forderung der Wahrheit ausweichend, die bestehenden Zustände zu verteidigen. Man könnte fast Freude haben an so viel Kunst und Scharfsinn, wenn nicht der gleiche Schweizer sich auf einmal so dumm und blind stellte, wo es darauf ankommt, etwas Gutes und Rechtes zu schaffen. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Verfallserscheinung der bedenklichsten Art, um ein Zeichen geistiger Greisenhaftigkeit und Impotenz. Wenn irgend etwas die Erwartung eines Unterganges, seis einzelner Völker, seis unserer Welt überhaupt begründen könnte, so wäre es diese Unfähigkeit unserer Generation, der Wahrheit mit einfachem Sinn, offener Seele und bereitem Entschluss zu begegnen. Es wird eines gewaltigen Masses einer überlegenen göttlichen Torheit bedürfen, um die durch diese Greisenklugheit erzeugte Seelenverkrustung zu zerbrechen; es wird aus Ostertiefen eine wunderbare Kraft des neuen Lebens strömen müssen, damit dieser Winter des Egoismus und Zweifels von den Gemütern weiche. „Jünglinge werden matt und müde und junge Männer straucheln; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht ermatten, dass sie wandeln und nicht müde werden.“

Drei Losungen sind es, die man uns Antimilitaristen neuerdings stets entgegenhält: die moralische Abrüstung, die Erziehung zum Frieden, den Schutz der Neutralität.

2. Die moralische Abrüstung.

Man sagt uns, militärische Abrüstung sei schon recht und werde einmal vielleicht auch kommen, aber die Hauptsache sei die moralische Abrüstung. Diese müsse vorausgehen, sonst habe die militärische keinen Halt. Zuerst müssten die Seelen sich entwaffnen, dann erst die Leiber. Uebrigens — so heisst es neuerdings — lege man der militärischen Abrüstung viel zu viel Wert bei. Viel wichtiger als diese sei eben die moralische Abrüstung.

Was soll man dazu sagen? Diese Argumentation ist entweder eine grosse Selbstverständlichkeit oder eine grosse Sophistik. Selbst-

verständlich ist für uns, dass es ohne moralische Abrüstung keine militärische gibt, die Wert und Bestand hätte. Die Abrüstung hat geistige (wie auch soziale) Voraussetzungen. Darüber, wie auch über die Art dieser Voraussetzungen ist unter uns kein Wort mehr zu verlieren. Aber eine arge Sophistik wird aus dieser Selbstverständlichkeit, sobald sie gegen die Forderung sofortiger, d. h. nicht erst in zehntausend Jahren stattfindender Abrüstung geltend gemacht wird. Dann erhebt sich sofort die Frage: Wie in aller Welt wollt ihr denn moralisch abrüsten, während ihr militärisch aufrüstet? Sich militärisch rüsten, das heisst doch, an den Wert militärischer Rüstung glauben. Aber wie kann man denn moralisch abrüsten, während man an Maschinengewehre, Tanks und Giftgas glaubt und durch Rüstung diesen Glauben vermehrt? Denn das ist ja sonnenklar: jedes neue Maschinengewehr bedeutet eine Stärkung des Glaubens an das Maschinengewehr, jede neu erfundene Giftgasmischung eine Stärkung des Glaubens an das Giftgas. Diese Dinge stammen aus einer bestimmten Gesinnung, aber sie erzeugen auch eine solche. An diesen Dingen haftet ein bestimmter G e i s t und dieser strömt von ihnen aus.

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.“

Wer moralisch abrüsten will, während er verlangt oder doch billigt, dass wir militärisch rüsten, der fordert das Kunststück, dass man ein Feuer lösche, in das man beständig Petroleum giesst.

Nein, für einen unsophistischen Verstand ist klar: die moralische Abrüstung beweist sich durch die militärische. Diese ist die Probe vom Vorhandensein jener. Wo diese nicht eintritt, ist jene Heuchelei, ist sie jedenfalls nicht ernst gemeint. Es steht damit so, wie wenn gewisse Leute, um dem sozialen Problem auszuweichen, erklären, zuerst müssten neue Menschen und neue Gesinnungen vor handen sein, dann erst könne man das soziale Problem lösen. Sie rechnen wohl im Stillen, vielleicht im Unbewussten, damit, dass das lange genug dauern und es immer schwer sein werde, festzustellen: „Jetzt sind die Menschen und Gesinnungen reif zur Lösung der sozialen Frage.“ Wobei natürlich klar ist, dass Menschen nicht in einem System der gegenseitigen Ausbeutung, des Kampfes aller gegen alle, des Wuchers, des Mammonsdienstes, der sklavenhaften Arbeit zu einer Gesinnung des gegenseitigen Dienstes und einer für Gott und den Bruder getanen Arbeit reif werden können. Nein, wie es jedem Ehrlichen klar ist, dass die Forderung neuer sozialer Gesinnung und sofortiger sozialer Umgestaltungen (natürlich im Rahmen des Möglichen) immer nur Eine sein kann, dass die beiden Erneuerungen durchaus Hand in Hand gehen müssen, so ist es ihm auch klar, dass die Forderung moralischer Entwaffnung nur

Hand in Hand mit der äusseren Ablegung der Waffen gehen kann und alles andere eine Komödie schlimmster Art wäre. Oder was würden wir von einem Trinker sagen, der uns erklärte, er wolle seine Trunksucht innerlich aufgeben, inzwischen aber täglich einen Liter mehr trinken?

Manchmal soll diese Sophistik von der moralischen Abrüstung, die vorausgehen müsse, nur die wirkliche Abrüstung verhindern. Denn man denkt im Stillen oder Unbewussten: „Diese moralische Abrüstung wird so viel Zeit brauchen, dass wir und noch unsere Urenkel inzwischen fröhlich weiter militärlen dürfen." Und man hat damit vollständig Recht! Eine *solche* moralische Abrüstung wird lange dauern, ja, sie wird sogar immer länger dauern, länger wohl als die Schweiz und das Abendland! Weg mit einer solchen elenden Phrase!

Nicht besser ist der andere Teil des Argumentes: dass die äussere Abrüstung nicht so *wichtig* sei, sondern dass es auf die *innere* ankomme. Wieder ist zu sagen: Selbstverständlich ist die innere Abrüstung die Hauptsache, aber wie soll daneben die äussere Rüstung fortgehen? Ist nicht selbstverständlich, dass diese in dem Masse weichen muss, als jene fortschreitet? Oder weiss man denn nichts davon, was daraus folgt, wenn alle Welt rüstet, fieberhaft rüstet, Kanonen, Maschinengewehre, Tanks, Flugzeuge, Unterseeboote und jetzt vor allem Giftgase rüstet, und dabei immer erklärt: „Es ist nicht so bös gemeint, es ist nur der Vorsicht halber." Haben wir nicht soeben erlebt, wie es dann geht? Man häuft Pulver überall bergehoch auf und erklärt den Warnern: „Da ist an sich gar keine Gefahr dabei. Es ist ganz oberflächlich, zu meinen, solches Pulver sei an sich etwas Schlimmes. Wenn nur kein Funke darauf fällt!"

Leben wir eigentlich in einem Irrenhause, dass man den Menschen solche Dinge sagen muss? Nein, wir haben es bloss mit Leuten zu tun, die um jeden Preis der Wahrheit aus dem Wege gehen wollen. Ist aber das nicht auch schon Wahnsinn? Ja, Wahnsinn ist es schon, aber er hat Methode!

3. Die Erziehung der Jugend.

Eine ganz ähnliche Rolle spielt die Losung, es gelte zuerst die Jugend in einem neuen Geiste zu erziehen, mit den Alten sei doch nichts mehr zu machen. Sie ist eines der grossen Hindernisse auf dem Wege zur neuen Welt.

Auch hier haben wir zunächst eine Selbstverständlichkeit vor uns. Gewiss gilt es, eine Erziehung zu bekommen, die nicht zum Krieg, sondern zur Menschlichkeit leitet. Aber wieder entsteht eine schlimme Sophistik daraus, wenn diese Losung der Abrüstung ent-

gegentritt. Denn dann sind doch sofort einige Fragen zu stellen, die eigentlich jedem Verständigen sofort einfallen müssten.

Erstens: Werden wir wohl Zeit haben, dieses neue Geschlecht so nach und nach zu erziehen? Ein neuer Weltkrieg kann morgen ausbrechen; morgen können auf eure Schulhäuser die Fliegerbomben fallen, dann ist es mit eurer neuen Erziehung wie mit unserer Welt überhaupt vorbei. Was wir nötig haben, ist die sofortige Umkehr unseres ganzen Geschlechtes auf der Fahrt zum Niagara.

Zweitens: Vorausgesetzt, dass es auf dem Wege einer neuen Erziehung ginge, — wer soll denn dieses neue Geschlecht erziehen, wenn das alte nichst taugt? Wer vollbringt dieses Mirakel? Bis jetzt ist es doch immer so gewesen, dass die Jungen zwitscherten, was die Alten sungen.

Drittens: Aber auch wenn dieses Mirakel gelänge, ein neues, besseres Geschlecht durch ein grundverdorbenes altes erziehen zu lassen, hat man dann bedacht, was Erziehung kann und was sie nicht kann? Kann man die Jugend auf ein bestimmtes Ziel hin sozusagen dressieren? Hat man nicht oft genug die Erfahrung gemacht, dass die Jugend gerade das, was man ihr mit allzuviel Absicht aufdrängen wollte, erst recht abwarf? Hat man dies nicht besonders mit der Religion erlebt und könnte man es mit dem Pazifismus nicht ähnlich erleben? Könnte nicht geschehen, dass ein allzu tendenziös pazifistisch erzogenes Geschlecht plötzlich von dem Rausch einer Kriegsromantik erfasst würde? Die Erziehung zum Frieden müsste vielmehr ganz von selbst auf Grund einer von innen her veränderten Kultur, in einem neuen geistigen Klima vor sich gehen, also fast unbewusst, ohne Mache, ohne Zwang und Dressur. Aber dann sind wir wieder über unsere Losung hinausgewiesen.[1])

Diese Losung: „Wir Alten wollen wie bisher weiter machen, aber die Jungen sollen anders erzogen werden," ist in der Tat so fadenscheinig, dass sie nur als Ausrede verständlich ist. Sie ist wieder ein Ausweichen vor der Wahrheit. Sie ist ein Ausfluss der Bequemlichkeit. Sie ist eine Frucht des Unglaubens. Und sie ist vor allem eine grosse Unrichtigkeit. Nichts ist falscher, als dass die Jugend, vielleicht sogar schon die Kindheit, vorzugsweise die Trägerin einer neuen Wahrheit sei. Einzelne junge Menschen wohl, aber nicht die Jugend als solche. Diese folgt vielmehr der jeweiligen geistigen Mode, wie man auch heute deutlich genug sieht. Neue Wahrheit wird von einer ganzen Generation, von Jung und Alt gleichmässig erfasst oder verworfen. So geschah es mit dem Christentum, so mit der Reformation, so mit der Demokratie und dem Sozialismus. Die Erfahrung zeigt jedem von uns, dass Men-

[1]) Ich habe im letzten Jahrgang der „Friedenswarte" (Nr. 4/7) diese Art von Erziehung zum Frieden darzustellen versucht.

schen in reiferen Jahren oft einer solchen neuen Wahrheit offener sind, als Menschen im Werdestadium. Denn man muss oft das Alte durchgelebt haben, um das Neue verstehen und begreifen zu können. Vierzigjährige sind oft jünger als Zwanzigjährige. Es ist bloss der Materialismus dieses Zeitalters gewesen, der den Menschen zu einer Maschine machte, deren Abnutzung natürlich nach Jahren berechnet werden kann. Der Geist fragt nicht nach den Jahren. Weg mit diesem selbstmörderischen Dogma, dass mit den Menschen über dreissig oder vierzig Jahren (wenn nicht gar schon über fünfundzwanzig) „nichts mehr zu machen" sei. Es ist Lug und Trug.

Wir sagen also: Die Erziehung geht nicht der Abrüstung voraus, sondern folgt ihr nach. Nicht eine langsame Entwicklung können wir brauchen, sondern nur eine Bekehrung unseres Geschlechtes und zwar eine rasche. Und sie ist möglich! Sie muss sein und sie kann sein.

4. Neutralität und Völkerbund.

Eine alte Losung, die uns von Schweizern besonders entgegengehalten wird, ist die von der notwendigen Verteidigung unserer Neutralität durch unsere Armee. Damit wird dann die Pflicht gegen den Völkerbund verknüpft, dem wir vor allem die Alpenpässe zu wahren und überhaupt unser Gebiet strategisch sicher zu stellen hätten. Man stützt sich dabei besonders auf jenes Londoner Abkommen, das uns unmittelbar vor der Abstimmung über den Eintritt in den Völkerbund unsere militärische Neutralität sicherstellen musste.

Es ist interessant, zu beobachten, wie nach und nach die andern Argumente, die man bis vor kurzem zu Gunsten der Erhaltung unserer Armee geltend machte, vor diesem einen zurücktreten, ein Zeichen, wie wenig Wert man ihnen zumisst. Wie steht es nun mit diesem letzten Pfeiler unserer Militärherrlichkeit?

Wir stehen vor einer Tatsache von beinahe tragischer Bedeutung. Es will uns manchmal fast scheinen, als ob gewisse Leute den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund von vornherein bloss dazu benützt hätten, unserem Militarismus eine neue und sicherere Grundlage zu geben. Bekanntlich wurde gegen unseren Eintritt in den Völkerbund vor allem eingewendet, wir müssten damit unsere Neutralität aufgeben und uns in „fremde Händel" hineinziehen lassen. Der gute Nikolaus von der Flüh musste unsern Militaristen und Ententehassern als Nothelfer dienen. Ich habe meinerseits nie verhehlt, dass ich diese Neutralität für eine überlebte Sache, ja, für ein Idol schlimmster Art und eine Hauptursache unseres sittlichen Verfalles halte. Einer der Gründe, warum ich gerade auch als Schweizer für den Völkerbund bin, ist gerade der, dass die Zugehörigkeit zu ihm uns doch nach und nach von dieser Todeskrankheit

unserer Neutralität erlösen und in eine edlere Beziehung zu der Völkerwelt bringen muss. Aber auch mir war klar, dass es unmöglich sei, ohne die wenigstens teilweise und vorläufige Rettung dieses Idols die Schweiz in den Völkerbund zu bringen. Solchen Erwägungen gehorchend — seis mit Recht oder Unrecht — pflog der Bundesrat Verhandlungen mit den damals im Völkerbundsrat vertretenen Mächten, mit dem Ergebnis, dass uns ausnahmsweise die militärische Neutralität erlaubt wurde, unter der Bedingung, dass wir dafür auf den militärischen Schutz des Völkerbundes verzichteten und uns im Notfall selbst verteidigten.

Dieses Londoner Abkommen ist nun der Fels geworden, auf den unsere Militaristen sich zurückziehen. Sie sagen uns: „Wir haben uns gegenüber dem Völkerbunde feierlich verpflichtet, unser Land selbst zu schützen; es wäre darum ein internationales Vergehen, wenn wir abrüsteten. Wir haben gerade im Dienste des Völkerbundes eine starke Armee nötig. Er muss in seinem strategischen Kalkül wissen, dass er sich auf diese verlassen und keine Macht den Schweizerboden für ihre Zwecke ungehindert benutzen darf. Besonders gilt es, die Alpenpässe zu schützen, deren Besitz in einem europäischen Kriege so entscheidend wichtig wäre."

So ist es ausgerechnet der Völkerbund, in den die Meisten von uns doch gegangen sind, weil er ein Weg zur Abrüstung zu sein schien und der nun unseren schweizerischen Militarismus verewigen, ihm eine ganz unantastbare Grundlage und einen idealen Glanz verleihen soll. Jeder Angriff auf unseren Militärapparat erscheint als Aufforderung zum nationalen Wortbruch und sogar als Angriff auf den Völkerbund. Es ist ein Spiel zum Lachen und zum Heulen.

Natürlich glaubt ein grosser Teil unserer Militaristen, die den Völkerbund im Herzen hassen und verachten, selbst nicht an diese Argumente; sie sind bloss für das dumme Volk bequem. Daneben aber gibt es eine Anzahl ehrlicher und wertvoller Eidgenossen, die keine Militaristen sind und uns doch an dieses Londoner Abkommen gebunden glauben. Wir müssen also mit allem Ernste prüfen, ob es wirklich die Bedeutung hat, die man ihm zuschreibt. Ist es wirklich ein Fels oder bloss ein Nebel, den man für einen Felsen hält?

Ich bin nach sorgfältiger Prüfung zu dem Ergebnis gekommen, dass es wirklich nur ein Nebel ist.

Man muss das sogenante Londoner Abkommen, wie jedes Dokument dieser Art, selbstverständlich nach seinem Sinne und Zusammenhang beurteilen.[1]) In dieser Beziehung ist nun durchaus

[1]) Das ganze Dokument lautet, bei Weglassung eines unwesentlichen Abschnittes, der sich auf das Datum des Eintrittes der Schweiz in den Völkerbund bezieht, wie der Eingangs- und Schlussformel: „Der Rat des Völkerbundes,

entscheidend, dass es sich in der Erklärung des Rates in keiner Weise darum handelt, ob die Schweiz abrüsten dürfe oder nicht, ob sie ein grösseres Heer zum Schutze der Neutralität zu halten verpflichtet sei oder nicht. Diese Frage steht durchaus nicht im Mittelpunkt der Verhandlung, steht überhaupt nicht zur Diskussion. Der Gegenstand der Verhandlung ist vielmehr die Frage, ob die Schweiz innerhalb des Völkerbundes ihre militärische Neutralität bewahren dürfe oder nicht. Diese Frage wird bejaht, und das ist das Wesentliche dieses Dokumentes. Die Bejahung wird freilich an Bedingungen geknüpft, aber die wesentliche Bedingung ist wieder nicht etwa, dass die Schweiz ein möglichst starkes Heer zum Schutz dieser Neutralität halten müsse, sondern dass sie darauf verzichten müsse, vom Völkerbund verteidigt zu werden. Das ist das Entscheidende: sie darf nicht ihre Neutralität festhalten, also eine Mitwirkung an militärischen Sanktionen des Völkerbundes verweigern, aber ihrerseits doch den militärischen Schutz des Völkerbundes in

---

indem er grundsätzlich feststellt, dass der Begriff der Neutralität der Mitglieder des Völkerbundes nicht vereinbar ist mit jenem andern Grundsatz, dass alle Mitglieder des Völkerbundes gemeinsam zu handeln haben, um dessen Verpflichtungen Nachachtung zu verschaffen, anerkennt dennoch, dass auf Grund einer Jahrhunderte alten Ueberlieferung, die im Völkerrecht ausdrücklich Aufnahme gefunden hat, die Schweiz sich in einer einzigartigen Lage befindet, und dass die den Völkerbund bildenden Signaturmächte des Vertrages von Versailles im Artikel 435 zu Recht anerkannt haben, dass die zu Gunsten der Schweiz durch die Verträge von 1815 und insbesondere durch die Akte vom 20. November 1815 begründeten Garantien internationale Abmachungen zur Aufrechterhaltung des Friedens darstellen. Die Mitglieder des Völkerbundsrates sind zu der Erwartung berechtigt, dass das Schweizervolk sich nicht abseits halten werde, wenn es gilt, die erhabenen Grundsätze des Völkerbundes zu verteidigen. In diesem Sinne hat der Rat des Völkerbundes von den Erklärungen Kenntnis genommen, die die schweizerische Regierung in ihrer Botschaft vom 4. August 1919 an die Bundesversammlung und in ihrem Memorandum vom 13. Januar 1920 niedergelegt hat und die von den schweizerischen Delegierten an den Völkerbundsrat bestätigt worden sind, wonach die Schweiz die Pflichten der Solidarität feierlich anerkennt, die ihr daraus erwachsen, dass sie Mitglied des Völkerbundes sein wird, einschliesslich der Verpflichtung, an den vom Völkerbund verlangten kommerziellen und finanziellen Massnahmen gegenüber einem bundesbrüchigen Staat mitzuwirken, wonach die Schweiz auch zu allen Opfern bereit ist, ihr Gebiet unter allen Umständen, selbst während einer vom Völkerbund unternommenen Aktion, aus eigener Kraft zu verteidigen, aber nicht verpflichtet ist, an militärischen Unternehmungen teilzunehmen oder den Durchzug fremder Truppen oder die Vorbereitung militärischer Unternehmungen auf ihrem Boden zu dulden.

Indem der Rat diesen Erklärungen beipflichtet, [im Original: en acceptant ces declarations] anerkennt er, dass die immerwährende Neutralität der Schweiz und die Garantie der Unverletzlichkeit ihres Gebietes, wie sie, namentlich durch die Verträge und Akte von 1815 zu Bestandteilen des Völkerrechtes wurden, ein Interesse des allgemeinen Friedens gerechtfertigt und daher mit dem Völkerbund vereinbar sind.“ Aus: Max Huber: Die schweizerische Neutralität und der Völkerbund; woselbst auch das französische Original zu finden ist.

Anspruch nehmen. Ein solcher Anspruch musste ein- für allemal grundsätzlich abgewiesen werden. Das ist ganz offenkundig Sinn und Inhalt des Dokumentes. Nun findet sich darin freilich der Passus: „wonach die Schweiz zu allen Opfern bereit ist . . . . ihr Gebiet unter allen Umständen aus eigener Kraft zu verteidigen.“ (Man vergleiche den Wortlaut in der Fussnote!) Auf diese paar Wörtchen gründen nun unsere Militaristen die neue Mission unserer Armee, während andere der Meinung sind, dass sie das stärkste Hemmnis für eine Abrüstung der Schweiz bedeuteten. Aber ich wiederhole: man lese doch auch diese paar Wörtchen im Zusammenhang. Der ganze Passus ist einfach die verkürzte Rekapitulation der Erklärung des B u n d e s r a t e s. Der Rat selbst erklärt, dass er die g e s a m t e Darlegung des Neutralitätsstandpunktes, die in dem ausführlichen Memorandum des Bundesrates enthalten ist, annehme (en acceptant ces declarations), aber auf keine Weise legt er irgend einen Nachdruck auf diese paar Wörtchen. Nicht er ist es, der von den Opfern spricht, die die Schweiz zur eigenen Verteidigung bringen werde, sondern der Bundesrat.

Mit andern Worten: Der Völkerbundsrat mischt sich nicht im geringsten in die Frage ein, wie wir unsere Neutralität verteidigen wollen, er stellt bloss fest, dass wir für ihre Verteidigung nicht die militärische Hilfe des Völkerbundes in Anspruch nehmen dürfen. Alles andere überlässt er uns.

Das Londoner Abkommen hat also, genau besehen, für unsere schweizerische Abrüstungsfrage gar keine Bedeutung. Wir müssen sie ganz nach denjenigen Gesichtspunkten beurteilen, die vom schweizerischen und menschheitlichen Standpunkt aus in Betracht kommen.

Es ist bei einiger Besinnung auch von vornherein klar, dass der Völkerbundsrat sich nicht in eine solche Frage mischen konnte. Wenn die von mir bekämpfte Auslegung des Dokumentes richtig wäre, so bedeutete sie eine wahrhaft ungeheuerliche Bindung der Politik eines Volkes durch einen Beschluss des Völkerbundsrates. Damit bekäme das Abkommen eine Tragweite, die ihm bis vor kurzem niemand auch nur von ferne beigemessen hat. Nun bedenke man aber, dass die Abrüstung geradezu das Hauptziel des Völkerbundes ist, und dann kann man ermessen, ob der Völkerbundsrat der Schweiz extra eine grosse militärische Rüstung als Pflicht auflegen wollte. Es ist ein geradezu absurder Gedanke! Man erinnere sich ferner daran, dass der Völkerbund mit seiner Mahnung, wenigstens nicht den Rüstungsstand des Jahres 1921 zu überschreiten, sich auch an die Schweiz gewendet hat. Die „wehrhafte“ Schweiz lag ihm offenbar nicht im geringsten am Herzen. In der letzten Völkerbundsversammlung hat man meines Wissens Dänemark ausdrücklich zu seinem Vorgehen beglückwünscht, trotzdem dieses

nicht auf Völkerbundshilfe verzichtet hat und strategisch sehr wichtig ist, und man hat nicht erfahren, dass er gegen die schwedischen und holländischen Abrüstungspläne Einsprache erhoben habe. Es scheint mir, wenn man sich nicht durch jene paar Wörtchen, die man falsch deutet, hypnotisieren lässt, ganz klar, dass der Völkerbund seine grösste Freude daran hätte, wenn die Schweiz mit einem Plan vollständiger Abrüstung Dänemark nachfolgte. Zum Ueberfluss bliebe ja noch immer der Weg offen, dass die Schweiz mit einer Anfrage an die obersten Organe des Völkerbundes gelangte, ob sie gegen die Reduktion des schweizerischen Heeres auf ein Polizeikorps für den Grenzschutz und die innere Ordnung etwas einzuwenden hätten. Die Antwort kann wohl nicht zweifelhaft sein; zweifelhafter ist freilich, ob der Bundesrat die Anfrage wagt.

So löst sich der Fels wirklich in Nebel auf.

Es blieben ja freilich noch allgemeinere Erwägungen übrig, die vom Londoner Abkommen unabhängig sind. Man sagt, unser Land sei strategisch wichtig. Wenn es nicht durch eine schweizerische Armee geschützt sei, so fühlten sich die angrenzenden Staaten unsicher und der Völkerbund müsste sich darnach einrichten. Besonders gelte das, wie bemerkt, von unseren Alpenpässen. Sie zu hüten sei der Hauptzweck unserer Armee. Dorthin zöge sie sich im Ernstfall zurück.

Was ist davon zu halten?

Es sind dagegen drei Gesichtspunkte anzubringen.

Einmal die Frage des *Könnens*. Der Völkerbund weiss so gut als sonst jemand, dass eine Armee ohne Tanks und Fluggeschwader in einem kommenden Kriege militärisch nicht zählt. Man könnte ebensogut eine Atrappe aufstellen, als eine solche Armee. Die Schweiz kann aber jene Geschwader von Tanks und Flugzeugen nicht schaffen. Dann aber gilt der Grundsatz: Ultra posse nemo tenetur. (Ueber sein Können hinaus ist keiner verpflichtet.) Und für *uns* gilt der Grundsatz, nichts zu versprechen, was wir nicht halten können. Der Völkerbund selbst ist nicht so unvernünftig, von uns zu fordern, was wir nicht zu leisten vermögen. Er hat ja selbst jenes Gutachten über den Giftgas-Krieg veröffentlicht, aus dem wir nur die Konsequenzen zu ziehen haben. Damit fällt auch die Verteidigung der Alpenpässe von selbst dahin. Auch ein militärischer Laie kann beurteilen, was ein Heer, das das übrige Land, namentlich die grossen Zentren des Verkehrs und der Industrie, aufgegeben hätte, in den Alpen ausrichten und wie lange es dort aushalten könnte. Das ist doch alles Phantastik. Wenn wir aber von vornherein auf die sofortige Hilfe einer Nachbarmacht zählen, so wird *damit* und nicht mit unserer Armee gerechnet werden. Viel wertvoller als diese problematische Armee, die uns nur klein macht und das Bekenntnis zu einem falschen Prin-

zip enthält, ist dann für uns und die Andern eine feierliche Erklärung, dass wir ein „heiliges Land“, d. h. ein Land ohne Armee für einen Krieg, ein Land von unbedingtem Friedenswillen seien. Davor hätte man nach der Erfahrung mit Belgien, d. h. der Tatsache, dass Deutschland durch das Belgien angetane Unrecht gestürzt ist, noch am ehesten Ehrfurcht.

Damit kommen wir zum zweiten Hauptgesichtspunkt für diese Sache. Unsere Gegner denken, vielleicht ohne es zu wissen, immer noch zu sehr von veralteten Voraussetzungen aus. Sie vergessen, dass der kommende Krieg Giftgas-Krieg, Tank-Krieg, Industrie-Krieg wäre, der wie eine Sintflut über die Welt ginge. Was bedeuteten die Alpenpässe für diesen Krieg? Unsere Strategen scheinen auch mit ihrem militärischen Denken rückständig zu sein, wie es Fachleute manchmal sind. Wer z. B. unsern Schweizern vormacht, dass in einem kommenden Kriege der Stutzer noch etwas bedeute, übt unverantwortlichen Volksbetrug.[1])

Und damit gelangen wir auch auf diesem Wege wieder zu demjenigen Gesichtspunkt, der alle anderen überragt: Heute handelt es sich nicht um Neutralität, Alpenpässe und dergleichen, sondern um die Existenz der Schweiz und Europas; es handelt sich darum, ob es gelingt, einen neuen Krieg zu verhindern oder nicht. Denn ein Krieg von der Art, die für uns allein in Betracht kommen kann, wird ein europäischer und dieser ein Weltkrieg werden und zwar gewiss noch mehr als der letzte. Das ist das Entweder — Oder, das alle andern Probleme verschlingt: Entweder Weltabrüstung oder Weltuntergang. Die Schlussfolgerung ist: Krieg dem Kriege mit allem, was in uns ist![2])

Ich schliesse damit vorläufig diese Erörterungen, um sie wieder

---

[1]) Da man selbstverständlich meine militärische Kompetenz bestreiten wird, so berufe ich mich auf einen Mann wie den Freiherrn von Schöneich, der als General den Weltkrieg an wichtiger Stelle mitgemacht hat und in diesen Dingen doch wohl etwas mehr Autorität haben wird, als unsere Kasernenstrategen.

[2]) Ein Mann, der die Weltlage wie wenige übersieht, Dr. Hodgkin, gegenwärtig in China tätig, schreibt in einem Brief:

„Mir scheint, dass in diesen Tagen jeder Nerv auf den Frieden hin angespannt werden sollte. So oft man an die blosse Möglichkeit eines neuen Weltkrieges denkt, will das Herz verzagen und man wendet sich mit Grauen von dem Gedanken ab. Ich glaube, dass es vor allem dieses Grauen und das Bedürfnis, angenehme Dinge zu denken, ist, was so manche zu einer scheinbaren Gleichgiltigkeit gegen die offenkundige Strömung auf einen neuen Krieg zu veranlasst.“

Auch bei uns gibt es Leute genug, die nicht von dem ewigen Kampf gegen den Krieg behelligt werden wollen. Aus dem von Hodgkin angegebenen Grunde wird auch manches Abonnement der „Neuen Wege“ gekündigt. Man will lieber „reine Religion“ treiben oder sich in erotische Probleme vertiefen, bis eines Tages Europa mit samt seinen Erotikern und reinen Religionsleuten in die Hölle stürzt.

aufzunehmen, sobald die Probleme wieder etwas weiter gerückt sind. Abrüstung und daraus Sicherheit und Friede! Moralische Abrüstung, gewiss, aber eine solche, die sich zugleich in militärischer kund tut! Umwälzung der Seelen vor allem, aber daraus unmittelbar hervorgehend neue Ordnungen nach der Völkerwelt! Die Abrüstung nur Ausdruck, aber notwendiger, einer organischen Erneuerung all unseres Lebens! Nicht unterlassen möchte ich das Bekenntnis, dass nach meinem Urteil diese Bewegung auf die neue Ordnung hin trotz allem ganz gewaltig fortschreitet.

Charsamstag 1925. L. Ragaz.

Rundschau

Von unserer Winterarbeit. Wir haben wieder einen harten Arbeitswinter hinter uns; aber, wie wir glauben dürfen, einen, der uns wieder ein Stück weit vorwärts gebracht hat.

Eingeleitet wurde die Winterarbeit durch die grosse Anstrengung auf den Antikriegstag hin. Dieser selbst bedeutete für uns eine grosse Ermunterung. Ebenso die vorausgegangene Schaffung der „Zentralstelle für Friedensarbeit“, deren Sekretär Freund Ceresole wurde, und die auf den Antikriegstag all ihre Kraft einsetzte. Dann kam die Aktion für Someo mit ihrem überraschenden Gelingen. Endlich durften wir im Herbst das langersehnte eigene Heim einweihen, was einen grossen Schritt nach vorwärts bedeutete.

„Arbeit und Bildung“ hat diesen Winter den grossen Vorteil genossen, vorwiegend in diesem eigenen Heim sein Werk tun zu dürfen. Das trug wohl auch dazu bei, dass dieses im Grossen und Ganzen als wohl gelungen betrachtet werden darf. Zwar haben wir auch Missgeschick erlebt. Unsere beiden ausgezeichneten Vertreter der naturwissenschaftlichen Fächer, die Professoren de Quervain und Tschulok, mussten, der eine wegen Arbeitsüberhäufung, der andere wegen Krankheit, diesen Winter auf die Mitarbeit verzichten. Wir dürfen aber hoffen, dass sie diese bald wieder aufnehmen werden. Die zustande gekommenen Kurse verliefen sehr erfreulich. Einem von Dr. Max Weber von St. Gallen über „Wirtschaftspolitik“ folgten etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Teilnehmer — meistens junge Männer — mit grösster Freude und reger Mitarbeit. Wir danken unserem Freunde auch an dieser Stelle für seinen wertvollen Beitrag an unser Winterwerk. Eine besondere Freude ist uns, dass die Frauenzusammenkünfte einen sichtlichen Aufschwung genommen haben. Dieses Werk liegt uns ganz besonders am Herzen. Möchten sich dafür stets neue Kräfte zur Verfügung stellen und neue Kreise darauf aufmerksam werden. Es wurde in dem einen Kreise im Anschlus an Häberlins „Kinderfehler“ über Erziehungsfragen, im andern hauptsächlich über die Familie verhandelt. Dazu kamen die familiären Zusammenkünfte am Sonntag Nachmittag und besondere Anlässe. Auch zu der „Mütterwoche“ im Bendeli (vgl. Nr. 3, Rundschau), die dieser Kreis veranstaltet, sind erfreulich viel Anmeldungen eingegangen.

Etwa achtzig bis hundert Personen aus allen Kreisen wohnten regelmässig den Besprechungen über „Faust“ und „Jeremia“ bei und bewahrten ihr Interesse bis zum Schluss. Die beiden scheinbar so verschiedenen Themen boten Anlass zu einer Auseinandersetzung mit unserer Zeit und ihren Problemen. Es zeigten sich neue Möglichkeiten, sowohl die Bibel als auch grosse

Kunst wieder zu einer lebendigen Quelle des Geistes zu machen und dadurch *wirkliche* Bildung zu begründen.

Als misslungen muss der Versuch betrachtet werden, den Donnerstag Abend zu einem Mittelpunkt freien geselligen Lebens zu machen. Die grosse Stadt nimmt dafür die Menschen zu stark in Anspruch. Damit ist aber nicht gesagt, dass der Gedanke aufgegeben werden müsse. Es gilt bloss, dafür eine andere Form der Verwirklichung zu finden. Im übrigen sind gerade die freieren Zusammenkünfte, die Weihnachtsfeier und die Schlussfeier ganz besonders schön verlaufen, zum Zeichen, dass das Beste von dem, was wir wollen, in der Stille wächst und reift.

Eher einen Aufschwung genommen haben auch die *Monatsabende*, die diesen Winter ein einheitliches Thema: „*Sozialismus und Pazifismus*" behandelten. Es wurde geredet über: Sozialismus und Friedensbewegung. Was uns Gandhi bedeuten kann? Sozialismus und Demokratie. Sozialismus und Völkerbund. (Dieser Vortrag, von Prof. Bovet gehalten, fand im Volkshaus statt.) Einmal führte uns Architekt Nikolaus Hartmann an Hand des neuen Stockholmer Rathauses wundervoll in eine vom Geiste Ruskins durchdrungene Baukunst ein.

Diese Abende haben etwas gelitten unter der heimlichen oder offenen Opposition gewisser sozialdemokratischer Kreise gegen unsere Arbeit, die nun eingesetzt hat und von der wir unter Umständen ein andermal ausführlicher reden müssen.

Nun aber darf nicht vergessen werden, dass dieses Zürcher Werk nur ein Teil unserer gesamten Arbeit ist. Einmal wird in ähnlichem Sinn und Geist auch anderwärts in der Schweiz von unseren Freunden gewirkt, und ich hoffe, dass auch davon in den „Neuen Wegen" berichtet werde. Sodann tun wir Zürcher einen recht grossen Teil unserer Arbeit auswärts. Ich denke dabei nicht an die „Neuen Wege" und literarische Arbeit anderer Art, auch nicht an die „Zentralstelle für Friedensarbeit" (davon ein andermal), sondern vor allem an unsere *Vortragsarbeit*. Diese hat im vergangenen Winter wieder einen grossen Umfang angenommen. Der Schreibende allein hat neben seiner sonstigen Arbeit etwa fünfunddreissig öffentliche Vorträge gehalten. (Im vorletzten Winter waren es fünfzig.) Aber auch andere von unseren Freunden haben darin viel geleistet, oft fast über ihre Kräfte hinaus. In der Tat bedeuten diese Vortragsfahrten in alle Gegenden der Schweiz keine kleine Ausgabe an Zeit und Nervenkraft und *mir* wird nicht möglich sein, diese Arbeit in gleicher Intensität fortzusetzen. Andere Arbeitszweige müssen wieder mehr zu ihrem Rechte kommen und an der Kraft darf nicht allzulange Raubbau getrieben werden. Die oft fast unerträgliche Arbeitslast und Arbeitshetze, die besonders auch durch diese Vortragstätigkeit verursacht wurde, ist die Ursache mancher Versäumnis, für die besonders der Schreibende um Generalentschuldigung bitten muss. Auch konnte seine Arbeit unter solchen Umständen nicht so ausfallen, wie es sonst vielleicht möglich wäre. Wenn man aber einmal für diese Tätigkeit zur Verfügung steht, ist ein Uebermass nur schwer zu vermeiden. Inzwischen ist diese Arbeit wohl für uns alle vorwiegend etwas Erfreuliches gewesen. Sie fand zum grossen Teil, nicht ausschliesslich, im Dienste der Arbeiterbildung der sozialdemokratischen Partei statt, es war aber schön, wie zu den Versammlungen fast immer auch zahlreiche „Bürgerliche" kamen und gelegentlich die Mehrheit bildeten. Wir redeten, immer auf Wunsch der Genossen selbst, über Christentum und Sozialismus, Sozialismus und Friedensbewegung, Sozialismus und Demokratie, Sozialismus und Weltanschauung, Arbeiterbildung, Abrüstung, Genossenschaftswesen, Frauenbewegung. Aus der Fülle dieser Arbeit hebt sich für den Schreibenden besonders ein „Kurs" hervor, den er auf Wunsch des dortigen Ausschusses für die Arbeiterbildung in St. Gallen über „Sozialismus und Weltanschauung" hielt und der aus vier Vorträgen mit darauffolgender Aussprache

bestand. Die Themen lauteten: Die Weltanschauung des Sozialismus. Glauben und Wissen in ihrem Verhältnis zum Sozialismus. Christentum und Sozialismus. Die religiösen Bewegungen der Gegenwart und der Sozialismus. An diesen Abenden nahmen regelmässig 170—200 Personen teil und zwar mit wachsendem Interesse und in einer Atmosphäre der Herzlichkeit und Empfänglichkeit. Die „Volksstimme" brachte sehr ausführliche Wiedergaben der Vorträge. Auch zwei Abende in Rorschach, wo über „Das Christentum, was es geleistet und was es gesündigt hat" geredet wurde, werden mir in besonderer Erinnerung bleiben. Alle diese Anlässe aber, ohne Ausnahme, bewiesen deutlich genug, wie sehr jetzt die Arbeiterschaft für die Fragen des geistigen Lebens geöffnet ist und wie sehr sie das Bedürfnis nach einer tieferen Begründung und neuen Auffassung des Sozialismus empfindet. Was im besonderen das Verhältnis der Arbeiterschaft zur Religion betrifft, so ist zu sagen, dass nichts sie so sehr bewegt, wie gerade diese Frage. Immer wieder muss ich gerade darüber reden, jedesmal ist das Lokal gefüllt und das Interesse lebendig. Zweimal musste noch ein besonderer Diskussionsabend angesetzt werden.

Was wir so lange ersehnt haben, das Zusammenfliessen von religiöser und sozialer Bewegung, wird nun Tatsache. Man muss dafür nur Augen haben.

Für den Schreibenden haben diese Vortragsreisen im Lande herum auch den grossen Segen, dass er aus der vergifteten und entgeisteten Atmosphäre der grossen Stadt herauskommt und das Leben unseres Volkes in allerlei Formen kennen lernt. Was er dabei erfährt, ist durchwegs eher erfreulich. Es zeigt sich, dass unser Volk als Ganzes anders ist als seine Zeitungen, Politiker, Intellektuellen. Es ist, wenn man zu ihm reden kann, neuer Wahrheit durchaus nicht so verschlossen, wie man meinen möchte, wenn man bloss die Zeitungen liest und von den Stammtischgesprächen erfährt. Dies besonders auf dem Lande und an kleineren Orten, wo die Menschen noch konzentrierter leben und weniger übersättigt, zerrissen und zermürbt sind, als in den grossen Städten. Diese Reisen sind mir inmitten all der anderen Erfahrungen eine stete Quelle des Glaubens an unser Volk. Die Verleumdungskampagnen gewisser Zeitungen, die öfters dieser Arbeit vorausgehen oder nachfolgen, zeigen, dass sie ins Lebendige trifft.

Man kann aber auch in den grossen Städten Gutes erleben. Eine besondere Freude waren mir diesen Winter die Vorträge, die ich mit Ludwig Köhler zusammen auf Veranlassung der hiesigen pädagogischen Vereinigung im Schosse der Lehrerschaft über das Thema: „Die religöse Lage und die Volksschule" halten durfte. Eine immer grösser werdende Zahl von Lehrern aller Schulstufen — es waren zuletzt wohl über vierhundert — folgte diesen Vorträgen mit grösstem Interesse und schien den Gedanken, die darin geäussert wurden, Sympathie, zum Teil sogar freudige Zustimmung zu schenken. Eine gründliche Aussprache soll später erfolgen. Inzwischen sind die Vorträge gedruckt erschienen und in den Buchhandlungen zu haben. Es zeigte sich jedenfalls ein grosser, fast überraschender Umschwung des Denkens und der Stimmung bei diesem so wichtigen Teil unserer geistigen Führerschaft. Und es ist dies nicht die erste Erfahrung davon. Vor allem wichtig war mir die Beobachtung, dass trotz dem scheinbaren Chaos der religiösen Bewegung es doch möglich ist, für eine umfassende einheitliche Orientierung an neuen Gedanken und neuen Zielen gerade die Besten zu gewinnen und sie einer neuen Einigung zuzuführen.

Ich habe mit diesem „Bericht" nur eine ganz dürftige Skizze „unserer Winterarbeit" gegeben, und zwar Einen, der von Zürich ausgeht. Wie gesagt, wäre es mir sehr erwünscht, Ergänzungen hiezu von anderen Gesichtspunkten und lokalen Standorten aus zu bekommen. Wir haben ferner auch allerlei anderes getan, von dem hier nicht die Rede ist, das uns aber sehr in Anspruch nahm. Eine solche Skizze kann natürlich auch nicht die Spannung

und den Kampf darstellen, die diese Arbeit begleitet haben, worin sie zum Teil bestand. Denn ein solcher Winter ist immer etwas wie ein Feldzug mit Siegen und Niederlagen. Es sollte nur die Aufmerksamkeit der Freunde auf diese Arbeit gelenkt und ihr Interesse daran ein wenig befriedigt werden. Noch einmal möchte ich es sagen, dass diese Arbeit nach meiner Ansicht in allerlei Formen unsere gemeinsame Aufgabe werden sollte. Sie ist es, aber sie kann und soll es noch ungleich mehr werden. Dafür möchten die „Neuen Wege" gern ein Mittel sein. Besonders möchten wir geistig lebendige, innerlich junge Menschen bitten, diese Arbeit aufzunehmen, vielleicht auch uns bei der unsrigen zu helfen. Möchte Frühlingshauch, Osterkraft und Pfingstsegen über diesen Acker strömen, dass die Saat aufgehe, auferstehe, wachse, reife.

Spielhöllen und andere Höllen. Endlich, endlich sind wenigsten zwei Schandflecke von besonders deutlicher Art aus dem Bilde unseres Landes getilgt. Es hat viel gebraucht, dass endlich der Volksbeschluss in Bezug auf die Spielhöllen zur Ausführung kam. Wenn der Ständerat, der sonst ja die gesammelte konservative Ehrenfestigkeit unseres Landes repräsentiert oder zu repräsentieren vorgibt, mit Mehrheit für die Beibehaltung dieser schweizerischen Schande war, so ist das traurig bezeichnend für eine gewisse schweizerische Art, die merkwürdig leicht für alles Neue zu haben ist, wenn es schlecht ist, und es dann zähe festhält, aber sich sehr schwer dem Neuen öffnet, wo es wirklich einen Fortschritt bedeutete, und gutes Altes merkwürdig leicht preis gibt. Wenn vollends der Nationalrat bloss mit Stichentscheid des Präsidenten (unseres ehemaligen Zimmernachbarn und häufigen Diskussionspartners aus theologischen Studententagen, des Thurgauers Hoffmann) dazu gelangte, den offenbaren Volkswillen anzuerkennen gegenüber dem Willen gewisser Hoteliers und dem Gutachten gewisser Juristen, die sich zu Anwälten des Spielteufels und der nationalen Erniedrigung hergaben (daneben aber grosse Patrioten sind), so musste man halt wieder an das alte Point d'argent, point de Suisse denken. Der Geldteufel droht immer wieder, unser Volk zu Grunde zu richten, und er ist gerade gegenwärtig wieder in allerlei Formen am Werke, so sehr, wie seit den Tagen, wo das Pensionenwesen und die Reislauferei blühte, nicht mehr.

Immerhin: diese Form der Schande, wenn auch nur eine der weniger wichtigen, ist nun nicht mehr.

Gleichzeitig hat, wohl für die meisten unbeachtet, eine andere endlich auch weichen müssen oder doch wenigstens das Todesurteil erhalten. Die letzten staatlich geduldeten öffentlichen Häuser werden aufgehoben. Solche bestanden einzig noch in Genf. Nun hat am 7. April der Staatsrat von Genf entschieden, dass sie am 30. November 1925 geschlossen werden müssen. Damit ist ein langer Kampf, der zwar nicht der Mehrheit der Bevölkerung, aber einigen tapfern Männern und Frauen von Genf (es seien, zum Teil nach dem Nouvel Essor, dem wir diese Notiz entnehmen, Auguste de Morsier, Frau Fatio-Naville, Frl. Camille Vidart, Alfred de Meuron und Frau E. Pieczynska genannt) zur Ehre gereicht, endlich zu dem notwendigen Abschluss gekommen. Merkwürdig ist, dass gerade auf dem Boden der Stadt Calvins diese schlimmste Form sozialer Lästerung des heiligen Gottes am längsten Bestand haben konnte. Sollte es einen genius loci geben, der in Genf immer wieder den Libertinismus erzeugte, oder sollte dieser ein Rückschlag auf die kalvinistische Sittenstrenge oder vielleicht bloss ein französischer Import gewesen sein? Merkwürdig ist auch, dass nicht eine Regierung der „Demokraten", d. h. der Kreise, die das alte Genf repräsentieren, diesen Schritt getan hat, sondern eine vorwiegend aus Radikalen und Sozialisten zusammengesetzte.[1])

---

[1]) Wir erfahren nachträglich, dass es unsere Freundin Alice Descœudres

Leider bedeutet die Aufhebung der öffentlichen Häuser noch keineswegs eine Aufhebung der Prostitution, dieser, vielleicht abgesehen vom Kriege, furchtbarsten Hölle der heutigen Welt. Aber sie hat doch den Wert eines Symptoms und eines Bekenntnisses. In der Hauptstadt des Völkerbundes durfte diese schändlichste Form der Sklaverei nicht länger dauern. Hoffen wir, dass das Genf des Völkerbundes in den freieren Formen unserer Tage doch immer mehr etwas von dem sittenernsten Geist des alten kalvinistischen Genf annehme.

Nochmals Völkerbund und Abrüstung. Dem in der Betrachtung „Zur Weltlage" Gesagten muss noch einiges hinzugefügt werden.

Im Schosse der schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund hat sich ein Kampf entsponnen, dessen Fortgang und Ausgang für diese die Lebensfrage bilden wird. In der Sitzung vom 23. November 1924 hatte Herr Dr. Arthur Frey aus Weinfelden folgenden Antrag gestellt:

„Der Vorstand der Schweiz. Vereinigung für den Völkerbund spricht sich gegen eine Vermehrung der Ausgaben für das Militär aus, wie sie das neue Militärbudget aufweist, und tritt grundsätzlich für die Abrüstung ein. Die Mitglieder der Bundesversammlung in der Völkerbundsvereinigung werden ersucht, bei der Beratung des Militärbudgets in diesem Sinn zu wirken."

Es wurde beschlossen, diesen Antrag den Sektionen vorzulegen. Diese berieten darüber, zum Teil sehr gründlich, und schickten dann ihre Resolutionen ein. Gegen die Erwartung des Vorstandes, wie es scheint, lautete ein Teil davon sehr „radikal", das heisst in unserer Sprache: verlangte ein Teil der Sektionen wenigstens das Minimum dessen, was man von einer Vereinigung für den Völkerbund erwarten muss. Darob scheint bei einigen „leitenden Stellen" der Vereinigung ein grosser Zorn entstanden zu sein.[1]) Der Vorsitzende, Dr. Dollfus, Nationalrat und Oberst im Generalstab, stellt so ein wenig die Kabinetsfrage, Sekretär Zurlinden droht mit der Flucht der Mitglieder vom grossen Geldbeutel und sieht mit Sorge Antimilitaristen offenbar in den Vereinigungen eine Tätigkeit entfalten. Der Vorsitzende aber lässt sich in seiner Antwort auf die „radikalen" Resolutionen auf sehr seltsame Weise aus. Dass er *seine* Auslegung des Londoner Abkommens in dem Sinn, dass es uns zu einem möglichst grossen Heer verpflichte, als die selbstverständliche hinstellt, mag noch hingehen, aber es darf doch daran erinnert werden, dass wir Mitglieder keine Rekruten sind, die vor einem Obersten verstummen müssten, sondern uns erlauben, über eine solche Lebensfrage für die Schweiz unsere eigene Meinung zu haben. Sehr von oben herab tönt es sodann, wenn uns bedeutet wird, die Höhe unserer Rüstungen zu bestimmen, sei eine militärisch-technische Sache, für die uns anderen die Kompetenz abgehe. Dann wollen wir auch gerade die Bundesversammlung überspringen, in der auch nicht bloss Obersten sitzen. Der Herr Oberst erblickt in der Forderung einiger Sektionen, dass wenigstens das Militärbudget von 1921 nicht überschritten werde, „eine Ueberschreitung des normalen Arbeitsgebietes der genannten Sektionen." Das klingt nun schon recht schneidig. Die übliche, gründlich unwahre (nicht nur unrichtige) Behauptung fehlt auch nicht, dass „die andern Nationen sich zunächst auf unser Niveau begeben" möchten. Und dann kommt das Schlimmste:

„Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir die Bitte: wenn unsere Referenten, die wir den Sektionen zur Verfügung gestellt haben, die nötigen Aufklärungen gegeben, dann nicht mehr diesen Zankapfel in unsere Reihen zu werfen! Die Zukunft, ja die Existenz der Vereinigung hängt davon ab. Denn

---

gewesen ist, die die sozialistischen Mitglieder des Staatsrates veranlasste, auf diese Massregel zu dringen. Ehre ihr und ihnen!

[1]) Für das Folgende sei auf Nr. 4 der „Schweiz im Völkerbund" verwiesen.

wenn einige von uns durchaus die sofortige Abrüstung verlangen und unseren Vertretern in der Bundesversammlung ein Mandat in diesem Sinne aufzuerlegen gesonnen sind, dann werden andere (und Herr Brupbacher wird Ihnen sagen, dass es nicht die für unsere Existenz am wenigsten nützlichen sind) es niemals zulassen, dass unsere Vereinigung eine Waffe werde gegen den Willen des Volkes, gegen Gesetz und Verfassung, auf denen unsere Wehrpflicht beruht.[1]) Suchen wir deshalb zu arbeiten auf Gebieten, wo wir in unseren Ideen einig sind: Schiedsgericht, Recht und Gerechtigkeit, Moral in der Politik, Solidarität der ganzen Menschheit — und meiden wir das Terrain, auf dem uns die Auffassungen unserer Ideale, so ehrenwert sie sein mögen, uns trennen.

Meine Damen und Herren, ich habe Ihnen in aller Aufrichtigkeit meinen Standpunkt dargelegt. Wenn Sie damit nicht einverstanden sind, so sagen Sie es mir, sei es hier, sei es durch die Abstimmung in Ihren Sektionen. Ich werde daraus die Konsequenzen zu ziehen wissen."

Gegen den ganzen Geist und Ton dieser ganzen Rede muss aufs entschiedendste Verwahrung eingelegt werden! Um es gerade offen herauszusagen (Herr Dollfus rühmt sich ja auch seiner Offenheit), diese Rede beweist vielen von uns mit aller Deutlichkeit, dass Herr Dollfus nicht ganz der geeignete Mann für den Vorsitz der Vereinigungen für den Völkerbund ist. Ein Präsident, der es empörend findet, wenn ein Teil der Vereinsmitglieder anderer Meinung ist als er, mag ein guter Oberst sein, aber er ist kein guter Präsident. In diesem Ton und Stil lassen wir von einem Vereinsvorsitzenden nicht zu uns reden. Als geradezu ungehörig müssen wir seinen, wie leider auch des Sekretärs Hinweis darauf erklären, dass „die für unsere Existenz nicht am wenigsten nützlichen Mitglieder" d. h. die mit dem grössten Geldbeutel, vertrieben würden, wenn die „radikale Richtung" zunähme, d. h. in unserer Sprache: wenn dort wirklich vertreten würde, was Sinn und Geist des Völkerbundes ganz offenkundig verlangen. Wir anderen mit den kleinen Beiträgen wären also schon um dieses Umstandes willen „weniger nützliche Mitglieder."[2]) Ich muss sagen, so etwas ist wohl nicht leicht den Mitgliedern einer Vereinigung von ihren Leitern geboten worden! Ist also das die Meinung: in den Völkerbundvereinigungen sollen die Mitglieder mit den kleinen Beiträgen hübsch den Mund halten, die mit den grossen aber das Recht haben, allem, was die Herren Generalstabsobersten in und ausser den Völkerbundsvereinigungen an neuen Rüstungen für nötig erklären, in Untertanenverstand ersterbend, freudig zuzustimmen, daneben aber nach Belieben sich für „Schiedsgericht, Recht und Gerechtigkeit, Moral in der Politik, Solidarität der ganzen Menschheit" zu begeistern — aber alles beileibe nicht in Bezug auf die Schweiz, sondern immer nur in Bezug auf die Andern?

Es ist nicht anders möglich, als dass man einem solchen Geist mit äusserster Schärfe entgegentritt.

Dabei möchte ich auch an dieser Stelle kein Missverständnis aufkommen lassen. Wir „Radikalen", d. h. die *wirklich* Radikalen, insofern sie wirkliche Antimilitaristen sind, verlangen vom Völkerbund nicht mehr, als er

[1]) Wir stossen immer wieder auf die seltsame Vorstellung, als ob wir Abrüstung und Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht unter Umgehung des Volkswillens und verfassungsmässigen Weges durchsetzen wollten. Das war freilich lange genug die Praxis der Bundesbehörden, wir aber wissen nichts anderes, als dass wir unsere Sache auf dem normalen Wege, in letzter Instanz also auf dem Wege der Volksabstimmung durchkämpfen müssen. Jener Einwand ist also ganz sinnlos.

[2]) Man kann sich auch fragen, warum man denn von vornherein meint, dass die Mitglieder mit dem grösseren Geldbeutel weniger „radikal" seien. Sollten diese etwa im Völkerbund auch eine Bürgschaft für die Erhaltung der Armee und damit ihres Geldbeutels erblicken? Das wäre dann fürwahr schon eine ideale Stütze des Völkerbundes!

seiner Natur nach leisten kann. Wir brauchten nur etwa die Zürcher Resolution zu veröffentlichen (was vorläufig nicht angeht), und die Leser würden darüber staunen, wie zahm und vorsichtig sie ist, und staunen, dass man über eine solche Resolution in Harnisch geraten kann. Es gibt offenbar Völkerbundsfreunde, die den Völkerbund in erster Linie als eine Auffrischung unseres schweizerischen Militarismus schätzen, als eine Gelegenheit, sich an „Schiedsgericht, Recht und Gerechtigkeit, Moral in der Politik, Solidarität der ganzen Menschheit" zu begeistern, um dadurch desto leichter unser Militärwesen erhalten und stützen zu können. Wir andern nun verlangen, wie gesagt, von den Vereinigungen für den Völkerbund nicht zu viel: nicht ein Bekenntnis zum radikalen Antimilitarismus, nicht die Initiative auf sofortige und völlige Abrüstung, aber dass der Völkerbund nicht zur Farce werde, dass nicht in seinem Namen weiter und noch mehr als vorher gerüstet werde, dass er vielmehr sein Hauptziel: die allgemeine Abrüstung bewusst und kräftig, wenn auch mit Vorsicht, verfolge. Wenn das schon zuviel wäre, wenn diese Vereinigungen eine Art ideale Schutztruppe für den schweizerischen Militarismus oder eine Gesellschaft zum Betrug ihrer selbst und des Volkes durch schöne Reden und Gefühle, hinter denen keine Wahrheit steckt, werden sollten, dann wäre es freilich an der Zeit, sie im Namen des Völkerbundes selbst aufs äusserste zu bekämpfen. Denn mehr als alle Angriffe der Gegner würden sie die Sache des Völkerbundes zu Tode diskreditieren, zu einem Hohn und Gelächter aller Ehrlichen machen. Es kämen dann keine feurigen und tapferen Menschen mehr zu ihnen, sondern bloss noch Systemsmenschen und gouvernementale Philister, und trotz allen „nützlichen Mitgliedern" wäre ihr Zerfall bald da.

So weit sind wir gottlob noch nicht. Gerade der geschilderte Kampf beweist, dass in diesen Vereinigungen auch noch Leute sind, die anders denken, als gewisse Obersten und andere offizielle und offiziöse Stützen der Gesellschaft. Die grösste und wichtigste Sektion, die von Zürich, gehört mehrheitlich zur „Opposition". Für uns andere kann die Lehre dieser Vorgänge nur die sein: Ueberlassen wir den Völkerbund nicht den „nützlichen Mitgliedern", sondern gehen wir in die Vereinigungen und sorgen wir dafür, dass in ihnen, immer im Rahmen des Vernünftigen und Möglichen — für den Völkerbund gearbeitet werde.

Ein **Frauen-Schulheim** hat **Frl. D. Blumer** in Neukirch a. d. Thur im Thurgau gegründet. Im Anschluss an die Erlernung der Haushaltung sollen junge Mädchen in Kursen von sechs bis acht Monaten zu einer tieferen Erfassung ihres Frauen- und Mutterberufes herangebildet werden. Zu den praktischen Arbeiten in Haus und Garten und ihrer theoretischen Ergänzung treten Erziehungsfragen, Probleme der Frauenarbeit im öffentlichen Leben, Kulturbilder aus der Geschichte. Die Mädchen leben mit den Leiterinnen und einer Anzahl Kindern verschiedener Familien zusammen als Familie.

Die Schule beginnt Ende April 1925. Das Kursgeld beträgt Fr. 50 bis Fr. 70 im Monat. Anmeldungen sind zu richten an Frl. D. Blumer in Schwanden (Glarus).

Man darf dieses Frauen-Schulheim warm empfehlen. Die ganze Anlage des Werkes wie die Person der Leiterin bürgen für etwas Gutes. Man muss sich freuen, dass die „Frauen-Volkshochschule" unter uns still und gediegen heranwächst.

„Neue Wege" und „Aufbau"-Kreis, Basel. Montag, 4. Mai, abends 8 Uhr, Zusammenkunft im „Johanniter", St. Johannvorstadt 48. Vortrag von Hrn. Dr. Hs. Hunziker: „Tut die Schweiz in der Tuberkulosenfürsorge ihre Pflicht?" Jedermann willkommen.

Von Büchern

Eine grosse Frau und Sozialistin.

Vor 13 Jahren, im Jahre 1912, erschien die erste Auflage der von Ramsey Macdonald geschriebenen Biographie seiner Frau, Margaret Macdonald. Bei uns wurde man in weiteren Kreisen auf das Buch erst aufmerksam, als Ramsey Macdonald, zum englischen Premier ernannt, die Augen der ganzen Welt auf sich zog. Aber wie der Verfasser im Vorwort zur fünften Auflage im August 1920 mit Recht sagt, verliert das, was das Wesentliche an dem Buche ist, die Darstellung eines „in Treue und mit schöpferischem Geiste getanen Werkes, nicht an Wert, auch wenn eine stürmische und revolutionäre Zeit unterdessen die Oberfläche der Dinge umgestaltet hat." Das Buch gehört ganz sicher zu den Werken, die nicht veralten können, weil das Leben, das es schildert, zwar im innigsten Zusammenhang mit den ganz einfachen praktischen Fragen der Zeit stand und an der Lösung all ihrer brennendsten Probleme arbeitete, aber doch in der Ewigkeit so fest verwurzelt war, dass alle Fragen und Probleme eben von diesem tiefen Untergrunde her behandelt wurden. Es ist ein „Erbauungsbuch" in einem neuen Sinne, weil es zeigt, wie aufbauend wirkliches Christentum sein müsste, aufbauend, aber freilich auch niederreissend. Von dem aufrichtigen, aber doch noch etwas auf das Traditionelle eingestellten Christentum des Vaterhauses bis zu der freien, tiefen Frömmigkeit der späteren Jahre konnte Margaret Macdonald nur gelangen, indem sie sich mutig auflehnte gegen alles, was sich mit der äusseren Form begnügte; für sie mussten Glauben und Tun eins sein. Diese Einheit hat sie gefunden wie wenige. Darum liegt auch über ihrem Leben trotz aller äusseren Bewegtheit und trotz der schier unübersehbaren Arbeit, die sie geleistet hat, eine solche Harmonie, und darum konnte sie auch mitten aus dem ganzen Reichtum ihres Lebens heraus ohne Klage und ohne Unruhe ihre Aufgaben niederlegen, als sie, einundvierzigjährig, von einer unheilbaren Krankheit erfasst wurde, die sie innert weniger Wochen dahinraffte. So wie einst ihre sterbende Mutter sie, den kaum zum Leben erwachten Säugling, ruhig Gott anvertraut hatte, so starb sie in der Gewissheit, dass ihre Arbeit für den engen Kreis der Familie und für den weiten Kreis ihrer Volksgenossen und der ganzen Menschheit nicht im Stiche gelassen werde, auch wenn sie sie verlassen müsse.

Das Buch selbst ist auch schon eine Fortsetzung ihres Werkes; denn indem es davon spricht, für was sie gearbeitet hat, stellt es uns mitten in die Probleme hinein, die nur zu sehr noch die Probleme unserer Gegenwart sind: ich nenne bloss den Mutter- und Kinderschutz, die Heimarbeit, die Kellnerinnenfrage, die Arbeiterinnenfrage überhaupt, die gewerkschaftliche und politische Organisierung der Frau, die politischen Rechte der Frau, die Friedensfrage.

Wir lernen aus dem Buche aber nicht nur Margaret Macdonald kennen. Die Art, wie Ramsey Macdonald seine Lebensgefährtin schildert, die tiefe, aber doch mit aller Zartheit ausgedrückte Bewunderung für ihre Person und ihr Werk, die Selbstverständlichkeit, mit der er sie ihr Werk tun lässt, ohne auch nur mit einem Gedanken ihre Tätigkeit für die Allgemeinheit als einen Abbruch an seinen „Rechten" zu empfinden, zeigen uns auch die Echtheit und Tiefe seines Sozialismus und Christentums. Wir ahnen mehr, als dass es uns ausdrücklich gesagt würde, welch eine vollkommene Ergänzung hier einmal zwei Menschen für einander waren, und wie sie, gerade weil ihnen ihr persönliches Glück und Behagen nichts galt gegenüber den grossen Menschheitsaufgaben, doch auch wieder das tiefste persönliche Glück in ihrer Ehe fanden. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen."

C. R.

Neuschöpfung.

Und es sprach der auf dem Trone sitzet: „Siehe ich mache alles neu!“ Offbg. Joh. 21, 5.

Wenn Ostern Auferstehung bedeutet, so bedeutet Pfingsten den Fortgang der Auferstehung und dieser bedeutet Neuschöpfung. Wenn wir spät Geborene und zugleich zu früh Geborene — weil vor dem Maiwunder eines grossen Neuwerdens Gekommene, gleichsam im Vorfrühling, in der Zeit heftig schwankenden Kampfes zwischen Licht und Finsternis Geborene — irgend etwas von dem verstehen, was der heilige Geist ist, von dem das heutige Pfingsten stammelt, so gewiss wenigstens das Eine, dass er Creator Spiritus, Schöpfergeist, schaffender und das heisst, neu schaffender, immer wieder Neues schaffender Geist ist, dass er immer wieder neu das Wunder schafft, dass er das Unerhörte zur Wirklichkeit und das Undenkbare zur Tatsache macht.

Auch dies ist eine Wahrheit, deren wir unbedingt bedürfen, wenn wir in einem tieferen Sinne leben und nicht schon lebend tot sein wollen. Tod ist schon dort, wo kein Ausblick ist, wo der Horizont sich schliesst, wo das Fertige herrscht. Das war das Schicksal der alten Welt. Sie war eine fertige Welt, weil sie einen fertigen Gott hatte, einen Gott, der selbst auch in seiner höchsten Gestalt doch nur der letzte, verklärteste Ausdruck der W e l t war. Darum ist sie mit all ihrer Pracht und natürlichen Lebensenergie zuletzt dem Sinnenfieber auf der einen und der Lebensverneinung auf der andern Seite, in beiden Formen aber dem Nihilismus verfallen und darum ist sie vom Tod zum Leben gerettet worden durch die Botschaft vom lebendigen Gott und seiner Wirklichkeit in Christus, durch das Leben des Gottes, der wirklich Gott ist, weil anders als die Welt, der wirklich unendlich ist und als unendlich auch lebendig, d. h.: unerschöpflich, immer neu, immer überraschend, immer das Wunder schaffend; der als unendlich auch wahrhaft unbedingt ist, das heisst: welterhaben, heilig, und der darum mit der Unendlichkeit das Unbedingte in die Welt und in die Seele des Menschen legt, dass sie nie zur Ruhe kommen, aber auch nicht mehr sterben können. Dringt man in die Tiefe der Geschichte und besonders in die Tiefe des Unterschiedes zwischen dem, was man Heidentum und dem, was man Christentum nennt — womit nicht bloss geschichtliche Erscheinungen, sondern zugleich ewige Prinzipien bezeichnet sind — so stösst man zuletzt auf dieses Eine: diese Ueberwindung des Todes, dem d o r t auch das blühendste Leben verfällt, durch ein Leben, das keinen Tod mehr gelten lässt. Diesen Lebensdurchbruch in der Geschichte als über alles Begreifen hin-

ausgehendes Wunder und doch zugleich als die sozusagen natürliche Volloffenbarung der Herrschaft des lebendigen Gottes über alles Sein, als schlechthin unbedingte und unbegreifliche Gottestat und doch zugleich als notwendige Vollendung aller andern Gottestaten bedeutet die Auferstehung Christi die Grundtatsache der abendländischen Welt und jeder Geschichte, die ein Ziel hat und nicht in die Nacht des Ewiggleichen versinken soll.

Aber zu Ostern muss Pfingsten, zur Auferstehung Neuschöpfung kommen. Einmal schon ist es — wir berühren damit einen bereits angedeuteten Gesichtspunkt — ein Bedürfnis der Seele, dass sie Neues erleben will, dass ihr bei allem treuen Festhalten des Alten, das sich damit sehr wohl verbinden lässt, ja, das im Grunde notwendig dazu gehört, doch nicht immer die alte Wahrheit in der alten Form genügen mag, sondern dass sie von jeglichem Worte lebt, das aus dem Munde Gottes geht und das nur ein lebendiges und also neues sein kann, dass sie mit dem Fertigen, dem fertigen Gott und der fertigen Welt selbst fertig wird, und das bedeutet: dem Tode verfällt. Dies gilt von ganzen Völkern, Kulturen, Geschichtsperioden, wie es von der einzelnen Seele gilt. Indem nun der unendliche Gott uns seine unendliche Zukunft: das Reich Gottes, das, wie er selbst, zugleich gekommen ist und kommt, auftut, gibt er der Geschichte ein Ziel, das lockt, in die Höhe zieht, in alles Tun und Erleben Spannung und unendliche Bedeutung giesst und doch weder vom Gedanken noch von der Tat erschöpft werden kann, und führt er die einzelne Seele über den Tod hinaus, aber nicht bloss in eine ruhige „Unsterblichkeit der Seele", sondern in Gottes, des Lebendigen Reich selbst hinein. Er offenbart sich in immer neuen Taten, neuen Erweisen seiner Wahrheit und Enthüllungen seines Wesens und behält uns als der Unendliche, allem Weltwesen Ueberlegene, als der uns zwar unendlich Verständliche, aber doch zugleich unendlich Unbegreifliche stets das Wunder vor, von dem wir leben, das unbegreiflich Neue, das Undenkbare, das doch Tatsache, das Unmögliche, das doch Wirklichkeit wird. Er erhält uns damit zeitlich und ewig lebendig. „Der Geist ist es, der lebendig macht."

Aber ein Anderes soll diesmal stärker hervorgehoben werden. Wir geraten, sowohl die Völker, Kulturen, Religionen, als die einzelnen Menschen mit ihren Taten und Schicksalen immer wieder nicht bloss in Erstarrung, sondern auch in Verstörung hinein. Die alte tragische Grundwahrheit der Geschichte wiederholt sich immer wieder im Einzelnen: es ist Schöpfung da, aber über die Schöpfung kommt Verwüstung und Tod, und dies im Grunde immer aus Schuld, welche Schuld im Grunde immer Abfall ist. So wird die grosse Geschichte wie die des Einzelnen immer wieder in die Herrschaft des Todes verstrickt. Kulturen, Religionen und die von ihnen beherrschten Völker erstarren, aber sie erstarren nicht bloss, son-

dern geraten tief ins Falsche und Verkehrte, und so tun die einzelnen Menschen. Es ist vielleicht die gleiche Tatsache, die wir ausdrücken, wenn wir sagen, dass wir mit unserem Leben, sowohl Völker, Kulturen und Religionen als einzelne Menschen, immer wieder an einen Punkt gelangen, wo wir von uns aus nicht mehr weiter können. Wir wollen vielleicht gerade aus dem Falschen und Verkehrten hinaus, neuer Wahrheit dienen, neue Ziele verwirklichen, aber wir k ö n n e n nicht, die Kraft versagt. Es kommt im Leben der Völker, Kulturen, Religionen wie in dem des Einzelnen zu einem toten Punkt: es sollte als Voraussetzung des Besseren etwas da sein, was eben nicht da ist, es sollte etwas sozusagen in unserer Natur sein, was nicht darin ist. Man sollte über sich selbst hinauskommen, d. h.: das Unmögliche möglich machen, das Undenkbare, d. h. das, was wir, so wie wir sind, nicht einmal denken können, nicht einmal fühlen können, denken und fühlen, sollte über seinen Schatten springen. Wir wissen zwar genau, ganze Zeitalter so gut wie wir Individuen: an diesem Punkte sollten wir weiter, aber wir müssten das Wunder tun, um weiter zu kommen. An zwei Beispielen wird uns diese Tatsache unserer Zeit besonders verständlich: am Kampf gegen den K r i e g und an der s o z i a l e n F r a g e. Wir sollten den Krieg überwinden und tragen doch den Krieg in uns, wir sollten in eine neue Gemeinschaft hinein und sind doch mit dem ganzen Egoismus der alten Ordnungen belastet. Wir sollten, was wir nicht können, weil an Stelle jener Kraft, die wir dafür nötig hätten, das Nichts ist. Allerdings, so schmerzlich dies ist, so ist noch schmerzlicher jenes andere, dass wir, die Generationen, die Familien, die Individuen, so furchtbar belastet sind durch Vergangenheit, Schicksal, Vererbung, ach, und vor allem durch die finsterste aller Belastungen, die Schuld, so dass keine Rettung möglich scheint, dass es sich wie Berge von Schutt, Unrat, Tragik und Fluch aufhäuft. Wie ringt oft ein Mensch — und bist nicht du dieser Mensch? — mit irgend einer dunklen Gewalt, einem überstarken Naturtrieb, oder einer schlimmen geistigen Leidenschaft, er ringt Jahr und Jahrzehnte und ringt, scheint es, umsonst; umsonst auch scheint das Ringen anderer mit ihm, das Ringen der Besseren mit furchtbaren Volkslastern und Volksverderbnissen, das Ringen der Führer und Propheten mit ganzen Zeitaltern — umsonst: Ersticken und Erstickenlassen, Sterben und Sterbenlassen allein scheint übrig zu bleiben.

Ja, wenn Pfingsten nicht wäre, wenn wir nicht an Pfingsten glauben dürften! Hier zeigt sich eben, wie wir die Wahrheit, die Pfingsten verkörpert, die Neuschöpfung, nötig haben, wenn wir wirklich leben, wenn wir gar — was übrigens wohl das Gleiche ist — dem Reiche Gottes dienen wollen.

Und es g i b t Neuschöpfung! Es gibt sie, weil es einen leben-

digen Gott gibt, der für uns der lebendige Christus geworden ist. Dieses Pfingstwunder *ist* geschehen und geschieht. Es geschieht auf seine Weise in der *Natur*. Diese ist betändige Schöpfung, also Neuschöpfung. Im Frühling tritt uns dieses Wunder besonders deutlich und überraschend entgegen. Schöpfung ist überall Wunder, unbegreiflich, eine Welt aus dem Nichts rufend. Es wäre gut, wenn wir dieses Wunder frischer, kindlicher, stärker empfänden, wenn die Seele selbst Wunder bliebe, das heisst lebendig, sich selbst und anderen immer neu und frisch, aus Gott quellend und darum dem Wunder offen. Es ist durchaus sinnvoll, dass wie Ostern in die Zeit des kämpfenden, so Pfingsten in die des siegreichen, quellenden, flutenden Lebens der Natur, in das Hochzeitsfest der Natur, fällt. Aber freilich handelt es sich bei Pfingsten um ein anderes Wunder als bloss das der Natur, nämlich gerade um das Wunder der Ueberwindung der blossen Natur durch den *Geist*, und zwar nicht den durch blossen Intellekt, der mit Gedanken und Technik die Natur unterwirft, um im Grunde selbst von ihr unterworfen zu werden, sondern denjenigen Geist, der eben der *heilige* Geist ist, der aus Gott, dem Heiligen strömt und zu ihm führt, der von Christus kommt und Christusleben schafft. Die Neuschöpfung, von der Pfingsten redet, ist die Fortsetzung der Auferstehung, die Sieg über Schicksal, Schuld und durch Schuld verursachten Tod bedeutet, sie ist das stets neue Aufbrechen des Reiches in Menchenwelt, Menschenwesen und Menschengeschick.

Auch *dieses* Pfingsten, *diese* Neuschöpfung gibt es. Davon zeugt im Grunde die ganze Geschichte des Reiches Gottes. Das Reich Gottes, das durch die Geschichte geht, bald sie überhöhend und richtend, bald in sie eingehend, sich mit ihr verbindend, ist eigentlich immer dieses Pfingstwunder: das Auftreten des unerwartet und unbegreiflich Neuen in Gestalt von Menschen und Bewegungen, besser gesagt, von Gottestaten, die dann von Menschen und Bewegungen aufgenommen werden. Diese sind immer anders, als man sie erwartet hatte oder erwartet hätte, sie sind darum auch immer anstössig und um so anstössiger, je grösser die Gottestat in ihnen ist. Sie kommen immer, wenn grosse Not ist und Rettung unmöglich scheint, wenn man an ein Ende gekommen ist und nicht mehr weiter weiss. Sie kommen immer als Wunder. Was für ein Wunder war es, als unter das arme, hoffnungslose, hebräische Sklavenvolk, das in Aegypten Ziegel strich, plötzlich der Mann aus der Umgebung des Gott-Kaisers trat, nicht ein Mitziegelstreicher — das wäre kein Wunder gewesen, der hätte nur mit dem Interesse der anderen das selbstverständliche Eigeninteresse vertreten, nein, der Mann, der damit, dass er zum Volke kam, seine ganze Laufbahn zerstörte, der Mann, der ganz grundlos allen Glanz einer weltlichen Stellung verliess, um der Befreier der Verachteten zu werden. Kein Wunder,

dass das für diese Proletarier und Sklaven, die verlernt hatten, irgend einen „Idealismus" für möglich zu halten und die in ihrem Zustand mit dem Glauben an Gott auch den an den Menschen verloren hatten, ein Wunder war, dem sie nicht trauten. Und so war es, um mit Grösserem Kleineres aber auch Grosses zu vergleichen, als zu dem modernen Sklavenvolk des Industrieproletariates nicht Mitproletarier und Mitsklaven kamen — das wäre wieder sehr begreiflich gewesen — sondern ausgerechnet Marx, Engels, Lasalle und Jaurès, Menschen aus den oberen Sphären der Gesellschaft, die auf anderen Wegen zu Ehren und Ruhm hätten gelangen können und zum Teil schon gelangt waren, aber mit den Verachteten Verachtete sein mussten und es sein wollten, weil Gott sie trieb, der gleiche Gott, der Moses getrieben, auch wenn sie ihn nicht kannten — er kannte ihn ja lange auch nicht! Der sog. Geschichtsmaterialismus mit seiner Erklärung der Geschichte aus dem ökonomischen Klasseninteresse hat Recht für das Tiefland der Geschichte, er wird an ihren Höhepunkten zuschanden. Ein Wunder sind jeweilen auch die grössten Propheten Israels gewesen, darum auch unbegriffen — was für ein Rätsel war z. B. Jeremias, wie unerhört in seinem Reden und Tun! — und darum meistens verfolgt und geächtet. Als ein Wunder ist, ebenfalls ein Retter in der schweren Not einer ganzen Zeit, ein Franziskus aufgetreten, etwas völlig Neues, vorher Undenkbares, etwas völlig Unerfindliches und doch gerade das, was nötig war, was nur keiner so voraus gesagt hätte. Als ein Wunder erschienen auch die Reformatoren, jeder auf seine Art, als das Selbstverständliche, das alle Sehnenden erwartet hatten, und doch ganz anders in der Form, so überraschend, dass viele Sehnenden es gar nicht als das Erwartete erkannten, es sogar verwarfen — als eine neue Schöpfung. Und all das fasst sich zusammen, steigert sich, vollendet sich in dem Einen, der das Zentralwunder der Geschichte ist. In ihm erreicht die Paradoxie all dieser Neuschöpfungen ihren Gipfel. Er ist der Erwartetste und Selbstverständlichste, der, auf den die Völker geharrt und den jede Menschenseele ersehnt, der Menschensohn, der Mensch, der Bruder; er ist darum jedem sofort vertraut: so muss er sein, so musste er kommen, so begreift ihn jeder, so ist er jedem nahe, und doch ist er ein Rätsel durch und durch, an dem alle Zeitalter — gottlob! — umsonst herumraten, und doch ist er völlig unerfindlich, die unerfindlichste Gestalt der Geschichte, so unerfindlich und undenkbar, dass nach dem Gesetz: les extrêmes se touchent, immer wieder die Versuchung entstanden ist, ihn für eine Erfindung zu halten. In beidem aber, seiner Selbstverständlichkeit und seiner Wunderbarkeit, steht er da als d a s Zeichen, dass der Gott, der die Geschichte lenkt und der sein Reich über sie und in ihr heraufführt, der Gott der wunderbaren Neuschöpfung ist. Es bricht immer wieder, besonders in Zei-

ten der Not und ratlosen Verlegenheit, aus seinen Tiefen das rettende, offenbarende Wort, es geht immer wieder aus Todesnächten sein Ostermorgen auf, es wälzt immer wieder seine starke Gotteshand den Stein von des Grabes Tür; er sendet immer wieder seinen Geist aus, dass das Pfingstwunder wird und die Gestalt der Erde sich erneuert. Wo sich Irrtümer, Sünden, Verderbnisse bergehoch angehäuft haben, so dass keine Rettung mehr möglich scheint, da kommt ein Retter, kommt eine Wendung, kommt ein Erdbeben, kommt ein Feuer. Wo unzugängliche Höllen scheinen, steigt Christus in Gestalt von Christusmenschen in die Höllen hinab, sie zu zerstören. Was unglaublich, undenkbar schien, immer wieder wird es Wirklichkeit. Unzugänglich schien die Hölle unserer Gefängnisse — da stieg eine Elisabeth Frey hinab; unzugänglich die Hölle der Prostitution, da stieg eine Josephine Butler hinab; unzugänglich die Hölle des Elendes der Blinden, Tauben, Schwachsinnigen, Epileptischen, Irrsinnigen, da stiegen Scharen hinab, von Vinzenz von St. Paula bis zu Vater Barnardo, und immer neue steigen hinab und immer tiefer steigen sie hinab, bis es eines Tages keine Höllen mehr gibt und Gottes Herrlichkeit im Menschen über die Erde glänzt.

Was die Geschichte im Grossen zeigt, das zeigt ebenso die Erfahrung mit den einzelnen Menschengeschicken. Es gibt — allem nur zu berechtigten Zweifel zum Trotz — immer wieder Umwälzungen der merkwürdigsten Art im Leben der Menschen. Eine solche Umwälzung haben ja irgendwie auch alle jene Grossen erfahren, die Träger neuer Entwicklungen der Menschengeschichte geworden sind. Aber auch im Leben kleiner Menschen, gewöhnlicher Menschen sind sie zahlreicher als man glaubt. Trinker werden dem Dämon des Alkoholismus, Dirnen den Ketten des Lasters entrissen und werden rein, ja, in einzelnen Fällen sogar Heilige; Generäle werden zu Antimilitaristen, Gewalttäter zu Pionieren der Demut und Liebe. Es gibt Befreiungen aus Kerkern, die jedem Schlüssel zu trotzen schienen. Mathilde Wrede hat im Verlauf einer Stunde einen wilden, vielfachen Mörder in einen stillen Büsser verwandelt. Freilich ist es nicht das eigene Ringen, das zum Ziele führt, es ist die gewaltige und wunderbare Gotteshand, die in ein Leben eingreift und das Unmögliche möglich macht. Ihr W e r k z e u g können Menschen werden. Die Kraft aber, in der Gottes Wille mit dem des Menschen verbunden dies Wunder tut, ist d e r G l a u b e. „Nichts ist unmöglich dem, der da glaubt.“ „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr Glauben hättet eines Senfkorns gross, so würdet ihr zu diesem Berge sprechen: hebe dich weg, und er würde sich wegheben und nichts würde euch unmöglich sein.“ Glaube, dass alles, was an Belastung, an Irrtum, Fluch und Verderbnis, an fremder und eigener Schuld auf deinem Leben liegt, abgewälzt, umgewandelt, erlöst, zu Segen werden kann für dich und an-

dere, und es *wird* geschehen; glaube nur! Glaube, dass die Kette, die dich so furchtbar bindet und ewig wund reibt, dieser Trieb, diese Leidenschaft, diese Sinnlichkeit, dieser Ehrgeiz, dieser Machtdrang, dieser Egoismus, von Gott zerbrochen werden kann, und sie wird zerbrochen. Das Wunder *wird* geschehen. Es wird geschehen von dem heiligen Geist aus, von dem Schöpfer-Gott aus, der in Christus lebt und an den du dich drängen musst. Fürchte dich nicht — die Furcht ist der Satan! — glaube nur!

Es gibt Schöpfung aus dem „Nichts". *Jede* Schöpfung ist Schöpfung aus dem Nichts. Dieses vielverspottete Dogma ist die Grundwahrheit der Welt. Sie ist das Lebensgeheimnis selbst. Darum gilt es, nicht zu verzagen, wo wir vor dem Nichts stehen, dem Nichts der Vergangenheit, die uns Belastung und Verstörung gebracht hat, dem Nichts der Zukunft, die keine Möglichkeit zeigt. Hier eben setzt ja Gott ein, und es ist die Meinung der Bibel, die alle tiefen Geister bestätigen, dass Gott sogar am besten dort wirken könne, wo das Nichts sei, wo ihm nicht irgend ein hochmütig und satt machender, sittlich oder religiöser oder sonstiger Besitz im Wege stehe. „Selig sind, die geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich." Freilich wird dadurch das Tun des Menschen nicht unnütz. Der Mensch muss seine Hand ausstrecken, muss mit den Nöten, den Unmöglichkeiten, den Dämonen ringen, aber das Wunder tut Gott allein und die Erlösung *bleibt* ein Wunder. Gewiss wird dieses immer *vorbereitet*, sowohl in der grossen Geschichte, als im Leben des Einzelnen. Es gibt auch im Reich des lebendigen Gottes einen Evolutionismus, auch es ist organisch, weil es sittlich und persönlich, nicht magisch ist. Aber wenn es auch heisst: „Als die Zeit erfüllet war," so heisst es doch weiter: „Da sandte Gott seinen Sohn." Jenes ist die Vorbereitung durch die Entwicklung, dieses die schöpferische Gottestat, die Ueberraschung und Wunder bleibt. Das Wort spricht die Ordnung der ganzen Welt Gottes aus. Aus beiden Faktoren bildet sich die Geschichte des Reiches Gottes, in der grossen Menschenwelt wie in jedem mit Gott verbundenen Menschenleben.

Darum, ihr Freunde, wie Schweres, Unwiederbringliches auf jedem von uns laste, wie viel Fluch und Tod, wie gross auch die Not unserer ganzen Epoche sei, wie tödlich ihre Verderbnisse, wie schwer alles Vorwärtskommen, wie unmöglich die Ueberwindung des toten Punktes: lasset uns an das Pfingstwunder glauben. Es gibt Neuschöpfung. Ueberraschend, unglaublich, wann und wie wir sie am wenigsten erwarten, wird sie hervortreten, sobald die Zeit erfüllt ist, Gottes Erlösungstat an uns und der Welt.

L. Ragaz.

Der Kampf zwischen Freiheit und Autorität in unserem Geschlecht.[1])

Verehrte Versammlung!

Zu den grössten Ueberraschungen dieser an Ueberraschungen reichen Zeit gehört der plötzliche Umschwung einer Bewegung auf die Freiheit hin zu einer auf Autorität hin. Er hat zu dem seltsamen, den meisten unerwarteten Kampf zwischen Autorität und Freiheit in unserem Geschlechte geführt, von dem wir in dieser Stunde reden wollen.

Im Zentrum dessen, was wir die Neuzeit nennen, steht eine fortlaufende, sich immer mehr ausbreitende, alles Leben erfassende Freiheitsbewegung. Es öffnet sich zu Beginn dieser Periode, am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in der Zeit der Renaissance und Reformation, ein Feuerherd von unendlicher Kraft und Tiefe. Aus ihm brechen immer neue Glutströme hervor, die sich vom Zentrum aus immer mehr in die Breite des Lebens ergiessen. Der Feuerherd selbst ist die neu gewonnene, neu erlebte religiöse und menschliche Freiheit. Aus ihr entsteht mit innerer Notwendigkeit jene Bewegung, die wir den Liberalismus nennen, deren ursprünglicher Sinn die Befreiung des einzelnen Menschen von der Herrschaft staatlicher und kirchlicher Zwangsgewalt ist und deren Losung daher „Freiheit" lautet. Aus ihr jene noch umfassendere demokratische Bewegung, die in der Freiheit die „Gleichheit" schaffen will, indem sie jeden Menschen als dem andern gleichwertig erklärt und ihm darum ein entsprechendes Recht in der menschlichen Gemeinschaft verschaffen will. Aus ihr endlich auch die soziale Bewegung, die diese Freiheit und Gleichheit dadurch erfüllen und sichern will, dass sie die Zusammengehörigkeit und gegenseitige Verantwortlichkeit der Menschen betont, und deren Losung darum die „Brüderlichkeit" ist. In der französischen Revolution, deren idealen Schlachtruf diese dreifache Losung ja bildet, gelangt die Freiheitsbewegung der Neuzeit zu einem vulkanischen Ausbruch, der die Welt erschüttert. Insofern kann man die französische Revolution als das Mittelpunktsereignis dieses ganzen Zeitalters erklären. Aber

---

[1]) Ich habe mich zur Veröffentlichung dieses Vortrages, den ich letzten Winter in der „Akademia" von Olten gehalten, entschlossen, trotzdem ich einiges davon in den „Neuen Wegen" und anderwärts schon ausgesprochen habe und ich es nicht weglassen kann, weil sonst der Zusammenhang leiden würde. Das Problem als Ganzes ist bisher von uns noch wenig behandelt worden. Es ist aber von fundamentaler Wichtigkeit und führt ins Herz der Zeitbewegung. Ich möchte es am liebsten als das Problem der Freiheit und ihrer Aussichten und Bedingungen in unserer Zeit bezeichnen.

die Bewegung geht weiter. Sie hat an diesem Ereignis sozusagen einen neuen Ausgangspunkt gefunden. Immer allgemeiner setzt sich die liberale, die demokratische, die soziale Bewegung durch und diese wird immer mehr zur beherrschenden. Die Freiheitsbewegung ergreift immer neue Menschenschichten und Lebensgebiete. Der Industriearbeiter verlangt in Politik und Arbeitsprozess eine würdigere Stellung; es entsteht die Arbeiterbewegung. Die Frau fordert ihr volles Menschentum; es entsteht die Frauenbewegung. Die Jugend begehrt ihr Recht auf eine vom Willen der Aelteren unabhängige Entwicklung; es entsteht die Jugendbewegung. Ja, sogar das Kind erhebt, freilich nicht durch den eigenen Mund, aber durch den vieler und bedeutender Sachwalter, den Anspruch, nicht bloss als Geschöpf und Besitz der Erwachsenen betrachtet, sondern in seinem eigenen Wert und in seiner eigenen Art verstanden zu werden. Dieser Bewegung gesellt sich die andere, die der zweiten Kindheit, dem Alter, wieder mehr Würde und Sicherheit verleihen will und deren stärkster Fürsprecher unter uns vielleicht Jakob Bosshart geworden ist. Weiter dehnt sich die Bewegung aus zu den Kranken und Armen, den Verkrüppelten und Verkürzten, den vom Laster Geknechteten, den Verbrechern — alle will sie befreien, alle in das Licht eines wahren Menschentums heben. Denn diese Freiheitsbewegung ist immer zugleich eine humanistische Bewegung, eine Bewegung auf die vollere Menschwerdung des Menschen hin. Und noch weiter breitet sie sich aus: Sie befreit Wissenschaft und Kunst von jeder staatlichen und kirchlichen Bevormundung. Sie zerbricht tausend Fesseln der Sitte, die den Menschen banden. Sie fordert für jeden Einzelnen das, was wir Glaubens- und Gewissensfreiheit nennen. Sie setzt in den Kirchen selbst, wenigstens in den protestantischen, Demokratie und freie Bewegung und für die Behandlung der religiösen Vorstellungen und geschichtlichen Urkunden freie Forschung und Kritik durch. Sie vertritt in Schule und Erziehung das Recht der Individualität und darum den Grundsatz des psychologischen Verstehenwollens und einer möglichst grossen Autonomie des Zöglings. Die Selbstregierung der Schule durch freie Organisation wird zur Losung. Ueberhaupt wird diese ganze Freiheitsbewegung immer mehr — und das trotz dem Wachstum des Sozialismus — zu einer Durchsetzung des Individualismus, ja Subjektivismus im Zentrum und im ganzen Umkreis des Lebens. Goethe und Schleiermacher, Kierkegaard und Vinet, Lagarde und Carlyle sind alle, wenn auch jeder wieder auf andere Weise, Vorkämpfer und Bahnbrecher des Rechtes und Wertes, den der Einzelne hat. Die reiche Ausbildung des persönlichen Lebens wird für ein ganzes Geschlecht das verlockende Ziel alles Strebens. Auch ein Nietzsche wird von vielen in diesem Sinne verstanden, und die Ver-

herrlichung des Helden und starken Menschen, des Genies und des Wikingers, mündet in den gleichen Strom. Es ist eine leidenschaftliche, berauschende Freude an der Freiheit und Herrlichkeit des Menschen und an der Ausbreitung dieser Freiheit in alle Weiten und Tiefen der Menschenwelt.

Als nun mit dem Weltkrieg urplötzlich die Katastrophe unserer Kultur kam, da erschien sie auch vielen von denen, die den Katastrophencharakter dieses Ereignisses wohl erkannten, doch zugleich als Anbruch eines neuen Freiheitstages. Der Krieg selbst wurde von einem grossen Teil der Kämpfer geführt als ein Befreiungskrieg, als Krieg der Befreiung vom Kriege, als Kampf der Demokratie gegen den Absolutismus, des Rechtes gegen die Gewalt. Als diese leuchtenden Verheissungen des Anfangs in der Finsternis der weiteren Kriegsjahre unterzugehen schienen, da erscholl durch den Mund Wilsons von jenseits des Ozeans her lauter und lauter jene wundersame Botschaft, die die Welt zuerst beinahe lächerlich fand, auf die sie dann aber mit steigender Aufmerksamkeit und zuletzt mit Enthusiasmus hörte — die Botschaft von der Ersetzung der Gewalt im Zusammenleben der Völker durch das Recht und damit des Krieges durch den Frieden, vom gleichen Recht der kleinen Völker wie der grossen auf volle Selbständigkeit, wie auf freien Zugang zum Meer und freie Benutzung der grossen Verkehrswege der Menschheit, vom Selbstbestimmungsrecht der nationalen Minderheiten, von einem freien Bund aller freien Völker zur Herbeiführung eines solchen Zustandes der Welt. Eine gewaltige demokratische Bewegung erfasste wirklich die Welt. Von neuem erfüllte ein Rausch der Freiheit die Gemüter. Eine neue politische, soziale, kulturelle Welt wartete hinter dem Krieg. Ueber alle Klassen und Parteien hinweg, sie vielfach einigend, flutete diese Erwartung. Und wirklich — es stürzten eine ganze Reihe von alten Absolutismen, ja Despotismen zusammen. Es entstand der Völkerbund. Es brauste die soziale Revolution durch die Länder Mittel- und Osteuropas und warf einige ihrer Wellen über die ganze Welt. Die afrikanischen und asiatischen Völkerschaften, die bisher das Joch Europas getragen, richteten sich auf. Gewaltig gärte und brandete in allen Weiten und Tiefen der Menschenwelt die alte Freiheitsleidenschaft auf.

Ich möchte, verehrte Versammlung, durchaus nicht behaupten, dass diese Freiheitsbewegung, wenn auch nur vorläufig, völlig zu Ende gekommen sei. Sie geht in gewissen Formen ununterbrochen vorwärts. Aber die bei weitem überwiegende Tatsache der Gegenwart und wahrscheinlich einer ganzen Geschichtsperiode ist nicht mehr die Bewegung auf die Freiheit, sondern die auf die Autorität hin. Das anzuerkennen ist für einige von uns, Aeltere und Jüngere, ein grosser Schmerz. Denn Freiheit und Demo-

kratie sind uns Lebensluft und Lebensnotwendigkeit. Auch für uns konzentrierte sich alle Hoffnung für die Zukunft in der Hoffnung auf einen Fortschritt der Freiheit, vielleicht verbunden mit einer neuen Liebe. Nichts fällt uns schwerer, als uns plötzlich in den Gedanken zu schicken, dass wir einer Zeit entgegen gingen und schon darin stünden, die gerade der Freiheit, unserer stärksten Leidenschaft ganz ungünstige Aussichten gewähre. Und doch scheint diese Erkenntnis unentrinnbar. Als eine grosse, leidvolle Ueberraschung ist sie nach und nach über uns gekommen. Ueberrascht hat uns, obwohl das ja zu erwarten war, dass mit dem Ausbruch des Krieges wir uns sofort und in steigendem Masse einer Reihe von Freiheiten ganz oder zum Teil beraubt sahen, die uns zu Selbstverständlichkeiten geworden waren, der Freiheit des Reisens, der Freiheit des Kaufens und Verkaufens, des Essens, der Erwärmung unserer Zimmer, des Wohnungsgebrauches, ja, in ziemlichem Masse auch der Freiheit der Presse und der Versammlung. Ueberraschend war, mit welcher Selbstverständlichkeit auch da, wo es wohl nicht nötig gewesen wäre, zivile und militärische Autoritäten sich über die bisherigen demokratischen Ordnungen hinwegsetzten, aber noch überraschender, wie gern die Völker sich dies gefallen liessen und wie schwer es war, einen wirksamen Widerstand dagegen zustande zu bringen. Schon von hier aus musste sich die Erkenntnis aufdrängen, dass der Freiheitsgeist in unserem Geschlechte stark abgenommen habe. Dazu gesellten sich andere, noch tiefer greifende Erfahrungen. Wir beobachteten, wie Menschen, die vorher für die Freiheit geschwärmt hatten, auf einmal ebenso stark für Ordnung und Disziplin erglühten. Diese Beobachtung zeigte wieder, wie wenig tief jene moderne Freiheit gegründet war und gab überhaupt zu allerlei Reflexionen Anlass. Dann kamen die noch grösseren Ueberraschungen. Mit Staunen, zuerst ganz ohne Verständnis, wie vor einer wildfremden Erscheinung standen wir, denen Demokratie eine selbstverständliche Sache, namentlich für alle Fortschrittsbewegungen war, vor der Forderung einer sozialistischen Diktatur, jener Diktatur des Proletariates, die inzwischen zu einer so bedeutsamen Tatsache unseres Zeitalters geworden ist. Lenin tauchte als riesige Rätselerscheinung mitten aus einer demokratischen Geschichtsperiode auf. Aber nicht viel weniger rätselhaft war uns Mussolini. Das Rätselhafte bestand ja in beiden Fällen nicht darin, dass ein in seiner Art bedeutender starker Mensch zu einer despotischen Herrschaft über andere gelangte — wir hatten das Phänomen Napoleon noch nicht vergessen und auch Cromwell nicht, obschon wir Mussolini nicht neben sie stellen möchten — das Rätselhafte bestand vielmehr darin, dass diese Diktatur auch theoretisch gerechtfertigt, und umgekehrt die Demokratie verächtlich gemacht

wurde. Und das Rätselhafte war, dass diesen beiden entgegengesetzten und doch artverwandten Theorien und ihren Vertretern gerade die Jugend enthusiastisch zujubelte. Das musste eine völlig andere Jugend sein, als wir einst waren. Da mussten in den Seelen seltsame Veränderungen vorgegangen sein, ein völliger Umschlag, etwas von dem, was man in der Biologie eine Mutation nennt, ein plötzlicher, vielleicht lang vorbereiteter, aber nun doch fast wie ein Mirakel plötzlich und seltsam eintretender Sprung in der Entwicklung.

Aber die Ueberraschungen gingen weiter. Es erfolgte, fast unvermutet, der Gegenstoss gegen den Individualismus und Subjektivismus. Man fing an, die objektiven Mächte zu betonen: Staat, Kirche, Ueberlieferung, feste Lebensformen. Offenbar war man der Subjektivität gründlich müde. Anstatt der freien Kritik wurde wieder der Glaube betont, anstatt des mehr subjektiven und schwankenden Gefühls die Erkenntnis, anstatt des Erlebens das Denken, anstatt des Eros der Logos.[1]) Aus dem Relativismus heraus strebte man nach dem Absoluten und damit nach einer Ueberbietung aller bunten Subjektivismen durch die Eine, alle bindende und verbindende Wahrheit. Sogar das Dogma fing man wieder zu schätzen an, eine Wendung zur Kirche wurde offenbar. Die freie Kritik trat zu Gunsten einer neuen Autorität der Bibel zurück. Da, wo man vor kurzem noch Psychologie getrieben, treibt man nun Theologie, wo man vorwiegend die menschlichen Faktoren gesehen, erblickt man Offenbarung. Die Begeisterung für den Menschen hat einem entsprechend grossen Pessimismus Platz gemacht. Statt von den Grenzen der Religion redet man von den Grenzen der Humanität. Ja, man sieht Gott seiner Ehre beraubt, wenn dem Menschen irgend eine Ehre angetan wird. — Die gleiche Entwicklung wie im religiösen ging im sozialen Bewusstsein vor sich. Im Leben der freien Gemeinschaften fing der Begriff des Führertums eine immer grössere Rolle zu spielen an. An Stelle der Sehnsucht nach Selbständigkeit trat die nach Unterordnung und der Durst nach Freiheit wurde abgelöst durch den nach Gehorsam. In Schule und Erziehung begann man über die Versuche demokratischer Organisation und Selbstregierung zu lachen. Disziplin und Autorität kamen wieder zu Ehren, bis zur Begeisterung für die Prügelstrafe. Mit wahrer Leidenschaft warf sich eine Jugend, die vorher eine geradezu krankhafte Scheu vor allem, was nach Autorität oder Einfluss der älteren Generationen aussah, gezeigt hatte, irgend einem der sogenannten Führer in die Arme, die so zahlreich auftauchten, wie Pilze nach einem warmen Regen. Ganze Schulklassen erklärten

[1]) Das bedeutet etwa: an Stelle des unentstellbaren Lebensdranges die ordnende Vernunft.

sich bei uns in der Schweiz für die Monarchie. Demokratie, aber auch Pazifismus, Sozialismus und Aehnliches wurden zu einer Lächerlichkeit. Und weil die ganz und gar äusserliche Gewalt so recht das Gegenteil der eigenen Vernunft ist, so erweckte sie gerade die Begeisterung derer, die vorher jeden Zaum verschmäht hatten, auch der Idealisten unter ihnen. Selbstverständlich fehlte es auch nicht an bedeutenden Schriftstellern, die für diese neue Modestimmung die nötigen Losungen ausarbeiteten. Vielleicht der einflussreichste unter ihnen ist lange Zeit Oswald Spengler gewesen. Er hat unserer Jugend das Wort vom Herrenmenschen durch Uebersetzung in die Zeit des Autos und des Grosstrustes wieder schmackhaft gemacht. Aber viel tiefer hatte, gerade hierin von wenigen verstanden, der unvergleichlich grössere und originellere Friedrich Nietzsche diese Entwicklung vorausgesagt und gefordert. Es ist eine falsche Deutung, wenn man Nietzsche zu einem Vertreter des Individualismus macht. Gerade er ist es vielmehr gewesen, der gezeigt hat, dass der Individualismus zu der Demokratie gehört, dass er das eigentliche Wesen der Demokratie ausmacht. Was er selbst will, das ist nicht mehr ein chaotischer Individualismus, sondern umgekehrt die Ueberwindung des Individualismus durch eine neue Organisation der Gesellschaft, in der eine strenge Rangordnung, eine Hierarchie herrscht. Sein Uebermensch ist fast eher ein Kollektivwesen als ein Individuum. Etwas von diesem Denken ist, freilich verflacht und verroht, sowohl im Faschismus, wie im Bolschewismus wirksam. Ein anderer, wahrhaft grosser, ja gewaltiger und zugleich prophetischer Geist, Dostojewski, hat, freilich mit Grauen, die Zukunft ähnlich gesehen. In seinem berühmten und grossartigen Gespräch zwischen dem Grossinquisitor und Jesus eröffnet er uns den Ausblick auf eine Entwicklung, in der eine überragende Autorität, die er sich als die römische Kirche denkt, den modernen Volksmassen das gewährt, was sie im Grunde allein wollen: Brot, sie dafür aber nur um so fester in den Zügel der Autorität nimmt. In der Tat, wenn es Zeiten gegeben hat, in denen einzelnen Menschen, ja ganzen Geschlechtern, Freiheit das war, das sie begehrten und um dessentwillen sie, wenn nötig, das Brot drangaben, so scheinen die heutigen Menschen wenig nach Freiheit zu hungern, sich vielmehr immer mehr damit zufrieden zu geben, wenn sie Brot erhalten und dafür auf die Freiheit ohne allzuviel Widerstreben zu verzichten.

Kurz: es ist nicht zu verkennen, dass wir in eine Periode der Autorität eingetreten sind. Ich verstehe unter Autorität, ohne diese Grundtatsache des menschlichen Lebens durch eine Definition erschöpfen zu wollen, eine Macht irgendwelcher, seis politischer, seis sozialer, seis religiöser Art, die über des Menschen eigene

Einsicht und Kraft hinausreicht, die vom Menschen zunächst Gehorsam verlangt, die er über sich sieht, der er sich willig unterwirft. Nach dieser Seite schlägt nun das Pendel der Weltbewegung aus. Der Liberalismus (das Wort im allgemeinsten Sinne verstanden) ist vorläufig erledigt. Es gibt, vielleicht von einigen Oasen abgesehen, keinen Liberalismus mehr. Er ist als lebendige Bewegung absolut aus der Stimmung der Zeit verschwunden, auch wenn ein Teil seines Erbes einen wichtigen Bestandteil unserer Kultur bildet. Aber es gibt wenigstens in der abendländischen Welt überhaupt wenig Freiheitsleidenschaft mehr. Ihre Leidenschaft geht auf andere Ziele. Es sind, vorläufig wenigstens, böse Zeiten für die Freiheit und die, die die Freiheit für sich und andere lieben. Ja, man muss beim Blick auf gewisse Erscheinungen der Zeit geradezu von einem Durst nach Knechtschaft im heutigen Geschlecht reden. Ruimus in servitium.[1])

Wie sollen wir uns diese Erscheinung erklären?

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Die religiös-soziale Konferenz in Bern.[2])

Es war für die älteren Teilnehmer an der religiös-sozialen Bewegung ein eigenes Gefühl, als sie sich wieder, nach einer so langen Unterbrechung, an einer gesamtschweizerischen Konferenz fanden. Wie würde sich die Bewegung jetzt darstellen, nachdem wir inzwischen einen Weltuntergang erlebt und die Bewegung selbst grosse und mannigfaltige Krisen und Veränderungen durchgemacht? Würde sie sich überhaupt als lebendig erweisen oder die ganze Zusammenkunft sozusagen etwas Posthumes[3]) haben?

Diese Fragen sind, wie mir scheint, durch die Berner Konferenz

[1]) Wir stürzen uns gierig in Knechtschaft.

[2]) Es sei bei diesem Anlass wieder ein Wort von dem Ausdruck „religiös-sozial“ gesagt. Nichts ist verkehrter, als dahinter eine besondere Bedeutung zu suchen. Es soll einfach jene Verbindung zwischen dem religiösen Glauben und dem sozialen Problem bezeichnen, die zum Kern der ganzen Bewegung gehört. Rein zufällig ist der Ausdruck später beibehalten worden und zwar besonders auch darum, weil „christlich-sozial“ schon einen festgelegten Sinn hat und zwar einen ganz andern, als das, was wir vertreten. Es bedeutet in Deutschland die Stöckersche Richtung und bedeutet in der Schweiz, wie in Oesterreich und anderswo, ungefähr so viel wie „katholisch-sozial“ oder gar „katholisch“. Freilich ist es etwas seltsam, dass gerade eine Bewegung „religiös-sozial“ heissen soll, die so stark den Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes und das Problematische aller blossen „Religion“ hervorhebt. Man mag also unsertwegen das Wort vermeiden, aber man soll auch nichts besonderes dahinter suchen und es hat keinen Sinn, sich darüber aufzuregen.

[3]) Das heisst etwas, was nach dem Tode kommt.

auf ganz bestimmte Art beantwortet worden. Die nach der Lebendigkeit hat ohne Zweifel eine Bejahung erfahren. Trotzdem nur auf eine recht diskrete Art eingeladen worden war und die Zusammenkunft den Charakter einer mehr vertraulichen Aussprache trug, stellten sich zu den Versammlungen etwa 120 bis 150 Menschen ein, die sich aus allen Volkskreisen zusammensetzten (Regierungsräte und Bundesräte ausgenommen!). Man konnte auch eine frohe und zuversichtliche Stimmung der gemeinsamen Sache gegenüber feststellen. Diese lebt und steht noch lange nicht am Ende ihres Weges. Ich glaube sogar auf Grund mancher Erfahrungen, dass sie noch viel lebendiger und aussichtsreicher ist, als sie ich in Bern darstellte und dass ihre beste Zeit erst im Kommen ist. Was aber ihre jetzige Gestalt betrifft, so musste ein Kundiger etwa gegenüber der letzten vorausgegangenen gesamtschweizerischen Konferenz, die ebenfalls in Bern stattgefunden hatte, einen Unterschied deutlich feststellen: die Bewegung ist jetzt in der Einstellung zu den politischen und sozialen Problemen viel einheitlicher als früher. Es gab einst viel „Mitläufer", die es einmal mit uns versuchen wollten und die irgendwie von den sozialen oder religiös-sozialen Problemen berührt waren, ohne doch zu gewissen Konsequenzen bereit zu sein; diese sind inzwischen entweder ganz auf unsere Seite getreten oder andere Wege gegangen. Freilich ist in einem Punkte die Einheit (soweit sie überhaupt wünschenswert ist) noch nicht völlig: in Bezug auf die Glaubensgrundlage der Bewegung. Hier bestehen — allerdings, wie mir scheint, in gemilderter Form — noch die alten Unterschiede, auf die ich nachher zurückkommen will.

Eine weitere Veränderung der Bewegung besteht wohl darin, dass sie laienhafter geworden ist, als sie lange war d. h.: dass die Theologen und vor allem das theologische Element darin eine geringere Rolle spielen. Das mag zum Teil damit zusammenhängen, dass infolge gewisser theologischer Strömungen die jüngere Pfarrergeneration auf die sozialen Probleme und ihren religiösen Zusammenhang mit einer nicht immer des Hochmutes entbehrenden Geringschätzung herunterblickt. Jedenfalls bedeutet diese Veränderung einen Vorzug, denn abgesehen von allem Uebrigen bedeutete gerade dieses Vorwalten des Theologischen ein Element der Zwietracht. Und es widersprach dem Grundsinn der ganzen Bewegung.

Mit dieser zweiten Veränderung hängt aber eine dritte zusammen. Die Bewegung hat inzwischen ganz bestimmte praktische Aufgaben gefunden, in denen ihr Sinn sich besonders deutlich darstellt. Zwei davon scheinen sich besonders heraus zu heben: der Kampf gegen Krieg und Militarismus

und die Volkshochschule, beides im umfassendsten und tiefsten Sinne verstanden. Aber auch diese beiden Aufgaben sind nur Ausdruck einer bestimmten Richtung, die die Bewegung genommen hat, der Richtung vom Glauben zur Liebe, von der Erwartung des Reiches zur Nachfolge — wobei der Glaube, wie die Erwartung freilich festgehalten werden. Ich glaube und hoffe übrigens auch, dass diese Richtung sich weiter entfalten werde. Sie kam in den Verhandlungen der Berner Konferenz vielleicht weniger zum Ausdruck, als bei andern Anlässen, aber sie bildete dennoch das neue tragende und beseelende Grundelement.

Wenn ich noch eine letzte Veränderung anführen sollte, die der Bewegung eine neue Gestalt gegeben, so wäre vielleicht die ganze Organisation zu nennen. Da ist zunächst freilich das Paradoxe zu sagen, dass jetzt die Bewegung keine Organisation mehr hat, während sie früher eine hatte. Es wird selten vorkommen, dass eine Bewegung eine solche Entwicklung nimmt; das Umgekehrte ist die Regel. Dafür haben sich, was früher viel weniger und in der deutschen Schweiz fast gar nicht der Fall war, eine grosse Zahl von lokalen und regionalen „Gruppen" gebildet. Dazu kommen einige Spezialorganisationen für einen bestimmten Zweck: die Genossenschaften für „Aufbau" und „Neue Wege", Arbeit und Bildung, Zentralstelle für Friedensarbeit und anderes, das sich loser daran schliesst. Das alles ist heute durch keine Organisation, kein Komitee, keine Statuten, keine Mitgliedschaft und keine Beiträge untereinander verbunden, hängt aber innerlich fester zusammen, als je und verwirklicht so im Kleinen einen idealen Anarchismus, besser: das Prinzip der freien Gemeinde. Der Schreibende hofft, wohl mit der grossen Mehrheit, dass es dabei bleibe.

Gehen wir nun zu der Konferenz selbst über. Ihre Gegenstände waren durch die Aktualitäten der gegenwärtigen Lage gegeben.

Das Parteiproblem d. h. die Frage nach unserem Verhältnis zu den sozialistischen Parteien, speziell zur Sozialdemokratie, war zunächst von aussen her wieder lebendig geworden und zwar durch den Vorstoss der Richtung Grimm gegen die Religiös-Sozialen, von dem in den „Neuen Wegen" einiges angedeutet worden ist. Es sei hier gleich hinzugefügt, dass dieser Vorstoss in Zürich inzwischen eine Erledigung gefunden hat, über die wir uns nur freuen können, während in Bern der Konflikt weitergeht. Es mochte wohl eine Zeitlang scheinen, als ob es zu einem grossen Kampf kommen müsse, auf den hin wir uns hätten orientieren müssen.[1])

[1]) Es ist darum eine starke Verdrehung des Sachverhalts, wenn die Grimmleute uns daraus einen Vorwurf machen, dass wir es überhaupt gewagt, in Bern die Frage unserer Stellung in und zu der Sozialdemokratie zu verhan-

Aber auch abgesehen davon war es gegeben, dass wir uns nach all den Entwicklungen dieses ungeheuren Jahrzehnts aufs neue über dieses Problem besännen, das von Anfang an so sehr im Zentrum der Bewegung stand und diese in gewissem Sinn so schwer belastete, ja, für sie zu einer Art Tragik wurde: unsere Stellung zu Sozialismus und Sozialdemokratie. Konnte, musste diese Stellung noch die gleiche sein wie früher oder war hier eine Aenderung nötig?

Die Antwort auf diese Frage, wie sie sowohl von den Referenten Ragaz, Gerber und Bourquin, als von der Diskussion gegeben wurde, war überraschend einmütig. Es wurde ebenso entschieden festgestellt, dass unsere Bewegung wesentlich eine religiöse sei (in unserem Sinn des Wortes), und nur immer mehr werden müsse, dass sie als Glauben an das gekommene und kommende Reich Gottes mit seiner Ueberwindung von Schicksal, Schuld und Tod nicht nur über jede sozialistische Partei, sondern auch über den Sozialismus hinausreiche und von jeder Parteibindung durchaus unabhängig sei, wie, dass wir uns nicht vom Proletariat und seiner Sache trennen dürften und dass die Sozialdemokratie uns trotz all ihren Fehlern doch den geeignesten Boden für eine soziale und sozialistische Arbeit gewähre, ohne dass wir damit unsere Gesinnungsgenossen ausschliesslich an sie binden wollten: wir stehen ja allen sozialistischen Parteien offen. Von den organisierten Genossen (die die Mehrheit bildeten) wurde ebenso nachdrücklich betont, dass nicht jeder von uns zu einer sozialistischen Partei gehören müsse, dass das schon an sich gar nicht wünschenswert wäre, um der Unabhängigkeit und Höhe unserer Sache willen, und dass es für bestimmte Menschen und bestimmte Lagen nicht richtig wäre (man denke etwa an Pfarrer in reinen Bauerngemeinden!), wie von den Andern, dass sie die Notwendigkeit eines Anschlusses für bestimmte andere Menschen und Lagen einsähen und denjenigen, die diesen Weg gingen, dankbar seien. Die scharfe Kritik an gewissen Erscheinungen in der Sozialdemokratie war mit einer merkwürdig einstimmigen prinzipiellen Anerkennung des Wertes der Partei verbunden. Es war auch klar, dass die Stellung zu ihr, wie sie von Anfang an nicht als eine Annahme des marxistischen Programms und der marxistischen Dogmatik verstanden wurde, sondern als Weg des Opfers, als Abtragung einer Schuld, so auch künftig nicht ein Trachten nach Machtgewinnung, sondern ein selbst-

---

deln. Die gleichen Leute, die uns am liebsten aus der Partei hinauswerfen, uns darin als minderwertige Genossen behandeln und uns die von ihnen beherrschten Blätter sperren möchten, verlangen im Handumdrehen von uns, dass wir nicht einmal über unser Verhältnis zur Partei unter einander und mit unsern Freunden reden sollten!

loses und tapferes Dienen sein müsse. Und der beste Dienst am Sozialismus sei die Gewinnung von Quellen der Kraft für die soziale Umgestaltung. Die soziale Bewegung müsse und werde von der religiösen verschlungen werden, aber nur, um aus ihr neu zu erstehen.

Viel weniger problematisch war das Thema: Unser Kampf gegen den Militarismus. Hierin haben ja gerade die Kriegsjahre und die darauf folgenden die notwendige Abklärung gebracht. Es handelte sich mehr darum, nach der offiziellen Ablehnung des Zivildienstes die weiteren Schritte zu beraten. Der entschiedene Antimilitarismus war die selbstverständliche Grundstellung der Versammlung. Im Mittelpunkt stand diesmal das Thema der Abrüstung. Es wurde von Mattmüller und Ceresole trefflich behandelt, von jenem mehr durch Räte und Winke für die Einzelarbeit, von diesem mehr durch allgemeine Gedanken. Einig war die Versammlung darin, dass nun der Kampf für die Abrüstung mit grösster Entschlossenheit in die Hand genommen werden müsse. Es wurden dafür im Einzelnen sehr viele Vorschläge gemacht, die ihre Frucht tragen werden. Ein Unterschied der Ansichten zeigte sich bloss in Bezug auf das Tempo sowie auf Ton und Stil des Vorgehens, indem die Einen grösseres Gewicht auf die geistige Vorbereitung unseres Volkes legten, die Andern die Notwendigkeit raschen Handelns betonten, die Einen zur Nüchternheit mahnten, die Andern dem Enthusiasmus das Wort redeten, die Einen ein kleines, die Andern ein grösseres Vertrauen zur Bereitschaft unseres Volkes zeigten. Wenn sich dieser Gegensatz gelegentlich etwas zuspitzte, so mochte das von der Verschiedenheit der Lage und Kampferfahrung der Einzelnen herrühren. Einmütig war man darin, dass unser Kampf gegen den Militarismus nur immer mehr der des persönlichen Opfers werden müsse. Es wird im übrigen neben dem, was der Einzelne tun kann, wohl die Aufgabe der dafür vorhandenen Organe sein, diese ganze Verhandlung in bestimmte Taten überzuleiten.

Der Mittelpunkt der Aussprache sollte nach der Meinung einiger von uns die über unsern Glauben und seine Betätigung sein. Es hat sich im Laufe der letzten Jahre gezeigt, dass in dieser Beziehung unter uns etwa drei Hauptströmungen vorhanden sind: sozusagen eine auf der Linken, die wohl den Sozialismus will und sich auch der religiösen Begründung desselben nicht verschliesst, sich aber mit einem gewissen religiösen (oder auch ethischen) Idealismus begnügen möchte und darum vor jeder bestimmteren und positiven religiösen Stellungnahme eine ziemliche Scheu empfindet; eine auf der Rechten, die vor allem das „Religiöse" will und sich dem „Sozialen" zwar nicht verschliesst, aber dieses doch

auch wieder in stärkerer Distanz vom „Religiösen" halten möchte, und eine in der Mitte, die das „Religiöse" und zwar in einer bestimmten und positiven Form, bei aller Weitherzigkeit und Geistesfreiheit doch stark als Zentrum unserer Bewegung betonen, aber das „Soziale" damit nach wie vor aufs engste verbinden möchte. Der Gegensatz ist nach einer Seite hin in der Diskussion zwischen Züricher und Ragaz zum Ausdruck gekommen; er wird auch, mit mehr oder weniger Recht, von Einigen zu einem Unterschied der „Aufbau-" und „Neue Wege"-Gruppe gemacht und zeigt sich dann, nach „rechts" hin, als Unterschied zwischen jenen Gedanken, die jetzt als Barthsche Theologie im Schwunge sind und einer andern Art.

Es wäre sehr gut gewesen, wenn diese verschiedenen Denkweisen sich hätten genügend aussprechen und wenn möglich verständigen können. Denn hier handelt es sich doch wohl um den Lebensnerv und die Zukunft der Bewegung. Leider aber wurde die Aussprache durch die äusseren Umstände gehindert. Es sprachen Lejeune über unsere Glaubensgrundlage im allgemeinen und Frau Staudinger über ihre praktische Auswirkung, während Hubacher nach interessanten Ausführungen über die Psychologie der sozialistischen Bewegung die Auffassung vorbrachte, die man jetzt meistens mit den Namen Barth, Thurneysen und Gogarten verbindet. Der grosse Uebelstand war, dass dies nun erst am Schluss der Konferenz geschah und dass für diese ganze Aussprache nur eine einzige Stunde übrig blieb. So nahm diese, sich ausschliesslich auf das letztgenannte Problem werfend, einen etwas stark theologischen und stellenweise etwas gereizten Charakter an. Es kamen auch die zum Teil so sehr aktuellen und wichtigen Gesichtspunkte der anderen Referate nicht zur Geltung. Man hätte wohl gerade diese Verhandlung über die Glaubensgrundlage in den Mittelpunkt der Konferenz stellen, die verschiedenen Denkweisen durch ihre Vertreter sich gründlich aussprechen und der Diskussion viel Zeit einräumen sollen. Gewiss hätte diese dann auch einen vielleicht zwar bewegten, aber doch versöhnlichen und verständnisvollen Charakter angenommen. Vielleicht wäre es Aufgabe einer ganzen Konferenz, dies einmal nachzuholen. Ich möchte meinerseits nicht unterlassen, auch hier, wie in Bern, meine Ueberzeugung auszusprechen, dass diese etwas von einander abweichenden Formulierungen unseres gemeinsamen Glaubens uns nicht zu trennen brauchen, sondern bei etwas gutem Willen, Demut und wirklichem Glauben zur Lebendigkeit und Fruchtbarkeit der Bewegung beitragen können.

Es sei noch erwähnt, dass ein trotz des Frühlingssonntags gut besuchter Volksabend das religiös-soziale Problem in schöner, oft ergreifender und zugleich volkstümlicher Weise behandelte — die

Redner waren Vaucher, Redaktor der „Sentinelle“, Von der Wolk, ein richtiger Arbeiter, und die Pfarrer Etter und Greyerz — während am Sonntag Vormittag Bietenholz in einer Andacht das Zentrum unserer Sache heraushob. Die Versammlungen fanden zum Teil im Frauenrestaurant „Daheim“, zum Teil in der „Inneren Enge“, der Volksabend im „Bierhübeli“ statt. Alles war sehr gastlich, hell und traulich. Frühlingsglanz strahlte besonders über dem Sonntag.

Nun zum Schluss noch einige allgemeine Bemerkungen. Die Berner Konferenz hatte vor allem auch den Zweck, eine engere Verbindung zwischen den Gesinnungsgenossen der deutschen und welschen Schweiz herzustellen. Das ist gewiss gelungen, da sich eine verhältnismässig grosse Zahl von welschen Freunden einfanden, sich an den Diskussionen eifrig beteiligten und das Gepräge der ganzen Versammlung günstig beinflussten. Doch kann das bloss ein neuer Anfang sein; diese Verbindung muss auf allerlei Weise noch enger werden. Mittel und Wege dafür werden sich finden.

Ein paar Worte der „Kritik“ dürfen natürlich auch nicht fehlen. Sie sollen freilich nicht die Berner Freunde tadeln, die in verhältnismässig kurzer Zeit die Sache zustande bringen mussten und daran sie viel Mühe und Eifer gewandt haben. Aber wir müssen eben immer weiter lernen und besonders auch durch Fehler. Ein Fehler war wohl das System von zwei bis drei Eröffnungsvoten für jedes Thema. Diese „Voten“ werden selbstverständlich zu Vorträgen, nur dass dann einerseits diese Vorträge doch wieder nicht gründlich genug sein können und anderseits durch eine so lange Einleitung die Diskussion verkürzt wird. Dass sich dies gerade bei dem dritten Thema gerächt hat, ist schon gezeigt worden. Wir sollten sodann, scheint mir, für die „Diskussionen“ bessere, originellere Formen finden; dieses alte Vortrags- und Diskussions-System ist abgenutzt. Wir sollten auch mehr Zeit zu geselligem Zusammensein und freierem Gedankenaustausch haben; der Spaziergang des Sonntagmorgens genügte hiefür nicht. Bei aller Notwendigkeit ernster Arbeit sollten solche Zusammenkünfte nicht allzusehr den Charakter der Mühsal tragen. Auch für „Andacht“ und was damit zusammenhängt, wäre wohl ein neuer, nicht zu sehr an den Kirchengottesdienst auf der einen und das Quäckermeeting auf der andern Seite erinnernder Stil zu finden. Es wäre auch zu erwägen, ob solche Konferenzen nicht besser in den Herbstferien stattfänden. Im Frühling sind viele der Teilnehmer, auch der Referenten, von der Winterarbeit her allzumüde. Und endlich müssen wir ein andermal auch Freunde aus dem Auslande dabei haben!

Diese Bemerkungen sollen, wie gesagt, nicht die Veranstalter der Konferenz schulmeistern, sondern bloss einige Frucht aus Er-

fahrungen ziehen, der Zukunft zu Nutz und Frommen. Die Berner Freunde verdienen unsern warmen Dank für diese Tage. Es waren gute Tage; sie waren eine grosse Ermunterung und sie waren zugleich eine Verheissung von noch besseren. L. Ragaz.

Zur Weltlage

Vom Zionismus.

Vorbemerkung. Die folgenden Ausführungen sind die wörtliche, bloss um einen unwesentlichen Eingangsabschnitt gekürzte Uebersetzung eines Aufsatzes, der unter dem Titel: „La renaissance sioniste" in der „Semaine Littéraire" (9. Mai) erschienen ist und den berühmten französischen Soziologen Charles Gide, unseren Gesinnungsgenossen, zum Verfasser hat. Die Wiedergabe dieses Berichtes in den „Neuen Wegen" hat einen mehrfachen Zweck. Was er erzählt, hat zunächst einmal ein hohes soziales Interesse. Sodann soll damit, freilich etwas spät, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die zionistische Bewegung innerhalb des Judentums hingelenkt werden, zu deren tiefsten und bedeutendsten Vorkämpfern (falls er nicht der tiefste und bedeutendste ist) z. B. auch Martin Buber gehört. Damit verbindet sich aber noch ein anderer und allerwichtigster Zweck. Wir möchten, nachdem wir uns in den Betrachtungen „Zur Weltlage" eine Zeitlang mehr mit den europäischen Problemen beschäftigt, durch diesen Aufsatz wieder einmal über Europa hinaus weisen, zunächst einmal nach Vorderasien. Gerade dort vollziehen sich gegenwärtig, wie wir in den „Neuen Wegen" schon oft gezeigt, Entwicklungen, die für die Zukunft Europas, wie der ganzen Welt, von der allergrössten Bedeutung sind. Eine tiefe Gärung hat, zum Teil infolge des Weltkrieges, besonders die muhammedanische Welt erfasst. Diese hat den nationalen Mittelpunkt, den sie einst im türkischen Reich und seinem Kalifentum besass, verloren, scheint ihn nun aber in dem Arabertum wieder zu finden, das gerade infolge des Zusammenbruchs der Türkei zu einem neuen nationalen Selbstgefühl erwacht. Die Bewegung, die hier entstanden ist und sich, wie es scheint, beständig vermehrt, teilt sich aber der ganzen Welt des Islam mit und strömt auf der einen Seite über Aegypten nach Nordafrika und Mittelafrika, auf der andern über Mesopotamien bis nach Vorder- und Hinterindien. Diese arabisch-islamitische Bewegung reicht aber der äthiopischen, das heisst: der Erhebung der Neger auf der einen und dem zur Freiheit erwachenden Mittel- und Ost-Asien auf

der andern Seite die Hand. Hinter dieser ganzen ungeheuren Bewegung, der Bewegung eines unendlichen Völkermeeres, steht der Bolschewismus. Er spielt in diesem Teile der Welt — der der weitaus grösste ist — seltsam genug die Rolle eines nationalen Befreiers und wird das Hauptelement eines neuen Nationalismus.[1]) Freilich bringt er diesen solange zum Teil durch Europa, zum Teil durch ihre eigenen Tyrannen unterdrückten und gemarterten Völkerschaften auch Parolen der s o z i a l e n Revolution, aber diese verwandeln sich unter ihnen, der Natur der Dinge gemäss, vorläufig in nationale. Denn die Unterdrückung und Ausbeutung steht vorderhand in Form der europäischen Herrschaft vor ihren Augen.

Wir haben schon oft in diesen Blättern darauf hingewiesen, dass diese sich anbahnenden ungeheuren Entwicklungen gleichzeitig eine grosse Verheissung und eine grosse Gefahr bedeuten. Eine Verheissung bilden sie, insofern man die Erhebung und Befreiung dieses Teiles der Menschenwelt als ein notwendiges Stück der Herausbildung einer Menschheit, ja als ein Stück vom Programm des Reiches Gottes selbst betrachten muss — es ist ja ein Teil der Auferstehung in der Geschichte; eine Gefahr aber, insofern diese Erhebung und Befreiung in Form von kriegerischer Auseinandersetzung in furchtbaren Zuckungen und Katastrophen vor sich gehen kann, je nach dem Geiste, der während der nächsten Jahrzehnte in der Welt obenauf kommt. Darum vor allem waren das Aufkommen und der Sturz der englischen Arbeiterregierung so wichtig, jenes im guten, dieser im schlimmen Sinne; darum sind diese Vorgänge für E u r o p a von so unabsehbar grosser Bedeutung. Nur ein Europa, das aus seiner Mitte den Krieg verbannt, das mit seiner Selbstzerfleischung aufhört und sich irgendwie zu einem Pan-Europa zusammenschliesst und mehr als das: nur ein Europa, das der übrigen Welt durch einen w i r k l i c h e n Völkerbundsgeist voranleuchtet, wird diesen Entwicklungen gewachsen sein, wird von der Verheissung, die darin liegt, Segen haben und die Gefahr, die sie darstellen, beschwören. Wer aber hoffte, im Trüben fischen zu können und aus der ungeheuren Gärung Nutzen für seine „Weltgeltung“ und Schaden für seine „Feinde“ erwachsen zu sehen, würde der Betrogene sein; er würde in dem allgemeinen Weltuntergang, den er herbeiführen geholfen hätte, mit hineingerissen werden. Diese Weltentwicklungen bedeuten also ein Mene-Tekel in ungeheurem Stil, und zwar nicht eines zum Militarismus, wie Kurzsichtige meinen könnten, sondern zum Antimilitarismus. Denn es wird der Handvoll Europäer auf die Länge unmöglich sein, jene

[1]) Er soll auch hinter dem neuen Krieg in Marokko stehen. Doch ist es eine sehr erlaubte Hypothese, dass dort, wie auch sonstwo, noch andere neben ihm am Werke sind, die aus dem Weltchaos ihren Vorteil zu ziehen hoffen.

zwei Drittel der Menschheit mit Waffengewalt niederzuhalten, wohl aber sind jene Völker jetzt noch bereit, auf eine ehrliche Botschaft des Friedens auf Grundlage der Freiheit und Bruderschaft zu hören.

Um aber auf das Judentum und speziell den Zionismus zurückzukommen, so muss man es wohl als providentiell betrachten, dass das Judentum in diesem weltgeschichtlichen Augenblick wieder in seine Heimat einzieht. Man darf darin wohl auch eine Verheissung sehen. Es vollzieht sich etwas, was der Rückkehr aus dem Exil im Jahre 538 vor Christus ähnlich sieht, zu der der Perserkönig Cyrus, der „Knecht Gottes", nach dem Sturze Babylons die Tore geöffnet hatte. Das Judentum in Palästina dürfte wohl, bei der ungeheuren geistigen Energie dieses Volkes, für den friedlichen Uebergang der beiden weltgeschichtlichen Perioden des Verhältnisses von Abendland und Morgenland ineinander von sehr grosser Bedeutung sein und Israel wieder eine unabsehbar wichtige Rolle als „Volk der Mitte" oder des „Zentrums" spielen, unbeschadet jener andern, noch grösseren Macht, die in dem Aufsatz: „Die Welt von Jerusalem aus gesehen"[1]) dargestellt worden ist.

Der Zionismus ist auch abgesehen davon eine Erscheinung, in der man nicht anders kann, als etwas „Messianisches", das heisst, etwas, was zur Erfüllung der Zeiten gehört, zu sehen. Vielleicht werden wir einmal eingehender auf ihn zu sprechen kommen. Was den Aufsatz von Gide betrifft, so werden die Zustände in Palästina, besonders das Verhältnis zwischen Juden und Arabern, von Manchen auch wieder etwas anders beurteilt, aber darauf kommt es uns zunächst nicht an. Niemand wird den Bericht lesen können, ohne dass vor seinen Augen aus den Morgennebeln einer Schöpfungszeit die Vision gewaltigen, weltgeschichtlichen Neuwerdens emporsteigt.

Diese Art, die Weltgeschichte und die besondere Rolle des Judentums darin zu betrachten, dürfte nicht nur grosszügiger sein, als der gröbere oder feinere Antisemitismus, den wir Schweizer wieder einmal von jenseits des Rheins importieren (bis zum Hackenkreuz hin), sondern auch den wirklichen Gefahren, die in der Tatsache des Judentums liegen und die gerade richtige Zionisten nicht leugnen, ungleich besser gewachsen sein, als jene bequeme Entfesselung allzubereiter Leidenschaften, die sich auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegt.[2]) L. R.

---

[1]) Vgl. Nr. 11, 1924.

[2]) Ich möchte bei diesem Anlass solche, die diesen Dingen gründlicher nachgehen möchten, auf die von Buber geleitete, ausgezeichnete zionistische Zeitschrift: „Der Jude" hinweisen, die im „Jüdischen Verlag", Berlin, erscheint. Vielleicht darf ich auch einmal an meine Schrift „Christentum und Judentum, ein Wort zur Verständigung" erinnern.

Nicht um das jüdische Passahfest zu feiern, machten wir uns mit der Menge der Pilger auf, „nach Jerusalem zu ziehen," sondern um der Eröffnung der hebräischen Universität beizuwohnen und um die zionistische Kolonisation kennen zu lernen, die über ganz Palästina ausstrahlt und von der die Universität die Blüte darstellt.

Diese Eröffnung ist beinahe völlig unbeachtet geblieben und nur selten waren die französischen Zeitungen, die davon eine kurze Meldung brachten. Für die ungeheure und andächtige Menschenmenge jedoch, die sich an den Abhängen des Skopusberges presste, war diese Gründung ein geschichtliches Ereignis von grosser Tragweite. Der Schauplatz ist ein wahrhaft erhabenes Amphitheater. Er beherrscht nach der einen Seite die heilige Stadt und stürzt nach der andern zur Tiefe des Toten Meeres ab. Es ist der gleiche Platz, wo einst der Kaiser Titus mit seinen Legionen zur Belagerung Jerusalems sein Hauptquartier aufschlug. Im Angesicht des zerstörten nationalen Tempels, den er übrigens nicht wieder aufbauen will, feierte der Zionismus die Wiederherstellung Zions, das freilich ein neues, laienhaftes und intellektuelles sein soll. England hat den Juden eine nationale Heimstätte gegeben. Diese Heimstätte bedurfte einer Herdflamme; es wird die Bestimmung der hebräischen Universität sein, sie zu unterhalten. Und gewiss würde sie, wie ich ohne Schmeichelei als Vertreter des Collège de France hervorhob, in unvergleichlichem Glanze strahlen, wenn die neue Universität alle die jüdischen Professoren anzöge, die sich in den Natur- und Geisteswissenschaften ausgezeichnet, während die Universitäten der übrigen Welt dadurch sehr stark verarmen müssten.

Wir haben übrigens einen solchen Auszug nicht zu befürchten. Wenige jüdische Professoren scheinen bis jetzt geneigt zu sein, unsere Universitäten zu verlassen, um nach Jerusalem zu gehen. Einstein, der wie ein Messias erwartet wurde, begnügte sich damit, das Manuskript seines berühmten Buches zu schicken. Man weiss auch, dass der Zionismus gerade unter den Israeliten seine heftigsten Gegner findet. Es ist ja auch gut zu begreifen, dass die Juden, die sich in christlichen Ländern niedergelassen und dort naturalisiert haben, mit Missbehagen die Schaffung einer jüdischen Nation sehen, deren offiziell anerkannte Existenz ihnen eine Nationalität auferlegte, die sie gern vergessen lassen möchten, die künftig aus ihnen Ueberläufer oder doch wenigstens Auswanderer machen und damit die Angriffe der Antisemiten bekräftigen würde. Wir andern aber, die wir ausserhalb dieser Streitigkeiten stehen, können nicht umhin, mit Sympathie, ja, ich möchte sagen mit leidenschaftlicher Neugier, diese Anstrengung eines Volkes betrachten, das zum zweiten Mal in seiner langen Geschichte dem Ruf seiner Propheten gehorcht: „Kommet, lasst uns Jerusalem wieder bauen." Man beachte

diesen seltsamen und einzigartigen Charakter dieser Form von Kolonisation! Es handelt sich hier nicht, wie sonst bei jeder Kolonisation, um Schwärme, die aus dem Bienenstocke hervorgehen, um neue Ländereien zu besiedeln, sondern um Ausgewanderte, die zurückkehren, um ihre Heimat zu besiedeln. Hier ist die Kolonie das Mutterland; der Strom kehrt zu seiner Quelle zurück.

Bei jeder Ankunft eines Schiffes in Haifa sieht man Juden aussteigen, fast alles junge Männer und Frauen, unter ihnen viele Studierende. Am Vorabend des Passah waren dort achthundert auf einmal ausgestiegen, aber im Durchschnitt geht die Zahl der Ankömmlinge nicht über sechs- bis achthundert im Monat hinaus. Die zur Verfügung stehenden Mittel erlauben nicht den Unterhalt einer grösseren Zahl. Der jüdische Nationalfonds verfügt über ungefähr 500,000 Pfund Sterling (= 12½ Millionen Goldfranken) Einkommen im Jahr, was ihm erlaubt, 5 bis 6000 Hektaren Land anzukaufen und mit dem Nötigen auszustatten. Jeder Einwanderer kommt teuer zu stehen: es gilt, sie zu empfangen und sie zu beherbergen, bis sie einen Platz gefunden haben; vor allem aber muss genug Land zur Ansiedelung vorhanden sein, und der Ankaufspreis für dieses Land, der einst äusserst niedrig war, steigt natürlich in dem Masse, als die Nachfrage wächst und als die arabischen Eigentümer lernen, ihren Vorteil wahrzunehmen. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Siedelungen achtzig. Sie beanspruchen eine Fläche von wenig mehr als 70,000 Hektaren mit einer Bevölkerung von 18,000 Kolonisten.

Es ist indess nicht etwa so, dass diese alle zur zionistischen Bewegung im eigentlichen Sinne gehörten; diese zählt bloss etwa dreissig Kolonien. Sie unterscheiden sich dadurch, dass ihr Land das unveräusserliche Eigentum des jüdischen Volkes bleibt. „Das Land ist mein, spricht der Herr, denn ihr seid Fremdlinge hienieden.“ Der Herr wird heute durch den Jüdischen Nationalfonds (Keren Kajjemeth le Israel) und später, wie man hofft, durch das jüdische Volk repräsentiert. Wir haben hier, wie in Sowietrussland eine Naturalisierung des Grund und Bodens vor uns; in Wirklichkeit freilich ist dieses Besitzrecht des Staates in Palästina wie in Russland für den Inhaber, der das Land selbst bebaut, auf keine Art störend, denn er weiss, dass er und seine Nachkommen niemals davon vertrieben werden, solange er seinen Anteil bebaut, und dass er nie mehr als eine mässige Abgabe zu bezahlen haben wird.

Abgesehen aber von diesem Vorbehalt des Gemeincharakters aller zionistischen Kolonien, organisiert sich eine jede derselben nach eigenem Gutdünken und ihre Verfassungen gehen von dem individualistischen Typus, wo jeder Siedler nach seinem Gutdünken über das Produkt seiner Arbeit verfügt, bis zum kommunisti-

schen, wo die Bebauung gemeinsam vorgenommen wird und die Produkte allen gehören. Zwischen diesen beiden Extremen entwickelt sich die ganze Stufenleiter von mittleren Organisationsformen. Das bedeutet für den Soziologen ein ebenso reizvolles Schauspiel, wie für den Reisenden der Blumenteppich, der in diesen Frühlingstagen die Terassen von Hochgaliläa bedeckte. Es gibt Siedelungen, in denen das kommunistische Ideal so weit verwirklicht ist, dass das Geld und sein Kind, der Profit, vollkommen verschwunden sind — eine Tatsache, die bei den Juden als etwas vollkommen Neues betrachtet werden muss.[1]) Jeder Arbeiter bekommt seinen Lohn in natura, seis in Form von Erzeugnissen des Landes, seis in Form von Waren, welche in den Läden der grossen Konsumgenossenschaft von Palästina, des Hamasbeer (= des Versorgers), welcher auch die Erzeugnisse der Kolonie verkauft werden, eingekauft worden sind. Ankäufe und Verkäufe werden ausgeglichen und Soll und Haben aufs neue gebucht, ohne dass in diesem System sozialer Rechnungsführung die Vermittlung des Geldes nötig würde.

Auch in den Kolonien, die das System der individualistischen Wirtschaft aufrecht erhalten, wird diese durch das genossenschaftliche Prinzip für den Verkauf der Erzeugnisse (vor allem der Milch), ja sogar für ihre Verarbeitung ergänzt und korrigiert. Letzteres vor allem für die Weinerzeugung; es gibt bereits sehr wohl versehene genossenschaftliche Kellereien.

Von den Kolonien, die nicht mit dem jüdischen Nationalfonds zusammenhangen, sind die ältesten — einige gehen vierzig Jahre zurück — und zugleich die blühendsten die von dem Baron Edmund von Rothschild gegründeten. Seit mehr als einem halben Jahrhundert kauft er Ländereien in den fruchtbarsten und wasserreichsten Gegenden, in der Ebene von Saron, die sich am mittelländischen Meere hinzieht und die schon im Hohenlied gepriesen wird, oder in der von Jesreel, nicht weit von Nazareth; er siedelt dort die Kolonisten an, und wenn diese nach 3 oder 4 Jahren ihre landwirtschaftliche Schulung durchgemacht haben, verteilt er das Land unter sie als volles Eigentum, es jedem überlassend, sich nach seinem Belieben einzurichten und nach der Verheissung des Propheten Micha unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum zu sitzen. Die Siedler bleiben also bloss durch das Band der Nachbarschaft und des gemeinsamen Ursprungs verknüpft.

Zwischen diesen verschiedenen Formen der Kolonisation entwickelt sich ein heilsamer Wetteifer. Wird eine von ihnen zuletzt

---

[1]) In der christlichen Welt ist dieses Ideal, abgesehen von einzelnen kommunistischen Gebilden und Bewegungen aller Zeiten, besonders in den Klöstern wenigstens teilweise verwirklicht worden. Der Uebers.

die andern verdrängen und welche? Im Lande selbst erwartet man dies allgemein von der individualistischen Form, meine persönlichen Wünsche und Voraussagungen sind mehr mit der gemischten Form, so wie sie zum Beispiel in der Kolonie von Nahalal in der Nähe von Nazareth, verwirklicht ist: einer Wirtschaft, die individualistisch ist in dem Sinne, dass jeder sein Stück Land bewirtschaftet, ohne Taglöhner und Angestellte, und dessen Frucht erntet, aber auch genossenschaftlich in dem Sinne, dass der egoistische Giftstoff des kleinen bäuerlichen Grundbesitzers verdünnt wird durch ein Netz von Genossenschaftsformen und sozialen Einrichtungen, die nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch erzieherischen Charakter tragen — ja sogar kollektivistisch in dem Sinne, dass das Land Nationaleigentum und nur die Ausnutzung Sache des Individuums bleibt.

Nichts destoweniger werden wir auch die Entwicklung der Kolonien vom kommunistischen Typus mit Interesse verfolgen. Sie stammen aus der neuesten Zeit und werden ausschliesslich von jungen Leuten gebildet. Es ist daher möglich, dass ihre Konstitution sich ändert, in dem Masse, als die Kolonie und ihre Bewohner älter werden und der Enthusiasmus der ersten Tage sich abkühlt. Nicht weniger als schlimme Konjunkturen, die den Ruin der Kolonie herbeiführen könnten, werden sie ein zu gutes Gedeihen zu fürchten haben, das imstande wäre, die alten Eigentumsinstinkte wieder zu erwecken. Sie tragen auch gewisse Keime innerer Gegensätze in sich: es sind Juden, die sich bemühen, den Profit völlig aufzuheben, Kommunisten, die von einem leidenschaftlichen Nationalismus beseelt sind, Söhne der Bibel, die sich zum Atheismus bekennen! Wie können diese antagonistischen Elemente versöhnt werden? Aber auf diesem Boden, der das Land der Wunder gewesen, ist ja alles möglich.

Jedenfalls sind alle diese Gruppen, welches auch ihre soziale Zusammensetzung sei, vom glühendsten Patriotismus beseelt. Wenn ich sie fragte: „Sind Sie Russen? Polen? Rumänen? Bolschewisten?“ antworteten sie stolz: „Wir sind Hebräer und nichts anderes!“ Alle sprechen sie hebräisch, nicht etwa das Jiddhische, sondern das reine Hebräisch der Bibel — Alle, von den kleinen Kindern an aufwärts! Diese plötzliche Auferstehung der ältesten Sprache der Welt[1]) ist etwas Erstaunliches. Auch bezweifle ich nicht, dass in der einen oder andern Form Palästina wieder jüdisch oder wenigstens anglo-jüdisch wird.

„Und was soll denn mit den Arabern geschehen?“ so wird man mich fragen. Vorderhand haben sie sich nicht zu beklagen und beklagen sich auch nicht. Die Berichte, die die Zeitungen bei An-

[1]) Dieser Ausdruck ist nicht ganz wörtlich zu nehmen. Der Uebers.

lass des Besuches von Lord Balfour gebracht haben, sind sehr übertrieben; es hat in Damaskus, im französischen Syrien, einen Auflauf gegeben, aber in Palästina ist durchaus nichts geschehen. Ich habe im Gegenteil die arabischen Scheiche in grossem Kostüm bei der Eröffnung der Universität die Rede von Lord Balfour mit anhören und bei dem ihm von den zionistischen Siedelungen angebotenen Bankett an demselben Tische sitzen sehen. Sie assen freilich nichts, aber das geschah nicht, um zu protestieren, sondern ganz einfach, weil es die Zeit des Ramadam war und weil dann den Moslem erst nach Anbruch der Nacht zu essen erlaubt ist.

Es besteht zwischen Moslem und Juden keinerlei religiöser Hass; denn die Zionisten erklären sich als ausserhalb jeden religiösen Glaubens stehend.[1]) Die Bibel ist auch für sie das heilige Buch, aber bloss als Grundlage ihres Volkstums. Sie feiern das Passahfest, aber bloss zur Erinnerung an die Flucht aus Aegypten und die Befreiung Israels; sie halten dabei ein gottesdienstliches Mahl, aber sie reservieren nicht einen leeren Platz für den Propheten Elias. Auf dem wirtschaftlichen Boden aber verstehen sich die beiden Bevölkerungen sehr gut. Diejenigen unter den Arabern, die Grossgrundbesitzer sind, verkaufen ihre Ländereien den jüdischen Siedlern zu Preisen, die sie sich nicht hätten träumen lassen, und diejenigen unter den Arabern, die arm sind, vermieten ihre Arbeit zu bisher unerhörten Löhnen. Freilich verschwenden die Araber, sowohl die reichen wie die armen, im allgemeinen die Piaster, die sie auf diese Weise empfangen, und so ist zu fürchten, dass eines Tages die ganze eingeborene Bevölkerung in den Zustand des Proletariats versinke. Das ist ja leider das Los, das allen eingebornen Bevölkerungen bestimmt scheint. Der Volkswirtschafter wird allerdings nicht allzuviel Mitleid für die allfällige Expropriation einer Bevölkerung übrig haben, die in den dreizehn Jahrhunderten, da sie Palästina bewohnt, dieses auf den Zustand eines Toten Landes, welches das Tote Meer umrahmt, heruntergebracht hat; der Reisende dagegen wird duldsamer sein, denn er weiss den Beduinen dafür Dank, dass sie den Charakter dieses alten Landes so erhalten haben, wie es ohne Zweifel zu den Zeiten Abrahams war, mit seinen Hirten, seinen Herden, seinen Kamelen und jenen kleinen Eseln, die später Jesus trugen, und er empfindet ein gewisses Missbehagen, wenn das Auftauchen von roten Dächern, Stacheldrahtzäunen, englischen oder holländischen Kühen ihm das Vorhanden-

[1]) Das kann nur den Sinn haben, dass der Zionismus als Bewegung vorwiegend nationalen, nicht religiösen Charakter hat. Damit ist aber nicht gesagt, dass der einzelne Zionist nicht einen religiösen Glauben habe. Das ist, soviel ich weiss, durchgehend, wenn auch nicht immer, der Fall. Religion und Volkstum sind übrigens im Judentum auf besondere Weise verbunden. Der Uebers.

sein einer israelitischen Siedelung anzeigt. Er teilt nicht den Enthusiasmus der Zionisten, wenn er auf der sandigen Ebene, die Jaffa umgibt, jenes Joppe, wo Petrus die Vision seines christlichen Apostolates hatte — das neue Dorf Tel Awiw (Frühlingshügel) erblickt, mit seinen neuen Häusern und seinen mit Gesimsen, Balkonen, Veranden überladenen Kasinos, welches das alte arabische Dorf durch seinen schreienden Luxus erdrückt.

Indess hat die zionistische Kolonisation das eigentliche Judäa noch nicht erreicht, das durch die Trockenheit seiner Gebirge geschützt ist. Jerusalem selbst, von seinen Wällen eingefasst, in denen sich eine einzige Bresche öffnet, die für den Triumpheinzug Kaiser Wilhelms hergestellt wurde, bleibt noch unversehrt, mit seinen vier Quartieren, dem jüdischen, muselmännischen, armenischen und christlichen. Und die alten gläubigen Juden fahren fort, an der Klagemauer zu weinen und fromm ihre Steine zu küssen. Warum aber noch weinen, da doch Zion wieder ersteht? Die Einweihung der hebräischen Universität tröstet sie eben doch nicht über die Zer-Zerstörung des Tempels und diese Juden glauben nicht, dass Israel aufleben könne, bis der Messias gekommen und die Prophezeihung erfüllt sei: „Ich bin nach Zion zurückgekehrt und habe meine Wohnung wieder in Jerusalem aufgeschlagen."

Auch ich frage mich, ob Zion ohne seinen Tempel und ohne Jehova noch Zion sei. Charles Gide.



1. Politisches.

Im Zeichen Hindenburgs. Ich gehöre zu denjenigen, die die bevorstehende wie die erfolgte Wahl Hindenburgs nicht unbedingt als ein Unglück empfunden haben. Selbstverständlich ist sie ein tieftrauriges Zeichen der deutschen und anderer Zustände, aber so wie die Dinge nun einmal liegen, war es vielleicht gut, dass gewisse Tendenzen und Mächte einmal völlig ans Licht traten. Es wird nun vielleicht doch zu einer gewissen Entscheidung kommen müssen. Entweder wagen die Monarchisten und Alldeutschen ihren längst geplanten Vorstoss; dann wird man sehen, wie weit er reicht — ich glaube persönlich trotz allem nicht, dass ihm ein endgiltiges Gelingen beschert sei; oder sie wagen ihn nicht und dann könnte ihre Stunde endgiltig vorbei sein. Wenn Republik und Sozialismus im deutschen Volke noch irgendwie kräftig und lebendig sind, dann müssen sie vor diesem Zeichen, das „Hindenburg" heisst, erwachen, sonst muss freilich für den Weg in die Zukunft auf Deutschland verzichtet werden. Deutschland mag dann die Ehre erwerben, mit sich selbst auch Europa zu Grunde gerichtet zu haben.

Selbstverständlich bedeutet diese Wahl eine neue Verdüsterung des politischen Horizontes. Das deutsche Volk leistet es sich, ausdrücklich den Mann an seine Spitze zu stellen, sich zu ihm zu bekennen und ihn der Welt

entgegenzuhalten, der dieser mit gutem Grund als Verkörperung der ganzen gottverlassenen, marsdummen Brutalität des preussisch-hohenzollerischen Schwert- und Gewaltglaubens erscheint. Ist es doch, wenn ich mich nicht ganz irre, er, der das für seine ganze Geistesart bezeichnende Wort gesprochen hat, je grausamer der Krieg geführt werde, desto besser sei es, denn desto rascher höre er auf; der aus dem Felde nach Hause das ebenso geistlose wie rohe Wort geschrieben hat: „Mir bekommt der Krieg wie eine Badekur“ (wahrlich ein Bad in einem Meer von Menschenblut!); der hitzig für den Unterseebootskrieg war; der die Befehle zur Verwüstung Nordfrankreichs gab. die als ein solcher Fluch auf der Welt lastet, und noch anderes getan hat, von dem nachher die Rede sein soll. Nicht ohne Grund ist es geschehen, dass die Alliierten diesen Mann auf die Liste der Kriegsverbrecher gesetzt haben. Und nun wagt man, der Welt den Schimpf anzutun, dass man sich ausgerechnet zu diesem Mann und damit zu seinem Tun bekennt, dass man dieses Idol des Moloch, dem Millionen von Menschenleben geopfert worden sind — denn Hindenburg ist einer der grossen Verhinderer eines rechtzeitigen Friedens gewesen — wie einen Heiland umschwärmt und umjubelt. Wahrhaft, wenn es eine sittliche Weltordnung gibt — und es gibt eine — dann wird das deutsche Volk diese Sünde büssen müssen.

Aber die Welt wird die Folgen mittragen müssen. Zorn und Misstrauen sind gewachsen. Das begonnene und trotz allem aussichtsreiche Friedens- und Versöhnungswerk ist gehemmt, der Kampf gegen den Krieg gelähmt. Alle bösen Geister recken gierig ihr Haupt.

Von alledem ist in diesen Wochen so viel geschrieben worden, dass nicht nötig ist, Weiteres hinzuzufügen. Ich möchte darum bloss noch einige Gesichtspunkte hervorheben, die mir besonders wichtig zu sein scheinen.

Ein seltsames Zusammentreffen fügte es, dass, wie vor einem Jahre unmittelbar nach den reaktionären Wahlen in Deutschland in F r a n k r e i c h fortschrittliche stattfanden, so nun wieder die Antwort Frankreichs auf die Wahl Hindenburgs darin besteht, dass es durch neue Wahlen ein demokratisches, soziales und pazifistisches Regime unterstützt. Diese Tatsachen sind doch wohl eine Bestätigung der von uns stets vertretenen These, dass auf die Länge von Frankreich keine militaristische und imperialistische Bedrohung der Welt zu befürchten sei, weil es dort zu starke latente Gegenkräfte gebe, die zu ihrer Zeit hervortreten würden. Man bedenke dabei auch, dass die Hindenburgwahlen in einer Periode stattfanden, wo es trotz allen, zum guten Teil von ihm selbst verschuldeten Schwankungen an Entgegenkommen gegen Deutschland nicht fehlte und seine Erholung und Erhebung rasch vor sich ging. Aufs neue ist darum allen denen, die Augen haben und sehen können, gezeigt, wo sich der eigentliche Sitz einer nationalistischen Selbstvergottung befindet, die nur an sich selbst denkt und die ganze Welt nur als Piedestal ihrer Machtherrlichkeit betrachtet, und wo der enthusiastische Glaube an die blossen Mächte des Erdgeistes seine tiefsten und stärksten Wurzeln hat. Es wird wohl noch eines weiteren Beilschlages des Weltgerichtes bedürfen, bis der Fluchbann dieses Geistes endlich stürzt.

Am besten wäre natürlich, wenn das „andere“ Deutschland ihn stürzte. Alles, was hier gesagt ist, bezieht sich selbstverständlich nur auf jenes Deutschland, das jetzt wieder zur Macht gelangt ist. Das „andere“ hat daran natürlich auch eine Schuld, aber sein Vorhandensein soll darob nicht vergessen werden. Möchte es doch endlich völlig erwachen und zu der Kraft und Entschiedenheit gelangen, ohne die man mit jenen Mächten, deren Repräsentant Hindenburg ist, nicht fertig wird.

Ein besonders betrübender Zug war sodann die Rolle, die bei dieser Wahl offenbar die F r a u e n gespielt haben. Nach allgemeinem Urteil verdankt

Hindenburg besonders auch ihren Stimmen seinen Sieg.[1]) Die ganze Sünde und Tragik dieser Haltung der deutschen Frauen wird wieder besonders anschaulich, wenn man bedenkt, dass es dieser Mann war, der jene Befehle auf dem Gewissen hat, infolge deren tausende von französischen Frauen und Mädchen deportiert und zum Teil der unwürdigsten Behandlung (wie sie sonst etwa Dirnen angetan wird) ausgesetzt wurden. Davon wissen natürlich die deutschen Frauen nichts, aber nicht ohne ihre Schuld. Es gibt auch eine sündige Unwissenheit. Wie in England und Amerika, so haben die Frauen nun also auch in Deutschland und damit sozusagen auf der ganzen Welt den Mächten der Völkerverfeindung, der Gewalt und des Krieges zum Siege verholfen. Das ist natürlich eine arge Enttäuschung für die, welche von der Gesinnung der politischen Rechte der Frauen das Gegenteil erwarteten.[2]) Selbstverständlich wird dadurch die Begeisterung für die Frauenrechte in den demokratischen und pazifistischen Parteien nicht vermehrt. Es ist vielmehr bezeichnend, dass ausgerechnet die wilden ungarischen Reaktionäre durch diese Tatsachen für das Frauenstimmrecht erwärmt worden sind. Nun wäre es freilich ganz falsch, wenn man aus diesen bösen Erfahrungen den Schluss zöge, es seien der Frau im Interese des Fortschrittes die politischen Rechte vorzuenthalten. Man wird sich bloss wieder die Wahrheit klar machen müssen, dass es ebenso verkehrt ist, von den Frauen als Frauen wie von der Jugend als Jugend das Heil der Welt zu erwarten. Dieses Heil fehlt uns allen; zu ihm muss die Frau so gut erst erlöst werden wie der Mann und die Jugend so gut wie das Alter. Man wird weiter sagen müssen, dass es der denkbar übelste Weg war, wenn man die politisch ungeschulte Frau in die wüste Flut solcher Wahlkämpfe stürzte, wie sie nun England und Deutschland und in etwas milderer Form Amerika gesehen haben. Das alles bedeutet bloss einen Missbrauch der Frau. Nein, auf ganz andere Art muss ihr Recht und ihre Mission in der Volksgemeinschaft sich entfalten. Ueberhaupt sei hier wiederholt, was bei Anlass der englischen Wahlen gesagt wurde: diese ganze Wahldemokratie, die im Grunde eine ungeheure Satire auf Volk und Demokratie bedeutet, weil dabei eine riesige Lügenmaschine mit dem Volke spielt und man deutlich zeigt, dass man das Dümmste und Gemeinste für es am geeignetsten erachtet, ist doch nur eine ungeheure Entartung und ein riesiges Zeichen des Verfalls der bisherigen politischen Formen. Es ist Zäsarismus unter mehr oder weniger demokratischer Maske, Pöbeltum schlimmster Art, nicht wirkliche Volksherrschaft.

Die Frauen sind aber für die Hindenburgwahl offenbar mit den Pfarrern, und zwar den protestantischen, Hand in Hand gegangen. Damit komme ich auf den Gesichtspunkt, der mir der allerwichtigste scheint und der es besonders im Lichte dessen ist, was die Neuen Wege vor allem vertreten. Es haben bei dieser Wahlaktion offenbar konfessionelle Motive eine grosse, vielleicht entscheidende Rolle gespielt. Marx ist ja Katholik, Hindenburg Protestant! Liegt nicht in dieser Formel die ganze ungeheure Tragik des Protestantismus, besonders in dessen lutherischer Form? Hindenburg, der plumpe Kriegsgott, der Anhänger des Absolutismus, der blinden Autorität im politischen und sozialen Leben der Protestant, und Marx, der Vertreter der Demokratie und des Friedenswillens der Katholik! Nun ist es tatsächlich so, dass seit längerer Zeit in Deutschland ausgerechnet das katholische Zentrum die stärkste Stütze der Demokratie und Versöhnungspolitik

---

[1]) Die Richtigkeit dieser Annahme wird zwar bestritten, z. B. durch Frau Lüders im „Schweizer Frauenblatt" (Nr. 20), aber ohne durchschlagende Gründe. Alles, was man aus Deutschland erfährt, spricht für die Annahme.

[2]) Dass der Schreibende nicht zu diesen gehört, sei zuhanden allfälliger Enttäuschungsjäger unter den Lesern bemerkt.

gewesen ist und dass innerhalb der katholischen Kirche weitaus mehr Verständnis für diese Dinge zu finden ist, als innerhalb der evangelischen. Und so müsste denn, wer für diese Dinge eintritt, für den Katholiken gegen den Protestanten stimmen. Aber das protestantische Pastorentum ist offenbar, die selbstverständlichen edlen Ausnahmen abgerechnet, mit Hochdruck und glühender Begeisterung für Hindenburg eingetreten. In solchen Fällen findet man die „Vermischung von Evangelium und Politik" ganz am Platze — sie ist falsch, wenn sie neue Ordnungen will, sie ist selbstverständlich, wo es die Erhaltung der alten gilt! Und zwar ist dieses Pastorentum und die ganze grosse Masse des lutherischen Kirchentums — feine Ausnahmen selbstverständlich wieder abgerechnet — nicht etwa bloss für den abstrakten Protestanten Hindenburg eingetreten, sondern für das ganze System, das er verkörpert. Soweit ist der deutsche Protestantismus in seiner offiziellen und kirchlichen Form (es gibt gottlob noch eine andere) gekommen!

Es gibt allerdings für diese Haltung vieler Protestanten bei dieser Wahl mildernde Umstände. Gewiss fiel es manchem Protestanten nicht leicht, dem Führer des katholischen Zentrums seine Stimme zu geben. Gewiss ist die politische Macht des Katholizismus fast überall und besonders in Deutschland im Vorrücken. Aber wer ist daran schuld? Nicht etwa dieser Protestantismus selbst, durch sein Verkauftsein an die herrschenden Gewalten in Staat und Gesellschaft, seine Blindheit für die Wege Gottes in einer neuen Zeit, seinen starken Glauben an die Weltmächte und seinen schwachen Glauben an die Kraft Gottes? Dadurch ist es so weit gekommen, dass bei diesem Anlass ein Mensch, der sich zu Gottes vorwärtsführenden Gedanken im Völkerleben bekennen wollte, einem Katholiken gegen einen Protestanten die Stimme geben musste.

Die ganze Sachlage, die bei diesem Anlass so krass hervortritt, ist von ungeheurer, alle blosse Politik überragender Bedeutung. Es ist die Tragödie des deutschen Protestantismus. Auf der einen Seite theologischer Tiefsinn, auf der andern Hindenburg, die Züge Luthers und die Züge Wuotans in ein Bild verschmolzen — das ist jetzt der deutsche offizielle und kirchliche Protestantismus. Es ist, mit andern Worten, der tragische Sturz des lutherischen Protestantismus, der in diesen Tatsachen hervortritt und den die Geschichte rasch noch mehr verdeutlichen wird.

„Grossdeutschland." Das Alldeutschtum hat sich verwandelt und heisst nun „Grossdeutschtum". In dieser Gestalt zieht es auch die „demokratischen" und „pazifistischen" Elemente an sich[1]) und wird aufs neue eine Weltgefahr ersten Ranges.

Zunächst handelt es sich darum, Oesterreich mit dem neuen Reich zu vereinigen. Es ist stets meine Ueberzeugung gewesen, dass das bei der heutigen politischen Konstellation ein schweres Unglück für Europa und die Welt wäre. Wenn wir einst das föderalistisch organisierte Pan-Europa haben (gebe Gott, dass wir es bekommen!), dann wird eine solche Verbindung keine Gefahr mehr haben und werden wir uns darüber aufrichtig freuen,

---

[1]) Dass alle „nationalen Kreise" dafür sind, ist selbstverständlich. Interessant ist, dass in diesem Falle die konfessionellen Bedenken gegen eine solche Vermehrung des katholischen Elementes in Deutschland keine Rolle zu spielen scheinen, was ein Beweis mehr dafür ist, dass dieser Protestantismus nur noch religiös gefirnister Nationalismus ist.

Es ist übrigens auch eine bedenkliche Tatsache, dass die in Oesterreich unter der neu für den Protestantismus gewonnenen Bevölkerung tätigen deutschen Pastoren in der grossen Mehrheit bewusste oder unbewusste deutschnationale Propagandisten sind.

im gegenwärtigen Augenblick wäre sie ein Verhängnis. Abgesehen von den prinzipiellen Gründen allgemeiner Natur: dass es aufs äusserste wünschenswert ist, wenn Staatsverband und Volkstum nicht überall zusammenfallen, dass Oesterreich deutlich zum Bindeglied zwischen der deutschen und der slavischen Welt bestimmt ist,[1]) muss gesagt werden, dass sein Anschluss an das Reich unter den jetzigen Umständen direkt den Weltkrieg bedeutete. Die andern Mächte würden ihn nicht dulden und vom politischen und militärischen Standpunkt aus mit Recht. Denn der Anschluss geschähe an ein imperialistisches, militaristisches, alldeutsches Reich. Dieses Reich würde mit seiner kompakten Masse eine ungeheure Bedrohung Europas. Naumanns Mitteleuropa wachte wieder auf. Wien würde als Filiale von Berlin ein Aktionszentrum, von dem aus in den Balkan und von dort nach Vorderasien und weiterhin die Tendenzen des deutschen Imperialismus getragen würden, kurz, die Lage wie sie unmittelbar vor dem Weltkrieg bestand und zu diesem führte, wäre wieder da und damit der neue Weltkrieg selbst.

Dazu kommt ein Anderes. Wenn es dem Reich gelänge, Oesterreich sich anzugliedern, dann hätte es im Weltkrieg gesiegt; denn das wäre überreiche Entschädigung für alle sonstigen Verluste. Damit aber hätte sein Militarismus gesiegt und schiene der Krieg überhaupt wieder einmal gerechtfertigt.

Das alles darf nicht sein und — das ist meine Ueberzeugung — es wird nicht sein. Aber alle, die es mit Europa gut meinen, müssen mithelfen, dass es nicht sein wird. Die elende Politik der Entente, die es so weit gebracht hat, muss durch entschlossene Taten der letzten Stunde gutgemacht werden. Und alle anderen lichten Mächte müssen dafür einstehen, dass nicht geschehe, was unvermeidlich Krieg und Untergang brächte.

Ich weiss natürlich genau, dass man diese Stellung, wie manche andere, wieder der „Deutschfeindlichkeit" bezichtigen wird. Wenn das von einer gewissen Art von Alldeutschen (die sehr gut sog. Schweizer sein können) geschieht, so ist es mir so gleichgiltig als möglich. Den Andern aber möchte ich folgendes sagen:

Ich bin durchaus für Grossdeutschland. Das hängt mit meiner ganzen föderalistischen Einstellung zusammen. Die kleindeutsche, d. h. preussische Lösung, die Bismarck einst dem deutschen Problem gegeben, erscheint auch mir als folgenschwerer Fehler. Wie gesagt, glaube ich, dass in einem geistig und politisch erneuten Europa der Wiederherstellung der alten Verbindung Oesterreichs mit dem deutschen Reich nichts mehr im Wege stehen wird. Zur jetzigen Stunde aber käme bei einem Anschluss Oesterreichs nicht Grossdeutschland heraus, sondern eher Deutschlands Ende. Grossdeutschland im echten, guten Sinne wird das Ergebnis einer deutschen und europäischen Wiedergeburt sein. Es wird vor allem einen neuen und verstärkten kulturellen Einfluss des Deutschtums bedeuten, dieser aber würde offenkundig vermindert, wenn Wien bloss eine Filiale von Berlin würde, statt eine Vorhut deutschen Geistes und Wesen in der östlichen Welt. Vom österreichischen Standpunkte aus ist die Anschlussbewegung ja überhaupt nicht viel anderes als Selbstmord. Denn das weiche und etwas lässige österreichische Wesen würde durch das norddeutsche (das ja im heutigen Deutschland dominiert) genau so vergewaltigt und verdrängt werden, wie es die Oesterreicher während des Krieges erlebt haben.

Ich sage also: Ihr lieben Grossdeutschen, ich bin nicht für euer heutiges „Grossdeutschland", dieses Gebilde ungezügelter Geltungsgier, aber ich bin nicht für ein kleineres, sondern für ein grösseres Deutschland, als ihr, für jenes grössere Deutschland, das ihr in euerem ungeduldigen Alles-haben-Wollen vor der Geburt zerstört.

---

[1]) Vgl. darüber Nr. 2: „Die Revision des Versailler Vertrages."

2. Soziales.

Und sie werden die Schwerter zu Pflugscharen machen. (Micha 4, 3.) Eine hochoriginelle und zugleich ergreifende Illustration dieses Prophetenwortes hat unser Freund, Prof. Alfred de Quervain geliefert. Er hat in Verbindung mit A. Picard einen neuen Seismographen geschaffen.[1] Dieser Apparat, der jahrelange Arbeit gekostet hat, wurde in Zürich hergestellt. Er ist der grösstempfindliche, den es bisher gibt, und offenbar eine wissenschaftlich-technische Leistung ersten Ranges. Dafür war eine sehr schwere Masse nötig und diese erhielten die gelehrten Konstrukteure vom schweizerischen Generalstab in Form von 1000 Klötzen Stahl, die bestimmt waren, zu 1000 „fünfzehner Granaten" umgeformt zu werden, aber nicht in ganz richtigem Gewichte geliefert worden waren. Es wurde ihnen aber die Bedingung gestellt, dies Material im Kriegsfall wieder zur Verfügung zu stellen. Auf diese 20,000 Kilogramm Granatenstahl schrieb nun Prof. de Quervain die Sprüche:

Mars Minervae dedit; ne reddat Marti Minerva. (Mars gabs der Minerva, möge es Minerva dem Mars nicht zurückgeben!)
und den Spruch des Phropheten:

Et conflabunt gladios in vomeres. (Und sie werden die Schwerter zu Pflugscharen umschmelzen.)

Er wusste es einzurichten, dass das Instrument mit dem letzteren Spruch abgebildet in den Katalogteil der Firma (Trüb, Täuber & Cie., Zürich) kam, der diese Apparate behandelt. Dort kann man nicht ohne Ueberraschung und mit tiefer Freude auf der Vorderseite des mächtigen Instrumentes jenes grosse Wort lesen. So ist ein langgehegter Wunsch des grossen Gelehrten, der zugleich ein grosser Mensch ist, in Erfüllung gegangen. Wie in dem Instrument die 20,000 Kilo Kriegsmaterial einer internationalen Friedensarbeit dienen, so sollte diese Arbeit ausdrücklich und bewusst in jene höhere Gedankenreihe gestellt werden. Mit dem Gewicht seiner wissenschaftlichen Kompetenz tritt er zu einem solchen Gedanken aus jener höheren Welt, die wir das Reich Gottes nennen und stellt damit eine Verbindung zwischen diesem und der wissenschaftlichen, ja sogar technischen Arbeit her, von der wir nur wünschen können, dass sie eine Verheissung naher Verwirklichung jener alten Weissagung sei. Möchte gerade die Wissenschaft und Technik, die heute in ihrer von Gott abgefallenen Form hauptsächliche Erregerinnen des Welterdbebens sind, das in der Menschheit der Krieg bedeutet, zu feinfühligen Warnerinnen vor diesem, Enthüllerinnen seiner tiefsten Ursachen, Wegbereiterin der Weltsicherheit des Friedens werden.

Es ist ergreifend, einen Gelehrten am Werke zu sehen, in dem dieser neue Geist zu einer solchen Stärke lauterer und zäher Leidenschaft geworden ist. Wenn ihm vielleicht gerade dafür der Weg der „Karriere" hartnäckig versperrt wird, so teilt er damit das Schicksal der Besten und empfängt dafür einen unvergleichlich höheren Lohn!

Aufruf zu einer Feier der Arbeit. In der Stunde, da dies geschrieben wird, ist es genau eine Woche her, dass das Basler Wehrmannsdenkmal eingeweiht und mit der Ehrung der Toten eine Kundgebung für unsere Armee verbunden wurde. Und heute summen schon seit dem frühen Morgen die Flugzeuge unterm Himmel herum — Flugtag, Akklimatisierung der Menschen an den nächsten Krieg, den Luftkrieg, und Stimulierung der Jugend dazu.

Ein Freund schrieb mir dieser Tage, ob nicht eine Gegenkundgebung angebracht sei. In der Tat wäre eine sinn- und eindrucksvolle Gegenkundgebung sicher einer Anstrengung wert. Aber wie?

---

[1]) Seismograph nennt man einen Apparat, der Erdbeben anzeigt.

Wohl als Gegenstück zu den Feiern der Ehrung eines unbekannten Toten in manchen der am Krieg beteiligt gewesenen Ländern, die ja auch dem Volk die Grauen des Krieges und die Leiden der Soldaten in Vergessenheit bringen und den zerschlissenen Glorienschimmer des Krieges erneuern sollen, um ein heranwachsendes Geschlecht wieder damit zu betören, — als Gegenkundgebung hierzu wohl findet in Cincinnati in den Vereinigten Staaten von Nordamerika am 30. Mai d. J., wie schon in den Jahren 1923 und 1924, eine Totengedenkfeier statt, die in einem Blumenstreuen für Helden der Arbeit besteht.

Wer sind die Helden der Arbeit, deren Toten gedacht werden soll? Ein Bericht über die Feier in Cincinnati schreibt: „Bergleute, Eisenbahner, Bauarbeiter, Elektriker, Mechaniker, Feuerwehrleute, Forscher, Mütter, Aerzte, Krankenschwestern und andere bilden eine grössere Armee als irgend eine Kampftruppe, von der die Geschichte weiss. Es ist eine Armee, die ohne Unterbruch im Dienst steht und Mühen und Entbehrungen erträgt. Ihre Toten zählt sie nach zehntausenden jedes Jahr und ihre Verletzten nach Hunderttausenden. Sie schlägt ihre harten und gefahrreichen Schlachten ohne Orden und Ehrenzeichen. Sie wartet nicht auf den mitreissenden Wirbel der Trommeln noch auf den Schall der Trompeten, die Ruhm verkünden. Und doch ist jene Armee unsere wirkliche nationale Verteidigung, unsere Verteidigung gegen Hunger, Kälte, Krankheit, Entbehrung, Desorganisation, Erschöpfung, Untergang. Ja vielleicht ist sie zu guter letzt auch noch unsere wirkliche Verteidigung gegen äussere Feinde. Denn indem sie unser Land in den Stand setzt, die andern Länder mit allerhand nützlichen und schönen Dingen zu versorgen, könnte sie, die Armee der Arbeit, die andern Länder abhalten, unser Feind zu sein.

Der Bergmann kommt durch ein schlagendes Wetter um, der Eisenbahner bei einem Zugzusammenstoss. Der Bauarbeiter wird bei einem Sturz vom Gerüst zerschmettert, der Feuerwehrmann von einer stürzenden Mauer erschlagen. Arzt und Krankenschwester erliegen der Krankheit, die sie zu heilen suchen. Schmerzen und oft genug ihr eigenes Leben zahlt die Mutter als Preis für neues Leben. Sollte man, wenn man eine Armee ehrt, die tötet, nicht erst recht jene Armee ehren. die heilt und erhält? Wenn wir das Heldentum des Krieges anerkennen, sollten wir da nicht noch mehr das wohltätige Heldentum der Arbeiter, der Forscher, der Mütter ehren?“

In Cincinnati versammeln sich die Teilnehmer zu dieser Feier morgens 8 Uhr auf einem der Friedhöfe, wo einige Gräber, z. B. je eines tödlich verunglückten Fabrikarbeiters, Eisenbahners, Feuerwehrmannes und einer im Wochenbett gestorbenen Mutter ausgewählt sind. Leute ohne Unterschied der Konfession und der Nationalität, Juden und Christen, Weisse und Neger (zwischen denen in Amerika im allgemeinen noch eine fast unüberbrückbare Kluft besteht) nehmen teil. Im Jahre 1923 z. B. wurde die Feier durch einige passende Verse eingeleitet, dann sprach ein jüdischer Rabbiner ein Gebet. Darauf sprach ein Pfarrer der Neger-Methodisten-Kirche einige Worte etwa folgenden Inhaltes:

„Wir verehren die Zerstörenden, aber wir verachten die Aufbauenden oder vergessen sie zum mindesten. Mit Ehrfurcht schauen wir auf ein Schlachtfeld. Warum nicht mit ebensoviel Ehrfurcht auf einen Tunnel? Dort geht auch eine Schlacht vor sich, eine ehrliche Schlacht gegen den Fels. Dort erhebt keiner die Waffen gegen den Bruder. Aber auch dort fallen Opfer.

Wir aber sehen diesen Opfern der Arbeit zu, denken nichts dabei und sagen nichts dazu. Es sterben Menschen, damit wir leben. Einige auf dem Schaffot. Einige auf dem Schlachtfeld, einige auf dem Arbeitsplatz. Wer in unseren Städten beachtet die Toten der Arbeit, und doch ständen unsere Städte ohne sie nicht.

Kommt heraus aus allen euren Kirchen und kommt hierher zur Andacht. Lasst eure Glaubensbekenntnisse dahinten, hier ist Glauben genug. Hier betet an. Hier sucht Gott."

Nach einer weitern kurzen Ansprache des Vertreters einer andern Kirche folgte dann das Niederlegen von Blumen auf den Gräbern.

Bei uns würde eine solche Feier nicht Weisse und Neger vereinen, und auch sonst würde bei uns das eine oder das andere anders zu machen sein. Aber wenn wir — alle Menschen, die Frieden wollen und nicht Krieg, die schöpferische Arbeit wollen und nicht Zerstörung, Gesundheit und Schönheit und nicht die scheusslichen Krämpfe des Giftgastodes — wenn wir alle ohne Unterschied der Konfession, der Nationalität, der Partei, des Berufes uns zu einer grossen Kundgebung zu Ehren der Toten der Arbeit aufmachten, könnten daraus nicht gute Früchte erwachsen? Könnte das nicht zu einer neuen Wertschätzung der Arbeit führen, zu ihrer Höherwertung im Vergleich zum Kapital wie zum Genuss und zu mehr gegenseitigem Verständnis, zu besserer Zusammenarbeit unter den verschiedenen Gliedern des Volkskörpers, wie es z. B. Land- und Stadtvolk sind?

Die Basler „Arbeiterzeitung" schrieb im Bericht über die letzte Maifeier, dass vielleicht andere Formen für die Feier der Arbeit gefunden werden müssten als die Reden auf dem Marktplatz. Wäre nicht hier ein Versuch zu einer Feier neuer Art, der wert ist gemacht zu werden? A. B.-G.

Zur Maifeier. Das, was wir für die diesjährige Maifeier angeregt, ist zu unserer Freude an verschiedenen Orten durchgeführt worden, so z. B. in Degersheim und besonders eindrucksvoll und grossartig in Solothurn. Ueber diese letztere Feier hätten wir gern einen kurzen Spezialbericht. Der Festzug stellte im ersten Teil alle Schrecken des vergangenen und eines allfälligen Zukunftskrieges dar, im zweiten im ergreifenden Gegensatz dazu die Arbeit als Ausdruck des Friedens. Wie uns ein Augenzeuge berichtet, nahmen 4000 Menschen an dem Zuge teil, während 20 bis 25,000 Spalier bildeten. Grossartig sei die Rede unseres Freundes Karl von Greyerz gewesen.

Man sieht aus diesem Beispiel, was man aus einer Maifeier machen könnte und wie das etwas anderes wäre, als was diese heute im allgemeinen geworden ist. Dazu gehört freilich als Voraussetzung etwas anderes als der Grimm-Sozialismus!

Arbeit und Bildung zur Initiative Rothenberger. Unserem Programm getreu, dass wir bei grösseren politischen Aktionen versuchen möchten, auf einer überparteilichen Plattform das Prinzipielle, politisch, sozial, religiös Bedeutsame einer Frage hervorzuheben und dadurch zur Reinigung und Erhöhung unseres politischen Lebens beizutragen, haben wir am 17. Mai eine „Volksversammlung" im Schwurgerichtssaal in Zürich veranstaltet. Sie war nur mässig besucht (der Schweizer hat an einem Sonntag anderes zu tun, als sich um die Zukunft der Schweiz zu bekümmern!), verlief dafür aber qualitativ um so schöner. Die drei Redner, Prof. Schenkel aus Winterthur, Karl Straub und Prof. Ludwig Köhler verstanden es ausgezeichnet, die ganze politische, soziale und religiöse Bedeutung des Versicherungsgedankens ans Licht zu stellen und das Denken über diese Dinge über den Nebel der Lüge und Gemeinheit in die Höhe der grossen, ewigen Wahrheiten zu heben. Man hätte Tausenden den Eindruck dieser Worte gewünscht. Zum Schluss wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die Volksversammlung vom 17. Mai in Zürich, einberufen von der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung", zur Besprechung der Frage der Sozialversicherung, ist der Ansicht, dass ein grosszügiges Werk gegenseitiger Hilfe, wie es seinen Ausdruck findet in der Alters-, Hinterbliebenen- und Invalidenversicherung, ein dringendes Gebot der Stunde ist. Die Versammlung hält dafür, dass für die Verwirklichung eines

solchen Werkes kein Opfer zu gross sein darf und dass nur ein Opfer, das von Seiten der Allgemeinheit für unsere Alten und arbeitsunfähigen Volksglieder gern gebracht wird, ein Versicherungswerk selbst zum Segen für unser Volk und Land kann werden lassen. Als ein Zeichen dafür, dass der Wille zu solcher Hilfsbereitschaft vorhanden ist und als einen der Wege zur Verwirklichung des notwendigen Versicherungswerkes betrachtet die Versammlung die Initiative Rothenberger, für deren Annahme sie daher votiert."

Moderne Strassenräuber. Wir entnehmen dem „Volksrecht" (15. Mai) folgende Tatsachen über die „Auswüchse des Automobilismus", die nur einen kleinen Ausschnitt aus einem ganzen Reich von Brutalität bedeuten, das täglich wächst und die sich besonders solche Gegenden merken mögen, die dieses „Segens" noch entbehren:

„In ihren Jahresberichten führen die Statthalterämter Zürich, Affoltern, Meilen, Hinwil, Uster, Pfäffikon, Winterthur und Bülach Beschwerde über Ueberhandnahme der Verfehlungen im Automobilverkehr, namentlich durch zu schnelles Fahren. Das Statthalteramt Zürich konstatiert erhebliche Zunahme der Bussenverfügungen hauptsächlich infolge dieser Erscheinung. Affoltern beklagt gröbliche Verletzung des im amtlichen Verkehr gebotenen Anstandes, und Hinwil konstatiert erschreckend hohe Zahl der Unfälle mit schweren und schwersten Körperverletzungen; andere Strassenbenützer müssten stets bereit sein, sich flüchten zu können, wenn Motorfahrzeuge nahen. Die Lenker der Motorfahrzeuge machten alten Leuten und schweren Lastfuhrwerken langsames Ausweichen zum ungerechtfertigten Vorwurf und muteten kleinen Kindern die Befolgung der Verkehrsvorschriften zu. Die Landstrasse diene nicht mehr der Allgemeinheit, sondern den Automobilisten. Das Schlimmste sei die Wahrnehmung, dass alle Mahnungen und Strafen nichts zu nützen schienen; im Gegenteil stellten die Automobilisten an den Strassenverkehr zu ihren Gunsten immer höhere Anforderungen. Auch Uster meldet erschreckende Vermehrung der Automobilunfälle und erklärt, solange die allermeisten Verkehrsunfälle auf zu schnelles und unvorsichtiges Fahren der Automobile und Motorräder zurückzuführen seien, erscheine die Kontrolle als unbedingtes Erfordernis. Die Anwohner an den Hauptstrassen und die Fussgänger seien auch Menschen und dürften Anspruch darauf erheben, nicht in unerträglicher Weise belästigt oder gefährdet oder von der Strasse verdrängt zu werden. Neben den vielen fahrlässigen Körperverletzungen durch Automobile seien zwei Unfälle mit tödlichem Ausgang zu beklagen. Pfäffikon berichtet, trotz strenger Bussenpraxis sei die Verkehrssicherheit nicht grösser geworden; die Polizei richte nichts aus, wenn sie nicht im Kampfe mit rücksichtslosen Automobilfahrern, die sich um keine Vorschriften kümmerten, durch die korrekten Fahrer unterstützt werde. Bülach verlangt schärfere Ahndung des zu schnellen oder sonst unvorsichtigen Fahrens. Die kantonale Polizeidirektion konstatiert noch stärkere Zunahme der Fahrbewilligungbewerber und der Motorfahrzeuge als in den Vorjahren, der Motorfahrzeugverkehr erfordere ständig grössere Aufmerksamkeit der Lenker der Fahrzeuge, des Publikums und der kontrollierenden Polizeiorgane. Die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens der Motorfahrzeugkontrolle mit der Polizei und den Untersuchungsbehörden werde immer dringlicher. Die Bemühungen der automobilistischen Organisationen, die Auswüchse, namentlich die Geschwindigkeits-Exzesse, zu bekämpfen, scheinen wenig Erfolg zu haben. Von den Statthalterämtern und Gemeindebehörden sind wegen Uebertretung von Vorschriften über den Motorfahrzeugverkehr 3051 Bussen gemeldet worden, wovon wegen Fahrens ohne Verkehrsbewilligung für das Fahrzeug in 147, wegen Fahrens ohne Führerbewilligung in 162, wegen zu schnellen Fahrens in 2132 (inbegriffen wegen zu schnellen Fahrens an Sonntagen in 385) Fällen. Die Polizei meldet 160 Un-

fälle, bei denen durch Motorfahrzeuge Personen verletzt wurden, wovon 18 mit tödlichem Ausgang. Als vorsorgliche Massnahme nach Unfällen, bei denen Menschen verletzt oder getötet wurden, ist von der Polizeidirektion gegenüber 34 Personen, und wegen zu schnellen Fahrens von den Statthalterämtern gegenüber 14 Personen der Entzug der Führerbewilligung verfügt worden. 61 Fehlbaren wurde der Entzug der Führerbewilligung angedroht für den Fall, dass sie sich eine neue Uebertretung von Verkehrsvorschriften zuschulden kommen lassen sollten. In einzelnen Fällen sprachen die Gerichte den Entzug der Führerbewilligung für kürzere oder längere Zeit aus bei Anlass der Aburteilung von Straffällen."

Ich habe diesen Bericht mit: „Moderne Strassenräuber" überschrieben. In der Tat ist das, was uns die Geschichten von Strassenräubern aus „unzivilisierten" Gegenden und vergangenen Zeiten berichten, in seiner Gesamtheit ein Kinderspiel gegenüber dem, was die Brutalität des modernen Maschinenmenschen Tag für Tag an Kindern, alten Leuten, Schwerhörigen, Kurzsichtigen verübt und was sie daneben auch den Normalen an Schaden antut. Wären wir nicht Menschen ohne Saft und Kraft geworden, so wäre einem solchen Wesen bald gesteuert.

3. Religiöses.

Dr. Steiners Tod und die Christengemeinschaft.[1]) Der Tod Dr. Steiners hat wohl in vielen unserer Freunde allerlei Gedanken wachgerufen. Es liegt nahe, in der Verbindung dieses Ereignisses mit dem nicht weit zurückliegenden Brand des Götheanums etwas Ominöses zu finden. Manche werden zu der Annahme geneigt sein, dass nun die anthroposophische Bewegung in Bälde zusammenbrechen werde. Das wird sie wohl tun, aber meines Erachtens nicht in Folge dieses Todes, sondern aus inneren Gründen. Steiner war keineswegs ein so hinreissender Vertreter seiner Sache; er stiess viele sehr stark ab. Freilich ist eine Sache wie die Anthroposophie auf anerkannte „Meister" angewiesen, in denen das Hellsehen Tatsache ist oder doch mit einem gewissen Schein von Grund als solche vorausgesetzt werden darf. Das traf bei Steiner zu. Er hatte sich mit Recht oder Unrecht in den Ruf eines Sehers und tief Eingeweihten verschafft und galt bei vielen seiner Anhänger für etwas sehr Grosses. Der auf seine Art vielbegabte und vor allem vielgewandte Mann, dem es an lebendigem Geiste ganz auffallend mangelte, wie seine Schriften und Vorträge deutlich beweisen, besass jedenfalls einen starken, zu leidenschaftlichen Willen und die Fähigkeit, gewissen Menschen zu imponieren. Insofern dürfte er nicht so leicht einen Ersatz finden und sein Tod für die Bewegung entscheidende Bedeutung haben. Für solche freilich, die von diesen Dingen etwas verstanden, und überhaupt etwas kritisch Eingestellte und zur Kritik Befähigte, hatte das Steinersche Hellsehen keine Ueberzeugungskraft. Was die Nichteingeweihten davon erfuhren, war Sammelsurium aus alten und neuen Mythologien, Theosophien und Occultismen, ganz ohne den Charakter des Originalen, Selbstgeschauten. Steiners Kunst bestand in dem immer neuen Versuch, sich gewisser Zeitströmungen zu bemächtigen, um sie seiner Sache dienstbar zu machen. So kamen nacheinander die moderne „Naturwissenschaft" (Häckel!), die soziale Frage, die ästhetische und die religiöse Bewegung an die Reihe, aber immer war es bloss ein Synkretismus (d. h. eine mechanische Mischung) verschiedener Elemente, nie ein organisches Schaffen und Wachsen aus dem Eigenen. Dieses Spiel konnte auf die Länge nicht vorhalten, und so sind der Brand des Götheanums wie der Tod seines Gründers wirklich bloss Symptome eines schon vorhandenen Verfalls. Schon

---

[1]) Aus der letzten Nummer zurückgestellt..

seit einiger Zeit war es deutlich, dass der Versuch der Anthroposophie gescheitert sei. Sie zählt als lebendige Macht im Geistesleben der Gegenwart nicht mehr. Zwar zieht sie noch da und dort jenes freilich zahlreiche Geschlecht der Halbgebildeten an, die auf diesem Wege gleichzeitig Wissenschaft und Religion zu finden hoffen; aber die Mode wird sich recht bald wieder anders wohin wenden. Vielleicht wird Coué der Haupterbe sein, da und dort die katholische Kirche und auch gelegentlich — Mazdaznan.

So kann man den Tod des Begründers der Anthroposophie nicht ohne ein Gefühl der Tragik vernehmen. Die Theosophie wird immer wieder aufleben, aber mit der Anthroposophie brauchen wir nicht mehr zu rechnen. Ihr letzter Versuch, zu leben, ist die von Steiner ausgehende Christengemeinschaft Rittelmeyers. Dass dieser Zusammenhang mit Steiner bestritten wird, gehört zu den mancherlei Unehrlichkeiten, mit denen die ganze Bewegung stets arbeitete und wohl auch ihrer Natur nach zu arbeiten genötigt ist. Man musste sich im Uebrigen wundern, dass diese Sache nicht früher auch in der Schweiz auftrat. Sie war, wie seiner Zeit in den „Neuen Wegen“ gesagt wurde, mit Todsicherheit zu erwarten. Warum zögerte man? Nun — endlich — wird die „Religiöse Erneuerung“ an allen Plakatsäulen Zürichs angezeigt. Rittelmeyer kommt mit seinem ganzen deutschen und schweizerischen Stabe. Selbstverständlich wird ein Haufe von ewig Neugierigen zulaufen und in Zürich zu den zahllosen schon vorhandenen noch eine neue Religionsunternehmung entstehen. Denn wie die Areopag-Athener, so sind die Limmat-Athener zu nichts stärker aufgelegt, als stets wieder etwas Neues zu sagen oder zu hören. (Apostelgesch. 17, 16 ff.) Und da gibt es ja auch allerlei Merkwürdiges und Exotisches zu sehen: die anthroposophische Messe mit Priestern und sogar Priesterinnen, Weihrauchnebeln und liturgischem Singen und Beten, alles, was die Katholiken haben und sogar noch einiges überdrein. Wer sollte da nicht hin? Besonders wenn man viel Zeit hat.

Für mehr als eine besondere Art von Zeitvertreib kann ich die Sache nämlich nicht halten. Entweder — Oder: Entweder haben Jesus und die Propheten Unrecht oder der Versuch, durch Kultusspiel die Welt zu „durchchristen“ ist eine Narretei vor Gott. Wenn wir dergleichen wollen, dann doch gleich in die katholische Kirche, wo es übrigens eine ganz andere Tiefe und einen ganz andern Ernst hat. Ich wiederhole meine Klage um Rittelmeyer. Er ist der einzige Mensch von geistiger Bedeutung, der dieser Sache zugefallen ist. Um ihn ist es schade, er wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Aber vielleicht ist es sogar um einen Pfarrer Ernst schade und schade sogar um das Papier, das er bedrucken lässt. Ein Fiasco ist ganz gewiss — nicht eine Niederlage im Dienste einer guten Sache, die ein Sieg sein kann, sondern ein Sturz auf Wegen des Trugs. Ich sage: des Trugs, nicht des Betrugs; denn Rittelmeyer und seine Mitarbeiter meinen es gewiss ehrlich. Aber auch eine Sache, an die ihre Vertreter ehrlich glauben, kann ein Trug sein. Auch meinen sie es gewiss ernst, aber ernst meinten es auch die Baalspriester und doch hat Elias sie im Namen des wirklichen Gottes verspottet. Mit kultischem Spiel und kultischer Magie die Welt erlösen zu wollen, ist vor dem Gott der Bibel eben doch — ich kann mir nicht helfen — eine Kinderei.

Ihr Menschen aber, die ihr Ernsthaftes wollt und Ernsthaftes zu tun habt, lasst euch nicht auf solche Dinge ein. Ihr würdet es vielleicht schwer bezahlen müssen.

Weitere Dokumente zur Lage des deutschen Protestantismus.[1])
1. Der protestantische Pastor. Pastor Kappe aus Etzum in seiner

---

[1]) Diese Dokumente sind aus der in Heilbronn erscheinenden „Sonntagszeitung“ von Erich Schairer abgedruckt.

Rede auf dem Braunschweiger Stahlhelmtag am 18. Jan. („Braunschweiger Allg. Anzeiger“ vom 19. Januar 1925): „. . . Das deutsche Volk . . . hat in den letzten Jahrzehnten zu sorglos gelebt in dem herrlichen Land der deutschen Freiheit und Herrlichkeit . . . 1914 einige Armeekorps mehr und wir wären bereits zu Weihnachten in Paris gewesen . . . Die dunklen Geister siegten . . . Dolchstoss von hinten . . . törichteste und dümmste Revolution aller Zeiten . . Sklavenpeitsche der Kriegsschuldlüge, des Versailler Diktats und des Dawes-Gutachtens . . . Wir wollen ihnen den Willen Deutschlands zur Macht und zur wahren Gleichberechtigung in die Zähne schlagen . . . Kampf gegen alles, was deutsches Wesen entmannt und verwässert, vor allem gegen den mit dem Internationalismus verbundenen Marxismus . . . Auszurotten gilt es auch den Pazifismus . . . An Limonade kann kein Volk genesen . . . Herrgott, schenke uns bald den seligen Tag, wo des Deutschen Reiches stolzer Bau wieder ragend hinausschaut in die Welt, wo sich unter Schwarz-weiss-rot eine ganze Nation zusammenfindet, um sieghaft zu streiten um den Platz an der Sonne . .“

2. Der katholische Mönch. Unter der Devise „Nun erst recht“ hat das deutsche Friedenskartell am 2. Mai in Berlin eine Kundgebung veranstaltet, bei der die Ansprache eines Paters Ernst Thrasolt, der für das junge katholische Deutschland sprach, besonderen Eindruck gemacht hat. Er hat nach dem Bericht der „Frankfurter Ztg.“ u. a. gesagt: „Hinter dem jungen katholischen Deutschland, das er vertrete, ständen Unzählige, die sich lieber an die Wand stellen lassen wollen, als in einen neuen Krieg ziehen. Hunderte von Geistlichen seien bereit, von ihren Kanzeln herab für die Kriegsdienstverweigerung einzutreten. Nur Idioten oder Schurken könnten heute noch nach einem neuen Krieg rufen. Es komme darauf an, den Volksblock in sich einig zu erhalten. Die Durchführung des Reichsschulgesetzes werde für die Erreichung dieses Zieles der Prüfstein sein. Jeder solle seine Gewissenschule erhalten. Was den andern heilig sei, wolle er achten, was ihm selbst heilig sei, möge man gelten lassen. Der Kampf gelte dem alten Deutschland des Zwanges, des Hinlegens, des Kriechens, des Anbindens, dem Deutschland der Zerklüftung und des Kapitalismus, dem Deutschland der konfessionellen Entzweiung, der Religionskriege und des Klassenkampfes von oben. Hindenburg sei nur die Summe und das Symbol dieses alten Deutschland. Und trotzdem sei seine Wahl das grösste Glück, das der deutschen Republick habe widerfahren können: denn nun sei der Republik die Schlafmütze vom Kopf gerissen.“

3. Zeichen. In den Tagen nach der Reichspräsidentenwahl sind bei der Redaktion der „Sonntagszeitung“ auffallend viele Kirchenaustrittsformulare verlangt worden, und zwar ausnahmslos von Evangelischen, die erklärten, sie wollten in einer Kirche nicht bleiben, die sich in dieser Weise politisch betätige wie vor der Präsidentenwahl.

4. Zwei Urteile. „Wenn die Masse der Menschen in Deutschland nicht so ängstlich und nicht so des unvoreingenommenen Denkens ungewohnt wäre, wenn nicht in den „führenden“ oder „obern“ Schichten der Gesellschaft ein so ausgesprochener Wille zur Heuchelei, zum Volksbetrug, zum Augurenlächeln vorhanden wäre: der Protestantismus hätte nur noch Pfarrer, aber keine Gemeinde mehr.“ Paul Zöllner.

„Für den vorurteilslosen Kenner und Beurteiler der Zeitlage ist es klar, dass die evangelische Kirche immer mehr zur Einflusslosigkeit und Bedeutungslosigkeit verdammt wird, je mehr sie dem nationalistischen Heidentum unserer Tage und dem Machtanspruch der kapitalistisch-bürgerlichen Mächte und Kreise nachgibt. Eine Kirche und eine Religion, die nicht begreifen, dass der ganze religiöse und sittliche Ideengehalt des Evangeliums sie auf ökumenische Haltung und soziale Reform hinweist, weil diese Reform durch die Höhenlage der technischen Kultur möglich ist und darum der brüderliche

Sinn des Evangeliums sich an den unten Stehenden mit praktischem Erfolg betätigen kann — eine solche Kirche ist dem Untergang geweiht. Das mögen sich alle die sagen lassen, die mit ungeberdigem Hochmut nach Unten schauen, statt mit Demut nach Oben . . . .“

Adam Röder in seiner „Süddeutschen Konservativen Korrespondenz“.

Evangelisch-sozial. Vor kurzem fand in Zürich ein „Evangelisch-sozialer Kongress“ statt. Meines Wissens ist dieser Ausdruck für eine derartige Versammlung auf Schweizer Boden zum ersten Mal gebraucht worden. Es ist dies um so auffallender, als in Deutschland selbst der alte „Evangelisch-soziale Kongress“ infolge der Entwicklung der letzten zehn Jahre doch wohl seine frühere Bedeutung stark verloren hat. Sollten wir wirklich so weit hinter Deutschland zurück sein? Wir sind doch in einem Stück ihm voraus, in dem Verhältnis der Arbeiterschaft zur Religion. Dass dieses aus allerlei guten Gründen ein ungleich freundlicheres als draussen im „Reich“ ist, zum mindesten als in Nord- und Mitteldeutschland, wird man wohl ruhig behaupten dürfen. Im Angesicht dieser Tatsache darf man sich wohl fragen, ob es richtig ist, die „evangelischen“, d. h. die religiös gesinnten Arbeiter in besonderen Organisationen zu sammeln. Von den Gewerkschaften muss dies meines Erachtens mit aller Entschiedenheit geleugnet werden. Ein Arbeiter mit religiöser Ueberzeugung kann heute ganz ruhig in einer Gewerkschaft mitarbeiten. Nur da, wo noch die Kommunisten herrschen, mag dies nicht der Fall sein, aber das sind Ausnahmezustände, die bald vorüber gehen werden. Es mag auch in den übrigen Gewerkschaften etwa zu Konflikten zwischen christlicher und andersartiger Gesinnung kommen; aber sollen sich denn die Jünger Christi in Watte wickeln und in einer Truhe verbergen lassen? Gehören sie nicht nach dem Worte Jesu sogar „wie Schafe mitten unter die Wölfe?“ Und hat nicht auch Luther gesagt: „Bist du eine Rose, so sei dein Wandel unter Dornen?“ Es ist ja doch so, dass diese „unchristlichen“ roten Gewerkschaften und nicht irgendwelche „christlichen“ es sind, die die Arbeiterschaft erst wieder zum Gefühl ihres Menschenwertes aufgeweckt und damit an ihnen ein wahrhaft christliches Werk getan haben, und dass im Grossen und Ganzen doch sie es sind, die durch ihre Kämpfe und Opfer materielle und geistige Vorteile errungen haben, deren auch die „Evangelischen“ sich erfreuen. Nichts kann auf der andern Seite die Bereitschaft des Arbeiters, auf das „Evangelium“ zu hören, stärker hemmen, als die Zersplitterung der Arbeiterbewegung durch solche „Evangelischen Gewerkschaften“, hinter denen er auf Grund früherer Erfahrungen instinktiv „Gelbe“ und Streikbrecher wittert.

Die Berechtigung „evangelischer Gewerkschaften“ also kann ich nicht zugeben. Sie sind das Geschöpf eines Denkens, das jenes Mutes und Weitblickes entbehrt, die einen Jünger Christi eignen sollten. Dagegen mag man sich fragen, ob es vielleicht einen Wert hat, religiös gesinnte Menschen in besonderen Organisationen zu sammeln, um sie mitten im sozialen Kampf und für diesen zu stärken und mit den rechten Gedanken und Gesinnungen zu erfüllen, vielleicht auch, um solche Menschen erst einmal in Berührung mit dem sozialen Problem zu bringen. Das lässt sich nicht ohne weiteres leugnen. Nur ist solchen, die dieses Werk tun, dreierlei sagen. Einmal: sie sollten doch ein wenig wissen, was andere vor und neben ihnen gearbeitet haben und arbeiten. Wenn in der „Evangelischen Volkszeitung“ (Nr. 8) in der Einladung zu dem „Evangelisch-sozialen Kongress“ gesagt wird: „In der Schweiz ist bis jetzt diesen Fragen [nämlich der Beziehung zwischen den Grundsätzen des Evangeliums und dem sozialen Problem] wenig Beachtung geschenkt worden,“ so ist das doch eine seltsame Behauptung angesichts der Tatsache, dass seit Jahrzehnten kein Problem unser religiöses Leben so tief bewegt und unser

religiöses Denken so stark verändert hat wie dieses, so dass die Schweiz geradezu der Ausgangspunkt einer Bewegung geworden ist, die dieses Problem zum Zentrum hat. Weiter: eine „evangelisch-soziale“ Bewegung sollte sich hüten, den Namen des Evangeliums mit einem Programm zu verbinden, das nur ein sehr, sehr bescheidenes Flickwerk an der Struktur der Gesellschaft darstellt. Wenn Evangelium und soziale Frage zusammenstossen, so muss etwas viel Grossartigeres entstehen, nicht ein Parteiprogramm zwar, aber der Ausblick auf die Welt Gottes. Und endlich sollten den Namen „Evangelisch-sozial“ nicht Männer tragen, die in wesentlichen Punkten sowohl dem Evangelium als dem Sozialismus (im weitesten Sinn des Wortes) ins Gesicht schlagen. Sonst entsteht ein schwerer Schaden.

Mit diesen Vorbehalten mag man die „evangelisch-soziale“ Bewegung begrüssen. Sie mag in Kreise eindringen, die wir „Religiös-Soziale“ vorläufig nicht erreichen und dort zunächst einmal ein gewisses Verständnis für den sozialen Sinn des Evangeliums erwecken. Es finden sich denn auch in dieser Bewegung Männer, wie Prof. B ä c h t h o l d in Basel, mit dessen weltpolitischer Denkweise wir nicht einig gehen, dessen tapfere, ehrliche und weitherzige Stellung zu dem religiös-sozialen Problem wir aber freudig anerkennen. Freilich ist sein Antipode ein Dr. H o p p e l e r, aber man darf vielleicht hoffen, dass im Fortschritt der Bewegung die andere, ungleich konsequentere und tiefere Denkweise zum Sieg gelange.[1]) Ein Gegensatz zwischen „Evangelisch-Sozial“ und „Religiös-Sozial“ braucht — nachdem jene Vorbehalte gemacht sind — nicht zu bestehen; es kann ein Verhältnis der Ergänzung sein. Unter denen, die es in beiden Bewegungen ehrlich meinen und die keine Angstmeier sind, sollte ein solches auf keine Schwierigkeiten stossen.

4. Kulturelles.

Schulheim Habertshof. Sommerkurs vom 1. Juli bis 30. September 1925. Das Schulheim Habertshof gibt im Sinne moderner Volkshochschulen Gelegenheit zur geistigen Ausbildung als Besinnung auf die Grundkräfte menschlichen Lebens und Erfassung eigener Bestimmung im Lichte der Ewigkeit. In schlichtem, lebensnahen Unterricht will die Schule Verständnis für den Sinn unseres Lebens wecken und Wegweiser zu Christus hin sein.

Das Programm des Sommerkurses ist folgendes:

Emil Blum: Religiöse Strömung der Gegenwart in Deutschland.

Heinrich Schultheis: Die Bibel — ein Buch der Gegenwart.

Hans Pflug: Die Krisen in der modernen europäischen Geschichte (vom Bauernkrieg 1525 bis zur Revolution 1918).

Aenderungen des Programms vorbehalten.

Uebliche Tageseinteilung: 7—9 Uhr: Stille Lektüre zur Vorbereitung und Verarbeitung der Kurse.

½10—½12 Uhr: Vortrag und Besprechung.

2—½7Uhr: Praktische Arbeit in Haus, Garten und Feld.

Kosten: Das Kursgeld beträgt für das Vierteljahr 50 Mark. Im Bedarfsfalle wird auf Antrag das Kursgeld auf 30 Mark ermässigt. Die Summe ist bei Beginn des Kurses zu entrichten. Die Teilnehmer erhalten volle (vegetarische) Kost mit samt den Zwischenmahlzeiten. Die Leibwäsche wird gewaschen und geflickt. Für sonstige Auslagen (Briefmarken, Arztkosten etc.) haben die Besucher des Heimes selbst aufzukommen. Bettwäsche und Schlaf-

[1]) Der Uebergang der Redaktion der „Evang. Volkszeitung“ in die Hände einer offenbar von H o p p e l e r beherrschten Kommission lässt allerdings darauf schliessen, dass vorläufig die entgegengesetzte Richtung obenauf ist. Desto schlimmer für die Sache.

decken, Hausschuhe, solide Arbeitsschuhe und ein Arbeitsanzug sind mitzubringen. Sämtliche Wäsche muss mit dem vollen Namen gezeichnet sein. Der Anmeldung ist ein ärztliches Zeugnis beizulegen.

Die Anmeldungen sind zu richten, mit Angabe von Beruf und Alter, an Emil Blum, Schulheim Habertshof, Elm bei Schlüchtern.

Von Büchern

Ein Quell der Erquickung.

Die Ferien nahen wieder und darum möchte ich einmal unter dieser Rubrik von etwas reden, das mit dem, was die „Neuen Wege“ vertreten, nicht unmittelbar zusammenhängt, im Gegenteil sozusagen am entgegengesetzten Pole liegt — und vielleicht gerade darum für uns andere ferienmässig wirkt. Ich könnte, wenn ich paradox sein wollte, wie es heute ja Mode ist, sogar behaupten, das, was mir vorschwebe, sei etwas, was einem die Ferien ersetze, wenigstens soweit man dahin reisen müsste, weil es einem die Ferien ins Haus bringe. Denn was suchen wir in den Ferien, wenn nicht die Natur, die ruhige und beruhigende, die grosse, heilige, unberührte? Ein Darsteller dieser Natur aber fast ohne gleichen ist Adalbert Stifter, und von ihm möchte ich hier ein Wort sagen.

Wie viele unter den Lesern der „Neuen Wege“ kennen diesen Namen? Wie viele die Werke dieses Mannes? Und doch ist er einer von denen, die bleiben werden, einer von den Grossen — nicht von den Allergrössten, sondern von den Zweitgrössten, aber doch so gross, dass ein Mann wie Nietzsche eines seiner Bücher (das vielleicht gar nicht einmal sein wertvollstes ist) zu dem wenigen rechnete, was von deutscher Prosa neben Goethes Werken, Lichtenbergs Aphorismen, Jung-Stillings Lebensgeschichte und Kellers „Leuten von Seldwyla“ wert sei, immer und immer wieder gelesen zu werden. Auch Gottfried Keller hat ihn hoch geschätzt, was ebenfalls nicht wenig bedeuten will.

Der 1805 in einem südböhmischen Städtchen geborene und 1868 als pensionierter Schulrat in Linz gestorbene Oesterreicher ist ein etwas älterer Zeitgenosse des Glattfelder Bauernsohnes und Stammgastes im „Oepfelchämmerli“ im Zürcher Niederdorf. Auch er hatte noch, und wohl etwas bewusster, mit Göthe die gleiche Luft geatmet; auch an seiner Wiege hatte die blaue Blume der Romantik geduftet. Wie Keller hatte er zuerst die Natur durch Pinsel und Stift darzustellen versucht, bis er dazu gelangte, dies durch das dichterische Wort zu tun. Daneben hatte er sich freilich auch durch naturwissenschaftliche Studien mit diesem Teil der Welt vertraut gemacht, dessen immer neue Schilderung seine eigenartige und dauernde Lebensleistung bildet. Auch wenn er als „ewiger Student“ und dann als Mann der Gesellschaft von der Grosstadtluft des damaligen Wien umgeben ist, lebt und webt seine Seele, wie in einem ewigen Brautstand, mit der Natur.

Ich kenne in deutscher Sprache wenigstens keinen Dichter, der ihm darin zu vergleichen wäre. Er bezahlt diese Einzigartigkeit freilich mit einem hohen Preis. Denn der Mensch spielt in seinen Schöpfungen sehr oft bloss die Rolle der Staffage; der Dichter ist durchaus „Landschafter“. Man hat oft den Eindruck, die „Geschichte“ sei jeweilen nur dazu erfunden worden, um als Faden zu dienen, an dem landschaftliche Schilderungen und andere Darstellungen des Lebens der Natur in verschwenderischer Fülle zur Perlenschnur gereiht werden könnten. Die Landschaft, die er dabei schaffend darstellt

und darstellend schafft, ist aber nicht die ins Auge fallende, gleicham sensationelle, wie das Hochgebirge oder das Meer, sondern die alltägliche, überall zu findende, die bloss unter seinem Pinsel ihre schöpfungsfrische Leuchtkraft bekommt. Er schildert vor allem in immer neuen Formen und unvergleichlich schön den W a l d. Etwas so Herrliches, Leuchtendes, mystisch Tiefes und doch zugleich realistisch Richtiges und vollkommen Zutreffendes, wie die Darstellung des „Hochwaldes“ in der so betitelten Dichtung gibt es nicht ein zweites Mal. Aber zum Wald gesellt sich die Heide und sogar die Wüste, die er selbst freilich nicht gesehen hat und doch mit der Vollmacht des grossen Dichters beschreibt. Auch Wiese und Wasser leuchten in all dieses Grün und Grau herein. Gross ist dabei die Abwechslung. Neben der deutsch-österreichischen Landschaft, die die Hauptrolle spielt, taucht die südtirolische, die ungarische und, wie ich angedeutet habe, sogar die nordafrikanische auf neben der durch das Medium der Stadt gesehenen die einsame, ganz in sich selbst versunkene; mit den grossen Umrissen, die der Darstellung nie fehlen, verbindet sich die liebevolle Schilderung des Einzelnen, des stillen Lebens und Webens der Natur bis zu ihrer Urtiefe hin, wo die mystischen Quellen des Lebens strömen. Ihr Rauschen hat das Ohr des Dichters vernommen wie wenige.

Neben dem einen grossen Wunder der Schöpfung, dem Wald, spielt ein anderes, ebenso grosses, ja noch grösseres, eine entsprechende Rolle in Stifters Dichtung: der H i m m e l mit seinem erhabenen Leben, besonders der Sternenhimmel. Was für Töne er in dessen Darstellung findet, möge folgende Stelle bezeugen:

„Aber noch märchenhafter war es, wenn eine schöne Vollmondnacht über dem ungeheuren, dunkeln Schlummerkissen des Waldes stand und diese, dass nichts erwache, die weissen Traumkörner ihres Lichtes darauf niederfallen liess, und nun Klarissas Harfe plötzlich ertönte — man wusste nicht woher, denn das lichtgraue Haus lag auf diesen grossen Massen nur wie ein silberner Punkt — und wenn die leichten einzelnen Töne wie ein süsser Pulsschlag durch die schlafende Mitternachtluft gingen, die weithin glänzend, elektrisch, unbeweglich auf den weiten, schwarzen Forsten lag, so war es nichts anderes, als ginge sachte ein neues Fühlen durch den Wald, und die Töne waren, als rühre er hie und da ein klingend Glied — das Reh trat heraus, die schlummernden Vögel nickten auf ihren Zweigen und träumten von neuen Himmelsmelodien, die sie morgen nicht werden singen können — und das Echo versuchte sofort, das goldene Rätsel nachzulallen. — — — — Und als die Harfe längst schwieg, das schöne Haupt schon auf seinen Kissen ruhte — — horchte noch die Nacht; der senkrecht stehende Vollmond hing lange Strahlen in die Fichtenzweige und säumte das Wasser mit stummen Blitzen — indessen ging die Wucht und Wölbung der Erde, unempfunden und ungehört von ihren Bewohnern, stürmend dem Osten zu — der Mond wurde gegen Westen geschleudert, die alten Sterne mit; neue zogen im Osten auf — — und so immerfort, bis endlich mitten unter ihnen am Waldrande ein blasser, milchiger Lichtstreifen aufblühte — ein frisches Lüftchen an die Wipfel stiess — und der erste Morgenschrei aus der Kehle eines Vogels drang!“ — — —

Kann man das Märchen einer Vollmondnacht des Sommers über Hochwald und See getreuer und grossartiger wiedergeben? Wenn schon in diesem Zitat der Himmel sich über dem W a l d e wölbt, so mögen noch einige aus einer Waldschilderung folgen:

„Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, als sie [sc. die Reisegesellschaft] vordrangen, und die Zweiggewölbe warfen blitzende, grüne Karfunkel und fliegende Schatten auf die weissen Gewänder, wie sie vorüberkamen; der Specht schoss in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts, bis nach

und nach nur mehr weisse Stückchen zwischen dem grünen Gitter wankten — und endlich selbst die nicht mehr — aber auch der Reiter tauchte in die Tiefe des Waldes und verschwand, und wieder nur der glänzende Rasen, die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Einöde und der dahineilende Bach blieben zurück, nur die zerquetschten Kräutlein suchten sich aufzurichten und der Rasen zeigte seine zarte Verwundung. — Vorüber war der Zug — unser liebliches Waldplätzchen hatte die ersten Menschen gesehen.

Immer entlang dem Waldbache, aber seinen Wassern entgegen geht der Zug, sich vielfach windend und biegend, um den tieferhängenden Aesten und dem dichteren Stande der Bäume auszuweichen. — Sie betrachten und vergnügen sich an den mancherlei Gestaltungen des Waldes. Die vielzweigige Erle geht am Wasser hin, die lichte Buche mit den schönfarbigen Schaften, die feste Eiche, die schwankenden Halme der Fichte stehen gesellig und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen; die Espe rührt hierbei gleich alle ihre Blätter, dass ein Gezitter von Grau und Silber wird, das die Länge nicht auszutaumeln und auszuschwingen vermag — der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft — die Tannen wollen erhabene Säulengänge bilden, und die Büsche, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, dass mitten Raum blieb für hohe Gäste. Und diese sind auch gekommen. Frei und fröhlich ziehen sie das Tal entlang.

— — — — — — — — —

Die Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichtum und aller Majestät drang in ihr Auge und legte sich an ihr kleines Herz, das so schnell in Angst aber auch so schnell in Liebe überfloss — und jeder Schritt gab ihrer Einbildungskraft neuen Stoff, war es nun ein seltsamer Strauch mit fremden, glühendroten Beeren überschüttet, oder war es ein mächtiger Baum von ungeahnter Grösse — oder die schönen, buntfarbigen Schwämme, die sich an Stellen schoben und drängten, oder war es ein plötzlich um eine Ecke brechender Sonnenstrahl, der die Büsche vor ihr in seltsames, grünes Feuer setzte und aus unsichtbaren Waldwässerchen silberne Funken lockte — oder war es endlich dieser oder jener Ton, der als Schmelz oder Klage, als Ruf oder Mahnung aus der Kehle eines Waldvogels tief aus den ferneren, geahnten Waldschossen drang. — Alles fiel in ein schon aufgeregtes empfangendes Gemüt. Klarissas edles Antliz lag lieblich, ruhevoll, dem Himmel offen, der zwischen den Aesten, festlich wallend, sein Blau herein hängen liess und erquicklich seine Luft um ihre lieben, sich färbenden Wangen goss, — — wie ein schöner Gedanke Gottes senkte sich gemach die Weite des Waldes in ihre Seele, die dessen unbewusst in einem stillen und schönen und sanften Fühlen dahinwogte. Selbst der alte Freiherr fand sich in der freien Luft wie gestählt und von einem frischen Hauch seiner Jugend angeweht."

Diese Stellen könnten einem, der es nicht schon wüsste, zeigen, was eine unverwüstete Gottesnatur, die heute ein vom Ausbeutungsdämon besessenes Geschlecht zu zerstören sich anschickt, dem Menschen bedeutet.

Wenn mir Stifter also in erster Linie als wunderbarer Schilderer der Natur gross und bedeutsam erscheint und ich darin sein Besonderes sehe, so möchte ich doch nicht unterlassen hervorzuheben, dass ihm dann und wann auch M e n s c h e n vortrefflich gelingen. So in „Brigitta", im „Waldsteig" und vor allem in der Dichtung „Aus der Mappe meines Urgrossvaters", die nach meinem Urteil überhaupt zum Allerbesten gehört, was Stifter geschaffen hat. Es bilden also die Menschen und ihr Erleben nicht ü b e r a l l bloss Staffage. Aber freilich muss man sagen, dass auch das Erquickende an diesen Menschen das Echte, Gesunde, Tiefe und im besten Sinn N a t ü r l i c h e ist. In diesem Sinn leuchtet ganz besonders herrlich die Mädchengestalt der Maria im „Waldsteig" aus dem reichen Wald des Stifterschen Werkes heraus.

Und endlich wölbt sich über Natur und Menschen, trägt sie mit Mutter-

armen das Geheimnis des Seins, das für Stifter Gott ist, nicht etwa der pantheistische Gott eines Bonsels oder auch eines Gottfried Keller, sondern der persönliche Gott, dessen Liebe erlösend die Welt trägt, so dass der Mensch nicht im einsamen Geheimnis der Natur verlassen ist, vielmehr an seinem Herzen eine nicht versagende Zuflucht findet. Hinter Natur und Menschenschicksal steht dieses ewige Geheimnis, das Gott heisst und macht sie erst tief, hell und lebendig. Ganz selten aber tritt dies Geheimnis hervor, nur ausnahmsweise in einem einfach-tiefen Wort; es bildet bloss den frommen, lebendigen und liebevollen Hintergrund des grünen Alls und der bunten Menschenwelt. Es hat, mit jenem Vorbehalt gesagt, selbst etwas Natürliches. So möchte ich denn die Welt Stifters Gemütern empfehlen, die Ruhe suchen, Ferienruhe beim Quell des Lebens, dort im stillen Waldgrund, wo noch Gott zu uns spricht und die Wunden der Seele heilen. Er ist ein wundertiefer Brunnen der Erquickung.[1]) L. Ragaz.

Von Zeitungen und Zeitschriften.

1. **Le Christianisme social** (Rue Balay 2, Saint-Etienne, Loire, Herausgeber Elie Gounelle) stellt sich in der Februar-März-Nummer die Aufgabe, die Frage zu beantworten: „Wer sagen die Leute, dass ich [sc. Jesus] sei?" in dem Sinn, dass eine Reihe von bekannten Zeitgenossen antworten. Es ist in dieser höchst originalen und geistvollen Form eine Kopf und Herz bewegende Darstellung dessen, was man das Jesus- und Christusproblem unserer Tage nennen kann.
2. Im **Neuwerk** (Schlüchtern, Habertshof) steht ein sehr wichtiger Aufsatz von Emil Blum über den „deutschen Bauernkrieg von 1525 und die Reformation." Man kann freilich Luthers Verhalten noch schuldvoller und tragischer finden und wir werden unsererseits auch davon reden.
3. Das Maiheft der **Friedenswarte** bringt u. a. einen Aufsatz des Herausgebers Wehberg über die „neue Welle der Schiedsgerichtsbewegung" und eine Erklärung der Quäker zum Genfer Protokoll, die sich mit unserer eigenen Auffassung desselben deckt. (Wir bringen sie in einer der nächsten Nummern zum Abdruck.)
4. Der **„Aufbau"** (Luzern, Unionsdruckerei) bringt in der neuesten Nummer eine Fortsetzung der äusserst geistvollen, tiefen und ernsten Aufsätze von Trautvetter über das Abrüstungsproblem. Daneben hat dort eine bewegte und von grossem sittlichem Ernste beseelte Aussprache über die Frage der Abtreibung stattgefunden.
5. Die **„Menschheit"** (Wiesbaden, Gartenstrasse), das Organ Försters, bringt in den letzten Nummern bedeutsame Aeusserungen zur Hindenburgwahl und deren Vorgeschichte. (Fortsetzung folgt.)

Eingegangene Bücher.[2])

(Diese Schriften werden gerne an solche weitergegeben, die gewillt sind, eine kurze oder längere Besprechung, je nach der Bedeutung eines Werkes, zu liefern.)

[1]) Das Hauptwerk Stifters, die „Studien" ist von Rudolf Fürst bei Hesse & Becker in Leipzig neu herausgegeben worden.

[2]) Da dieser Teil unserer Arbeit bisher vernachlässigt worden ist, erlauben wir uns, auch früher eingegangene Bücher, sofern sie noch irgend aktuell sind, nachzutragen.

Emil Brunner: Die Mystik und das Wort. Der Gegensatz zwischen moderner Religionsauffassung und christlichem Glauben, dargestellt an der Theologie Schleiermachers. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr. 1924.

Ludwig Köhler: Die Offenbarung Johannis und ihre heutige Deutung. Schulthess & Cie., Zürich. 1924.

F. Subilia: La crise de la foi d'Edmond Scherer. Un problème actuel. Lausanne, Imprimerie La Concorde.

Adolf Faut: Romantik oder Reformation? Eine Wertung der religiösen Kräfte der Gegenwart. Friedrich Andreas Perthes, Gotha, Stuttgart.

Walter Rauschenbach: Les principes sociaux de Jésus. Traduction de S. Godet. Union chrétienne de Jeunes Gens, Genève. 3, Rue Général Dufour.

Max Zeltner: Vom Charakter philosophischer Systeme und ihrer Bedeutung für den Einzelnen. (Im Zusammenhang mit einer Kritik von O. Spenglers Untergang des Abendlandes.) Bayrische Druckerei und Verlangsanstalt. München 1923.

E. Montet: Der Islam. Uebersetzt von Armin Mühleman. Ernst Bircher, Bern. 1923. (Fortsetzung folgt.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Zu unserem Leidwesen haben verschiedene Umstände es uns unmöglich gemacht, die Nummer noch rechtzeitig vor der Abstimmung über die Initiative Rothenberger herauszubringen und auch in dieser Form etwas für sie zu tun. Ueber die Abstimmung im nächsten Heft. Die Wilson-Worte mussten Raumes halber auch dieses Mal wieder zurückgestellt werden, sollen aber im nächsten Heft wieder erscheinen.

Arbeit und Bildung.

Sommerkurse 1925.

I. **Wie wir wohnen sollen und können.** Kurs in sechs Abenden.

1. „Was bedeutet die Wohnung und wie steht es heute damit?"
2. u. 3. „Wie können wir uns rechte Wohnungen verschaffen?" (Baugenossenschaft und Organisation des Wohnungsbaues überhaupt.)
4. „Wie gestalten wir die Wohnungen im Geiste des Sozialismus?"
5. „Wie schmücken wir unsere Wohnung?"
6. „Wie leben wir in unserer Wohnung?" (Das Familienleben.)

Referenten sind: H. Billeter, D. Staudinger, P. Steinmann, E. Roth, A. Vogt, F. Walthard.

Beginn: Montag, 11. Mai, abends 8 Uhr.

II. **Das Verhältnis von Mann und Frau.** Kurs in fünf Abenden.

1. „Sinn und Bedeutung des geschlechtlichen Lebens."
2. „Die Erziehung zur Reinheit."
3. „Die rechte Ehe und wie sie zustande kommt."
4. „Das Kind und die Ehrfurcht vor dem Leben."
5. „Mann und Frau als Freunde und Kameraden."

Die Referenten werden noch bekannt gegeben.
Beginn: Donnerstag, 4. Juni, abends 8 Uhr.

III. **Frauenabende.**

1. F r a u e n g r u p p e O b e r s t r a s s. Lokal: Scheuchzerstrasse 36, Parterre.
   „Besprechung von Lebens- und Erziehungsfragen" (Ehrfurcht vor dem Leben, Selbstbehauptung, Selbstverleugnung, Reinheit) mit gemeinsamer Lektüre.

Am zweiten und vierten Donnerstag im Monat, abends 8 Uhr.
Beginn: 14. Mai.
Leiterin: Frau D. Staudinger.
Eine halbe Stunde vorher im gleichen Lokal und an den gleichen Abenden B ü c h e r a u s g a b e der Schweizerischen Volksbibliothek an jedermann.

2. F r a u e n g r u p p e A u s s e r s i h l.
   „Die Erziehung der Mütter," Besprechungen anhand von Erziehungsbüchern.

Am ersten und dritten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr.
Beginn: 5. Mai.
Leiterinnen: Frau Dr. Tschulok und Frau Ragaz.

IV. **Religiöse Besprechungen im Anschluss an ausgewählte Psalmen** (Gott, Seele und Schicksal).
Jeden Samstag, abends 8 Uhr.
Beginn: 9. Mai. Leiter: L. Ragaz.

V. **Monatsabende.**
Fortsetzung des Winterthemas („Sozialismus und Pazifismus"). Aktuelle Fragen.

VI. **Mütterwoche**, 17.—23. Mai, im Bendeli, im Toggenburg.
„Zur Vertiefung in die Aufgaben des Frauenlebens."

Auskunft bei Frau Vogt, im Buehl, Wädenswil, und Frau Ragaz, Gartenhofstrasse, Zürich 4.

Wo nichts Besonderes angegeben ist, finden die Anlässe im Heim, Gartenhofstrasse 7, statt.

Für Kurs I und II wird ein Kursgeld von je 2 Fr. erhoben.

Zu all diesen Veranstaltungen ist jedermann freundlich eingeladen.

Die Kommission.

Schon heute![1])

Und der Engel sprach zu mir: „Das ist das Wort des Herrn an Serubabel: Es soll nicht nur durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.“
Sach. 4, 6.

Ist dieses Bibelwort nicht eine Antwort auf unsere Pfingstbitte: Komm, o komm, Du Geist des Lebens!? Wie ist doch im ganzen Neuen Testament so viel und immer wieder die Rede von einem neuen, heiligen Geist, von diesem kostbarsten Erbteil dessen, der die Verkörperung dieses Geistes auf Erden war! Wir feiern alljährlich Pfingsten — da liegt die Frage nahe: ist nun endlich, endlich ein Hauch dieses Geistes spürbar geworden in der Welt und unter uns Menschen von heute? — Wenn ja, dann müsste er wie eine Wirklichkeit, wie eine ganz praktische Betätigung besonderer heilsamer und segenbringender Anschauungen spürbar sein; es müsste dann doch endlich ein Etwas unter uns getreten und in uns lebendig geworden sein, das bisher noch nicht da war — dies Eine, auf das Jesus in seinen letzten Erdentagen, und später auch Paulus mündlich und schriftlich immer wieder zurückkam, das den vielsagendsten Ausdruck in Jesu Worten fand: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“

Das ist nun die grosse Frage für uns, die wir Gott suchen, mit Ihm und für Ihn leben wollen: H a b e n wir diesen Geist der Wahrheit? Und woran erkennt man ihn? Welches ist der rechte Wahrheitsgeist?

Er kann doch wohl nur gemessen werden an dem echten Träger der Wahrheit: an Christi Wesensart. Wer von uns in Christi Sinne denkt, glaubt und wirkt, wer nicht anders kann, als sein Herz, sein ganzes inneres Sein Christusart ausstrahlen zu lassen, von dem dürften die Andern wohl sagen: er hat Christus erkannt und Gott verstanden. Ja, der müsste schliesslich selbst merken, dass ein ganz neues Erleben in ihn hineingekommen ist, und dass ein Strom wahren Lebens von ihm ausgeht. Es müsste auch anders werden in der zerrissenen, vergifteten, leidvollen Welt.

Es sagen so viele unter uns, Pfingsten sei ihnen in seiner ganzen

---

[1]) Wenn wir diese Andacht jetzt noch bringen, obschon Pfingsten vorüber ist, so geschieht dies aus dem Grunde, der letzthin wieder von uns ausgesprochen worden ist: dass die grossen Wahrheiten, denen die „christlichen Feste“ Ausdruck verleihen wollen, nicht auf diese lokalisiert und damit matt gesetzt werden dürfen, sondern Wahrheiten des ganzen Jahres und Grundlagen alles höheren Lebens sind. Diese Gedanken haben um so grösseren Wert, als sie von einer Leserin stammen, die im Nordosten Deutschlands, inmitten einer völlig andersartigen Atmosphäre, umwogt vom Geist nationalistischen Zorn- und Rachemutes, daran festhält. Die Red.

Bedeutung so unverständlich, der heilige Geist sei ihnen noch immer gar kein Begriff, mit dem sie etwas anzufangen wüssten! Ist das nicht traurig, wenn man bedenkt, dass Jesus sein ganzes Leben daran gesetzt hat, der Menscheit klar zu machen, wess Geistes Kind Er war und dass nur aus diesem Geiste heraus auch wir den Vater suchen und finden können? „Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich", war Jesus ernster Hinweis — „Niemand kann Jesus einen Herrn heissen, ohne durch den Heiligen Geist," schreibt Paulus 1. Kor. 12, in diesem so unendlich wichtigen Kapitel, das die Erklärung, was der heilige Geist eigentlich sei, zum Thema hat. Beruflich-theologisch gibt es auch heute wohl eine feststehende Antwort auf diese Frage, aber zum praktischen Verständnis für uns Alltagsmenschen, zu einem Wirklichkeitswert in unserem Erdendasein, das dadurch geheiligt und christusähnlicher werden soll, scheints immer noch nicht gekommen zu sein. Vielleicht darum nicht, weil wir den ganzen Begriff glauben überirdisch fassen zu müssen! Dies künstliche Suchen nach übernatürlichen, sinnbildlichen Erklärungen für Dinge, Geschehnisse und Worte, die in der heiligen Schrift oft ganz schlicht, wirklich und natürlich zum Ausdruck gebracht sind, hat uns ohne alle Frage auf einen falschen Weg gebracht und uns allmählig in einem so unnatürlich verkehrten Denken verankert, dass es einer ganz energischen Willensanspannung bedarf, um davon wieder frei zu werden. Wir lesen z. B.: „Ich bin der Herr, dein Arzt!" Vorausgesetzt dass ich überhaupt Gott glaube — warum deute ich mir dies Wort nun rein geistig, und erkläre es dahin, Gott sei der Arzt unserer Seele und des inneren Menschen — auf leibliche Gesundung durch Ihn dürfte ich dies Wort aber nicht beziehen?

Oder wenn Christus spricht: „Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen; stecke dein Schwert in die Scheide," so liegt in dieser Mahnung gewiss auch ein allgemeiner, welt- und menschheitsumfassender, geistiger Sinn; aber hat Christus damit nicht ganz eindeutig seiner göttlichen Auffassung Ausdruck gegeben, es sollte kein Mensch — selbst zu seiner persönlichen Verteidigung nicht — von einem Schwerte Gebrauch machen und somit von keiner Waffe, die eines andern Menschen Leben verletzt oder tötet?! Warum lesen wir noch immer so verständnislos über all die vernichtenden Urteile hinweg, die wir u. a. in der Offenbarung Johannis über jegliche Heeresmacht finden, welche wir modernen Menschen mit dem Worte Militarismus bezeichnen — warum glauben wir nicht, wenn es dort heisst: „So Jemand ins Gefängnis führt, der wird selber ins Gefängnis gehen, und so Jemand mit dem Schwerte tötet, der muss mit dem Schwerte getötet werden?"

Ich glaube, das sind für uns „aufgeklärte" Leute nichts anderes als phantastische Redensarten, die jeglicher logischen Beweiskraft

entbehren und deren Bedeutung sicherlich, uns noch unbekannt, irgendwo im „Geistigen“, Uebernatürlichen zu suchen wäre. Wer will es glauben, dass es im Gegenteil die allerstrengste Naturgesetzlichkeit und Folgerichtigkeit der Gottes- und darum auch der Weltordnung ist: „Was der Mensch säet, das wird er ernten!“

Bei all diesen Dingen, die uns das tiefgründigste Lebens- und Weisheitsbuch, die Bibel, nahebringen will, sind wir immer wieder nur zu sehr geneigt, das, was uns in unseren hergebrachten Menschheitsgewohnheiten und ungezähmten tierischen Instinkten festhält und dazu reizt, dem „Tiere“ mehr zu dienen als dem Gottesgesetz in uns, ins unverstandene Geistige, Geheimnisvolle umzudeuten und uns vorzureden, das hätte auf unsere augenblicklichen, alltäglichen Wirklichkeiten und somit auf unsere Entschliessungen, auf unser Tun und Lassen in der allerrealsten Form gar keinen Bezug.

Ist das nicht gerade der Grundirrtum unseres ganzen entgeistigten Denkens und Glaubens, dass wir für alles, wovon wir sehr wohl wissen, dass es anders in der Welt werden müsste, und was wir auch gewiss oft ganz ernstlich anders haben möchten — dass wir doch immer und immer die rechte Zeit dafür noch nicht gekommen halten?

Freilich gibt es auch zwei Auffassungen — die eine beharrt bei dem Satze: „Es hat immer Krieg, Sünde, Krankheit, Not und Tod gegeben, folglich wird alles dies auf Erden nie aufhören“ — die andere aber versichert mit eiserner Beharrlichkeit: „Noch ist es nicht Zeit, an irgend welche durchgreifenden Aenderungen zu denken, später vielleicht!“

Später? Wann wird dies „später“ sein? Was wollte denn Jesus vor fast 2000 Jahren schon mit all den Hinweisen, Mahnungen und Seinem gotterfüllten Dasein unter der sündigen Menschheit auf unserer Erde? Sah es etwa damals in der Welt so aus, dass auch nur e i n Mensch hätte sagen können: „Jetzt, jetzt ist es Zeit und alle Welt bereit für das, was Er fortan von der Menschheit verlangen wird!“ „Er kam in das Seine und die Seinen nahmen Ihn n i c h t auf!“ Selbst die Jünger, die mit Ihm gelebt hatten, mit Ihm gewandert waren, die Ihn kannten, wie ausser den Freunden in Bethanien Ihn gewiss niemand kannte, konnten ihn bis an seinen Kreuzestod nicht voll verstehen. Jesus wusste es immer schon, dass es so sein würde, darin liegt selbst für unser Verstehen nichts Ungewöhnliches oder Wunderbares, es hat hier mancher eine Botschaft auszurichten, für die das Begreifen erst nach seinen Erdentagen in andern aufleuchtet. Es fehlt im gegenwärtigen Augenblick noch „der Geist der Wahrheit,“ der „in alle Wahrheit“ führt und der uns alles lehrt. Trotzdem aber soll und muss gute Saat ausgestreut werden, Saat auf Hoffnung, wie es so schön heisst; sie wird aufgehen zu rechter Zeit, wenn sie zu rechter Zeit gesät ist. Und rechte Zeit ist es für

Gottes Sache immer. „Heute, so ihr Seine Stimme höret," das sollen wir nie vergessen. Gottes Sache ist allemal heilige Sache und diese Sache in Christi Art und Weise tun und fördern, heisst sie in Seinem „Geiste" tun, im heiligen Geist. Das ist der heilige Geist, von dem Paulus im Galatherbrief 5, 22 sagt: „Die Frucht aber dieses Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit." Und den Korinthern schreibt er (1. Kor. 12, 11): „Aber dies alles wirket ein und derselbe Geist, der jedem nach seinem Willen dies oder jenes zuteilt."

Ja, das ist schliesslich, was wir allewege wissen und bewahren müssen: es ist immer derselbe, der eine einzige, heilige, geläuterte und geheiligte Geist, der in dir und mir und andern Gotteskräfte erstehen und wirksam werden lässt zum allgemeinen Nutzen.

Wir neigen alle mehr oder minder dazu, sowohl Gottes Allmacht, sowie auch die Gotteskräfte, die von Ihm aus, durch uns hindurchgehend, wirksam werden sollen, zu unterschätzen und zu beschränken. Wir lassen es in unserem Bewusstsein schon nicht zu einer Tatsache werden, dass bei Gott, eben weil er der Allgegenwärtige und Allmächtige ist, alle Dinge möglich sind, und so halten wir es noch viel weniger mit Pauli Glaubensbekenntnis: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht." Ja, dieses „Allesvermögen" erscheint uns ein Wunder und somit eine Durchbrechung aller Naturgesetze zu sein, und doch ist es weder ein Wunder im Sinne eines unbegreiflichen Geschehens, noch überspringt es irgend eine logische Entwicklungsreihe, es ist vielmehr die naturgemässe Folge des innigen Angeschlossenseins an den ewigen Lebensquell, aus dem nichts anderes fliessen kann, als Leben, Gedeihen, Kraft, Frieden, mit einem Wort, das Gegenteil von dem, was unser Erdendasein hemmt, trübt, belastet und vernichtet. Gott ist selbst Leben, Frieden, Kraft, Gesundheit, Harmonie, wie könnte aus Seiner also gearteten Wesenheit irgend etwas ausgehen, was Er nicht selber ist? Die Sonne kann nicht Finsternis sein, Leben nicht Tod, Frieden nicht Krieg — so können aus einem Lebensquell nur Lebensströme fliessen.

Ist das schwer zu glauben? Mit nichten! Es ist nur ein logisches Denken nötig, um diese schlichte Weisheit zu fassen, und ein ernster Wille ist notwendig, um sie zu erleben und ihre segensreichen Früchte zu ernten. Nicht dass wirs schon ergriffen hätten, aber das ist unser Fragen: Ist dies der neue, der heilige Geist, der kommen soll, um uns in alle Wahrheit zu führen? wird dies einmal unser Pfingsterlebnis auf Erden sein?

„Es soll nicht durch Heer oder Kraft geschehen, sondern durch Meinen Geist," spricht der Herr!

So dunkel es in der Welt noch ist, Gott seis gedankt, es beginnt zu tagen. In aller Stille ist ein Wille wach geworden, der den

Mächten der Finsternis den Kampf angesagt hat, der sie endlich hinaustun will, endgültig, aus unserem Leben. Man weiss es jetzt schon, dass Heere und die gewaltigsten irdischen Kraft- und Machtmittel keine Waffen sind, mit denen man einen wahren Sieg erringen kann. Wie innig froh begrüssen das die Seelen, die ernstlich beten: „Geheiliget werde Dein Name, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe!" Es ist wie Heraufdämmern einer neuen Morgenröte. Wir fühlen es wie das leise Wehen des neuen, heiligen Geistes, der den Frieden auf die Erde zurückbringen soll.

Komm, o komm, Du Geist des Lebens! K. S.

Der Kampf zwischen Freiheit und Autorität in unserem Geschlecht.

(Fortsetzung.)

Diese Wendung ist eigentlich nicht schwer zu erklären. Wenn nicht unsere Liebe zur Freiheit uns, wie manchmal die Liebe tut, berauscht und blind gemacht hätte, so hätten wir die nun eingetretene Entwicklung erwarten müssen. Denn sie war durchaus notwendig. Ich darf vielleicht sagen: wenn wir die Freiheitslosung nicht etwas zu sehr als selbstverständlich betrachtet, wenn wir über ihr Wesen und ihre Voraussetzungen klarere Gedanken gehabt oder, falls wir vielleicht solche hatten, aus diesen Gedanken energischer die notwendigen Folgerungen gezogen hätten, dann hätten wir mit aller Sicherheit voraus gesehen, dass es so kommen müsse, wie es gekommen ist.[1])

Ich möchte in diesem Sinne nun sofort die eine der beiden Wahrheiten aussprechen, auf denen meine Gedanken über diese Sache ruhen: Die Freiheit bedarf der Autorität und kann ohne sie nicht bestehen. Um den Beweis für diese These leisten zu können, muss ich Sie bitten, sich mit mir zunächst auf Sinn und Wesen der Freiheit zu besinnen, wobei denn auch Sinn und Wesen der Autorität sich von selbst noch weiter klären wird.

Was ist Freiheit? Besteht sie etwa bloss in der Abwesenheit von äusserem Zwang? So pflegen wir sie nur allzuhäufig aufzufassen. Das ist aber eine bloss negative Freiheit, eine leere Freiheit. Sie

[1]) Förster bekommt mit vielen Gedanken seines anstössigen Buches über „Autorität und Freiheit" nachträglich recht. Man hätte gut getan, mehr auf ihn zu hören. Er war Einer der Wenigen, die schon lange vor der Katastrophe einsahen, wie dünn die Erdschicht war, die das stolze, bis zum Himmel reichende Gebäude des modernen Individualismus und Befreiungsdranges trug.

ist das blosse Zerbrechen seiner Ketten durch den Sklaven, das ihn noch nicht zum freien Mann macht; sie ist blosse Auflehnung, die über Nacht zur Unterwerfung werden kann. Freiheit im rechten, hohen Sinn ist etwas viel Grösseres und etwas viel Positiveres. Was ist sie denn? Ich möchte zunächst antworten: Freiheit ist Selbstsein, ausführlicher: Freiheit ist das Recht und die Pflicht, wir selbst zu sein — wobei das „wir" nicht bloss von den einzelnen Menschen, sondern auch von den menschlichen Gemeinschaften gilt.

Freiheit ist Selbstsein. Darin liegt unendlich viel. Denn was heisst: wir selbst sein? Offenbar muss dieses Selbst einen sittlichen Wert haben, wenn seine Behauptung einen solchen haben soll. Ja, wir dürfen wohl sofort einen Sprung tun, der doch nur ein Schritt ist, und sagen: das Selbst muss einen unvergleichlichen, einen unendlichen Wert haben, so dass wir es um keinen Preis für irgend etwas Anderes hergäben und hergeben dürften, dass wir lieber den Tod erlitten, als Sklaverei. Es ist ja ein ganz wahres Wort: „Frei lebt, wer sterben kann." Wer auf dem Wege der Freiheit umkehren könnte, falls ihm darauf der Tod begegnete, der wäre kein wahrhaft freier Mann. Es ist in der Freiheit etwas Unbedingtes. Die Freiheit hat also eine gewaltige Voraussetzung: nämlich eine Welt unbedingter Werte, und das bedeutet: eine Welt geistiger Werte. Freiheit hat nur Sinn als Ausfluss einer geistigen Welt, sie hat nur Sinn, wenn der letzte Sinn der Wirklichkeit selbst ein sittlicher Sinn ist. Freiheit setzt also den einen unendlichen und unbedingten Wert voraus, der in den Menschen hineingelegt ist. Die Erkenntnis dieses Wertes, das Recht, ihn zubehaupten und zu entfalten, ja, die Pflicht, dies zu tun, das ist der Sinn und das Wesen der Freiheit. Nicht zufälligerweise bringen wir sie mit dem Begriff der Persönlichkeit in Verbindung. Persönlichkeit ist bekanntlich nicht mit Individualität zu verwechseln, Persönlichkeit ist vielmehr eben der unendliche und unbedingte Wert, der sich in den Menschen herabsenkt und ihn zu einem Heiligtum macht. Um die berühmten Formeln Kants, des Philosophen der Freiheit par excellence, zu brauchen: Freiheit besteht darin, dass wir uns und Anderen einen unbedingten Selbstzweck zuschreiben; dass wir uns und Andere nie bloss als ein Mittel zu irgend etwas, das mehr als wir und sie wäre, brauchen; dass wir nicht nur einen solchen Wert haben, für den es einen Gegenwert (ein Aequivalent) gäbe, sondern eine Würde; dass wir eben keine Sache und Ware sind, sondern eine Person, ein Mensch. Auf dem Granitfels dieser Wahrheit ruht alle Freiheit. Durch diese Wahrheit wird alle Sklaverei ausgeschlossen. Der unfreie Mensch ist als solcher nicht Mensch; wir sind nur frei, wenn wir in diesem sittlichen Sinne wir selbst sind.

Man kann dagegen einwenden, dass das Freiheitsstreben doch auch etwas sei, was schon dem natürlichen Wesen alles Lebendigen eigne. Auch das Tier liebt die Freiheit — und wie sehr! — ja sogar die Pflanze wehrt sich für eine Entfaltung, die ihr angemessen ist. Auch Tier und Pflanze wollen sie selbst sein. Der Trieb nach Selbstsein liegt vielleicht — und das ist auch die Meinung tiefer Denker — am Grunde aller Geschichte der Natur und des Geistes. Gewiss. Aber diese naturhafte Freiheit ist nicht das, was wir Menschen meinen, wenn wir Freiheit wollen. Es fehlt solcher Freiheit das Element des Unbedingten. Wir brauchen darum Tier und Pflanze als Mittel für höhere Zwecke, für unsere Zwecke — ungern vielleicht, aber doch ohne die Empfindung, dass wir damit etwas täten, das dem ähnlich wäre, was wir mit der Vergewaltigung und Versklavung eines Menschen begingen. Und so denken wir auch keinen Augenblick daran, dass Pflanze oder Tier aus einem Bewusstsein ihres unbedingten und unendlichen Wertes heraus ihr „Selbstsein" unbedingt und bis zum Ende behaupten wollten. Es taucht eben erst im Menschen mit dem vollen Erwachen zum Geiste jener unbedingte und unendliche Wert auf, der der göttliche Funke der Freiheit ist.

Wenn aber dem so ist, dann ist die Freiheit von Voraussetzungen abhängig. Sie ist abhängig von einer Wahrheit, die über ihr ist; ja, wir dürfen sagen: sie ist abhängig von der Wahrheit und zwar der absoluten Wahrheit. Denn da die Freiheit nicht ganz ist, wenn sie nicht absolut ist — ich meine, bereit, sich über alles andere zu werten — so ist klar, dass Freiheit nur in dem Masse sein kann, als sie von der absoluten Wahrheit lebt, der absoluten Wahrheit dient, der absoluten Wahrheit gehorcht. Eine ziellose Freiheit ist so wenig wirkliche Freiheit, als das Hin- und Herfahren eines Irrlichtes Freiheit ist. Werden Sie es mir übel nehmen, wenn ich für diesen Tatbestand gerade den letzten und höchsten Ausdruck brauche: Freiheit heisst Gott dienen und niemanden sonst. Das ist ihr tiefster Sinn. Ich verweise dafür auf jenes Wort, das ein Vertreter der entschiedendsten Freiheitsphilosophie des heidnischen Altertums gesprochen hat: „Deo servire libertas".[1]) Keiner, der das Neue Testament gelesen und etwas davon verstanden hat, kann auch nur einen Augenblick leugnen, dass dieses Wort darin stehen dürfte, dass es wunderbar seinen tiefsten Sinn ausdrückt. Freiheit ist Bewusstsein und Behauptung der Sohnschaft Gottes in uns; Freiheit ist Bewusstsein und Behauptung einer Wesenheit, die allem Weltwesen unendlich überlegen ist und sich ihm gegenüber unbedingt durchsetzen kann und soll.

Aber wenn wir auch von dieser letzten und — wie ich meine —

---

[1]) Gott dienen ist Freiheit (Seneca).

tiefsten Formulierung des Sachverhaltes absehen, so müssen wir doch zugestehen: die Freiheit bedarf der Autorität. Das bedeutet vorläufig: Die Freiheit ist gebunden an eine an sich giltige, aller Subjektivität überlegene Welt sittlicher Werte. Sie ist, wie wir schon gesagt, gebunden an die W a h r h e i t. Es gibt keine Freiheit ohne Wahrheit. Sie ist gebunden an die letzte Wahrheit, die absolute Wahrheit, an das Gesetz der sittlichen Welt, religiös ausgesprochen: das Gesetz Gottes. Wir dürfen, ja müssen wohl noch weiter gehen und erklären: Die Freiheit ist an die Voraussetzung gebunden, dass der sittliche Wert des Menschen geborgen sei in der Allwirklichkit, dass — um wieder Kants Formel zu brauchen — das Sollen das Können zur Bedingung habe, so dass in der Forderung: „Du sollst" auch schon die Verheissung: „Du kannst" liegt. Wie könnten wir versuchen, in der Freiheit unser sittliches Selbst zu behaupten, wenn dieser Versuch von vornherein aussichtslos wäre? Woher sollte dann die Freiheit den Mut und die Freudigkeit nehmen, sich, wie sie doch können soll, sich unter Umständen gegen alle Gewalten der Welt zu behaupten? Freiheit bedarf einer bestimmten Weltanschauung, eines bestimmten Glaubens.

Sie i s t ein solcher Glaube. In der Erkenntnis dieser Voraussetzung der Freiheit liegt eine Fülle der wichtigsten Konsequenzen. Wenn der angezeigte Zusammenhang wirklich besteht — und seine Leugnung scheint mir unmöglich — dann ist Freiheit zunächst B i n d u n g und damit G e h o r s a m. Sie ist Bindung an die höchste Wahrheit, Gehorsam gegen eine Welt, die ü b e r ihr ist, die grösser ist als sie. Und das ist nun freilich eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung. Einmal ist damit klar, dass eine Freiheit, die ohne ein letztes sittliches Ziel nur sich selbst behaupten wollte, sich nicht auf die Länge halten könnte. Denn was ist das Selbst für sich allein? Warum soll ich dieses behaupten? Könnte ich dessen eines Tages nicht müde werden? Könnte nicht dieses Selbst gerade der schlimmste aller Tyrannen werden? Es ist ja eine bedeutsame Tatsache — von der noch mehr geredet werden soll — dass in einem blossen Sichausleben das Selbst sich verzehrt. Unbedingt behaupten kann und soll ich mich nur, wenn ich in mir einen unbedingten Wert trage, wenn ich etwas H e i l i g e s zu vertreten, wenn ich ein unbedingt wertvolles Ziel zu verfolgen habe. Wir gelangen zu der gewaltigen Erkenntnis, d a s s f r e i s e i n n u r k a n n, w e r, g e i s t i g v e r s t a n d e n, e i n e m H e r r n d i e n t. Freiheit ohne Ziel und Zweck ist nicht besser als das Lodern einer Flamme oder das Wüten eines Sturmes, also etwas vielleicht ästhetisch, aber nicht ethisch Wertvolles. Freiheit kann also in einzelnen Menschen wie in den Völkern nur sein, wo diese Z i e l e haben, denen sie dienen, geistige, sittliche Ziele, nur wo sie eine S a c h e haben, an die sie

ihre Seele setzen können. Je mehr sie darin aufgehen, desto mehr kommen sie zu sich selbst; je unbedingter sie dienen, desto völliger sind sie frei.

Dieser Paradoxie entspricht die andere, die wir schon angedeutet haben: je mehr wir gebunden sind, desto mehr sind wir frei. Freiheit ist Gebundenheit an die sittliche Welt; jeder Schritt von dieser weg liefert uns an die blosse Natur aus mit ihrer Willkür und Sklaverei. Freiheit ist Verpflichtung. Es ist kein Zufall, dass Kant, der Lehrer der Freiheit, diese auf eine neue sittliche Strenge gründet, auf den kategorischen Imperativ, jenes unbedingte, heilige „Du sollst", das an unser Gewissen ergeht. Nicht eine Auflockerung des sittlichen Ernstes macht uns frei, sondern das genaue Gegenteil, ein strengeres Anziehen der Fesseln. „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben." Freiheit ist Ordnung und Ordnung Freiheit. Willkür ist Sklaverei, Tyrannei, Diktatur. Es besteht in Bezug auf Freiheit und Verpflichtung ein Spannungsverhältnis: je strenger ein Mensch an eine Wahrheit gebunden ist, seis theoretisch, seis praktisch, desto unbedingter wird er sie im Zusammenstoss mit der knechtenden Welt vertreten, desto grösser also sein Freiheitsernst, seine Freiheitsleidenschaft sein; je weniger ernst es Einer mit der Wahrheit und der Verpflichtung gegen die sittliche Welt nimmt, desto leichter wird er den Weg zum Kompromiss finden. Darum erleben wir die höchsten Aeusserungen der Freiheit da, wo Menschen für eine Sache, die grösser ist als sie, für einen religiösen oder politischen Glauben, singend in den Tod gehen, während in Zeitaltern, die dem Gelderwerb, dem Genuss, der ästhetischen Kultur verfallen, ein Lorenzo Magnifico, eine mehr oder weniger wohlwollende Tyrannei willkommen ist. Und auch dies ist eine Konsequenz jener Tatsache, dass Freiheit sich zwar gewiss in Rechten, aber doch noch deutlicher in Pflichten ausdrückt.

Ein anderes Spannungsverhältnis, das aus diesem Sachverhalt folgt, ist das von Objektivität und Subjektivität. Offenbar liegt auch hier die Sache so, dass der Wert der Subjektivität von dem der Objektivität abhängt. Ich meine das so: Wenn das Individuum nur auf sich selbst steht, sein Recht bloss aus sich selbst schöpft, so verliert sich dieses Recht. Die Individualität ist in dem Masse wertvoll, als sie eine Wahrheit verkörpert, einer Sache dient. Was hat die Individualität eines Irrlichtes für einen Wert? Die grossen Individualitäten, die wir verehren, sind durchgehends solche, die irgendwie die Sache der Menschheit eigenartig und gross vertreten; einen Cesare Borgia zu verehren, überlassen wir Nietzsche, dem es damit im Grunde schwerlich ernst ist. Man kann unser individualistisches — fast möchte ich sagen: individualistisch

verseuchtes — Geschlecht auch gar nicht genug auf die ganz offenkundige Tatsache hinweisen, dass machtvolle Eigenart des persönlichen Wesens am meisten gerade in solchen Perioden auftritt, wo die Menschen alles andere eher suchen als sie, vielmehr in einer Sache sich völlig vergessen — wer ist eigenartiger als Franziskus? — während umgekehrt unser Geschlecht, das im Kultus der Eigenart lebt, darin völlig verwelkt, zur Erläuterung des Wortes: „Wer seine Seele sucht, wird sie verlieren." An der Sache kommt die Seele zu sich, von der Welt der Wahrheit her werden wir wir selbst, wagen wir, es zu werden.

Damit erledigt sich das Problem des Führertums ganz von selbst. Alles Suchen nach dem Führer oder gar Heranzüchten von Führern ist unfruchtbar und führt bloss zu unwahren Zuständen. Der wahre Führer ist, wer am meisten dient, wer am reinsten in der Sache lebt und dafür eine Berufung empfangen hat, die sich aber grade in der Demut ausdrückt.

Und immer weitere Folgerungen quellen aus dieser Grundwahrheit. Es zeigt sich, dass das Mass der Freiheit abhängt von dem Mass der Ehrfurcht. Den tiefen Zusammenhang zwischen Ehrfurcht und Freiheit aufzuzeigen, wäre wohl gerade für unser Geschlecht besonders wichtig. Aus dem heiligen Mutterschoss der Ehrfurcht stammt ja alles, was den Menschen und die menschliche Kultur ausmacht. Hier berühren sich Religion und Sittlichkeit, Menschliches und Göttliches. In der Ehrfurcht beugt sich die Seele vor dem, was über ihr ist, vor einer Welt des Unbedingten, Heiligen. In dieser Ehrfurcht ist sie sich selbst heilig, in dieser Ehrfurcht sind aber auch die andern ihr heilig. Ehrfurcht ist der Ausdruck des unbedingten Wertes, des Selbstwertes, den wir dem Andern zubilligen — Ehrfurcht vor dem, was über uns, neben uns, unter und in uns ist.[1]) Sie ist der Ausdruck der Würde des Menschen. Wo diese Ehrfurcht zurücktritt oder verschwindet, wo der Mensch dem Menschen bloss als Mittel zu Lohn und Profit, als Maschine, als Masse entgegentritt, da muss die Freiheit verschwinden. Wer in Ehrfurchtslosigkeit die Freiheit sucht, wird als Tyrann oder Sklave endigen. Abermals eine grosse Wahrheit für unsere Tage!

Diese Wahrheit reicht wieder einer andern die Hand. Wenn Ehrfurcht die Beugung vor dem Unbedingten und Heiligen ist, so ist darin wohl auch enthalten, dass man diese Wahrheit noch in einem besonderen Sinne über sich sieht, ich meine die tiefe Empfindung, dass diese Wahrheit grösser ist, als wir, dass wir nur einen Teil von ihr erfassen und dass wir doch verpflichtet sind, sie immer besser, immer völliger kennen zu lernen. Das behütet uns

---

[1]) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass ich damit auf die berühmte Stelle im „Wilhelm Meister" anspiele.

vor allem voreiligen Abschliessen, allem schnellfertigen Aburteilen über Erscheinungen und Ansichten, die uns fremdartig vorkommen. Wir werden geneigt sein, in allen geschichtlichen und überhaupt menschlichen Erscheinungen, auch in allerlei Entstellungen, die Eine Wahrheit zu finden, die uns als solche aufgegangen ist. In diesem Sinne ist die Wahrheit und das Wahrheitsstreben k a t h o l i s c h, das heisst: universell.

Das bedeutet ohne weiteres auch Ehrfurcht vor der U e b e r l i e f e r u n g. Wer die Wahrheit unendlich über sich sieht, der weiss, dass er sozusagen die Wahrheit nicht g e m a c h t hat. Er bildet sich nicht ein, dass er selbst mit seinem kurzlebigen Denken und Erfahren ihre Fülle gleichsam aus sich heraus erzeugen könnte. Es wird ihm selbstverständlich sein, dass in einzelnen grossen Gestalten und Bewegungen der Geschichte wie in der Geschichte als Ganzem ein Reichtum von Wahrheit sei, der weit, weit über das hinausgehe, was er selbst davon hätte finden können. Er wird diese ihn überragende Wahrheit ehren, wird mit ihr und um sie ringen, wird sich mit ihr gewissermassen auseinandersetzen. Eine Freiheit, die das nicht täte, würde bald flach und zügellos. Wer frei werden will, muss einen Meister suchen.

Ueberhaupt ist es wieder eine Grundwahrheit, die ich übrigens schon wiederholt berührt habe, dass Freiheit nicht eine i s o l i e r t e Erscheinung sein kann, sondern in einen Z u s a m m e n h a n g gehört. Wenn einer irgendwo auf einer Insel im Weltmeer ganz allein wäre und nach und nach allen Zusammenhang mit den Menschen, ihrer Geschichte, ihren Kämpfen, Hoffnungen, Leiden verlöre, so würde er in dem Masse, als dies geschähe, auch unfrei. Es fehlte der Widerstand, es fehlte der Kampf um das Selbst mit der Welt der G e m e i n s c h a f t. Nur in der Gemeinschaft gibt es Freiheit und auch hier waltet das Verhältnis der Polarität, dass die Freiheit eines Menschen um so grösser ist, je enger seine Verbindung mit der Gemeinschaft. Das Umgekehrte zu meinen ist der Irrtum eines o b e r f l ä c h l i c h e n Individualismus. Wenn wir heute so wenig Freiheit haben, so gerade darum, weil wir eine chaotische Masse geworden sind. Heilige Gebundenheit an die Gemeinschaft ist eine tiefe Quelle der Freiheit. Alle Isolation scheidet uns von der sittlichen Welt, macht uns zum blossen Naturwesen und zerreisst damit jenen Zusamenhang, in dem es allein Freiheit gibt. Keiner ist so unfrei wie der Egoist.

Endlich möchte ich noch etwas hinzufügen, was man vor zehn Jahren unter Menschen unserer Art nicht verstanden hätte: A u c h a l l e f r e i e B e w e g u n g d e s M e n s c h e n, a l l e r L i b e r a l i s m u s i m b e s t e n S i n n d e s W o r t e s, h a t d i e A u t o r i t ä t z u r V o r a u s s e t z u n g. Was hat die Freiheit der Presse für einen Sinn, wenn die Presse nicht eine s i t t l i c h e Sache zu

vertreten hat? Eine Presse, die bloss dem Interesse einer wirtschaftlichen Machtgruppe, kürzer und gröber, aber auch ehrlicher gesagt: dem Gelde dient, kann ebensogut unfrei sein und ist auch trotz aller formalen Freiheit unfrei. In einer Welt, die nicht die Autorität der unbedingt sittlichen Werte über sich hat, verliert jegliche Freiheit ihren Sinn. Auch die Freiheit des Glaubens und Gewissens. Denn was soll diese, wenn es weder Glauben noch Gewissen mehr gibt? Auch die Freiheit der Wissenschaft. Denn was bedeutet Freiheit für eine Wissenschaft, die nicht mehr der Wahrheit dient? Giftgasbomben, seis geistiger, seis physischer Art! Auch Kritik ist nur auf Grund von Autorität möglich und wird ohne sie sinnlos. Denn man kann nicht Kritik üben ohne einen Masstab, ohne die Voraussetzung einer giltigen Norm. Die ganze Wissenschaft und also auch alle wissenschaftliche Kritik beruht zuletzt auf einer Glaubensannahme: dass es eine Wahrheit und einen Sinn der Welt gebe. Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft. Ich will es ganz herausfordernd sagen: auch das Denken ruht auf Gott und je mehr es Gott dient, desto freier wird es, ja nicht etwa umgekehrt. Das fangen seit einiger Zeit alle tiefer Denkenden wieder zu erkennen an und das bedeutet eine geistige Geschichtswende, die zu einer geistigen Revolution wird.

Endlich wäre von hier aus noch eine letzte Höhe zu ersteigen. Wir haben gezeigt, dass die Bewegung auf die Autorität hin sich auch dadurch kennzeichnet, dass sie den Menschen klein macht, damit Gott gross werde. Gewiss liegt darin eine starke Wahrheit, die auch für den Sinn der Freiheit ausschlaggebend ist. Der Mensch wird in der Tat in dem Masse frei, als er sich völlig Gott unterwirft. Für diesen Zusammenhang ist wohl nichts so bezeichnend, wie die Tatsache, dass in jenem Calvinismus, dessen Losung das Soli Deo gloria ist, die stärkste Freiheitsmacht der neuen Zeit ihren Ursprung hat.

Aber es liegt in diesem Zusammenhang noch eine andere Konsequenz. Gott muss, gerade wenn er Gott ist, über alle unsere menschlichen und endlichen Kategorien hinausgehen. Er wird unbegreiflich sein. Wenn er sich uns kund tut, so kann das nur durch Offenbarung geschehen. Sonst ist Gott nicht Gott. Ein Gott, den die Welt völlig fassen könnte, wird ein Ausdruck der Welt. Der Gott, der uns die Freiheit von der Welt geben kann, muss insofern das Rätsel sein. Ein Rätsel ist der lebendige Gott, ein Rätsel besonders seine vergebende Gnade, die die tiefste aller Befreiungen ist. So hängt auch im letzten, geheimnisvollen Grund der Dinge die Freiheit an der Autorität.

Es bestätigt sich also von allen Seiten her die erste Grundwahrheit, die wir ausgesprochen, dass die Freiheit der Autorität bedürfe.

Die Freiheit lebt von einer Welt, die über uns ist, der wir unbedingt verpflichtet sind, die wir in Ehrfurcht anerkennen, der wir in völliger Hingabe gehorchen und dienen. Wir werden nur in dem Masse wir selbst, das heisst: frei, als wir etwas haben, das mehr ist als wir selbst. Wenn ich dafür den letzten Ausdruck brauchen darf: unsere Autonomie ist nur in dem Masse wirklich und haltbar, als sie Theonomie ist.[1]) (Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Wilson-Worte.[2])

Amerikas Beteiligung am Krieg und der Charakter des kommenden Friedens.

In jeder Verhandlung über den Frieden, der diesen Krieg beendigen muss, wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass dem Frieden eine bestimmte politische Neuordnung folgen muss, die es faktisch unmöglich machen wird, dass je wieder eine solche Katastrophe über uns komme. Jeder, der es mit der Menschheit gut meint, jeder Mensch von gesundem Urteil und nachdenklichem Sinn muss dies für selbstverständlich halten.

Ich habe diese Gelegenheit gesucht, das Wort an Sie zu richten, als an die Stelle, die in Verbindung mit mir die Aufgabe hat, unsere internationalen Verpflichtungen zu bestimmen, um Ihnen ohne Rückhalt die Gedanken und Pläne darzutun, die sich in meinem Geiste in Bezug auf die Pflichten unserer Regierung in den kommenden Tagen gebildet haben, wenn es nötig werden wird, die Grundlagen des Friedens zwischen den Völkern frisch und nach neuen Prinzipien zu legen.

Es ist nicht zu denken, dass das Volk der Vereinigten Staaten in diesem grossen Unternehmen keine Rolle spielen sollte. An einem solchen Dienste teilzunehmen, wird jene Gelegenheit sein, für welche diese sich durch die Grundsätze und Ziele der ganzen Politik vorbereitet haben, die durch ihre Regierungen vertreten worden ist seit den Tagen, wo sie als neue Nation aufgetreten sind, in der hohen und ehrenhaften Hoffnung, dass diese in allem, was sie sei und tue, der Menschheit den Weg zur Freiheit zeige. Sie können ehrenhafterweise den Dienst, den zu leisten sie nun berufen sind, nicht verweigern. Es ist auch nicht ihre Absicht, ihn zu verweigern. Aber sie sind es sich selbst und den andern Völkern der Welt schuldig, die Bedingungen festzustellen, unter denen allein es ihnen möglich ist, ihn zu leisten.

---

[1]) Autonomie = Selbstherrschaft; Theonomie = Gottesherrschaft.

[2]) Vgl. Nr. 2 und 3.

Dieser Dienst bedeutet nichts weniger als dies, dass sie ihre Autorität und Macht zu der Autorität und Macht anderer Völker fügen, um Frieden und Gerechtigkeit in der ganzen Welt sicher zu stellen. Eine solche Neuordnung kann nun nicht mehr lange hinausgeschoben werden. Es ist am Platze, dass, bevor sie kommt, unsere Regierung offen die Bedingungen formuliert, unter denen sie sich berechtigt fühlen würde, an unser Volk mit der Forderung zu gelangen, dass es seinen formellen und feierlichen Beitritt zu einem Friedensbund erkläre. Ich stehe hier vor Ihnen, um den Versuch zu machen, diese Bedingungen festzustellen.

Der gegenwärtige Krieg muss zuerst beendigt werden, aber wir müssen um der Ehrlichkeit willen und aus billiger Rücksicht auf die Meinung der Welt erklären, dass soweit unsere Beteiligung an der Verbürgung eines künftigen Friedens in Frage kommt, es einen grossen Unterschied ausmacht, auf was für eine Art und unter welchen Bedingungen er beendigt wird. Die Verträge und Vereinbarungen, die ihn zum Abschluss bringen, müssen Bestimmungen enthalten, die einen Frieden schaffen, der der Verbürgung und Erhaltung wert ist, einen Frieden, der die Billigung der Menschheit findet, nicht bloss einen Frieden, der den besonderen Interessen und unmittelbaren Zielen der beteiligten Völker dient.

Kein Gesamt-Friedensvertrag, der nicht die Völker der neuen Welt einschliesst, kann genügen, um die Zukunft gegen Krieg sicher zu stellen, und doch gibt es nur eine Art von Frieden, an dessen Verbürgung sich die Völker von Amerika beteiligen können. Die Elemente dieses Friedens müssen Elemente sein, die das Vertrauen amerikanischer Regierungen gewinnen und ihren Grundsätzen entsprechen, Elemente, die im Einklang stehen mit ihrem politischen Glauben und den praktischen Ueberzeugungen, welche die Völker von Amerika ein für allemal angenommen haben und zu verteidigen gewillt sind. (Rede vor dem Senat, 22. Januar 1917.)

Ich halte es für selbstverständlich, dass blosse Friedensvereinbarungen zwischen den Kriegführenden nicht einmal die Kriegführenden selbst befriedigen werden. Blosse Vereinbarungen haben nicht die Kraft, den Frieden sicher zu machen. Es wird absolut notwendig sein, dass als Bürgin für die Dauer der Abmachung eine Macht geschaffen wird, die so viel grösser ist als irgend ein Volk oder irgend eine bestehende oder künftige Vereinigung von Völkern, dass kein Volk und keine wahrscheinliche Verbindung von Völkern daran denken dürfte, ihr zu widerstehen. Wenn der Friede, der nun zu stande kommen wird, dauern soll, dann muss es ein Friede sein, den die organisierte Uebermacht der Menschheit sicher stellt. . . . .

Die Frage, von der Friede und Weltpolitik für die Zukunft ganz

und gar abhängen, ist die: Ist der gegenwärtige Krieg ein Kampf für einen grossen und sicheren Frieden oder bloss für ein neues Gleichgewicht der Macht? Wenn es bloss ein Kampf um ein neues Gleichgewicht der Macht ist, wer kann und will den dauernden Gleichgewichts-Zustand der neuen Ordnung verbürgen? Nur ein beruhigtes Europa kann ein befriedetes Europa sein. Nicht ein Gleichgewicht der Macht, sondern eine Gemeinsamkeit der Macht ist nötig, nicht organisierte Rivalitäten, sondern ein organisierter allgemeiner Friede . . . . . [Die Friedenssicherungen] schliessen vor allem ein, dass es ein Friede ohne Sieg sein muss. Das ist eine Behauptung, die Vielen anstössig klingen mag. Es sei mir erlaubt, zu erklären, was für einen Sinn sie für mich hat und dass ich ihr keinen andern Sinn beilege. Mein Bestreben ist einfach, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen und ihr ins Gesicht zu sehen ohne Hintergedanken und Beschönigungen. Sieg würde einen Frieden bedeuten, der einem Verlierenden aufgezwungen würde, eines Siegers Bedingungen, die einem Besiegten auferlegt würden. Das würde unter Demütigung, unter hartem Zwang, als ein unerträgliches Opfer angenommen, aber es würde einen Stachel, einen Groll, ein bitteres Andenken hinterlassen, worauf die Friedensbestimmungen nicht für die Dauer, sondern bloss wie auf Flugsand ruhen würden. Nur ein Friede zwischen Gleichen kann Dauer haben, nur ein Friede, dessen Grundprinzip Gerechtigkeit und gemeinsame Teilnahme am gemeinsamen Gewinn bildet. Die richtige geistige Haltung, das richtige Gefühl von Volk zu Volk ist für einen dauernden Frieden ebenso notwendig, als die richtige Beilegung von schwierigen Fragen des Gebietes oder der Zugehörigkeit in Bezug auf Rasse und Nationalität.

Die Gleichheit der Völker, auf die der eventuelle Friede gegründet werden muss, wenn er dauern soll, muss eine Gleichheit der Rechte sein; die Bürgschaften, die ausgetauscht werden, dürfen einen Unterschied zwischen grossen und kleinen, zwischen mächtigen und schwachen Völkern weder anerkennen noch einschliessen. Das Recht muss auf die gemeinsame Kraft der Völker, von deren Zusammenarbeiten der Friede abhängen wird, begründet sein, nicht auf die eines einzelnen Volkes. Gleichheit des Territoriums oder der Hilfsmittel kann es nicht geben, auch nicht irgend eine andere Gleichheit, die sich nicht aus der regelmässigen friedlichen und gesetzlichen Entwicklung der Völker von selbst ergäbe. Aber niemand erwartet mehr als Gleichheit der *Rechte*. Die Menschheit schaut jetzt nach freier Bewegung des Lebens, nicht nach Ausgleichung der Machtverhältnise aus.

Und es gehört dazu etwas, das sogar noch tiefer reicht als die Gleichheit des Rechtes unter den organisierten Völkern. Kein Friede kann Dauer haben oder *darf* Dauer haben, der nicht

den Grundsatz annimmt und anerkennt, dass Regierungen all ihre Macht von der Zustimmung der Regierten haben und dass auf keine Weise irgend ein Recht besteht, Völker von Souveränität zu Souveränität zu schieben, als ob sie eine Ware wären. . . . .

Jeder Friede, der nicht diese Grundsätze anerkennt und annimmt, würde ganz unvermeidlicher Weise gebrochen werden. Er wird nicht auf den Gefühlen und Ueberzeugungen der Menschheit ruhen. Eine geistige Gärung ganzer Bevölkerungen wird still und stetig gegen ihn ankämpfen und die Welt wird damit sympathisieren. Die Welt wird zum Frieden kommen nur wenn ihr Leben stetig wird, und Stetigkeit kann es nicht geben, wo der Wille sich auflehnt, wo keine Ruhe des Geistes und kein Gefühl von Gerechtigkeit, Freiheit und Recht vorhanden ist.

(Rede vor dem Senat der Vereinigten Staaten, 22. Januar 1917.)

Ich habe über diese grossen Dinge ohne Rückhalt und mit der grössten Deutlichkeit geredet; denn es ist mir nötig erschienen, dass die Sehnsucht der Welt nach Frieden irgendwo eine freie Stimme und Aussprache finde. Ich bin vielleicht gegenwärtig der einzige Mensch in hoher Stellung unter all den Völkern der Welt, der die volle Freiheit besitzt, ohne Rückhalt zu sprechen. Ich spreche als ein Einzelner, und ich spreche selbstverständlich doch zugleich als das verantwortliche Haupt einer mächtigen Regierung, und ich bin sicher, dass ich das gesagt habe, was das Volk der Vereinigten Staaten gesagt haben will. Und darf ich nicht die Hoffnung und den Glauben aussprechen, dass ich tatsächlich auch für alle wahrhaft Freigesinnten und auf das Wohl der Menschheit Bedachten jedes Volkes und jedes Freiheitsprogramms spreche? Besonders gern möchte ich auch glauben, dass ich auch für jene grosse, stumme Masse überall in der Menschenwelt herum spreche, die bis jetzt noch keinen Ort und keine Gelegenheit gefunden hat, ihre wahre Herzensmeinung über den Tod und Ruin, die sie über all das, was ihnen an Menschen und Sachen am teuersten ist, haben kommen sehen, der Welt kund zu tun.

Und wenn ich die Erwartung hege, dass das Volk und die Regierung der Vereinigten Staaten sich mit den andern zivilisierten Völkern der Welt vereinigen werden, um den Dauerzustand eines auf die von mir genannten Bedingungen gegründeten Friedens zu verbürgen, so spreche ich mit um so grösserer Sicherheit und Zuversicht, weil es für jeden, der denken kann, klar zu Tage liegt, dass in einer solchen Verheissung nicht ein Bruch mit unserer Ueberlieferung und politischen Haltung liegt, sondern eher eine Erfüllung alles dessen, wozu wir uns *stets* bekannt und wofür wir stets gestritten haben. Ich schlage gleichsam vor, dass die Völker einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroe als eine Weltdoktrin annehmen

sollten, dass kein Volk versuchen sollte, seine politische Herrschaft über irgend ein anderes Volk auszudehnen, sondern dass jedes Volk frei sei, seine eigene politische Ordnung, seinen eigenen Entwicklungsgang zu bestimmen, ungehindert, unbedroht, furchtlos, die Kleinen so gut wie die Grossen und Mächtigen. Ich schlage vor, dass alle Völker hinfort Bündnisse vermeiden, durch die sie sich in einen Wetbewerb um die Macht verwickeln, sich in ein Netz von Intrigue und selbstischer Rivalität verfangen und ihre eigenen Angelegenheiten durch Einflüsse von aussen zerstören. In einer richtigen Vereinigung der Mächte gibt es keine solchen Allianzen. Wenn alle übereinkommen, in dem gleichen Sinne und mit dem gleichen Ziele zu handeln, so handeln alle im gemeinsamen Interesse und geniessen alle die Freiheit, unter dem gemeinsamen Schutz ihr eigenes Leben zu leben. Ich schlage eine Regierung vor, die auf der Zustimmung der Regierten ruht, die Freiheit der Meere . . . . und eine derartige Einschränkung der Rüstungen, dass aus Heeren und Flotten eine blosse Einrichtung zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird, an Stelle eines Werkzeuges des Angriffs und der egoistischen Gewalt.

Das sind amerikanische Grundsätze, das ist amerikanische Politik. Für andere können wir nicht stehen. Aber es sind auch die Grundsätze und es ist die Politik aller vorwärtschauenden Männer und Frauen allüberall in jedem modernen Volk, jeder erleuchteten Gemeinschaft. Es sind die Grundsätze der Menschheit selbst und sie werden siegen. (Rede vor dem Senat, 22. Januar 1917.)

Der bewaffnete Imperialismus ist gestürzt . . . . die grossen Nationen, die sich unter einander verbanden, um [die Militärmacht Deutschlands] zu vernichten, haben sich jetzt endgültig zu dem gemeinsamen Zwecke zusammengefunden, einen Frieden zu errichten, welcher der Sicherheit der ganzen Welt nach uneigennütziger Gerechtigkeit entspricht, wie sie durch Verträge verkörpert wird, die auf etwas viel Besserem und Dauerhafterem beruhen, als den selbstischen, rivalisierenden Interessen mächtiger Staaten. Es herrschen nicht mehr nur Vermutungen über die Ziele, die die Sieger im Sinne haben. Ihre Vernunft ist bei dieser Sache, doch nicht nur ihre Vernunft, auch ihr Herz ist bei ihr. Ihr anerkannter, einziger Zweck ist der, sowohl den Schwachen Genugtuung und Schutz angedeihen zu lassen, als auch den Starken ihr gutes Recht zu gewähren. (Rede vor dem Kongress, 11. November 1918.)

Sie wissen, dass man die Welt bisher durch eine vielfältige Interessengemeinschaft regiert oder zu regieren versucht hat. Diese Methode ist zusammengebrochen. Interessen verbinden die Menschen nicht, Interessen trennen sie nur; denn sobald die sorgfältig

gegen einander abgewogenen Interessen sich auch nur im geringsten verschieben, herrscht sofort Eifersucht. Es gibt nur ein Gemeinsames, das die Menschen mit einander zu verbinden vermag: das ist die gemeinsame Hingabe an das Recht. Von dem Tage an, da es eine Geschichte der Freiheit gibt, haben die Menschen von ihren Rechten gesprochen. Es hat freilich einiger hundert Jahre bedurft, ehe man erkannte, dass der wesentlichste Teil des Rechtes die Pflicht ist . . . . . .

(Rede, gehalten in Manchester, 30. Dez. 1918.)

Wohltätigkeit und Wohltat.

In einem Vortrage über die „Not der Zeit" erzählte der Redner neulich, wie er einem Unterstützung suchenden Manne zwei Tage Arbeit in seinem Garten gegeben, damit er wieder einmal redlich verdientes Geld in die Hände bekomme, wie er ihm dann einen rechten Lohn bezahlt — und ihn bald darauf angetrunken auf der Strasse getroffen habe. So habe er, der Abstinent, dem Manne nur zu einem Rausche verholfen. Er möchte nur, dass man sich einmal gründlich mit der Frage befasse: was mache ich mit dem Bettler an meiner Türe?

Diese Frage ist wie ein kleines Fadenende, das irgendwo hervorschaut. Zieht man daran, so kommt der ganze Knäuel unserer Besitz- und Besitzlosigkeitsprobleme hervor. Jener Redner hatte zweifellos recht, wenn er im gleichen Vortrag auch bemerkte, die Frage unserer Armenpflege sei keineswegs gelöst — der Fehler liege am System.

Freilich nicht nur am System der Armenfürsorge selbst, sondern am System unserer gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Grausam verspottet Maxim Gorki in seinem im Jahre 1923 erschienenen Roman „Foma Gordejew" unsere Armenpflege. Der alte, gerissene Kaufmann Majakin gibt da nach der feierlichen Einweihung eines neuen Wohltätigkeitswerkes, eines Nachtasyls, bei der er gebührend mitgewirkt hat, hinterher im Familienkreise seinen Kommentar dazu: „Also du behauptest, diese Häuser wären für die Armen und die Bettler da . . . . um Christi Gebote zu erfüllen, meinst du? Schön! Aber was ist eigentlich ein Bettler? Ein Bettler ist ein Mensch, dessen Schicksal es ist, uns an Christus zu erinnern, er ist Christi Bruder, eine Glocke des Herrn, die durch das Leben läutet, um unser Gewissen zu wecken, die Sattheit des menschlichen Lebens zu stören. Er steht vor unserem Fenster und singt: „In Christi Namen," und erinnert uns damit an Christus, an sein heiliges Gebot, dem Armen zu helfen. . . . . Aber die Menschen

haben es im Leben so eingerichtet, dass sie gar nicht nach Christi Gebot handeln können, und Jesus Christus ist für uns ganz überflüssig geworden. Nicht einmal, sondern vielleicht hunderttausendmal haben wir ihn der Kreuzigung überantwortet, aber wir können ihn immer noch nicht ganz aus unserem Leben verbannen, weil die Bettler, seine Brüder, auf den Strassen seinen Namen singen und uns an ihn erinnern. . . . Und da haben wir uns nun folgendes ausgedacht: Wir werden die Bettler jetzt in besondere Häuser einsperren, damit sie nicht auf den Strassen herumlaufen und unser Gewissen wecken können. — — Jetzt braucht man also keine Almosen mehr zu geben, wir sind das ganze Gelumpe von den Strassen los und haben ihren entsetzlichen Jammer und ihre Armut nicht mehr vor Augen, und deshalb können wir uns einbilden, dass alle Menschen satt, warm gekleidet und beschuht sind. . . . Dazu sind alle diese Häuser da, die Wahrheit sollen sie verhüllen. . . . Christus sollen sie aus unserem Leben verbannen! Ist das klar?“

Liegt nicht ein Stück entsetzliche Wahrheit in dieser zynischen Selbstbeurteilung? Ist es nicht so, dass wir alles Elend, das aus der Sünde kommt und das ein Gott der Liebe darum zulassen muss, weil es unentbehrlich ist, um die Sünde ans Licht zu ziehen und zu kennzeichnen, ist es nicht so, dass wir all dieses Elend mit unserer Wohltätigkeit ein wenig zudecken, so dass es dann nicht mehr so laut schreit? Dann sieht man das ganze Gottlos-sein, Von-Gott-los-sein, das dahinter steht, nicht mehr so deutlich. Dann ist auch das Bedürfnis nach einer Erlösung und nach dem Erlöser nicht mehr so brennend. Wir sind wie jemand, der über eine grosse Unordnung eine Decke breitet und damit das Aufräumen auf St.Niemals-Tag verschiebt.

Auch Jesus hat bei jener Salbung in Bethanien, als die Jünger fanden, man hätte das Geld für die Salbe lieber den Armen zukommen lassen sollen, das Almosengeben eigentlich geringschätzig beiseite geschoben. Dem unterbliebenen Stück Wohltätigkeit setzt er die Wohltat gegenüber, die ihm die Frau erwiesen. Mit frauenhaftem, tiefinnerlichem, wenn auch kaum zu klarer Bewusstheit durchgedrungenem, so doch darum nicht weniger sicherem Verstehen von Jesu äusserer und innerer Lage salbte sie ihn, wie er es deutet, zu seinem Begräbnis. Auf den dunklen Weg, der vor ihm lag und von dem er fühlte, dass er ihn gehen musste, gab sie ihm gleichsam einen freundlichen, ermutigenden Händedruck mit. Vielleicht kam das mannhaft abwehrbereite „Herr schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!“ des Petrus aus gleich inniger und starker Liebe wie der wortlose Gruss, den die Frau Jesu auf seinen Weg mitgab. Aber dieser kam aus tieferem Sicheinfühlen, hingebenderem Anteilnehmen und Mitgehen. Darum war die Tat dieser Frau eine solche Wohltat für Jesus, während das wohlmeinende, nicht verstehende

Abraten solcher, die uns lieb haben, uns auf einem Wege, den wir gehen müssen, leicht tiefere Mühe macht und zu schwererem Hemmnis wird als der Widerstand von Gegnern.

Eben jenes Sich-einfühlen in die innere und äussere Lage des andern, das Verständnis für sein ihm selbst vielleicht verborgenes innerstes Wesen und seinen ihm selbst vielleicht dunklen Weg, der Blick für sein ihm selbst vielleicht undurchsichtiges Schicksal, das ist auch, was not tut für die Lösung des Problems des Bettlers an unserer Türe. Das ist das neue System der Armenpflege, das wir brauchen. Es ist nicht so sehr eine Frage der Gesetzesänderung, der technischen Reorganisation, auch nicht so sehr der politischen Einstellung noch der ausübenden Personen als eine Frage des Empfindens, der Begriffe, des Wesens und des Handelns, des Gewissens von uns allen, der Gemeinschaft unter uns allen.

Aber ist so die Frage der sozialen Fürsorge nicht wieder an die Voraussetzung einer vorausgegangenen inneren Erneuerung der Menschen geknüpft, und erscheint nicht wieder alles äussere Helfen- und Bessernwollen als verkehrt, so lange nicht die innere Wiedergeburt da ist? Ist damit nicht alle sozialreformerische und gar politische Arbeit verurteilt?

Als Jesus jene zehn Aussätzigen am Wege stehen sah, heilte er sie ohne jede Prüfung ihrer Würdigkeit, ohne jede Bedingung oder auch nur Ermahnung. „Gehet hin und zeiget euch den Priestern," das ist alles. Ist diese Bedingungslosigkeit der Hilfe nicht fein und gross, sagt sie nicht, dass auch das Bestreben, vor allem einmal der äusseren Not abzuhelfen, die gross und breit am Wege steht, wie es z. B. der Sozialismus will, sein gutes Recht hat?

Freilich ist diese materielle Hilfe nicht alles. Jesus ist schmerzlich bewegt, dass von den zehnen nur einer durch die leibliche Heilung so in der Seele erschüttert wird, dass er, wie es scheint, nicht einmal den an und für sich ganz richtigen Gang zum Priester, zur Feststellung seiner Heilung, vollenden kann, sondern zuerst einmal etwas viel Wichtigeres zu tun hat, Jesus zu Füssen zu fallen und ihm zu danken, oder — wie Jesus es kehrt — Gott die Ehre zu geben.

Es wird niemand denken wollen, dass die neun andern nun von Stund an zur Strafe wieder aussätzig geworden wären. Dennoch spüren wir alle, dass sie das Beste an ihrer Heilung versäumt haben, die Gelegenheit, mit dem, der sie heilte, in eine innere und innige Verbundenheit zu treten. In jene Verbundenheit zwischen Helfer und Hilfebedürftigem, welche aus dem Stückchen Wohltätigkeit, das bestenfalls für einen Tag sättigt, erst die Wohltat macht, die Leib und Seele aufrichtet und erquickt, und sei es gleich auf einem unvermeidlichen Leidensweg wie dem, der bei der Salbung in Bethanien vor Jesu lag. B.-G.

Religiöser Sozialismus in Holland.[1])

Schon beim ersten Anfang der sozialistischen Bewegung in Holland sind hier und dort Stimmen laut geworden, welche kraft ihrer religiösen Ueberzeugungen die Sache der Arbeiter erwählten. Domela Nieuwenhuis, der hoch verehrte gewaltige Agitator aus dem Beginn der sozialistischen Bewegung, war Pfarrer an der lutherischen Gemeinde in Harlingen. Sein Abschied von der Kirche, sein Uebertritt zum Sozialismus sollte noch nicht ein Abschied von der Religion sein, obwohl es im späteren Lauf seines Lebens wohl dazu gekommen ist. Im Jahre 1890 hielt der Pfarrer Teuthoff († 1916) vor einer liberalen Zuhörerschaft eine Rede über den Sozialismus, die mit Schrecken und Bestürzung angehört wurde und während einigen Wochen die Presse beschäftigte. Man denke sich — ein Pfarrer, der sich in dieser Weise zum Sozialismus stellt! Das Merkwürdige dieses Vortrages ist, dass hier jemand das Wort ergreift, der ökonomische und soziologische Studien gemacht hat, was nicht nur in jenen Jahren unter den Pastoren eine Seltenheit war. Neben dieser Stimme klingt in denselben Jahren die des Zaandamer Pfarrers Bax († 1918), der auch den organisatorischen Schritt tut und sich der sozialdemokratischen Arbeiterpartei anschliesst. Einige Jahre später fällt das Auftreten von Dr. H. W. Ph. E. van den Bergh van Eysinga († 1919), eines aussergewöhnlich begabten Redners, zugleich eines Mannes von grosser Gelehrtheit, der nicht allein den Sozialismus ethisch und religiös verteidigt, sondern auch den praktischen und theoretischen Materialismus in der Arbeiterbewegung bekämpft. Seine Sammlung „Studien“ von 1897 und „Für die neue Zeit“ von 1901 zeugen von einer feurigen Liebe zum Sozialismus, von einer in der Hegelschen Philosophie begründeten religiösen Lebensanschauung. Etwas später erscheinen die Schriften von Kees Meyer, der allerdings kein Pfarrer ist. Er vertritt einen naturalistisch gefärbten Pantheismus und hat jetzt die Leitung einer Bewegung „Der neue Gedanke“, die aber nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes fällt, da sie weder ausgesprochen religiös noch bewusst sozialistisch sein will. Uebrigens eine Bewegung, die in der geistig zersplitterten Gegenwart doch noch eine ziemlich zahlreiche Zuhörerschaft zu den

[1]) Dieser Aufsatz ist leider etwas zu lange zurückgestellt worden. Er behält indessen sein Interesse und mag zur Ergänzung dessen dienen, was früher in den „Neuen Wegen“ über den religiösen Sozialismus in Holland berichtet wurde. Diese Ausführungen stammen von einem der Führer der religiös-sozialen Bewegung in Holland. R.

vor allem ästhetisch gut ausgestatteten Sonntagmorgen-Zusammenkünften in einigen grossen Städten lockt. Religiös-sozialistische Stimmen, die sicher die Geister geweckt haben, aber noch keine Bewegung zu Stande bringen konnten!

I. Die erste religiös-sozialistische Gruppe, die sich in Holland bildet, ist jene um das Wochenblatt „Die glückliche Welt" herum, wovon 1902 die erste Nummer erscheint. Der Untertitel ist „Christlich-sozialistisches Wochenblatt", mit dem Motto aus Psalm 24: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist." Die Leitung liegt bei verschiedenen Pfarrern. Das „Christentum", das es ausdrückt, ist das liberale, „Sozialismus" bedeutet Sozialdemokratie. Damit hat das Blatt von Anfang an einen ganz eigenen, klaren Charakter. Wohl äusserten sich auch Stimmen von mehr Tolstoi-Gesinnten und wurden auch aufmerksam angehört, doch hat die Leitung immer den Anschluss an die sozialdemokratische Arbeiterpartei verteidigt und anempfohlen. Die Aufgabe des Blattes soll sein, dazu beizutragen, dass die zwei grossen Mächte dieser Zeit, Christentum und Sozialismus, sich nicht mehr feindlich gegenüberstehen, sondern zusammen als Brüder nach der neuen Zeit marschieren. Die Pfarrer dieser Gruppe haben ihre Bestimmung nach zwei Seiten hin gesehen: sie wollten die Seelen ihrer sozialdemokratischen Genossen für die freie christliche Lebensauffassung gewinnen, sie wollten ihre frei-christlichen Glaubensgenossen von der sittlichen Notwendigkeit des Sozialismus überzeugen. Die Gruppe der „glücklichen Welt" zählte und zählt in ihrer Mitte talentvolle Redner und Schriftsteller, die sicher durch ihre rastlose und ausdauernde Propaganda viel zur Aenderung der Geister beigetragen haben. Namentlich in der Provinz Friesland, wo die meisten „glückliche Welt"-Prediger ihre Gemeinden fanden, haben sie der sozialdemokratischen Bewegung ihren Stempel aufgedrückt; die Arbeiter in dieser Provinz sind zum grössten Teil nicht nur religiös, sondern auch kirchlich. Alle zwei Jahre einmal ruft die Redaktion ihre Leser und Geistesverwandten in Leenwarden, der friesischen Hauptstadt, zusammen; nach einem Gottesdienst in der Kirche (vor zwei Jahren zum ersten Mal durch einen Laien geleitet) kommen verschiedene aktuelle Referate an die Reihe.

Eine eigentliche Organisation mit Grundsatz- und Aktionsprogramm ist diese Gruppe nicht, das Blatt ist das einzige Band.

Mir scheint, dass die grösste Blütezeit dieser Gruppe vorbei ist. Der verminderte Besuch der zweijährigen Zusammenkünfte weist darauf hin. Wodurch das verursacht wird, ist in Kürze nicht auseinanderzusetzen; doch sind wohl einige Punkte von Wichtigkeit:

1. Der von dieser Gruppe eingenommene religiöse Standpunkt ist das liberale Christentum, der politische die Sozialdemokratie. Es

ist sicher die Kraft dieser Menschen gewesen, dass jedermann wusste, was sie wollten. Doch ist es die Frage, die hauptsächlich während und nach den Kriegsjahren schärfer zum Bewusstsein gekommen ist, ob man mit dieser Problem-Stellung und -Lösung von vor mehr als zwanzig Jahren sich zufriedenstellen kann. Ist tatsächlich das liberale Christentum — in Holland hauptsächlich der Gedankenkreis der intellektuellen Bourgeoisie und des Mittelstandes — die Lebensanschauung auch für das sozialistische Proletariat? Ist die christliche Sympathie, die dieses Christentum mit sich bringt, noch für die Masse? Ist in der Zusammenschmelzung der zwei grossen Mächte Christentum und Sozialismus, wie „Die glückliche Welt“ sie will, tatsächlich eine vollkommene Einheit von religiösem Sozialismus erreicht? Das sind Fragen, die gestellt wurden, immer wieder gestellt werden und die, gerade wenn sie nicht beantwortet werden, doch ein Ungenügen an dem Standpunkt der „Glücklichen Welt“ bedeuten.

2. So viele talentvolle und beliebte Schriftsteller und Redner diese Gruppe auch zählt, es fehlen ihr tüchtige Theoretiker. Vor dem Kriege fühlte man diesen Mangel nicht so peinlich, aber die Nachkriegsjahre, die der Gesellschaft, der Moral und Religion allerlei neue und gewaltige Probleme stellten, zwingen zu philosophischer, wissenschaftlicher Konzentration. Eine Bewegung, die die neuen Fragen nicht systematisch-theoretisch reiflich erwägt, sei es auch nur in einigen Vertretern, muss verflachen.

II. Die zweite Gruppe, die angeführt werden muss, ist der Bund der Christen-Sozialisten, anno 1907 gegründet. Der Name erinnert an die „Glückliche Welt“-Gruppe, im Wesen ist aber ein bedeutender Unterschied. Das Christentum, zu dem sich diese Gruppe bekennt, ist der Kalvinismus. Anfangs forderte der Bund von seinen Mitgliedern als Kennzeichen der Geistesverwandtschaft die Annahme des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Ausserdem bekommt das Wort „Sozialismus“ hier einen neuen Inhalt: man will eine eigene, selbständige politische Partei bilden. Die Leitung ruhte zuerst in den Händen von Euka (Pseudonym von Fräulein A. van der Vlies, später Frau Tjaden-van der Vlies), Lehrerin an einer christlichen Schule, die wegen ihrer sozialistischen Ueberzeugung entlassen wurde. Euka war eine ausgezeichnete Rednerin, die die Seele des kalvinistischen Volkes zu erregen wusste. Anno 1912 gibt der Bund seinen ersten „christlichen“ Standpunkt auf; das apostolische Glaubensbekenntnis wird verlassen und an dessen Stelle tritt diese mehr umfassende Erklärung: der Bund der Christen-Sozialisten ist die Gemeinschaft derer, die Sinns und Willens sind, nach dem Grundsatz der ewigen göttlichen Liebe zu leben, wie sie in Jesus Christus offenbar ist, und dadurch zur Erfüllung des einen gros-

sen Gebotes dieses heiligen Gottes getrieben werden: „Du sollst lieben den Herrn Deinen Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, und Deinen Nächsten als Dich selbst.“ Bestehen bleibt der selbständige politische Standpunkt. Das war der Grund dafür, dass Euka den Bund verliess und sich der sozialdemokratischen Arbeiterpartei anschloss (die sie in den Kriegsjahren wieder verlassen hat, um nun ganz parteilos zu sein). Die Leitung kommt jetzt theoretisch-religiös an B. de Ligt, praktisch-politisch an J. W. Kruyt, beide damals noch Pfarrer. De Ligt vertrat in diesen Tagen eine Religion, die philosophisch von Hegel abgeleitet war; er wurde im Lauf der Jahre immer radikaler. Er ist theoretisch sicher ein sehr begabter und scharfsinniger Mann, der aber den Bund doch nicht zu einer bedeutenden Kraftentfaltung hat bringen können. Allerlei Zusammenstösse ereignen sich: der alte Geist des apostolischen Glaubensbekenntnisses kommt mit dem religiösen Pantheismus De Ligts in heftigen Streit; die Lehre von dem Sündenfall und der damit zusammenhängende Pessimismus in Bezug auf den Heilsstand lässt sich mit dem utopisch-ekstatischen „Sozialismus“ einiger begeisterter Vormänner nicht versöhnen. Der Anarchismus, von dem einige Jahre später De Ligt ganz und gar beherrscht wird, spielt in diesem Kreis jetzt schon eine Rolle. In den Kriegsjahren hat sich der Bund der Christen-Sozialisten stark für eine persönliche Dienstverweigerung eingesetzt, der absolute Antimilitarismus, damals durch die Führer mit Kraft verteidigt, brachte ihnen einen Abgeordneten in das Parlament, der nun beweisen musste, was der eigene politische Standpunkt des Bundes bedeuten sollte. Es ist jämmerlich misslungen, weil der Abgeordnete Kruyt für seine Aufgabe ganz ungeeignet war und sehr bald der treue Jünger des Kommunisten Wynhoop wurde. Das eine, wie das andere hat zur Auflösung des Bundes geführt: Kruyt und verschiedene andere traten zur kommunistischen Partei über, die meisten blieben parteilos und lassen nichts mehr von sich hören.

Wie klein dieser Bund der Christen-Sozialisten auch geblieben ist (100—200 Mitglieder), er zählte tüchtige Frauen und Männer, von grosser und heiliger Ergebung erfüllt, zu seinen Führern. Einige der aus diesem Kreis entstandenen Schriften haben noch immer Wert, wenn man diese geistige Bewegung kennen lernen will: der erste Vorsitzende, Daan van der Zee, hat eine Sammlung „Eine neue Stimme“ herausgegeben, Euka ein Buch über Christentum und Sozialismus, De Ligt eine Sammlung von Predigten unter dem Titel „Christusrevolutionär“, der ein mehr wissenschaftlicher Teil „Ueber die Möglichkeit einer neuen Kultur“ vorausgehen sollte, welcher aber nie erschienen ist. De Ligt ist jetzt ganz aus der re-

ligiös-sozialistischen Bewegung verschwunden; er widmet sich dem internationalen Antimilitarismus und Anarchismus.

III. Eine dritte, noch bestehende und sich ausbreitende Gruppe ist der Religiös-sozialistische Verband (R. S. V.).

Im Jahre 1912 wurde der „Sozialistische Verband“ errichtet mit dem Ziel, „die geistige Einheit zu Stande zu bringen zwischen allen, die die Sozialisierung der Produktion und Verteilung wünschen, und nach deren Ueberzeugung der Sozialismus ausser dieser materiellen auch eine ideelle Aufgabe hat.“

Bedeutende Arbeit hat dieser Verband nicht verrichten können; das einzige, was zur Aussenwelt gesprochen hat, war eine Monatsschrift „Die Zusammenarbeit“, wovon nur zwei Jahrgänge erschienen sind. Wer jetzt noch einmal in diesen Jahrgängen blättert, kann daraus bereits ersehen, was das Schicksal dieser religiös-sozialistischen Bewegung in Holland werden sollte: ein erstaunlicher Wirrwarr von Meinungen. Hegelsche Philosophie, orthodoxer Kalvinismus, theosophische Lehrsätze, ästhetisch gefärbter Pantheismus, liberales Christentum bilden die Elemente des Begriffes „Religion“; Sozialdemokratie, Tolstoianische Gewaltlosigkeit, humanitärer Anarchismus, der typisch politische Standpunkt des Bundes der Christen-Sozialisten, bilden den Begriff „Sozalismus“.

Um 1915 entstand auf diesem Kreis des Sozialistischen Verbandes ein neuer: der Religiös-sozialistische Verband, der heute noch besteht und alle religiösen Sozialisten in den Niederlanden vereinigen will. In den Statuten kommt folgender Satz vor, der eine Art Programmerklärung heissen kann: „Der Verband sieht in der Verwirklichung des Sozialismus eine Bedingung für die Blüte des religiösen Lebens der ganzen Menschheit, und ausserdem im Wachstum eines religiösen Geistes ein hervorragendes Mittel, um die arbeitende Klasse für ihre historische Aufgabe seelisch geeignet zu machen.“

Die praktischen Arbeiten des Verbandes bestehen hauptsächlich in der Organisation von Sonntagmorgen-Zusammenkünften. Man will sich davor hüten, dass diese einen kirchlichen Stempel bekommen, aber im Wesen ist es doch nichts anderes als Kirche spielen in einem Saal (hie und da in einer Kirche). Die Redner sind zum grossen Teil sozialistische Pfarrer, auch einige Laien treten regelmässig auf. Der Verband zählt augenblicklich vierzehn Abteilungen in den grossen Städten sowohl als auch auf dem platten Land. Dann und wann kommt noch eine neue Abteilung hinzu. Obwohl der Verband in seinen Abteilungen gute Arbeit verrichtet, halte ich seinen Einfluss doch für zu weit entfernt von dem, was sein könnte und müsste. Erstens ist der Verband religiös ein Tummelplatz für die verschiedenartigsten abweichenden Meinungen: der kalvinistische Glau-

bensspruch Eukas ertönt dort neben dem liberalen Christentum der „Glücklichen Welt“ und der theosophischen Lehre anderer; Hegelsche Philosophie, ästhetischer Pantheismus, Theorien über den werdenden Gott, werden abwechslungsweise dem Publikum vorgesetzt.

Eine geistige Einheit fehlt ganz, es sei denn, dass man Zusammenfügung von dem und jenem „Einheit“ nennen will. Der politische Standpunkt zeigt dieselbe Verwirrung: die Abteilung Amsterdam stellt sich auf den Standpunkt der Sozialdemokratie, die Abteilung Rotterdam auf den des Kommunismus. In andern Abteilungen wird am einen Sonntag der Anarchismus als Zukunftsideal verkündigt und die Sozialdemokratie als verbürgerlicht verurteilt, am folgenden Sonntag spricht auf demselben Platz solch ein Sozialdemokrat. Dies alles zusammen ist die Ursache, dass von einer Einheit in dem R. S. V. keine Rede ist, und dass hauptsächlich in den Kriegsjahren, als die Fragen der Gewaltlosigkeit und Dienstverweigerung, der russischen Revolution und deutschen Sozialdemokratie die Geister teilten, sich die Arbeiter nicht zum Verband hingezogen fühlten. Vielleicht sind die scharfen Seiten der Meinungsverschiedenheiten etwas abgeschliffen, noch immer aber leidet der Verband an innerlicher Uneinigkeit, und es wird eine gewaltige Mühe kosten, auf eine misslungene Vergangenheit eine Zukunft der Kraftentfaltung folgen zu lassen. Obwohl der Schreiber dieses Aufsatzes Mitglied des R. S. V. ist und auch auf den Zusammenkünften regelmässig als Redner auftritt, hat er zu den Entwicklungsmöglichkeiten des Verbandes auf der gegenwärtigen Grundlage kein Vertrauen. Nach zehnjähriger Arbeit kommen zu den Zusammenkünften in Amsterdam ungefähr 100 Besucher, in Utrecht zirka 300, im Haag zirka 80 — Zahlen, die darauf hinweisen, dass gerade in den Plätzen mit einer grossen sozialistischen Arbeiterbevölkerung das R. S. V. keine Wurzel schlagen konnte.

Einen eigenen, wohldurchdachten Standpunkt hinsichtlich der Kirche hat der Verband nicht. Ausnahmsweise tut eine Abteilung ihr möglichstes, um am Platz einen sozialistischen Pfarrer in die reformierte Kirche zu bekommen, und würde damit sich selbst wahrscheinlich auflösen; andere tun nichts für Zusammenarbeit mit der Kirche oder Eroberung derselben. Wahrscheinlich wird das Problem der Kirche dieses Jahr von einer Kommission behandelt werden. Schriften von einiger Wichtigkeit sind aus dem R. S. V. nicht entstanden. Eine Monatsschrift ist zweimal gegründet worden und zweimal eingegangen.

IV. Besonders angeführt werden muss die Vereinigung sozialistischer Pfarrer (V. S. P.). Die holländischen Kirchengemeinschaften zählen zusammen ungefähr 50 sozialistische Pfarrer, von denen der grössere Teil der reformierten Kirche ange-

hört. Sie schlossen sich 1919 zusammen, zuerst mit dem praktischen Ziel, den sozialistischen Gedanken in den Kirchen zu verkündigen. Es ist bekannt, dass diesen Pfarrern von der holländischen Kirchenvorstandschaft nie irgendeine Schwierigkeit in den Weg gelegt wird, und dass die meisten derselben auf der Kanzel regelmässig ihre sozialistische Ueberzeugung zum Ausdruck bringen. Verschiedene Gemeinden haben wohlüberlegt sozialistische Pfarrer ernannt, weil ein grosser Teil der Glieder der sozialistischen Arbeiterbewegung angehört. Von Zeit zu Zeit stellt die V. S. P. Fragen von praktischer Art in den kirchlichen Versammlungen auf die Tagesordnung; so wurde voriges Jahr die Stellung eines Antrages betreffend drohende Kriegsgefahr, entstanden aus dem Kapitalismus, und deren Bekämpfung ein Diskussionspunkt in den sogenannten klassikalen Versammlungen und im höchsten Verwaltungskörper der reformierten Kirche, der Synode. Anlässlich der Gelegenheit des Regierungsjubiläums der Königin Wilhelmina anno 1923 — welches von den Konservativen sofort benutzt wurde, um die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu verteidigen — haben die meisten sozialistischen Pfarrer ihr Wort gegen den Kapitalismus und Militarismus von der Kanzel hören lassen.

Die meisten Mitglieder dieser Vereinigung sind auch die Redner auf den Zusammenkünften des Religiös-sozialistischen Verbandes; verschiedene gehören der sozialdemokratischen Arbeiterpartei an, andere neigen mehr zum Kommunismus, einer ist Anarchist, noch einer verteidigt die absolute Gewaltlosigkeit. Erfreulich ist, dass nach der ersten Generation sozialistischer Pfarrer, die „Die glückliche Welt" gründete, jetzt eine jüngere Generation grosses soziales Interesse hat und sich der Arbeiterbewegung eng verwandt fühlt. Hier macht sich sicher der Einfluss von zwei Professoren der Theologie in Leiden, Prof. K. H. Roessingh und Prof. G. J. Hering, geltend, die, obwohl sie nicht einer politischen Partei angeschlossen sind, sich doch für eine sozialistische Gesellschaftsordnung aussprechen.

V. Als letzte Gruppe sei die Arbeiter-Gemeinschaft der Woodbrooker genannt, gestiftet anno 1919. Es ist für einen Aussenstehenden nicht leicht, die Organisation dieser Gruppe zu verstehen. Ich führe nur einige Hauptsachen an. Sie ist eine Abzweigung der Vereinigung der Woodbrooker in Holland, die auf ihren Lehrkursen in Barchem Menschen verschiedener religiöser und politischer Ansichten vereinigt und die nur nach einem „aufrichtigen Verlangen nach Gott" frägt. Man hat es in dem kirchlich und theologisch so traurig zersplitterten Holland wie ein Wunder gefühlt, dass eine tiefere Einheit ins Leben trat, die die Gegensätze umspannte, und so wusste die Vereinigung der Woodbrooker eine

eigene Sphäre religiöser Einheit zu schaffen. Diese Vereinigung hat verschiedenen ihrer Mitglieder, die ausgesprochene Sozialisten waren, die Aufgabe vorgeschrieben, aus dieser religiösen Sphäre heraus „der Arbeiterbewegung zu dienen". Sechs Personen, die den ersten Ausschuss bildeten, nannten sich „die Arbeits-Gemeinschaft der Woodbrooker". Sie stellte sich als erste Aufgabe, Sommerkurse zu organisieren, anno 1920 einer, anno 1921 zwei, in 1922 drei, in 1923 vier, in 1924 wieder vier und dazu eine Konferenz internationaler religiöser Sozialisten. Diese Sommerkurse locken immer mehr Menschen aus der Arbeiterbewegung an, die sich dafür interessieren. Soviel als möglich werden solche Fragen behandelt, die in der gegenwärtigen Zeit für die Arbeiterbewegung und die Kultur prinzipiell wichtig sind. Was keiner der andern religiös-sozialistischen Gruppen gelingen mochte, scheint hier zu gelingen, nämlich dass einige bekannte Führer der politischen und Gewerkschaftsbewegung auf diesen Kursen als Redner auftreten. Das Parlamentsmitglied Albarda, einer der tüchtigsten Politiker der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, J. van der Kieft, Parteivorsteher der S. D. A. P., Frau Pothuis-Smit, Schriftleiterin der „Proletarischen Frau", Frau Broh-Troelstra, Schwester des sozialdemokratischen Parteiführers Troelstra, Jan van Zutfen, bekannter Gewerkschaftsführer, kommen auf dem Programm vor, Frauen und Männer, die in der eigentlichen religiös-sozialistischen Bewegung keine Rolle spielen. Dieses Auftreten von Arbeiterführern hängt mit den Auffassungen hinsichtlich Sozialismus und Religion in der Arbeitsgemeinschaft zusammen. Man will ausgehen von und Anschluss suchen bei der bestehenden Arbeiterbewegung und ihren Idealen und bei den Arbeitern dadurch das Bewusstsein für den Kampf um höhere Lebenswerte wecken; man will die sittlichen und religiösen Elemente und Kräfte, die in der Arbeiterbewegung liegen, vertiefen und erweitern zu religiöser Lebensführung. Es ist also nicht wie bei der „Glückliche Welt"-Gruppe die Verbindung einer gewissen Religion mit einer gewissen Form des Sozialismus, vielmehr ein Kampf mit den Nöten und Fragen der Arbeiterbewegung, der Kultur und der Menschenseele, um sich so zu religiösem Lebensbewusstsein zu erheben. Religion ist in diesem Kreis nicht die eine oder andere Form von Christentum, sondern das Leben mit Gott, ohne irgendeine weitere bindende Formel. Die Sphäre religiöser Einheit, die die Gegensätze hinter dem spontanen innerlichen Ergriffensein zurücktreten lässt, ist das Hauptkennzeichen dieser Gruppe. Man trachet nicht nach grosser Mitgliederzahl; nur wer einen Kurs ganz mitmachte, kann aussergewöhnliches Mitglied werden; wer zweimal einen Kurs mitmachte, kann sich für die gewöhnliche Mitgliedschaft anmelden. Die höchste Anzahl der Teilnehmer für jeden Kurs ist 70, die fast regelmässig er-

reicht und mehr als einmal notgedrungen überschritten wird. Die Zusammenkünfte dauern vier Tage und werden in eigenen Gebäulichkeiten des Vereins Woodbrooker in Holland in der herrlichen Natur des Dörfchens Barchem (fünf Stunden nördlich von Arnheim) abgehalten.

Aus dieser Gruppe sind zwei Reihenfolgen von Schriften hervorgegangen. Zuerst eine Folge von Broschüren, die von der Arbeiterbewegung günstig aufgenommen wurde, und wovon bis jetzt dreizehn Nummern erschienen sind; einzelne Nummern sind in Neudruck erschienen, die grössere Hälfte ist vergriffen. Alsdann eine Reihe kleiner Bücher unter dem Sammelnamen: „Religiös-sozialistische Fragen", womit dies Jahr ein Anfang gemacht ist. Der Zweck dieser Aufgabe ist, die auf den Sommerkursen behandelten Probleme tiefer und planmässiger zu behandeln, und so auch einen theoretischen und philosophischen Einblick in den religiösen Sozialismus zu fördern. Einen eigenen politischen Standpunkt will diese Gruppe nicht einnehmen. Auf ihre Kurse kommen sowohl Sozialdemokraten als Kommunisten und Parteilose. Die Verwirrungsgefahr, die dies Zusammenkommen von verschiedenartigen Meinungen im Religiös-sozialistischen Verband hervorgebracht hat, ist bei den Woodbrookern nicht vorhanden: erstens weil in der religiösen Sphäre die Einheit und der Grundzug des Werkes besteht, zweitens weil bei einem viertägigen Zusammensein die Fragen und Gegensätze ruhig gestellt und besprochen werden können, was auf einer Sonntagmorgen-Zusammenkunft nicht möglich ist; drittens weil hauptsächlich die Fragen in den Mittelpunkt der Arbeit gerückt werden, womit alle Arten der Arbeiterbewegung zu tun haben. Auch wird von dieser Gruppe immer darauf gedrungen, die bestehende Arbeiterbewegung mit all ihren Mängeln und Nöten anzunehmen und ihr in religiösem Geist zu dienen.

VI. In Kürze sei obenstehender Aufzählung noch etwas beigefügt. Zwischen den vier noch bestehenden Gruppen (Glückliche Welt, Rel.-Soz. Verband, Vereinigung Soz. Pfarrer, Arbeits-Gemeinschaft der Woodbrooker) besteht keinerlei organisatorischer Zusammenhang. Doch haben die Vorstandschaften Fühlung miteinander und ist der Wunsch nach organisatorischer Einheit lebendig. Praktisch gehen die Grenzen oft ineinander über: die Männer der „Glücklichen Welt" sprechen regelmässig für den Religiös-sozialistischen Verband, ebenfalls diejenigen der Arbeitsgemeinschaft und umgekehrt. Verschiedene Personen gehören zwei oder drei, mancher vielleicht vier Gruppen an. Das gegenseitige Verstehen ist denn auch ausgezeichnet. Untereinander gilt vorläufig diese Verabredung, dass jede Gruppe eigene Arbeiten erledigt: die „Glückliche Welt" gibt ihr Wochenblatt heraus, der R. S. V. organisiert Sonntagmor-

gen-Zusammenkünfte und trachtet an den Orten, wo der religiös-sozialistische Gedanke propagiert werden kann, Abteilungen zu errichten; die Vereinigung Soz. Pfarrer sucht sich auf kirchlichem Gebiet zu betätigen; die Woodbrooker organisieren Kurse und geben Schriften heraus. So dient jede auf eigene Weise und jede aus eigener geistiger Sphäre derselben Idee.

Die meiner persönlichen Anschauung gemäss für die religiös-sozialistische Bewegung in Holland erste und bedeutendste Aufgabe — und mit dem Erfolg oder Nichterfolg in dieser Hinsicht steht oder fällt die ganze Sache — besteht darin, dass sie die Menschen der politischen und Gewerkschaftsbewegung zu vereinigen und mit den Menschen der religiösen Bewegung zu gemeinsamer Arbeit zu bringen weiss, damit ein Strom lebendiger Religion in der Arbeiterbewegung aus ihrem gemeinschaftlichen Werk entspringe. Sektarismus und Konventikel sind eine grosse Gefahr für die holländischen Verhältnisse; die Volksseele hat starke Neigungen zum Eigenen, Gemütlichen und Abgeschiedenen. Erreicht es der religiöse Sozialismus nicht, eine lebende Macht in der Arbeiterbewegung zu werden, bleibt er eine sektiererische Liebhaberei von einzelnen, vielleicht hochstehenden und ehrwürdigen Personen, so hat er sicher wohl einigen Wert — wie jede Sekte —, aber dann wird er nicht vollbringen, was im Grunde genommen seine Aufgabe ist: den Geist der Arbeiterklasse umzuändern und bereit zu machen für die Kulturarbeit des Sozialismus. Die Entwicklung der verschiedenen Gruppen in den folgenden Jahren wird ersehen lassen, ob der religiöse Sozialismus in Holland diese Aufgabe begreifen und erfüllen lernt.

W. Banning, Sneek (Holland).

Rundschau

1. Soziales.

Die Verwerfung der Initiative Rothenberger und was nun? Es hat mir sehr leid getan, dass wir nicht auch in den „Neuen Wegen" den Kampf für die Initiative Rothenberger führen konnten.[1]) Und nun kommen wir auch für einen Kommentar über die Abstimmung zu spät. Einiges, was der Schreibende über diese zu sagen hätte, ist inzwischen von anderen ausgesprochen worden.[2]) Doch sollen ein paar Bemerkungen zu diesem traurigen schweizerischen Ereignis nicht unterlassen werden.

Derjenige Zug an dem Bilde desselben, der auf mich weitaus den stärk-

[1]) Ein schon gesetzter Artikel musste weggelassen werden, weil er erst nach der Abstimmung hätte erscheinen können.

[2]) Am meisten decken sich meine Gedanken und Gefühle mit dem Artikel von Gerber: „Salü, Volk" im Aufbau (31. Mai).

sten Eindruck gemacht hat und für mich seine Bedeutung charakterisiert, ist *der sittliche Zerfall unserer schweizerischen Demokratie.* Dieser tritt in einer Reihe von Erscheinungen klar hervor. Da ist einmal die Tatsache, dass unser heutiges Schweizervolk sich als unfähig erweist, auf irgend einem Wege jenes Guten, das heute geschehen soll, ich sage nicht einmal voranzugehen, sondern auch nur mit andern Völkern Schritt zu halten. Nur für jegliche Verirrung und Entartung der Zivilisation ist der gleiche Schweizer, der immer bereit ist, zu rufen: „Mer wönd nüt albigs öppis Neus!" sofort mit Leib und Seele bereit, aber zu einer wackeren, vielleicht gar mit ein wenig Wagnis verbundenen Tat fehlt ihm Seelenkraft und Glaube. Glauben hat er in seiner Mehrheit nur noch für die Götzen und zwar für die spezifischen „Götzen des Tages", besonders die Gewalt und den Mammon. Damit ist das zweite Charakteristikum unserer Lage berührt: Wo man unser Volk mit der Angst um den *Besitz* schrecken kann, ist es zu allem Schlimmen und Dummen bereit; die Besessenheit durch den Besitzteufel ist unsere spezifische Schweizergefahr. Wir haben ganz besonders entschieden in dem Entweder Gott oder der Mammon für den Gegengott Partei ergriffen. Auch der Gewaltgötze bezieht bei uns seine Macht vor allem von dem Besitzgötzen. Das Zusammentreffen der neuen militärischen Rüstungen und der sichern Aussicht auf rasches und stetiges Wachsen der Ausgaben dafür mit der Ablehnung eines bescheidenen Bruchteils der für diesen Zweck bestimmten Summen, wo es sich um die Alten, die Hinterbliebenen, die Arbeitsunfähigen handelte, war für diese Sachlage sehr bezeichnend. Das stärkste Motiv für die Beibehaltung und Vermehrung unserer „Wehrmacht" ist die Angst vor dem „inneren Feind" und dieser Feind ist der Sozialismus. Es ist diese Angst vor der wirklichen oder scheinbaren Bedrohung des Besitzes durch den „Kommunismus" (zu dem eben alles gerechnet wird, was irgendwie der Heiligkeit des rein egoistischen Privatbesitzes auch nur von ferne gefährlich scheint), womit man bei uns jedes schuldenbelastete Kleinbäuerlein und dazu Massen von armen Teufeln unter der Arbeiterschaft für den Schutz des grossen Geldsackes und gegen die offenkundigen Interessen des arbeitenden Volkes aufbieten kann. Der Geldsack weiss das und bedient sich dieser Waffe skrupellos. Diese Waffe wird zur *demagogischen Lüge.*

Damit komme ich zu derjenigen Tatsache, die nun schon bei allerlei Abstimmungen der letzten Zeit besonders auffallend hervorgetreten ist, bei früheren vielleicht sogar noch mehr, als das letzte Mal, die aber gerade durch diese Wiederholung ihren Sinn offenbart. Dieser Sinn ist *die tiefe Verachtung des Volkes durch seine jetzigen Führer.* „Salü, Volk, saudumms," wie jener Jurist, den Gerber zitiert, das Geheimnis ausspricht. Keine Lüge ist so grob und dumm, keine Gemeinheit ist so niedrig, dass man sie nicht ohne einen Augenblick zu zögern anwendete. Man ist ganz sicher, dass das Volk nur durch den Appell an das Gemeinste in ihm bewegt werden könne. Und zwar sind es nun die bürgerlichen, bäuerlichen und „christlichen" Führer, die diese traurige Kunst am meisten handhaben und darin den sozialdemokratischen bei weitem überlegen sind. Wir wollen auf diese nicht zu bestreitende Tatsache die Allzuvielen hinweisen, die besonders in christlichen und theologischen Kreisen mit grossartiger Geberde sich auf die Kehrseite des Sozialismus berufen, um ihr Desinteressement am Kampf der Arbeiterschaft zu begründen, es aber unterlassen, die bürgerliche Welt mit ebenso strengem Masse zu messen und ihr die Wahrheit zu sagen. In der sozialdemokratischen Presse und Führerschaft ist doch in allen Fällen noch etwas von Achtung vor dem Volke und etwas Glauben an ein Heiliges übrig, für jene bürgerlichen, bäuerlichen und „christlichen" Führer ist nur mehr der Geldsack heilig und das dumme Volk wird nur noch als „Stimmvieh" in Rechnung gestellt. Man darf wohl sagen, dass in keiner Despotie das Volk von einer herrschenden Kaste innerlich so verachtet und als lächerlich empfunden wurde wie heute in unserer schweizerischen Republik und Demokratie.

Und dem Volke ist das gerade recht! Das ist das Traurigste an der Sache. Der gleiche Schweizer, der für Menschen, die ihm ihr Herzblut opfern, die ihn wirklich ehren und lieben und ihm gerade darum mit der Wahrheit dienen, voll Misstrauen, Hass und Wut ist, schaut mit Bewunderung und Ehrerbietung zu den Leuten auf, die ihn aufs Tiefste verachten. Es kommt einem ob solchen Erscheinungen das Wort in den Sinn, das einmal ein wirklicher schweizerischer Staatsmann vergangener Tage, und zwar beileibe kein Reaktionär, gesprochen hat: „Demokratie ohne Aufklärung [d. h. sittliche und geistige Bildung] ist eine Geissel.“ Unser Volk ist nicht „aufgeklärt“. Man sieht, dass all seine Schulbildung es sittlich und geistig nicht einen Schritt weitergebracht hat. Es ist nicht „aufgeklärt“, sondern in einem Nebel von Irrtum, Lüge, schlechtem Denken gehüllt, wie er besonders aus den Zeitungen aufsteigt und sich über das ganze Land legt.

Eine Tatsache muss besonders hervorgehoben werden: Die Initiative Rothenberger ist in erster Linie durch den Katholizismus gestürzt worden, der sich dafür seinem lieben Freunde, dem „Freisinn“, zur Verfügung stellte. Man bedenke: ausgerechnet der Katholizismus hat die stärkste Schutzmacht des grossen Besitzes geliefert und hat verhindert, dass Wittwen und Waisen, Alten und Arbeitsunfähigen eine brüderliche Hilfe wurde. Ich weiss nicht, was den schweizerischen Katholizismus zu dieser Stellungnahme bewogen hat, ob bloss die Unfähigkeit, einer Sache zuzustimmen, die in erster Linie von den Sozialisten vertreten wurde, ob die Verbindung gewisser Führer mit gewissen Bundesräten, ob irgend eine Hoffnung auf konfessionellen Lohn für solche Dienste, aber das weiss ich, dass nach der Erklärung Jesu Christi wie der Propheten und Apostel Gott eine Gemeinschaft darnach richtet, wie sie sich gegen die Schwachen und Geringen in ihrer Mitte, gegen die Wittwen und Waisen, Armen und Kranken verhält. Eine Kirche, die ihren Hochmut und die Spekulation auf Machtgewinn über diese höchste der Forderungen Gottes stellt, mag vielleicht zu dem Nuntius auch noch die Jesuiten bekommen, wird aber das Gericht Gottes, der das Schreien der Wittwen und Waisen hört, erfahren.

Einen Triumph schlimmer Mächte bedeutete der 24. Mai. Unser Volk hat sich wieder belügen und betrügen lassen. Es hat gegen sein sittliches und soziales Interesse sich dem Interesse des Geldsacks zur Verfügung gestellt. Es hat das System der Koalition Laur-Schulthess-Musy, die sein politisches Leben schon so lange demoralisiert, noch einmal bestätigt. Es hat zu der Diktatur Ja gesagt, die einen offenkundigen Verfassungsbruch nicht scheute, um eine Verfassungsänderung, die ihr nicht passte, fünf Jahre lang von der Volksabstimmung zurückzuhalten, bis die Umstände ihre Verwerfung wahrscheinlich machten, die mit einem Raffinement, das bis nahe an die direkte Fälschung streifte, den Termin der Abstimmung und ihre näheren Umstände so bestimmte und sogar den Text der Frage an das Volk so formulierte, dass das von ihr gewünschte Ergebnis herauskommen musste. Man lärmt in jedem Zeitungsartikel gegen die „Diktatur des Proletariates“, die zwar (törichterweise!) auch im Programm unserer sozialdemokratischen Partei steht, aber weder eine Wirklichkeit noch auch nur eine ernsthafte Gefahr bedeutet, übt aber im Schutz dieses Lärms eine sehr wirkliche Diktatur der grossen Herren; man trieft von Phrasen über die Heiligkeit von Staat und Gesetz, wenn es sich um einen Dienstverweigerer handelt, der im Namen Gottes erklärt, nicht töten zu können, pfeift aber selbst im Namen Mammons auf Recht und Verfassung.

Das ist die Lage, die durch diesen Kampf um die Initiative Rothenberger beleuchtet wird. Und was nun?

Das Erste und wichtigste, was sich daraus ergibt, ist die Notwendigkeit jener „Aufklärung“, ohne welche die Demokratie eine Geissel ist. Diese Aufklärung bedeutet in erster Linie den Kampf gegen die Götzen für den wirkli-

chen Gott. Sie bedeutet den Kampf gegen Lüge und Gemeinheit, deren Hauptträger Zeitung und Wirtshaus sind. Sie bedeutet den Kampf gegen die Demagogie. Sie bedeutet eine Erweckung der Seele unseres Volkes zu einer neuen Kraft des Guten und eine Erziehung, die ihm zu einem wirklichen Denken, zu einem sittlichen Urteil, zu einer selbständigen geistigen Haltung verhilft, es damit von Zeitung und Wirtshaus befreit und gegen die demagogische Lüge schützt. Sie bedeutet eine Erlösung von dem heutigen Parteiwesen. Sie bedeutet vor allem auch einen Sozialismus, welcher der bürgerlichen Demagogie keine Waffen liefert. Denn nie hätte es diese im letzten halben Jahrzehnt so leicht gehabt, wenn nicht der Bolschewismus aller Art, auch der Halbbolschewismus, den Sozialismus so namenlos diskreditiert hätte.

Wenn die Abstimmung vom 24. Mai in Verbindung mit verschiedenen andern dazu mithilft, dass diese Aufgabe vielen in ihrer ganzen Grösse und Dringlichkeit vor die Augen tritt, so brauchen wir nicht zu verzagen. Es haben immerhin 280,000 Schweizer jenem Apparat der Lüge und Gemeinheit widerstanden. Jene „Koalition" derjenigen Volkskreise, die nicht an die Interessen des grossen Besitzes gebunden und dem Gedanken einer besseren sozialen Ordnung zugänglich sind, hat sich doch auch bei diesem Anlass von selbst zusammengefunden. Sie kann durch eine richtige Orientierung des Sozialismus vertieft und schliesslich zum Sieg über die Koalition Laur-Schulthess-Musy geführt werden.

Unter solchen Voraussetzungen braucht die Verwerfung der Initiative auch für den Versicherungsgedanken selbst nicht bloss ein Schaden zu sein. So übertrieben und heuchlerisch auch die Behauptung war, dass die Annahme der Initiative dem Föderalismus sozusagen den Todesstoss versetzen würde (wobei viele, die so redeten, bloss für diesen Anlass ihr föderalistisches Herz entdecken mussten, während andere zwar Föderalisten sind, aber seit langem sich des Föderalismus und Antietatismus bloss dann erinnern, wenn ihre sozialen Privilegien in Gefahr scheinen, sonst aber so zentralistisch und etatistisch als möglich sind), muss man doch zugestehen, dass die Sozialversicherung leicht auf den Weg des burokratischen Zentralismus geraten könnte. Da möchte ich nun wieder einmal meine Ueberzeugung aussprechen, dass dieses Werk am besten f ö d e r a l i s t i s c h und damit meine ich: auf dem Boden der engeren Gemeinschaftsbeziehungen errichtet werde, so dass die Menschen unmittelbar und persönlicher daran beteiligt sein können. Darum sind G e m e i n d e n und K a n t o n e wohl am besten die Hauptorgane der Sozialversicherung. Zu dem Prinzip des Föderalismus gehört aber auch das der F r e i h e i t. Die Versicherung sollte darum vor allem auch eine Funktion der G e w e r k s c h a f t und der G e n o s s e n s c h a f t sein. Dadurch ist eine Aktion der grösseren V o l k s g e m e i n s c h a f t nicht ausgeschlossen. Es muss auch dieser eine Bekundung der Solidarität zugemutet werden, vorausgesetzt dass sie überhaupt Trägerin einer sittlichen Wahrheit sein soll. In der Schweiz würde diese Solidarität auch d e n Sinn haben, dass die schwächeren Glieder der Eidgenossenschaft durch die wirtschaftliche Kraft der stärkeren unterstützt würden. Aber die O r g a n e müssten, meine ich, doch jene kleineren Einheiten sein.

Es scheint mir auch, wir sollten in der Art und Weise, wie wir die staatlichen Mittel für diese Zwecke aufbringen, einen menschlichen, persönlichen Stil finden. Die Steuer für die Kranken, die Alten, die Invaliden und so fort, sollte nicht ein Teil der allgemeinen sein, die nun einmal mit einem Odium belastet ist — und zwar nicht nur für Mammonisten, denn Steuern sind vielfach sehr ungerecht und werden schlecht verwendet — sondern sie müssten gesondert eingezogen werden, so dass jeder wüsste: „Das gibst du jetzt den Kranken, Alten, Invaliden, es ist jedenfalls eine gute Sache, eine notwendige Sache!" Man sollte vielleicht auch auf andere Weise jeden Bürger mit dieser Sache innerlich und organisatorisch verbinden. Damit würde sie wirklich zur Funk-

tion eines sittlichen Organismus und zum Organ einer tiefen brüderlichen Gemeinschaft, zu einer Quelle der Freude und zu einer Erziehung für ein höheres soziales Denken und Empfinden.

Ich möchte solche, die für die Verwirklichung dieser Dinge Berufung haben, recht auf diese Gesichtspunkte hinweisen. Man mag sie für utopisch halten, aber alles, was neu ist, hat zunächst keinen Topos, d. h. keinen Ort auf der Erde und muss erst einen erobern. Man kann vieles, ja alles, wenn man daran glaubt und es ehrlich will. Was recht ist, drängt zur Verwirklichung, wie ein gesunder Keim zur Pflanze werden will. Vor allem betone ich noch einmal: so notwendig „Staatshilfe" ist, so ist doch „Selbsthilfe", im Sinne von freier, genossenschaftlicher Vereinigung, noch wertvoller und am wertvollsten die „Bruderhilfe", d. h. das Erwachen eines Geistes, der von innen her den Besitzdämon überwindet, im Geiste des Wortes: „Niemand sagte von seinen Gütern, dass sie sein eigen seien."

So weist uns die Verwerfung der Initiative Rothenberger, die aus falschem Geiste erfolgt ist, vielleicht doch auf bessere Wege als wir sonst gesehen hätten. Sie könnte, so verstanden, zu jenen Uebeln gehören, die „zum Besten dienen". Also trotz allem und dennoch an die Arbeit.

Eine Kirche für die Sozialversicherung. Die evangelische Synode des Kantons St. Gallen hat auf Initiative von Herrn Pfarrer Etter in Rorschach zur Frage der Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, nach gewalteter Diskussion, in der dem Bundesrat und der Bundesversammlung deutliche Wahrheiten gesagt wurden, folgende Resolution gefasst:

„Die evangelische Synode des Kantons St. Gallen erachtet es als eine unabweisbare Pflicht, dass das Schweizervolk durch ein grosszügiges, vom Geiste gegenseitiger Verantwortung und Opferwilligkeit getragenes Werk der Sozialversicherung für seine alten und invaliden Leute und für seine Waisenkinder sorge.

Sie verkennt die mannigfachen Schwierigkeiten nicht, die der Ein- und Durchführung dieses Werkes im Wege stehen, aber sie gibt der Ueberzeugung Ausdruck, dass dieses Werk der sozialen Fürsorge nun nicht mehr weiter zurückgestellt werden darf, und dass bei gutem Willen und Zusammenstehen aller Beteiligten (Bund, Kantone, Versicherte, Arbeitgeber usw.) auch die finanziellen Mittel bereit gestellt werden können.

Sie hat ferner die Ueberzeugung, dass ein solches Werk nicht allein durch die gesetzgebenden Behörden zustande kommt, sondern nur dann, wenn bei dem stimmberechtigten Schweizervolke der rechte opferfreudige Geist vorhanden ist.

Die Synode erteilt darum dem Kirchenrat den Auftrag, sobald er es für gut findet, durch einen Aufruf zuhanden der Oeffentlichkeit und durch ein eindeutiges, tapferes Bekenntnis zu den „Kleinen und Geringen dieser Welt" an der richtigen Stimmung für dieses Werk mitzuarbeiten und sodann anlässlich der nötigen Volksabstimmung die stimmberechtigten Glaubensgenossen warm zur Unterstützung des Versicherungswerkes einzuladen."

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Unser Militarismus feiert Orgien — vor seinem Untergang! Orgien haben sie gefeiert diese letzten Wochen, die Herrschaften in Bern, Orgien des Militarismus.

1. Da war im Nationalrat eine Debatte über den Völkerbund. Der Aargauer sozialistische Nationalrat Schmid stellte bei diesem Anlass folgendes Postulat: „Der Bundesrat wird eingeladen, die Frage zu prüfen und den eidgenössischen Räten darüber Bericht zu erstatten und Antrag zu stellen, ob nicht aus Bundesmitteln sämtliche öffentliche Bibliotheken unseres Landes

die wichtigsten Werke literarischer und wissenschaftlicher Art, die auf dem Gebiete der Kriegsbekämpfung und die Förderung des Friedensgedankens erschienen sind, gratis abgegeben werden sollten.“ Ich denke, die Annahme dieses Postulates verstünde sich von selbst, wenn nicht alles, was diese Herren vom Völkerbund sagen, Heuchelei ist. Es ist Heuchelei, denn der Antrag ist verworfen worden. Mehr als bezeichnend für das, was diese Herrschaften sich unter dem Völkerbund vorstellen, ist der Umstand, dass man an Stelle von pazifistischer Literatur „Völkerbundsliteratur“ setzte und schliesslich auch diesen Antrag ablehnte. Für diese Leute ist der Völkerbund nicht etwa ein Ausdruck des Pazifismus, sondern eine idealistisch bemalte Schutzmauer für den Militarismus, wobei die berüchtigte „Londoner Erklärung“, die man in der Not aus der Versenkung gezogen hat und nun militaristisch missdeutet, unschätzbare Dienste leistet. Die Ablehnung des Antrages Schmid ist aber ganz besonders kennzeichnend für die von mir schon früher gebrandmarkte Heuchelei der Rede von der „moralischen Abrüstung“ im Munde dieser Herren. Wenn man die militärische Abrüstung verlangt, dann erklären sie: „Nein, zuerst muss die moralische Abrüstung kommen;“ verlangt man aber die moralische — und ihr sollte ja der Antrag Schmid dienen — dann heisst es: „Nein, sie könnte unsere militärische Vorbereitung schädigen.“

Ihr traurigen Memmen, hättet ihr doch den Mut, offen herauszusagen: „Wir wollen weder die militärische noch die moralische Abrüstung, wir sind viel zu feig dazu, wir haben viel zu viel Angst vor — den Sozialisten.“ Denn darauf läufts hinaus.

2. Im Ständerat gabs noch eine posthume Verhandlung über den Zivildienst unter den posthumen Herren, die dort sitzen, nicht merkend, wie gründlich tot sie sind. Niemand erwartete einen andern Verlauf dieser Verhandlung, als er nun vonstatten gegangen ist. Von der Rede des Thurgauers Huber soll noch besonders gesprochen werden. Ganz besonders bemühend war, dass nach Someo ausgerechnet zwei Tessiner sich veranlasst sahen, gegen den Zivildienst zu reden. Diesem Geist ist eben durch keinen Zivildienst beizukommen; es wäre arge Illusion, dies zu erwarten. Da bedarf es stärkerer Mittel. Ein Tessiner verstieg sich zu dem Witz, die Petition sei ins 22. Jahrhundert zu verweisen. Der Herr irrt sich in der Chronologie: die Petition gehört ins 20. Jahrhundert, der Ständerat aber ins 18. und zwar ziemlich weit zurück, vielleicht eher ins 17.! Daneben hielt der Kriegsminister eine seiner üblichen Reden, die er nun wohl auswendig kann und die durch einen ebenbürtigen „Geist“, den Graubündner Brügger, noch ergänzt wurde. Bemühend ist, dass auch ein Mann wie Scheurer, dem man sonst doch gern eine gewisse Ehrlichkeit zuschriebe, zu ganz unwahren Behauptungen über den schwedischen Zivildienst greift. Opposition machte der einzige Sozialist.

Am andern Tag bewilligte man mit dem gleichen Stimmenverhältnis 16.5 Millionen für die Anschaffung eines leichten Maschinengewehres — wahrscheinlich gegen die Fliegerbomben! — und überlegte, ob nicht auch die Militäruntauglichen irgendwie zum Dienst des Heeres herbeigezogen werden könnten.

3. Im Nationalrat kam es dann zu einer heftigen Diskussion über ein neues Militärstrafgesetz. Ungeachtet aller bisherigen Ableugnungen (dergleichen macht diesen Leuten keine Beschwerden mehr), versucht man nun doch, die Hauptbestimmung der Lex Häberlin dadurch zu retten, dass man sie im Militärstrafgesetz unterbringt. Art. 39bis des neuen Gesetzes soll lauten: „Wer eine Vereinigung gründet, deren Tätigkeit darauf gerichtet ist, Dienstpflichtige zum Ungehorsam gegen militärische Befehle, zur Dienstverletzung, zur Dienstverweigerung oder zum Ausreissen zu bewegen oder zu verleiten, wer einer solchen Vereinigung beitritt oder sich an ihren Bestrebungen beteiligt, wer zur Bildung solcher Vereinigungen auffordert oder deren Weisungen befolgt, wird mit Gefängnis bestraft.“ Das ist so ziemlich genau das, was

die Lex Häberlin wollte. Wie diese, richtet der neue Versuch die Spitze ganz offenkundig gegen den „religiösen Antimilitarismus“. Das sagt man natürlich so wenig wie bei der Lex Häberlin ehrlich heraus, sondern lässt wieder die bolschewistische Vogelscheuche auftauchen und erklärt, es gelte den Kommunisten. In Wirklichkeit wissen diese Leute, die im übrigen freilich unwissend genug sind, genau, dass niemand den Antimilitarismus wütender bekämpft als die Kommunisten, dass diese das Heer nicht „sabotieren“ sondern mit Begeisterung ins Heer gehen, um zur Herbeiführung des Sozialismus die edle Kunst des Menschenmordens zu lernen. Auch sind sie froh genug um die paar Kommunisten, die wir noch haben. Sie leben ja ordentlich von ihnen. Was könnten unsere Reaktionäre ausrichten ohne Kommunisten! Ein Beispiel dafür ist jener kommunistische Nationalrat gegen den Willen seiner Wähler, Hitz, der den Bürgerlichen so wacker zur Annahme des Paragraphen gegen den Antimilitarismus mithalf. Gäbe es keine Kommunisten, so müssten sie solche erfinden. Sie tun es auch. Denn wider besseres Wissen stellen sie zu Zwecken der Agitation die Sozialdemokratie so dar, als ob diese sozusagen nur eine verkappte Vorhut der Kommunisten wäre, während sie ja als Leute, die immerhin Zeitungen lesen, genau darüber orientiert sind, dass der Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten grösser ist als der zwischen Sozialisten und Bürgerlichen.

Nein, auch dieses Gesetz gilt uns „religiösen Antimilitaristen“. Damit meine ich natürlich nicht, dass jener Paragraph uns richtig charakterisiere. Natürlich darf er das nicht, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Auch bereitet uns diese neue Lex Häberlin keinen Kummer. Ihr Schicksal wird dem der alten gleich sein. Und wenn sie auch in der Abstimmung angenommen würde, so wäre sie bloss eine „Reklame“ für uns. Wir fürchten uns vor keinem Zuchthaus und Zuchthausgesetz. Wundern muss man sich bloss über die Torheit und Verblendung dieser Menschen, die meinen, mit solchen Mitteln gegen uns etwas ausrichten zu können.

Alles in allem: es gibt sicher kein Parlament der Welt, das von einem so dickschädeligen und verbissenen Geist der Ablehnung alles Friedensglaubens und Friedenswillens erfüllt wäre, wie dieses Obersten- und Advokatenparlament des Völkerbundslandes mit seinem kommandierenden Bundesrat. Man könnte über diese Gesellschaft lachen, wenn man nicht die Gerichtswolken sähe, die sich über unserem Lande zusammenziehen.

4. Zwei Persönlichkeiten müssen diesmal als Typen hervorgehoben werden, nämlich Ständerat Huber und Bundesrat Motta. Wohlgemerkt: es ist von ihnen hier nicht als Privatleuten die Rede, sondern als Vertretern eines bestimmten Prinzips.

Da ist also Ständerat Huber, der Vorkämpfer gegen den Zivildienst im Ständerat. Dieser Ständerat Huber ist der Besitzer und Spiritus Rector der „Thurgauer Zeitung“, und diese eines der beschränktesten und in ihrer Kampfesweise vulgärsten Organe der schweizerischen Reaktion. Besonders hat es sich seit langem aus der Bekämpfung des „religiösen Sozialismus“ und seiner Träger eine Spezialität gemacht. Nun hat sie in Gestalt ihres Chefs dafür auch eine Tribüne im Bundeshaus gefunden und kann „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ dem Geschäft noch etwas mehr Schwung verleihen. Die ganze Rede des Herrn Huber, die man in seinem Organ in extenso lesen kann (Nr. 136 und 137), ist denn auch voll von Entstellungen der Wahrheit, die man als bewusste betrachten muss. Entstellend bis zur Fälschung ist schon die Art, wie er seine Gegner zitiert. So führt er von mir aus den „Neuen Wegen“ (Juli/August 1922) folgende Stelle an: „Es kommt nicht bloss darauf an, den Zivildienst durchzusetzen, sondern das ganze Militärproblem wieder aufzurollen. Der Zivildienst ist der gegebene Ausgangspunkt dafür. Es gilt in das ganze Prinzip des Militärdienstes eine entscheidende Bresche zu schlagen.“ Nun vergleiche man damit die wirkliche Stelle. Die zwei ersten

Sätze sind richtig angeführt. Dann aber folgt im Originaltext die Stelle: „Er soll nicht bloss den Dienstverweigerern das Gefängnis ersparen, sondern vor allem die bloss n e g a t i v e Tat der Dienstverweigerung durch die p o s i t i v e einer neuen Form des Dienstes an der Volksgemeinschaft ersetzen — jener Form, die nach unserer Hoffnung überhaupt an die Stelle des Militärdienstes treten wird. Damit ist in das ganze Prinzip des Militärdienstes an der entscheidenden Stelle eine Bresche geschlagen.“ Nun beachte man, was die Weglassung jenes mittleren Satzes bedeutet: nämlich eine Wegfälschung des Sinnes, den für mich der Zivildienst hat und seine Verdrehung in ein tückisches Manöver. Dass Herr Huber in dieser Kunst des Zitierens am Oberauditor der schweizerischen Armee, Dr. Trüssel, ein Vorbild hat, macht sie nicht besser. Die gleiche Unehrlichkeit tritt in dem Bestreben Herrn Hubers hervor, zu tun, als ob ich den eigentlichen Zweck des Zivildienstes maskieren wollte. Er verwickelt sich dabei wie immer, wenn man solche Kunststücke verübt, in Widersprüche. Er tut, als ob ich in der Begründung der Petition deren „staatsfeindliche“ Tendenz verschweige und zitiert dann doch eine Stelle, wörin diese nach seiner Deutung offen ausgesprochen wird; er tut als ob ich mit Raffinement durch den Zivildienst die Armee untergraben wolle und führt doch Aussprüche an, worin ich vor aller Welt erkläre, dass mein letztes Ziel die völlige Abrüstung sei. Dazu verschweigt er, dass ein ganzer Hauptabschnitt der Begründung der Petition unserer Stellung zum Staate gewidmet ist, die er offenbar einfach als unehrlich erklärt.

Was für ein Recht ein solcher Künstler hat, andern Unehrlichkeit vorzuwerfen, mag man schon darnach beurteilen. Nichts scheint mir so traurig bezeichnend zu sein, als die Art, wie die politische und journalistische Gegnerschaft immer wieder darauf aus ist, unser Wollen als unehrlich hinzustellen. Angesichts dieser Tatsache habe ich mir öfters gesagt: „Wie unehrlich müssen diese Menschen sein, dass sie überall Unehrlichkeit wittern.“ Denn es sucht keiner den Andern hinter dem Ofen, wenn er nicht selbst dort gesessen. Jeder halbswegs anständige Mensch kann wissen, dass ich mein antimilitaristisches Denken jederzeit mit völliger Offenheit ausgesprochen habe, genau so wie es war und nicht anders, freilich nicht so, wie meine Gegner es gern gehabt hätten, sondern so, wie es das meinige war. Mir ist der Zivildienst die Verkörperung eines neuen Prinzips, eben des Dienens an Stelle des Tötens, und damit die prinzipielle Aufhebung des Militärdienstes. Dass ich diesen aufheben will, ist selbstverständlich. Wer das nicht will, will weder Völkerbund noch Abrüstung, noch überhaupt Ueberwindung des Krieges. Ich sage denn auch an jener Stelle (Juli/August 1922) „dass unser Ziel die völlige Abrüstung“ und die Beseitigung a l l e s Militärdienstes ist, das verhehlen wir jetzt so wenig, als wir es je verhehlt haben. Denn wir sind der naiven Meinung, der Kampf gegen den Massenmord sei keine Schlechtigkeit . . .“ Wenn Herr Huber ehrlich wäre, so könnte er das eine, grosse, lautere Motiv dieses meines Verhaltens: den Kampf gegen den Krieg, mit Leichtigkeit verstehen. Er brauchte ja nur den im gleichen Hefte der „Neuen Wege“ enthaltenen Aufsatz: „Der nächste Kried“, zu lesen, um einzusehen, dass man nicht unbedingt ein bösartiger Mensch sein muss, wenn man die darin angezeigte Katastrophe mit äusserster Entschlossenheit verhüten will. Statt dessen erneuert er die Trüsselsche Perfidie, zwar den „religiösen Antimilitaristen“ die Referenz zu erweisen, mich aber nicht zu diesen zu rechnen, sondern zu den Unehrlichen, die durch den Zivildienst bloss die Armee untergraben wollen, um damit dem „Umsturz“ den Weg zu bahnen. Als politischer Chef einer Tageszeitung wird Herr Huber auch andere Zeitungen lesen als die seinige und dazu vielleicht auch etwa einmal politische Schriften. Dann w e i s s er, welchen Kampf für eine nicht militaristische Lösung auch des sozialen Problems ich schon lange führe und wie ich darob in den Reihen der Sozialdemokratie selbst — um vom Kommunismus zu schweigen — angefeindet bin. Er weiss, dass ich gerade gegen die These

kämpfe, dass man wider sein Gewissen in die Armee gehen soll, um sie von innen her zu untergraben. Das weiss er und dann redet er mit Wissen Unwahrheit, oder er hat sich nie um mein wirkliches Reden und Schreiben bekümmert und dann redet er wieder Unwahrheit. Ich nehme aber an, er *wisse*, wer ich wirklich bin, bekämpfe mich aber gerade darum seit langem mit solchen Waffen, weil er wisse, dass ich für das, was *er* will, gefährlich bin, gerade wenn ich *nicht* so bin, wie er mich darstellt. Er steht damit nicht allein!

Nicht weniger eine traurige Entstellung ist das, was Herr Huber vom Zivildienst in Les Ormonds und Someo behauptet. Er verdreht eine Aeusserung von Ceresole, dass man für das gute Wetter habe dankbar sein müssen, weil sonst das Werk unmöglich gewesen wäre, zu den Worten: „dass die ganze Gesellschaft ihm hätte auseinanderlaufen müssen, wenn es zufällig hätte regnen müssen." Auch ein Buchhändler und Journalist kann wissen, dass man Erdarbeiten nicht tun kann, wenn es regnet. Eben so hoch steht der Einwand, dass „ein Teil der Leute [es waren in Wirklichkeit 15 von 310] wegen ungeschickten Betragens fortgeschickt werden mussten." Als ob das ein Vorwurf wäre, wenn man in Someo keine unsoliden Elemente dulden wollte![1]) Mit solchen traurigen Mitteln verteidigt man nur eine schlechte Sache.

Das ist Ständerat Huber, Chef der „Thurgauer Zeitung", in seiner Pracht. Er musste einmal als das, was er ist, hingestellt werden, nicht als Privatmann, aber als Typus des „freisinnigen" schweizerischen Politikertums und Journalismus unserer Tage.

Was im übrigen Herr Huber über die richtige Auslegung von Bibelstellen ausführt, zeigt, dass er seinen Bolliger gut studiert hat. Etwas armseligeres als das, was er von der notwendigen Unterordnung des individuellen Gewissens unter das „kollektive" sagt, kann man sich im Munde eines Mannes, der noch dazu einen gewissen Ruf der „Bildung" besitzt, nicht denken. Dass einem solchen Liebhaber unserer Armee das Londoner Abkommen ein rettender Port ist, versteht sich von selbst. Nur soll er nicht, wie diese Herren gerne tun, von Rabbulistik reden, wenn Andere gewisse Dokumente nicht mit ihren reaktionären und militaristischen Augen ansehen. Doch will ich mich damit und mit anderm in seiner Rede nicht weiter einlassen. Dagegen muss ich bei diesem Anlass noch eine Bemerkung zu dem Vorwurf machen, den Herr Huber wieder aufwärmt, dass wir nämlich so eine Art *weltfremde Idealisten* seien, denen gegenüber er sich als Realist gibt. Auf was beruht eigentlich der Anspruch dieser Herren, dass sie die Welt von Grund aus kennten, wir aber eine Art harmloser Waisenknaben wären, die man freilich im Handumdrehen wieder zu abgefeimten Schläulingen macht? Bedeutet der Umstand, dass sie eine Buchhandlung oder ein Advokaturbureau geleitet und dabei vielleicht ganz gute Geschäfte gemacht, schon eine grossartige Weltkenntnis? Sind die Herren Scheurer und Huber, um nur diese zwei zu nennen, etwa weit in der Welt herumgekommen oder haben sie in allen Lebenskreisen und Gesellschaftsschichten verkehrt — und das alles mehr als wir Andern? Offenbar nicht, sondern unsere Weltfremdheit und umgekehrt ihre Weltkenntnis besteht nach ihrer Meinung offenbar darin, dass wir einen Glauben an Gott und die Menschen haben, während sie von der Schlechtigkeit der Welt (sie selbst und einige ihrer Parteifreunde ausgenommen) überzeugt sind. Kann man im übrigen eine ärgere wirkliche Weltfremdheit verraten, als wenn Scheurer in der Debatte über die Anschaffung des leichten Maschinengewehres erklärt: „Man hat auf die Gefahren des Gaskrieges hingewiesen. Mit dem guten Willen der Regierungen und dem Druck der öffentlichen Meinung ist es aber

---

[1]) Wobei noch zu bemerken wäre, dass in Someo nicht nur Zivildienstleute, sondern auch ein grosser Prozentsatz von Arbeitslosen waren.

möglich, den Gaskrieg zu unterdrücken.[1]) Auf alle Fälle würden wir uns vor den schlimmsten Folgen eines Gasangriffes zu schützen wissen; das gleiche gilt für den Luftkampf." (N. Z. Ztg. Nr. 966.) Kann man sich etwas Utopistischeres und zugleich Hilfloseres denken? Und dafür geben wir 100 Millionen jährlich aus! Ja, dieser Giftgaskrieg, wenn man doch den verbieten oder verschweigen könnte, um den Krieg oder doch die Armee behalten zu können!

Schwerer als von Herrn Huber fällt es mir von Herrn Motta zu reden. Denn dieser hat einige Verdienste. Auch kann man ihm nicht solche Künste vorwerfen, wie Herrn Huber. Aber gerade das, was Herr Motta für den Völkerbund und als dessen Vorkämpfer getan hat, macht ihn nun zu einer so bedenklichen Erscheinung. Er hat nicht den Mut gehabt, im Nationalrat für den Antrag Schmid einzutreten. Leichter geht es, in Genf zu deklamieren: „L'amore qui muove il sole e l'altre stelle." Schlimmer noch ist eine Rede, die er vor kurzem der Studentenschaft und Lehrerschaft der Eidgenössischen technischen Hochschule gehalten. Er redete — etwas reichlich Selbstlob spendend — von den Schiedsgerichtsverträgen, die die Schweiz in der letzten Zeit abgeschlossen. Das ist an sich ein grosses Verdienst und das Beste, was unser Bundesrat seit langem überhaupt getan hat. Diese Verträge haben aber selbstverständlich ihren Wert nur in dem Zwecke, die kriegerische Bedrohung zu bannen und an Stelle des Systems der Gewalt das System des Rechtes zu setzen. Abrüstung ist ihre logische und ethische Konsequenz. Und nun erklärt Herr Motta laut dem Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung" (Nr. 901): „Es wäre grundfalsch, anzunehmen, das Bestehen der Schiedsverträge ergäbe einen Grund zur Vernachlässigung der militärischen Institutionen." Was soll man nun da noch sagen? Man schliesst Schiedsgerichtsverträge nach allen Seiten hin und rühmt sich dessen, erklärt dann aber: „Verlass ist auf sie selbstverständlich keiner; es ist nur Larifari, Verlass ist bloss auf Kanonen!" Eine ärgere Selbstverhöhnung kann man sich nicht denken. Also das alles tut man nur um des pazifistischen Scheines willen, damit man desto ruhiger weiter rüsten könne! Und was für eine Verachtung der Vertragspartner liegt darin! Ein solcher Vertrag ist entweder ein Akt des Vertrauens oder eine schwere Heuchelei. Er bedeutet, dass man dem Nachbar guten Willen zutraut und muss daher zur Abrüstung führen; rüstet man weiter, so heisst das: „Ich trau dir nicht über die Gasse!" So fällt also auch dies Werk des Herrn Motta und des Bundesrates in Nichts zusammen. Es ist mit tiefer Unwahrheit behaftet. Wenn dann Herr Motta hinzufügt, dass die Schweiz sich damit (wieder einmal) an die Spitze der Völker gestellt habe, so muss man nach all diesen Dingen sagen: Es ist wohl der Schwanz gemeint, denn dieser ist manchmal auch spitzig!

So steht es mit unsern herrschenden Politikern. Gottlob ist das Volk noch nicht so. Es ist bloss betrogen. Wie lange wird es sich noch betrügen lassen? Wie lange? Wird es erst nach einer Katastrophe, die leicht das Ende sein könnte, erwachen?

Nachtrag. Nachdem dies, unter dem Eindruck all der unerträglichen Dinge, die sich in Bern ereignet, geschrieben war, las ich den Bericht von der Diskussion über die Einführung des leichten Maschinengewehres im Nationalrat. Da spürt man nun doch einen gewissen Umschlag. Sogar (!) ein Katholik erklärt, dass der Ruf nach Abrüstung in weiten Volkskreisen erhoben werde, nicht nur in der Arbeiterschaft. Und bei der Abstimmung fehlen 62 Mitglieder! Es kracht im Bau; Geduld, er wird schliesslich, nach langem Warten, rascher stürzen als wir denken!

---

[1]) Warum denn nicht gerade den Krieg selbst? Das ginge auf alle Fälle noch leichter. als die Unterdrückung seiner wirksamsten Waffe, die ja längst „verboten" ist.

Schwedens Abrüstung. Die schwedische Abrüstung ist nun Tatsache. Sie bedeutet, dass Schweden einen Drittel seiner militärischen Ausgaben und Organisationen beseitigt und zwar ohne dass vorher der Kapitalismus abgeschafft wäre,[1]) infolge einer Allianz der Sozialdemokratie mit der bürgerlichen Linken. Diese verwirklichte schwedische Abrüstung liegt, wie die geplante dänische, norwegische, holländische und der in diesen Ländern eingeführte Zivildienst unseren Militaristen schwer auf dem Magen. Sie widerstreitet eben gar zu sehr der These all unserer Militärphilister, dass die kleinen Völker nicht vorangehen dürften. Man versucht darum, sie zu verkleinern und zu entstellen. Ein Hauptargument ist dabei, dass wir halt „ganz besondere Verhältnisse" hätten. Das haben wir ja schon, nämlich ganz besonders faule und feige Menschen. Im übrigen antwortet J. B. Rusch vortrefflich auf dieses Argument: „Schweden und Dänemark haben energische Abstriche an ihrem Militärbudget gemacht. Wir seien nicht Dänemark, hat Herr Ständerat Huber von Frauenfeld gemeint, und erinnerte sich wohl an das Sprichwort vom Faulen im Staate Dänemark. Aber diesmal ist man dort frisch und das Faule anderswo. Ja, es ist wahr, wir sind nicht Dänemark und sind nicht Schweden. Wir haben Deutschland keine Provinz weggenommen und dessen Revanchelust nicht provoziert wie Dänemark. Wir haben nicht eine fast ganz Europa lange offene Küste wie Schweden und sind nicht der Nachbar von Soviet-Russland. In der Tat, wir sind nicht Schweden und nicht Dänemark, wir haben eine garantierte Neutralität. Aber jene rüsten ab und wir rüsten zu. Jene haben ein moralisches Vertrauen, wir haben Freude an Kanönchen, Uniformen, Säbulen, Trommeln und Füsi."

Wer etwas von jenen Ländern weiss — was man freilich weder Huber noch Scheurer zutrauen darf, so etwas leisten sich halt nur „weltfremde Idealisten" — der weiss auch, was für eine Tat sowohl die vollbrachte Teilabrüstung Schwedens als die geplante Totalabrüstung Dänemarks ist. Schweden hat eine militärische Tradition, die, weltgeschichtlich betrachtet, noch viel grossartiger is als die unsrige und näher an die Gegenwart reicht — man denke bloss an Gustav Adolf! Seine Museen, durch die ich „weltfremder Idealist" gewandert bin, sind angefüllt von Bildern militärischer Taten. Dazu kommt die Nähe Soviet-Russlands, von dem unsere Helden, tausende von Kilometern davon entfernt, Tag und Nacht Angst haben, nebst dem Problem Finnlands und der Aalandsinseln. Auch sind die Schweden eher ein konservatives Volk. Ein Drittel der „besonderen Verhältnisse" Schwedens würde genügen, um in der Schweiz jedem Antimilitaristen den Mund zu stopfen. Und die „besonderen Verhältnisse" Dänemarks! Wer nach dem Kriege in Dänemark gewesen ist, der weiss, wie dort die Stimmung von der Erregung zittert die durch die Zurückgewinnung der südlichen Landesteile erzeugt ist. Dazu liegt Dänemark an einem Punkte, der für einen Kampf zwischen Soviet-Russland und Deutschland auf der einen und den Westmächten mit den Randstaaten auf der andern Seite sehr wichtig ist. Wieder sage ich: wenn bei uns auch nur die Hälfte dieser „besonderen Verhältnisse" vorläge, so dürfte kein Antimilitarist mucksen. Und erst Holland, das auf der Linie zwischen Frankreich und England auf der einen und Deutschland auf der andern Seite liegt, dieses Holland, das gewaltige und sehr gefährdete Kolonien besitzt und doch unlängst eine Vermehrung der Flotte abgelehnt hat!

Die „besonderen Verhältnisse" bestehen darin, dass in jenen Völkern ein Geist der Tapferkeit lebt, der sich auf den Weg in eine neue Welt hinein wagt, ein Wikingergeist, der auf Erforschung und Eroberung von sittlichem Neuland ausgeht, während wir ein Volk von feigen Philistern geworden sind,

---

[1]) Dies vorläufig zur Antwort auf eine „marxistische" Polemik der „Berner Tagwacht" gegen einen Aufsatz von Dr. Frank in Rorschach. Wir werden darauf zurückkommen.

die nur noch Geld verdienen und Feste feiern können; sie bestehen darin, dass jene Völker auch mehr wirkliche Vaterlangsliebe haben als wir und darum einsehen, dass es gerade die mutige Tat der Abrüstung ist, welche die kleinen Völker rettet und diese bei der Fortdauer des Gewaltsystems verloren sind, während uns die Angst für unseren, wie man wähnt, durch den „innern Feind" bedrohten Geldbeutel nicht so weit denken lässt.

Ehre, hohe Ehre diesen Ersten auf der neuen Bahn, diesen Wikingern des Geistes! Sie gehen auf dem Wege des neuen Heldentums voraus! Sie werden dadurch gross. Ehre den Schweden! Wir Schweizer hätten als „Völkerbundsland", wie als Land Calvins, Zwinglis und Pestalozzis eigentlich diese Ehre erobern sollen, aber wir waren zu klein, zu feig, zu sehr mit Geldverdienen und Festefeiern beschäftigt.

Die überall Gleichen. Aus Schweden wird berichtet, dass eine Abordnung der Studentenschaft von Lund sich zum König begeben habe, um ihn aufzufordern, von seiner Gottesgnaden-Vollmacht Gebrauch zu machen, wie dies schon öfters schwedische Könige zum Heil des Volkes getan, und die Abrüstung zu verhindern. Der König, der Freund Brantings, wird sich wohl hüten, den Rat dieser kriegerischen Jünglinge zu befolgen.

Schade übrigens, dass nicht auch gerade eine studentische Delegation aus der Schweiz dabei war, etwa unter der Führung eines Vertreters der Theologie!

Werden die Kirchen erwachen? Ein Zeichen, dass die Welt doch nach und nach in Bewegung gerät, ist das Erwachen der Kirchen. Davon heute nur einige Beispiele, denen weitere folgen werden.

1. Jurassische Pfarrer veranstalten einen Friedenssonntag und erlassen folgenden Aufruf, den wir gekürzt wiedergeben:

Beunruhigende Gerüchte über die Möglichkeit eines nahen Krieges gehen herum. Eine Kriegsdrohung liegt in der Luft, die manche mit schmerzlicher Schärfe empfinden. Es gibt einen teuflischen Geist, der zum Kriege aufreizt. Mehr noch: ein Wahnsinn scheint über die Welt zu gehen und den verlogenen Spruch: Si vis pacem para bellum, wieder zu Ehren zu bringen. Der Kriegsgeist ist noch nicht tot und wenn keine andersartige Kraft ihm entgegentritt wird er immer anmassender werden und die noch vom Blut der letzten Metzeleien triefende Menschheit vollends in den Abgrund reissen. Diese entgegengesetzte Kraft sollte die Kirche sein. Sie muss erwachen und den Geist Christi anrufen, dass er den Krieg töte. Ein besonderer Tag sollte von den Kirchen für diesen geistigen Kampf angesetzt werden.[1])

Stimme der Kirche, erhebe dich über den Kampf der Leidenschaften, als prophetische Stimme, als Stimme der Liebe und des guten Willens gegen alle Menschen; verkündige die Botschaft der Brüderlichkeit: Krieg dem Kriege; moralische Abrüstung;[2]) kein Hass mehr; keine Umtriebe mehr; keine Rache mehr; denn die Rache ruft der Rache und schafft den circulus vitiosus, aus dem man nie herauskommt.

Geist Christi, zerstöre das Misstrauen, den heiligen Egoismus, die Herrschsucht, die die Völker verzehren, und schaffe Vertrauen, Liebe und Opfersinn zum Dienste aneinander.

Ein heiliger Kreuzzug muss sich organisieren, um den Geist des Krieges zu töten

2. Auch die Basler Synode hat sich nun mit dem Abrüstungsproblem befassen müssen Es geschah das infolge einer Petition eines Laien (Oskar Türke). Unserem Freunde Liechtenhan fiel die Aufgabe zu, den Standpunkt des radikalen „religiösen Antimilitarismus" zu vertreten. Es lagen

---

[1]) Im Berner Jura wurde dafür der 24. Mai gewählt.

[2]) Und die militärische?

zwei Resolutionen vor, die durch Pfarrer Eya verbesserte der Petitionskommission und die radikalere von Liechtenhan. Die Synode zog aber vor, nicht selbst Stellung zu nehmen, sondern die Sache der schweizerischen Delegation an die Stockholmer Konferenz zu übergeben. So gross die Schwäche ist, die sich darin zeigt, so ist doch bedeutsam, dass in der Diskussion sich keine Kriegstheologie mehr hervorwagte.

3. Die Thesen der schweizerischen Sektion des „Freundschaftsbundes der Kirchen" für die Stockholmer Konferenz dieses Sommers lauten in der vorläufigen Form:

I.

Der Schweiz. Evang. Kirchenbund erkennt mit schmerzlichem Bedauern, dass die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Lage die Möglichkeit neuer Kriege, deren Folgen entsetzlich und in direktem Gegensatz zum Geist Jesu Christi wären, nicht ausschliesst, und schliesst sich darum von ganzer Seele allen Bestrebungen an, die darauf hinzielen, auf Erden den Frieden zwischen den Völkern herzustellen.

II.

Im Namen der schweizerischen Kirchen, welche sich auf das christliche Evangelium stützen, verurteilt er jede Politik der Gewalt, jeden Gedanken an Rache, jeden wirtschaftlichen Egoismus, mit einem Worte alles, was Konflikte jeder Art begünstigen und eine dem materiellen und sittlichen Wohl der Menschheit verderbliche Gesinnung unterhalten könnte.

III.

Im Bewusstsein der Verantwortlichkeit und des Einflusses der Kirchen als geistiger Macht möchte er auf dem Gebiete des praktischen Christentums einen geistigen Feldzug einleiten gegen alle bösen Mächte des Hasses und der Zerstörung, einen Angriff, geführt allein mit den Waffen des Gebetes, der geistigen Beeinflussung und des Gehorsams gegenüber dem christlichen Ideal.

IV.

Die Kirche, die über dem Kampfe der Leidenschaften stehen soll, will, im Namen ihres Hauptes, dass nah und fern die evangelische Stimme der Liebe und des Wohlwollens gegenüber allen Menschen, die Botschaft der allgemeinen Brüderlichkeit gehört werde.

V.

Als Kirche Jesu Christi vereinigt sie ihre Stimme und ihre Anstrengungen mit denen des Weltbundes für Freundschaftsarbeit durch die Kirchen; sie bekräftigt ihr Vertrauen in die ausdauernde Arbeit des Völkerbundes und ihren Willen, diese Arbeit durch ihre Gebete und ihre Mitarbeit zu unterstützen.

VI.

Im Sinne des Genfer Protokolls, dieses edelsten Versuches des Völkerbundes, verlangt auch die Kirche die Erledigung aller Konflikte durch das Mittel der Schiedsgerichte und den Schutz des internationalen Rechtes und der Sicherheit der Völker durch den Völkerbund.

VII.

Die Kirche protestiert gegen alle Verbrechen gegen die Menschheit und im besonderen dagegen, dass das armenische Volk in ungerechter Weise der Politik der Interessen und dem Egoismus der Grossmächte geopfert worden ist.

VIII.

Ueberzeugt, dass die Hoffnung der Welt auf dem Völkerbunde und dem engen Zusammenschluss der Nationen beruht, lädt der Schweizerische Evangelische Kirchenbund alle Kirchen ein, sich in einer grossen Kundgebung der Brüderlichkeit, der Eintracht und der Liebe zu vereinigen.

IX.

Zur Verbreitung dieser Kundgebung der christlichen Kirchen auf nationalem Boden schlägt der Kirchenbund folgende Mittel vor:

1. Der Kirchenbund empfiehlt in einem Kreisschreiben den kantonalen Kirchen, sie möchten ihre Pfarrer veranlassen, die Frage des Friedens in einer besonderen Predigt zu behandeln, wofür ein besonderer Sonntag bestimmt werden könnte

2. Um eine Lücke in unseren Kirchenbüchern auszufüllen, stellt er allen schweizerischen Kirchen ein besonderes Gebet zu Gunsten des Friedens, in beiden Sprachen abgefasst, zu.

3. Die „Christlichen Stimmen", wie überhaupt die religiöse und auch die politische Presse sollten für die Verbreitung dieser Botschaft an die Kirchen benützt werden.

4. Die schweizerischen Kirchen werden eingeladen, die Bestrebungen des Völkerbundes und des Weltbundes für Freundschaftsarbeit durch die Kirchen zu unterstützen.

X.

Der Vorstand des Kirchenbundes schlägt vor, seine Abordnung für Stockholm zu beauftragen, die Erklärungen I—VIII der Weltkonferenz für praktisches Christentum zu unterbreiten.

* * *

Zu dieser ganzen Friedensbewegung der Kirchen seien folgende Bemerkungen gemacht:

Wir anerkennen, trotzdem wir nicht von den Kirchen in erster Linie den Fortschritt des Reiches Gottes erwarten, dennoch alles, was sie für die Förderung guter und wichtiger Dinge tun. Die Stockholmer Konferenz erscheint auch uns als bedeutsames Zeichen einer Wendung in der christlichen Welt. Wir wissen, dass in dieser Sache edle Kräfte am Werke sind und teilen nicht die Ansicht derer, die darin von vornherein ein Unternehmen des Antichrist erblicken.

Aber wenn das Werk gelingen soll, so muss nach unserer Meinung dreierlei beachtet werden.

Zum Ersten: Wenn die Kirchen sich in der Friedenssache ans Werk machen, dürfen sie nicht tun, als ob sie die ersten auf dem Plan seien, sondern haben mit einem S c h u l d b e k e n n t n i s zu beginnen. Sonst ist ihr Tun durch Heuchelei belastet.

Zum Zweiten: Es gehen, wie es scheint, an die Stockholmer Konferenz auch Leute, die in ihren Ländern bis jetzt besonders verbissene Feinde jedes bescheidensten Schrittes auf dem Wege des Friedenskampfes gewesen sind. Nomina sunt odiosa. Wir hoffen, dass wir mit ihnen nicht das Gleiche wie mit gewissen Völkerbundsleuten erleben und dass sie nicht in Stockholm Pazifisten, aber zu Hause Militaristen seien.

Zum Dritten: Jene Vorschläge sind sehr schön, aber so allgemein, dass auch die Generalstäbe einverstanden sein können. So steht z. B. kein Wort von der Pflicht rascher Abrüstung darin. Es ist die Gefahr Stockholms, dass dorthin viele Leute kommen werden, die zu stark mit den Trägern der bestehenden Ordnung verbunden sind, als dass sie zu radikalen und konkreten Vorschlägen den Mut fänden. Nur solche aber zählen, an schönen Allgemeinheiten fehlt es der Welt nicht. Stockholm hat eine grosse Verheissung, es droht ihm aber auch ein schweres Fiasco. Es hat heiligen Geist nötig, der aber dann nicht bloss in Stockholm bleiben darf und bleiben wird.

Kirche und Militär. Wenn die katholische Kirche auch in unserem Land und dessen mehrheitlich protestantischen Hauptstädten die Fronleichnamsprozession möglichst eindrucksvoll gestaltet, um durch Prunk und Glanz die Gegner zu überwältigen und überwinden, so handelt sie damit ihrem Geschmack und ihren Vorschriften gemäss, beweist uns Ketzern aber zu gleicher Zeit, dass sie sich vom Geiste Jesu himmelweit entfernt hat. Selbstverständ-

lich werden wir in dieser Ueberzeugung nur bestärkt, wenn sie glaubt, zur Erhöhung des niederschmetternden Eindruckes, in majorem gloriam ecclesiae, den Aufmarsch von Militär verwenden zu müssen, wie es am 11. Juni in unserer Bundeshauptstadt geschah. Um dieses „christliche“ Gebahren gründlich zu charakterisieren, genügte es, im Stil der Radierungen eines Albert Welti einen Fries zu zeichnen mit dem Kreuzigungszug nach Golgatha: voran römische Soldaten mit dem Hauptmann und einigen Häuptern der jüdischen Kirche, dann den das Kreuz tragenden Jesus und hintendrein die Menge des Volkes. Darunter käme ein zweiter Fries mit der Fronleichnamsprozession: voran eidgenössische Dragoner, dann christliche und weltliche Würdenträger, in ihrer Mitte der Baldachin mit der hl. Monstranz und zuletzt die Menge der Gläubigen.

Doch das Demonstrieren auf der Strasse ist nun einmal ein beliebtes Propagandamittel in heutiger Zeit. Meinetwegen! Doch wie kommt der religiös neutrale Staat dazu, sein Militär zu den Demonstrationszwecken einer kirchlichen Organisation herzugeben? Wie wäre es, wenn es einmal den Arbeitern einfiele, an ihrem Maiumzug Militär verwenden zu wollen? Man könnte ja die Gesinnungsgenossen herauslesen, so gut, wie es hoffentlich am 11. Juni der Fall gewesen ist. Wenn einzelne Bundesräte persönlich an einer Prozession sich beteiligen, so ist das selbstverständlich ihre Privatsache; dass aber Militär aufgeboten wurde, ist eine offizielle Angelegenheit, die alle angeht und die einer herausfordernden Beleidigung aller Andersgesinnten gleich kommt. Die Freundschaft des Bundesrates mit dem Nuntius muss schon sehr weit gediehen sein, dass er sich zu einer solchen Illoyalität hinreissen liess. Am 24. Mai wurde mit Hilfe der Klerikalen die Initiative Rothenberger zu Fall gebracht, und am 11. Juni dürfen dieselben, gleichsam als Belohnung dafür, mit eidgenössischem Militär paradieren. Für einen solchen Bundesrat ist es nur konsequent, wenn der Tochter Tolstois der Aufenthalt in der Schweiz verweigert wird. Wie soll man aber zu einem solchen Regiment Zutrauen haben und von Freiheit und Gerechtigkeit reden angesichts einer solchen ostentativen, allen Fortschritt knebelnden Reaktion!? L. St.

Das Aufflammen des grösseren Weltbrandes. Die Ereignisse in China und Marokko bestätigen das, was im letzten Heft und auch sonst schon oft in den „Neuen Wegen“ von der kommenden Erhebung Asiens und Afrikas mit ihrer grossen Verheissung und furchtbaren Gefahr ausgeführt worden ist. Wenn es in Europa und Amerika noch etwas wie Staatsmänner gäbe, so wäre ihr Weg klar vorgezeichnet. Man kann die engstirnige Verblendung der führenden Politiker der grossen Länder nur dann einigermassen verstehen, wenn man an die ähnliche Verblendung unserer eigenen Politiker im Angesicht kleinerer Probleme denkt. Gibt es denn wirklich kein Erwachen und Augenöffnen vor dem ungeheuren Abgrund?

3. Kurse und Konferenzen.

Unsere **Mütterwoche im Bendeli vom 17.—23. Mai** liegt wie ein Lichtblick hinter uns. Ein wohltuender, harmonischer Geist verband uns Teilnehmerinnen von Anfang an. Nach getaner Morgenarbeit erzählte uns Frau Ragaz in schlichter Weise aus dem Leben von Frau E. Macdonald und daran schlossen sich Besprechungen über uns bewegende Fragen wie: Erziehung, Gottesbegriff, Sozialismus, usw., und wenn nachher noch kleine Gruppen auf einsamen Waldwegen sich zusammenfanden, war der Gedankenaustausch nicht weniger intensiv und fruchtbar.

Am Nachmittag fanden wir uns lesend oder arbeitend in der Nähe des Hauses, das mit seinem lieblichen Blick zum Speer hinüber und ins Tal

hinunter eine herrliche Ruhestätte war. Oefters vereinte uns ein Spaziergang in die schöne Umgebung; ein Ausflug nach Hemberg mit viel Gesang und froher Stimmung entbehrte auch der Komik nicht. Und wenn wir den Tag in der traulichen Stube beim Lampenlicht beschlossen mit Vorlesen eines Abschnittes aus Albert Schweitzers Erleben in Lambarene und mit einem Abendlied, dann fühlten wir ohne Worte, dass gemeinsames Wollen zum Guten uns verband.

Der Auffahrtstag war ein rechter Festtag. Hell leuchtete die Sonne vom Himmel, als Mittags Herr Dr. Wartenweiler aus Frauenfeld anrückte, und eine ganz stattliche Gemeinde versammelte sich am Nachmittag auf der Wiese vor dem Hause. Unter uns weilte an diesem Tage auch das Heim von Neukirch a. d. Thur mit seiner Leiterin Frl. Blumer, sowie einige Männer, die den Weg ins Toggenburg nicht gescheut hatten, um ihre Frauen zu besuchen. Still lauschten wir alle Herrn Dr. Wartenweiler zu, der so meisterhaft uns Pestalozzi als Erzieher nahe zu bringen wusste und manches hat sich wohl im Stillen gelobt, fernerhin treuer und wahrer in der Erziehung der Kinder zu sein.

Dass der schwesterliche Geist sich auch im gegenseitigen Dienen bei allen Hausgeschäften zeigte, braucht kaum mehr gesagt zu werden. Der Abschied am Samstag war ein wehmütiger und doch ein dankerfüllter in dem Bewusstsein, dass wir so etwas erleben durften, das uns über den Alltag emporhob und uns manchen neuen Weg zeigte. Dank sei vor allem den Veranstaltern „Arbeit und Bildung" und unserer lieben Frau Ragaz. Es ist sehr zu wünschen, dass nächstes Jahr wieder eine Mütterwoche stattfinde, an welcher hauptsächlich Arbeiterfrauen teilnehmen sollten, die in besonderem Masse einer solchen inneren Erneuerung teilhaftig werden sollten. F. J.

Die dritte internationale pädagogische Konferenz findet dieses Jahr vom 1. bis zum 14. August in Heidelberg statt. Das Gesamtthema lautet: Die Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde. Es wird verhandelt im Hinblick auf ein neues Verhältnis von Mensch zu Mensch, eine neue Gemeinschaft. Eine Reihe der bedeutendsten Pädagogen der Gegenwart haben ihre Teilnahme versprochen. Ich nenne besonders: Decroly, Buber, Ferriere, Elisabeth Rotten. Für Menschen, die das Problem einer neuen Erziehung mit dem einer neuen Gemeinschaft verbinden, können diese Tage in dem herrlichen Heidelberg, im Verkehr mit erlesenen Geistern vieler Völker, von grossem Werte sein. Anmeldungen sind zu richten an Frl. Dr. Elisabeth Rotten, Kohlgraben bei Vacha (Rhön), Deutschland.

Sommerkurs in Casoja, Valbella ob Chur. (1500 m über Meer.)

4.—11. Juli: Die Stellung des Kindes im Recht. Frl. Noyer.
11.—18. Juli: Bildungsfrage. Frl. Eva Nadig.
18.—25. Juli: Botanik. Frl. M. Schwarzenbach.
25. Juli—2. August: Die Aufgabe der Frau im Sozialismus. Fr. Clara Ragaz.
2.—9. August: Fragen und Aufgaben der Selbsterziehung. Prof. L. Ragaz.
9.—16. August: Arbeit und Freude.. Pfr. B. Guidon.
16.—23. August: Bürgerkunde. Frl. K. Honegger.
23.—30. August: Freie Besprechungen. Frl. G. Ruegg.

Mädchen aus allen Kreisen sind herzlich willkommen. Die Hausarbeiten werden gemeinsam mit hauswirtschaftlichen Leiterinnen besorgt. Es findet täglich eine Unterrichtsstunde mit anschliessender Diskussion statt, die übrige Zeit des Tages ist jedes vollständig frei. Kostgeld pro Tag Fr. 4.50, es kann teilweise oder ganz erlassen werden.

Anmeldungen sind zu richten an Milly Grob, Gartenhofstr. 1, Zürich 4.

1. Die Offenbarung Johannis.[1])

Besonders gegen Ende dieses Buches, aber auch sonst hat man den Eindruck, als rängen darin zwei Männer miteinander.

Der Eine, der hauptsächlich das Wort führt, ist der Mann scharf prüfender Wissenschaft. Die historische Wahrheit aufzudecken entgegen aller noch so angenehmen oder frommen Täuschung, ist Regel und Zweck seines edlen Kampfes. Was hat der Schreiber der „Offenbarung" sich gedacht, gehofft und gewollt, das ist die Frage, die ihn beschäftigt.

Der Andere, der nur zwischen hinein zu Worte kommen darf, ist der Mann frommen Glaubens. Er geht mit ehrfürchtigen Schritten der inneren, ewig gültigen Wahrheit in der „Offenbarung" nach. Er begrüsst in dem Seher von Patmos den Bruder, der, von der gleichen Hoffnung auf die Zukunft Gottes erfüllt, zufrieden ist, von ferne Gottes Stadt gesehen zu haben. Er fühlt instinktiv, weil er von dem tiefen Heimweh auch unserer Zeit erfasst ist, dass im letzten der Bibelbücher mehr, viel mehr steht als der grosse Unbekannte, der es geschrieben, wohl selber geahnt hat. Daher der wirksame Trost, den auch Köhler in diesem dunklen Buche findet. Aber das Ringen dieser beiden Männer gibt seiner Schrift das Salz und lässt sie mehr sein als nur eine volkstümliche Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Erforschung der Offenbarung des Johannes.

Geben wir dem Mann der Wissenschaft zuerst das Wort. In knapper, doch gründlicher und sehr klarer Sprache erfährt man auf 102 Seiten, was die Wissenschaft Wesentliches über die „Offenbarung" sagt. Das Buch, wie alles, was Köhler schreibt, ernüchtert gründlich. Und das ist heute, wo die „Offenbarung" wie kaum ein anderes Buch der Bibel missbraucht wird, ein dankenswertes Werk. In den ersten Kapiteln sehen wir die „Offenbarung" im Lichte ähnlicher Bücher aus den drei Jahrhunderten um die Geburt Christi. Besonders genau lernen wir das Buch Daniel mit der „Offenbarung" vergleichen. Vielleicht legt Köhler zu viel Wert darauf, dass diese beiden Bücher sich nur mit Not ihren Platz im Kanon der heiligen Schriften errungen haben. Ob die jüdischen und christlichen Kirchenmänner, die den Kanon aufstellten, in ihrem Urteil für uns massgebend sind, mag doch zweifelhaft sein

Es folgt eine ausgezeichnete Einführung in den Inhalt und die Darstellungsweise der „Offenbarung" selbst. Dann ziehen die Deutungen alles Interesse auf sich. Der Verfasser unterscheidet drei Arten der Deutung, die kirchen- oder auch reichsgeschichtliche, die zeit- und schliesslich die traditionsgeschichtliche. Wir erfahren die interessantesten Resultate und manchmal recht grotesken Irrtümer, die die kirchengeschichtliche Deutung gezeitigt hat, von Bischof Victorin an, der im dritten Jahrhundert die älteste, noch bekannte Auslegung geschrieben hat, bis in unsere Tage. Die heutige Wissenschaft verwirft die kirchengeschichtliche Deutung vollständig. Denn ihr zähester Irrtum ist der, dass der Ausleger das Kommen des Weltendes auf seine Zeit errechnet, trotzdem die Weltgeschichte bis jetzt keiner einzigen dieser Rechnungen recht gegeben hat. Aber „das ist die Berufskrankheit der Ausdeuter, dass jeder von der Richtigkeit gerade seiner eigenen Ausdeutung völlig überzeugt ist." Das macht uns vorsichtig.

Die zeitgeschichtliche Deutung und die traditionsgeschichtliche gehen von

[1]) Ludwig Köhler: Die Offenbarung des Johannes und ihre heutige Deutung. Schulthess & Co., Zürich, 1924.

dem Gesichtspunkt aus, dass die „Offenbarung“ nicht für Christen ferner Jahrhunderte, sondern für die Christen der damaligen Zeit (gegen 100 n. Chr.) geschrieben ist. Sie will, wie 260 Jahre früher das Danielbuch, die schwerbedrängte Christenheit mit der Hoffnung trösten, dass es nur noch einige Monate (3½ Zeiten = 42 Monate) dauert, bis Christus die Seinen erlöst, das Tier besiegt und sein Reich aufrichtet. Sie teilt also mit allen Schriften des Neuen Testamentes die gespannte Erwartung der baldigen Wiederkunft Jesu Christi. Deshalb sei die „einzig richtige“ Deutung die aus der damaligen Zeit und ihren Traditionen heraus. Denn sie ist, wie kaum eine andere Schrift der Bibel, eng an die Zeit gebunden, aus der sie herausgeboren ist und trägt deshalb auch den Irrtum ihrer christlichen Zeitgenossen und der Mehrzahl ihrer Ausleger im Herzen, das Ende der Welt ganz nahe zu wähnen. Aber: „die Zeit verstrich, Gott hatte andere Pläne als der Seher zu sehen gemeint hatte.“ Soweit der Wissenschaftler.

Auch Köhler hat das Gefühl, dass damit nicht das Letzte über die „Offenbarung“ gesagt ist. Er hat ja gewissermassen nur — und das ist ja Pflicht des Wissenschaftlers — die Personalien der „Offenbarung“ festgestellt. Ueber die Persönlichkeit, um diesen Vergleich festzuhalten, ist dabei allerdings sozusagen noch nichts ausgesagt. Dennoch zeigt Köhler fast mit einer gewissen Genugtuung immer wieder den geringen Wert der „Offenbarung“ auf, etwa im Vergleich mit den Evangelien. Ist aber nicht Paulus, ja, um rein geschichtlich wahr zu sein, auch Jesus mit seiner Botschaft von der „Nähe“ des Reiches Gottes von demselben „Irrtum“, von derselben „heiligen Ungeduld“ beseelt gewesen, der den Wert der „Offenbarung“ in unseren Augen herabzusetzen scheint? Ja, hat man nicht aus diesem gleichen, zeitgeschichtlichen Grunde versucht, den Wert der Bergpredigt zu vermindern? Gewiss ist ein sehr grosser Unterschied zwischen dem Geist der Bergpredigt und dem der „Offenbarung“. Nur liegt er nicht auf dem Gebiet heiliger Geduld oder Ungeduld. Denn die „Offenbarung“ redet doch auch von Geduld. Aber wer weiss, ob nicht Jesus, Paulus und die „Offenbarung“ mit dem Grundirrtum ihres Lebens sub speci aeternitatis mehr Recht haben als unsere Auffassung des Weltgeschehens? Hier scheint mir eines der schwerwiegendsten Probleme unserer Stellung zur „Offenbarung“ wie zur Bibel überhaupt zu liegen.

Deshalb fühlt auch Köhler in stark mitschwingender Seele den mächtigen Impuls, der von der „Offenbarung“ ausgeht. Wir hoffen eben alle mit innerster Glut auf die „Nähe“ des Reiches Gottes. Unsere Zeit erhält ihre beste Kraft aus dieser bewussten oder unbewussten Hoffnung. Darum lässt sie sich auch von einer trügerischen Auslegung der „Offenbarung“ so leicht betören. Darum ist aber auch Köhlers Buch so zeitgemäss, weil es warnt und doch, wenigstens im letzten Kapitel, mitfühlt. Nur gerade diese Stimme einer nüchterner Wissenschaft geklärten und doch von ihr nicht verblendeten Frömmigkeit, die möchte man länger, eindringlicher, auch tiefer hören, als nur auf den letzten Seiten. Wir fühlens, am Ende des Buches fängt das eigentliche Problem erst an: „Was bedeutet das Buch für uns?“

Dass die „Offenbarung“ eine ganz grosse Bedeutung für uns hat, das zeigen nicht nur die paar Beispiele aus Kunst und Erbauung, die Köhler anführt. Das zeigt ganz besonders das Wesen der katholischen Kirche, die einen grossen Teil ihrer Macht über die Seelen aus der „Offenbarung“ zieht, indem sie aus einer ecclesia militans eine ecclesia triumphans werden soll. Darum ist jeder Dom eine sinnbildliche Darstellung der „Offenbarung“. Man denke nur an das Strassburger Münster. In diesen Bildern kann man den Kampf gegen Dämonen und Titanen sehen, den nicht nur die Edelsten der katholischen Kirche von altersher, den auch wir heute kämpfen müssen. Köhler findet die Masstäbe der „Offenbarung“ klein im Vergleich zur Grösse unserer Kämpfe, etwa gegen Krieg, Herrschsucht, Mammon und Lust. Ich meine, wenn wir nur unsere Kämpfe einmal mit den ewigen Masstäben der „Offenbarung“ mes-

sen würden! Wie würden sie plötzlich aus aller Engherzigkeit eines in grosser Zeit zu kleinen Geschlechtes herausgerissen und durch die „Offenbarung“ unter die absoluten Forderungen göttlichen Willens gestellt! Welch sieghafte Kraft bekämen sie dann! Schliesst doch gerade dieses Trostbuch aller Gotteskämpfer zuversichtlicher als kein anderes Buch der Bibel mit dem Triumphe Gottes und seines Christus! Wahrlich, wir schwachen, zaghaften Kämpfer brauchen wie kein anderes Geschlecht ein an nüchterner Wissenschaft geklärtes, aber dennoch starkes Vertrauen gerade auf die „Offenbarung“. Sonst haben wir nicht den Mut, die Forderungen der Evangelien, die Nachfolge Jesu durchzusetzen. Darum ist es gewiss ein Wink Gottes, dass gerade die „Offenbarung“ Vielen in den Vordergrund des Interesses gerückt ist. Wehe, wenn sie, wie da und dort schon geschieht, wieder falsch gedeutet wird. Darum brauchen wir noch einen zweiten Band der Deutungen der „Offenbarung“.

Ch. Schultz.

2. Ein Vortrag über Wilson.

Ich darf wohl die Mitteilung machen, dass der Vortrag, den ich vor einem Jahr an der Gedächtnisfeier für Wilson in Zürich gehalten, unter dem Titel: „Die Bedeutung Woodrow Wilsons für die Schweiz und die Welt“, in den Schriften der „Vereinigung für den Völkerbund“ erschienen und bei der Neuenschwanderschen Buchhandlung in Weinfelden (Thurgau) zu beziehen ist. Es war mir eine Ehre und Freude, einmal für diesen Mann in dieser Form mein Zeugnis ablegen zu dürfen, das auch ein schweizerisches Bekenntnis enthält.

3. Eingegangene Bücher.

Paul Maag (Dr. med.). Geschlechtsleben und seelische Störungen. Beiträge zur Neurosenlehre und zur Kritik der Psychanalyse. Ein Buch für Aerzte, Erzieher, Lehrer und Seelsorger. Albert Zutavern-Verlag, Pforzheim.

Carl Vogl. Das magische Ich. Talisverlag, Leipzig.

Ingeborg Maria Sick. L'amie des prisonniers finlandais. Esquisse biographique. Par Ernest Morel. Editions Attinger, Paris et Neuchâtel.

Mary Hamilton. J. Ramsey Macdonald, sein Werk und sein Charakter. Uebersetzt von Dr. Siegmund Feilbogen.

Ernst Staehelin. Der Jesuitenorden und die Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichte ihrer Beziehungen. Helbing & Liechtenhan, Basel.

Heinrich Stroebel. Sozialismus und Weltgemeinschaft. Firn-Verlag, Berlin W. 35.

F. Herbert Stead. The Proletarian Gospel of Galilee. In some of its Phases. The Labour Publishing Company, London (6 Tavistock Square).

Emil Schibli. Die innere Stimme. H. Hässel, Leipzig.

Ludwig Köhler. Amos, der älteste Schriftprophet. Rascher & Cie., Zürich.

Redaktionelle Bemerkungen.

Da wir mehrmals den uns zugemessenen Raum überschritten haben und vielleicht auch, um für ein bestimmtes Thema ein grösseres Heft zur Verfügung zu haben, werden wir uns vielleicht erlauben, das Juli- und Augustheft zusammenzuziehen. Es wird dann wohl erst im August erscheinen.

Bei diesem Anlass sei bemerkt, dass Leser, die die „Neuen Wege“ durch Buchhandlungen beziehen, bei diesen reklamieren sollten, wenn sie am Ende des Monats die Hefte nicht haben.

Einsamkeit und Bergspitzen.

Drei Stunden ruhig bergan durch den stillen Wald. Kein Hauch bewegt seine feierlichen Kronen. Das Harz der Lärchen und Tannen würzt die kräftige Bergluft. Mit Wonne atme ich sie ein. Mühelos geht das Steigen. Da und dort eine Lichtung, durch die der Blick in die Tiefe des noch in der Morgendämmerung ruhenden Tales taucht. Bald zerreisst das erste Morgenlicht ihre Schleier. Rasch gleitet es den Felsenhängen der benachbarten Gipfel entlang und durchschneidet mit seinen schrägen Strahlen die blauen Morgenschatten.

Nun kommt die Weide. In ihren Falten ruht noch nächtliches Dunkel. Nass glänzt sie im Tau. Keine Blumen, fast kein Gras; bis zur Wurzel haben die Sommerherden es abgeweidet. Aber ohne Reiz ist sie nicht. Von Zeit zu Zeit durchbrochen vom Pfiff des Murmeltieres, vom wuchtigen Flügelschlag des aus den Alpenrosen aufgescheuchten Auerhahnes oder vom dumpfen Rollen eines fallenden Steines, hat diese Einsamkeit nichts Trauriges. Sie bietet eher das Bild der Ruhe und der Erwartung: der langen, nahenden Winterruhe, der fernen Erwartung des Frühlings, der über ihre kahlen Halden den glänzenden Teppich eines neuen Blumenflores ausbreiten wird.

Den Menschen braucht das Hochgebirge nicht. Sein kurzes, rasches Erscheinen bedeutet ihm nichts und sein Verschwinden hinterlässt keine Lücke. Die kaum bemerkbaren Spuren seiner Tätigkeit sind rasch verwischt. Menschliche Macht, Kultur, Zivilisation, die die Erdoberfläche bearbeiten, gestalten und umschliessen, erreichen hier ihre Grenzen. Darüber hinaus werden sie nicht gehen. Für die Seele ist es eine unsagbare Erleichterung, wie eine Befreiung, endlich herauszutreten aus der unreinen Welt, in der der Mensch mit seiner Unrast lebt und herrscht, herauszutreten auf jungfräuliche, von der Städte Schmutz noch unbefleckte Erde. Da weitet sich das Herz, erfüllt von ernster, zarter Freude. Höher, immer höher hinauf, zur Reinheit, zur Klarheit und Unberührtheit der Dinge, heraus aus der Knechtschaft, die der Mensch dem Menschen auferlegt, heraus aus dem Scheinleben, der Unwahrheit und gesellschaftlichen Lüge, mitten hinein in die Natur Gottes!

Die Passhöhe ist erreicht. Seit ihrem Aufgang bestrahlt die Septembersonne den nunmehr trockenen Rasen. Aus dem feuchten, frischen Schatten tritt man plötzlich ins heisse Licht, in dessen Strahlen die hohen, nach Süden gerichteten Hänge bis zum Abend erglühen. Der Uebergang ist so überraschend, dass man den Wechsel unangenehm, fast mit Bedauern empfindet. Die erwärmte Luft hat ihre prickelnde Herbe verloren und das Atemholen hat nicht mehr

denselben Reiz. Plötzliche Hitzewellen, die der Bergwind kaum zu kühlen vermag, schlagen einem ins Gesicht. Noch verbirgt ein zarter, schimmernder Nebelflor dem geblendeten Auge den klaren Blick auf die strahlende Schönheit der Alpenlandschaft.

Und nun der Fels. Zwischen den zerstreuten Blöcken, auf denen der Nagelschuh knirscht, verliert sich und erscheint der Fusspfad immer von neuem. Da und dort noch Steinbrech und verwelktes Edelweis. Seltene Schmetterlinge flattern auf oder spreiten ihre bunten Flügel auf den warmen Vorsprüngen des Granits. Nun noch ein letztes, vorsichtiges Klettern im Kamin und . . . . ich bin auf dem Gipfel.

Der Lust des Steigens folgt der nicht minder lebhafte Genuss der wohlverdienten Ruhe. Bei offenem Rucksack wird Hunger und Durst gestillt, und nachdem die gemütliche Bergpfeife in Brand gesteckt ist, wird mit wohligem Behagen Aussicht gehalten.

Ringsum schweift der Blick und ringsum ragen nur stolze Spitzen, wilde Felsen, jähe Wände, deren Grundfesten zusammenstreben, sich buchtend weiten zu lachenden Tälern, während dort oben ewiger Schnee ihre Häupter bedeckt. Von den Felsen majestätisch umschlossen, heben sich die blendend reinen Gratlinien der überhängenden Gletscher vom tiefblauen Himmel ab und strahlen wie Kleinodien einer Goldschmiede.

Die Luft ist wieder wunderbar klar geworden. Die letzten Dünste sind verschwunden. Nur auf halber Bergeshöhe schweben noch in milchigen Schwaden längs den Flühen der Nebentäler einige Nebel. Des Tages volle Helle durchflutet den Raum; alle Gebilde sind von erstaunlicher Plastik, wie man sie überhaupt nur in dieser Jahreszeit erlebt. Flächen und Umrisse sind von seltener Deutlichkeit und Schärfe. Vom tiefen Abgrund bis zur höchsten Spitze erheben, treffen, kreuzen sich die Linien und steigen rein, kühn und leuchtend empor, während Licht und Farbe, hell und dunkel, in wunderbaren, unendlichen Tönen ineinander zerfliessen. Nirgends eine Härte, nirgends ein Missklang! Nein, eine hehre Symphonie des Lichtes, die die Sonne zur verklärten Erde singt.

Verklärt, aber vor allem beruhigt und friedlich. Das ist die Grundstimmung des gewaltigen Bildes, das Geheimnis seiner verborgenen Schönheit, seines seltsam fesselnden Zaubers. Diese ganze Pracht wirkt und wertet sich am Frieden, der von ihr ausgeht. Nur wenige traute Stimmen des Berges messen seine Stille, ohne sie zu stören: der Schrei des Sperbers, der sich dort oben wiegt, das Schrillen einer Heuschrecke, die abgebrochenen, seltsam klagenden Windstösse, die um die schroffen Felskanten pfeifen. Ein tiefer, unendlicher, übernatürlicher Friede entsteigt dem Raum, der Einsamkeit und der Ruhe; ein Friede, der Ewiges in sich trägt und die unruhige Seele in mystischer Ergriffenheit erschauern lässt.

Befreit von den Sorgen und Kleinlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens schlürft sie in langen Zügen . . . . . Traum und Vergessen. Der Mensch mit seinen Begeisterungen und Leidenschaften, die Menschheit mit ihren Interessen und Problemen, sie weichen und zerrinnen. Die Geschichte, mit ihrer stets unvollendeten Aufgabe, die Gerechtigkeit mit ihren hohen Zielen, das Schicksal und seine Rätsel, alle Arbeit, alles Schreien und Weinen, alle Freuden, alle Nöte einer lärmenden und unzulänglichen Kreatur, alles Lieben und alles Hassen, alles, was sie bejubelt oder verflucht, alles versinkt hier, zerstiebt und erscheint im Gegenteil lächerlich und verachtungswürdig. Kein Widerhall von alledem dringt bis in diese Höhen hinauf. Von soviel Kampf und Mühsal, soviel Furcht und Hoffnung weiss die Natur nichts. In andächtige Sammlung versunken ist sie sich selbst genug und besteht in sich allein in unwandelbarer Dauer. Und während ungezählte Menschengeschlechter sich drängend folgen, kommen, gehen und zu ihren Füssen wimmeln, ragen die hohen Berge unentwegt, gestern wie heute, heute wie morgen, durch alle Zeitalter hindurch, gleissend, stolz und stumm.

Die Stunde flieht. Das Schauspiel bleibt. Jetzt, bei untergehender Sonne ist es womöglich noch grossartiger. Aber unmerklich lösen sich meine Gedanken von ihm. Warum? Ist es die völlige Einsamkeit oder die natürliche Unbeständigkeit eines wankelmütigen Geschöpfes? Eine gewisse Mattigkeit bedrückt mich und allmählig spricht die Natur zu mir eine andere Sprache. Eben beruhigte und befreite sie mich noch. Jetzt erschreckt sie mich und drückt mich nieder. Sogar ihre Schönheit erscheint mir nur noch als die Maske ihrer Teilnahmslosigkeit und ihr Friede wie ein verfängliches Trugbild. Auch in ihr spielt sich das Weltendrama ab, und die unerbittliche Gesetzmässigkeit ihrer Bestimmung führt auch sie, wie uns, dem Tode entgegen.

Ununterbrochen verwittert ihr festes Gerippe; Tag und Nacht wird es von Gletschern und Wildbächen verheert. Von Minute zu Minute verfallen Teile ihres Körpers der unvermeidlichen Zerstörung. Was ist sie denn schliesslich anderes, als der riesige Leichnam einer einst viel lebendigeren Welt? Sie hatte ihre Geschichte, bevor die unsere begann. Was sie einst war, ist sie heute nicht mehr und wird sie nie mehr sein. Unter ihrer heiteren Ruhe vollzieht sich die Auflösung eines langen Verfalls und der wunderbare Zauberschmuck ihres Mantels ist nur der Schimmelglanz der sie selbst zernagenden Fäulnis. Sogar ihre Grösse vermag mir keinen Eindruck mehr zu machen. Sie entfaltet nur Stoff im Raum und reicht nicht zu wahrer Grösse hinan. Die Weltenaxe und das Wesen der Dinge ist nicht in ihr.

Wo sind sie denn? Wann werde ich endlich unter diesen täuschenden Formen und trügerischen Bildern meinen Fuss auf festen

und bleibenden Grund setzen können? Leise spricht es in mir: Sobald die einfach und ehrlich auf dich genommene Pflicht dein Herz der Liebe zum Guten unterworfen haben wird. Nur da gibt es Frieden, nur da Wahrheit, Schönheit, wirkliche Grösse.

Ein Jubel durchbebte mein innerstes Wesen. Als ein Schiffbrüchiger auf dem Meer der Dinge fand ich im Heiligtum des Gewissens meine eben verlorene Würde wieder. Ich wähnte mich zu befreien, in Wirklichkeit war ich verirrt. Ein verführerischer Traum lockte mich ins Wesenlose.

Im Lichte dieser höchsten, eben wieder erneuten Offenbarung erschien mir alles plötzlich anders. Ich verstand dich und liebte dich wieder, arme, teure Menschheit, die ich in ungerechter und selbstsüchtiger Geringschätzung eben noch verachtet hatte. Du sündige, leidende, beladene, auf dornenvollen, dunklen Pfaden weinende und suchende Menschheit, nein, dein Mühen ist nicht vergeblich, dein Tun nicht zwecklos. Eine hohe Aufgabe ist dir zugefallen, eine hehre Zukunft dir vorbehalten. Mit keuchender Brust strebst du hinan zum unvergleichlichen Gipfel, wo das ewige Licht der Gerechtigkeit und Liebe leuchtet. Das Unbekannte, Unerforschliche, das in dir wirkt, ist Gottes Tat. Alle Pracht der Natur ist nicht zu vergleichen mit dem verborgenen Seufzen des geringsten deiner Kinder. Deine Kinder, das sind meine Brüder und ich bin nur einer unter ihnen.

Zu meinen Brüdern muss ich gehen; zu ihnen wieder hinabsteigen. Ich musste es auf jeden Fall. Jetzt will ich es; ich will es, weil ich muss. Ich will es, weil ich liebe und jegliche Pflicht nur in der Liebe ihre Vollendung findet.

Gaston Frommel (übersetzt von Ch. de Roche).

Der Kampf zwischen Freiheit und Autorität in unserem Geschlecht.

(Fortsetzung.)

Verehrte Versammlung!

Wenn das alles richtig ist, dann macht es uns keine Mühe mehr, die Erscheinung zu erklären, vor der wir mit solcher Verwunderung standen: den in unseren Tagen erfolgten Umschlag von einer Bewegung auf die Freiheit in eine auf die Autorität hin. Eine geschichtliche Ueberlegung mag uns dabei zu Hilfe kommen. Sie führt uns nochmals auf den Ursprung jener Freiheitsbewegung zurück. Ich habe von dem Feuerquell gesprochen, der zu Beginn der Neuzeit sich aufgetan, und dabei von Renaissance und Reformation gesprochen, ohne zunächst einen Unterschied zwischen ihnen zu machen.

Nun wissen wir aber, dass beide Bewegungen sich nicht decken. Die Freiheit, die der Humanismus meint, ist eine andere, als die, welche die Reformation verkündet. Die Reformation proklamiert die Freiheit des Christenmenschen, die libertas christiana. Es ist die Freiheit, die aus der unmittelbaren Verbindung des Menschen mit Gott quillt und deren Tribunal das an Gott gebundene Gewissen ist, also eine Freiheit, die von vornherein eine tiefe Verpflichtung einschliesst. Es ist jene Freiheit, die der Mensch durch den Glauben bekommt; der Glaube aber ist es, der die Erlösung von aller Tyrannei, von Welt, Schicksal, Schuld, Tod, von allem, was nicht Gott selbst ist, bringt. Diesen tiefsten Grund der Freiheit hat Luther in seiner Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen“ aufgezeigt, worin der gewaltige Satz steht: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan, durch den Glauben.“ Anders ist die Freiheit des Humanismus. Sie ist vor allem die Befreiung des Menschen. Der Mensch soll seiner mittelalterlichen Ketten entledigt und in der Ergreifung seiner Freiheit seiner angestammten göttlichen Herrlichkeit teilhaftig werden. Eritis sicut Deus. So steht denn neben Luther zu Beginn der Neuzeit eine andere Gestalt, die freilich erst auf ihrem Höhepunkt die volle Ausprägung erhalten sollte: die Gestalt des Doktor Faust. Dieser Faust ist der Typus des Menschen der Neuzeit, wie er aus den Bindungen des Mittelalters hervorgeht. Ihn erfüllt der Drang nach Abwerfung aller Fesseln. Er will die Welt erobern, die unsichtbare so gut als die sichtbare:

„Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen.
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.“

Es ist ein Titanendrang, der seinen Busen füllt und titanisch ist auch seine Freiheit: sie ist die Ueberwindung aller Schranken des Menschentums. Er will Macht, Macht, Herrschaft, Herrschaft. Darum ergibt er sich der Magie. Er beschwört den Erdgeist und schliesst zuletzt den Bund mit dem Teufel.

Von diesem doppelten Ursprung der Freiheitsbewegung der neuen Zeit her zieht sich nun eine doppelte Strömung durch die ganze Periode. Es vollzieht sich in langsamer Entfaltung und in vulkanischen Vorstössen jene allmählig alle Lebensgebiete ergreifende Bewegung, welche die Geschichte dieser Jahrhunderte zu einer der vordringenden Freiheit macht. Aber diese Bewegung hat einen doppelten Charakter. Sie ist einerseits die zu Anfang geschilderte Ausbreitung jener Befreiung im Zentrum, die die Reformation meinte, über alle Lebensgebiete, anderseits aber auch die Emanzipation alles Lebens vom sittlichen Gesetz, oder religiös gesprochen,

vom Gesetz Gottes. Zuerst emanzipiert sich die Politik. Sie proklamiert in Macchiavelli die unsittliche Gewalt als das einzige Prinzip des staatlichen Lebens, und die Jahrhunderte führen dieses Programm immer grandioser aus, bis wir in unserm Geschlecht seine volle Konsequenz erlebt haben. Es emanzipiert sich die Wissenschaft und geht unabhängig von jeder religiösen Autorität ihren freien Wahrheitsweg. Aber von jener faustischen Magie verführt, sucht sie statt den sittlichen Sinn der Welt immer mehr bloss die Mittel, die den Menschen zum Herrn der Dinge machen, und zwar zu einem Herrn, der seinerseits nicht an Gott gebunden ist. Sie endet damit, dass sie das Weltall in eine Maschine verwandelt, so wie sie einst Carlyle und neuerdings Spitteler geschildert, und dass sie den Höllengewalten des Krieges die Waffen liefert und nun weiter am Werke ist, durch das Mittel einer technischen Magie die Welt zu erobern. Es emanzipiert sich die Sittlichkeit. An Stelle der Bändigung des Naturtriebes durch die Kräfte einer über die Natur hinaus gehenden Welt setzt sie zum Ziel des sittlichen Lebens die volle Entfaltung der Natur und ihrer Triebe. Diese wird zuletzt, unmittelbar vor der grossen Flut, von Nietzsche zu seiner Botschaft gemacht. Es emanzipiert sich das wirtschaftliche Leben. Es wird aus einem Dienst an der Gemeinschaft, was im Mittelalter seine Bedeutung war, zu einem Spiel der entfesselten Kräfte des Macht- und Besitzdranges. So beobachten wir überall die Entfaltung der faustischen Magie des Herrsch- und Machtdranges, die Vergottung des Menschen als Menschen, den Titanismus der fessellosen Freiheit und erleben zuletzt ihre fast plötzlich offenbar werdende furchtbare Tragödie.

Freilich ist neben dieser faustischen Linie die lutherische, wie ich, um im Bilde zu bleiben, sagen möchte, vorhanden, die Bewältigung der Welt durch den G l a u b e n, die Befreiung, die vom Glauben ausgeht. Aber auch hier vollzieht sich eine tragische Entwicklung. Die Freiheit verliert, je mehr sie in die Peripherie des Lebens vordringt, ihren letzten Sinn. Ja, die feurige Quelle selbst ermattet. Es tritt eine Erscheinung ein, die ich die V e r w e l t l i c h u n g des Abendlandes nenne und die auf der einen Seite dessen Grösse, auf der andern Seite dessen Fluch ist. Liberalismus, Demokratie, Sozialismus, alle Freiheitsbewegungen der neuen und neuesten Zeit entfernen sich stärker und stärker von diesem Zentrum, und wir erleben zuletzt die von uns dargestellte ungeheure Tragik, dass genau in dem Augenblick, wo die Welt einen letzten Aufstieg zur Freiheit nehmen will, die Kräfte versagen, die allein ihr dazu verhelfen könnten. Das ist der Sinn unserer heutigen Lage.[1])

[1]) Ausführlicher habe ich diese geschichtlichen Zusammenhänge dargestellt in meinen Vorträgen, die in dem Buche: „D i e h e u t i g e r e l i g i ö s e L a g e u n d d i e V o l k s s c h u l e“ stehen.

Es ist nun wohl klar: so wie die Welt durch diese Entwicklungen geworden ist, kann sie kein Erdreich für den Baum der Freiheit sein. Wir sind in das Chaos geraten. Es ist keine absolute Wahrheit mehr da, die die Menschen, sie an sich bindend, frei machen könnte. Jene fälschlich sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung mit ihrem Materialismus, Mechanismus, Monismus konnte keine Grundlage für Freiheitsstolz und Freiheitsleidenschaft sein; denn die Freiheit ist die Tochter des Geistes, nicht der Materie, der sittlichen Welt, nicht der blossen Natur. Wo man bloss an die Materie glaubt, da wird man eines Tages an die Gewalt glauben. Eine Zeit lang mag diese Konsequenz sich verbergen, weil man noch, ohne es zu wissen, von einem besseren Glauben zehrt, der in einem andern Erdreich gewachsen ist. Aber am Ende des Prozesses wird diese Konsequenz hervortreten. Wir haben sie hervortreten sehen, und es ist zu fürchten, dass diese Konsequenz sich in der nächsten Zukunft noch furchtbarer vollziehen wird. Ein Liberalismus, der zuletzt bloss noch Freiheit des Geldverdienens geworden ist, unterwirft sich einer bürgerlichen, und ein Sozialismus, der sich in ein blosses politisches Machtstreben verwandelt hat, einer sozialistischen Diktatur, eine Demokratie, die sich nur noch für materielle Interessen erwärmen kann, entartet zur Demagogie. Jene bürgerliche Jugendbewegung, die sich in der Autonomie der Jugend berauschte, sehen wir scharenweise ins Lager irgend einer Reaktion einschwenken — wie wir es denn auch nicht anders erwartet haben —, jene sozialistische Jugendbewegung, die sich in der Auflehnung gegen alle vorhandenen Ordnungen und Meinungen nicht genug tun konnte, verschlingt mit Heisshunger die Dogmen und Kommandos, die ihr von Moskau zukommen. Eine Welt, die von der Wahrheit abgekommen, ist in die Freiheit des Chaos gestürzt. Die Freiheit des Chaos ist das isolierte Atom, ist die Selbstsucht, die zum höchsten Gesetz wird. Dieses Chaos hat uns im Völkerleben den Völkerkrieg gebracht und im inneren Leben der Völker den seis offenen, seis versteckten Bürgerkrieg. Die natürlichen Egoismen, sich selbst überlassen, blähen sich auf, nehmen einen absoluten Charakter an, werden zu Götzen. Diesem Gesetz gehorchend, erhoben sich über dem politischen Chaos die Götzen des Nationalismus, Imperialismus, Militarismus, über dem sozialen Leben die des Maschinismus, Industrialismus, Mammonismus, bis zuletzt der — nach der Meinung Christi — stärkste und schlimmste aller Götzen, der Mammon, in Gestalt einer nie dagewesenen Geldherrschaft seine Hand schwer auf die ganze Welt legte. Wie könnte unter solcher Herrschaft Freiheit gedeihen? Gott dienen ist Freiheit, aber Götzen dienen ist Knechtschaft. Wo ist das Ziel, das heute die Menschen innerlich bände, innerlich aneinander bände, dass darin die Freiheit zu sich selbst käme? Wo ist die Gemein-

schaft, in die sich einordnend und mit der ringend der Mensch erst recht zur sittlichen Individualität würde? Die riesigen Massen, die sich in den Städten und Industriezentren der heutigen Welt zusammendrängen, wie sollten sie der Freiheit fähig sein? Freiheit ist nicht, wo Masse ist, sondern wo Volk ist, Volk aber ist bloss da, wo jeder Einzelne sich als gleichberechtigtes Glied einer Gemeinschaft weiss, deren Angelegenheiten tief innerlich die seinigen sind, worin er wertvolle Rechte und Pflichten hat; aber diese entwurzelten Massen, die im Erwerbsleben bloss dem Lohn oder dem Gewinn dienen und des heutigen politischen Wesens — nicht ohne Grund — müde sind, schreien sie nicht nach Brot und Spielen, wie die wurzellosen Massen des Altertums darnach schrieen? Und wenn die Massen nach Brot und Spielen schreien, ist dann nicht irgend ein Cäsar nahe? Diese Massen trösten sich über den verlorenen wahren Lebensgehalt in Genuss und Laster oder ästhetischer Scheinkultur. Die sittliche Verkommenheit dieser Massen, und zwar der Oberschicht noch viel mehr als der Unterschicht, tritt immer deutlicher hervor. Es stürzen all die sittlichen Fundamente zusammen, die das Leben der menschlichen Gemeinschaft allein tragen können. „Der Urzustand der Natur kehrt wieder," aber nicht der reinen Natur, sondern der einer dämonisch verkehrten. Die unerhörten Verbrechen und unerhörten Schamlosigkeiten, die aus dieser satanisch verseuchten Zivilisation emportauchen, zeugen von dem Höllenbrodel am Grunde unserer Gesellschaft. Es tobt sich die falsche Freiheit aus, die Freiheit des bald rohen, bald raffinierten Libertinismus. Nichts aber macht für die echte Freiheit untauglicher als die falsche Freiheit. Echte Freiheit gedeiht nur in geistigem Ernst, seelischer Spannung, Einfacheit und Tiefe des Lebens. Unser Geschlecht hat die Freiheit „ausgelebt", darum stürzt es jetzt, unwillig oder willig, in die Knechtschaft. Und darum sucht es, jener falschen Freiheit einmal satt geworden, begierig die Autorität. Und zwar nun vor allem das, was ich die schlechte Autorität nennen möchte, die rein äusserliche Autorität, seis der Kirche, seis des Staates, seis der Gesellschaft, die Autorität der Gewalt, die Autorität der wirklichen oder scheinbaren Stärke. Es sucht um jeden Preis den Herrn und Meister. Seiner Freiheit müde geworden, zu müde für den Aufstieg zur neuen Freiheit, leiblich und seelisch erschöpft, von tiefer Angst vor dem Chaos ergriffen, flüchtet es zu allem, was fest scheint, was autoritär dasteht, was Ruhe verspricht, Ruhe, Ruhe . . .!

Verehrte Versammlung! Es ist ein düsteres Bild, das ich entworfen, aber ich glaube nicht, dass es ein unrichtiges Bild sei, denn ich habe dieses Bild nicht gesucht, es hat sich mir aufgedrängt und es ist mir schwer genug gefallen, mich nach und nach in diese Tatsachen zu finden. Ich meine, dass gerade wir, die wir die Frei-

heit, fast müsste ich sagen, über alles lieben, mit voller Klarheit die Mächte und Entwicklungen sehen müssen, die heute die Freiheit hemmen und bedrohen.

Zu dieser Klarheit gehört auch die Einsicht, dass die ganze Bewegung von der Freiheit weg zur Autorität hin ein gutes Recht und einen guten Sinn hat. Natürlich schiesst nun auch diese Bewegung, wie das so üblich ist, weit über das Ziel hinaus und damit in viel groben und feinen Irrtum hinein. Das haben wir deutlich genug vor Augen und brauchen es darum nicht ausführlich darzustellen. Aber die Bewegung als Ganzes ist durchaus berechtigt, ja notwendig. Sie ist nämlich nichts anderes, als eine Kraftsammlung für eine neue Periode der Freiheit. Diese Ueberzeugung darf uns ein grosser Trost sein; eine solche Kraftsammlung musste kommen. Was sich jetzt vollzieht, ist eine Bewegung zur Tiefe hin. Ohne dass die Menschen das oft wissen — gelegentlich wissen sie es aber auch — wollen sie durch die Reaktionsbewegung jene letzte Quelle suchen, aus der doch alle Freiheit entspringt. Darf ich den Charakter dieser Bewegung mit einem Stichwort ausdrücken? Es ist eine Bewegung auf die Wahrheit und damit auf das Absolute hin. Die Freiheit bedarf dieser Erneuerung aus der Wahrheit, und zwar der absoluten Wahrheit.

Ich habe damit auch schon unsere Aufgabe angedeutet. Sie besteht in der Schaffung und Erneuerung der Voraussetzungen der Freiheit. Die entscheidende und zentrale dieser Voraussetzungen ist die Wiedergewinnung der geistigen Welt, aus der die Freiheit all ihr Recht bezieht. Hier ist wohl nicht weniger nötig, als die radikale Abkehr vom Geiste einer ganzen Epoche. Vielleicht kann ich das, was mir als das Wichtigste erscheint, wieder dadurch am besten ausdrücken, dass ich nochmals einen Augenblick an den Ausgangspunkt der neuzeitlichen Freiheitsbewegung zurückkehre. Dieser Neuzeit, deren Losung sowohl im religiösen als im humanistischen, sowohl im lutherischen als im faustischen Sinn das Herrschen war, ist eine andere voraus gegangen, die ihr sittliches Ideal im Dienen fand. Dieses Ideal wurde nun eigentlich von den religiösen Wortführern der neuen Zeit nicht angefochten, sondern bloss durch ein anderes ergänzt. Luther fügt dem berühmten Worte, das ich vorhin angeführt, sofort das andere hinzu: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan, durch die Liebe." Freilich ist dieses zweite Programm nicht so zur Entfaltung gekommen wie das erste, vielmehr vom faustischen fast verschlungen worden. Wenn ich nun die Richtung bezeichnen soll, die die neue Freiheit, die Freiheit des kommenden Zeitalters, nach

meiner Ansicht nehmen muss, so möchte ich sagen: sie muss in einer Verschmelzung des mittelalterlichen Ideals mit dem der neuen Zeit, in einer Verbindung von Herrschen und Dienen, Freiheit und Liebe, Autonomie und Autorität bestehen. Die faustische Magie, samt dem Bündnis mit dem Teufel, wohin sie vor unseren Augen zuletzt gelangt ist — ich erinnere nur an die Giftgase für den Zukunftskrieg — muss ein für allemal abgetan sein. Die Freiheit muss, statt himmelstürmender Titanismus zu sein, woraus zuletzt Satanismus wird, wieder auf heiligen Boden gepflanzt werden.

Ich dürfte mich auch so ausdrücken: es muss wieder die Autorität gefunden werden, auf der die Freiheit ruhen kann. Diese Autorität ist das Heilige, die Wahrheit, die bindet, verbindet und gerade dadurch befreit, die, wenn Sie mir wieder erlauben, religiös zu reden, dadurch, dass sie an Gott bindet, gegenüber der Welt und in der Welt frei macht. Wir müssen jenes Absolute der sittlichen Welt finden, das, im Menschen Wohnung nehmend, ihm unendlichen und unbedingten Wert gibt und damit zum Kampf gegen alle andern Mächte, also zur Freiheit auffordert. Eine tiefe geistige Erneuerung ist jetzt der Weg zur Freiheit. Von diesem Zentrum aus sind die Voraussetzungen der Freiheit auf allen Lebensgebieten zu schaffen. In der Weltpolitik muss der Glaube an das Reich des Geistes und des Rechtes, ja der Liebe, den an die Gewalt und den Erdgeist, ja Satan ersetzend, eine wirkliche Menschheit schaffen, deren Ausdruck dann der rechte Völkerbund ist. Im sozialen Leben müssen wir wieder eine Gemeinschaft suchen, die in einem gegenseitigen Dienste besteht, die jeden Einzelnen zum Bürger und das Ganze zum Volk macht. Wir müssen an Stelle von Ordnungen, die stillschweigend den Menschen als Sache betrachten, solche setzen, die ihn als Persönlichkeit ehren und damit den unendlichen Wert des Menschen ausdrücken. Ueberhaupt muss aus einer neuen Erfassung der Wahrheit und einem neuen Glauben neue Gemeinschaft werden, Gemeinschaft, deren Voraussetzung überall der unbedingte Wert des persönlichen Lebens ist. Aus dem Atomismus muss Organismus werden. Die egoistische Zügellosigkeit der blossen Natur muss gebunden werden durch die Kraft der Uebernatur. An Stelle der Götzen muss Gott treten. Die Freiheit muss ihre Wurzeln in das heilige Erdreich der Ehrfurcht senken, die Subjektivität in der Sache ihren Wert bekommen, in der Bindung die Freiheit triumphieren.

Diesen Weg muss jetzt die Freiheit nehmen. Sie muss sich sozusagen selbst verlieren, um sich einst erneut wieder zu finden. Wir müssen begreifen, wenn nun nach der Einseitigkeit der Freiheit eine Zeit lang die Einseitigkeit der Autorität herrschen wird; das mag uns

manchmal schwer und schmerzlich sein, aber es ist der Weg der Freiheit. Sie geht nicht unter, sie steht vor einem neuen Ansatz.

Der Weg der Freiheit führt jetzt zur Autorität. Denn die Freiheit bedarf der Autorität. Das war die eine der beiden grossen Wahrheiten, die ich zu entwickeln versucht habe. Und welches ist denn die andere? L. Ragaz.

(Schluss folgt.)

Giftgas oder Vertrauen.

(Ein offener Brief an den Herrn Bundesrat, Chef des Eidgenössischen Militärdepartements.)

In der letzten Nationalratsdebatte über das leichte Maschinengewehr liessen Sie, Herr Bundesrat, folgende Worte fallen:

„Mit dem guten Willen der Regierungen und dem Druck der öffentlichen Meinung ist es möglich, den Gaskrieg zu unterdrücken."

Merkwürdig, früher hatten andere Leute gesagt:

„Mit dem guten Willen der Regierungen und dem Druck der öffentlichen Meinung sollte es möglich sein, den Krieg überhaupt zu unterdrücken."

Und sie wurden von allen klugen Politikern und auch von Ihnen (siehe z. B. Botschaft des Bundesrates betr. neue Truppenordnung 6. 5. 24.) als weltfremde Idealisten kurz erledigt.

Die Sache steht ungefähr so: In unserer Nachbarschaft wohnt eine Familie teperamentvoller Leute, die sich bei grossen Festtagen periodisch das ganze zur Verfügung stehende Geschirr gegenseitig an den Kopf schmeissen. Als unverbesserlicher Optimist kam einer bei dem unerquicklichen Schauspiel der blutigen Nasen und der zerrissenen Festkleider auf den Gedanken, dass diese rauflustigen Gesellen vielleicht doch einmal bei näherer Ueberlegung der sittlichen — ganz besonders aber der wirtschaftlichen — Folgen ihres Benehmens diesen eigentümlichen Sonntagsbetrieb aufgeben würden. Als er so nachdenklich am Fenster stand und versuchte, die mysteriösen Seelenvorgänge der Nachbarn zu ergründen, kamen Sie, Herr Kriegsminister, herangelaufen, klopften sanft auf seine Schulter und sprachen: „Nein, mein Lieber! Wenn du die menschliche Seele nur einigermassen kennen würdest, so könntest du einem so wahnsinnigen, weltfremden Optimismus nicht huldigen. Diese Raufereien sind unvermeidlich. Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben. Ich habe aber eben mit meinem Freunde Motta von diesen Leuten das feierliche Gelübde erhalten, dass sie sich bei den nächsten Schlägereien nie und nimmer das teure Porzellangeschirr, sondern nur noch das billigere irdene gegenseitig an den Kopf werfen."

Dabei sprachen Sie wirklich so ernst, wie es nur ein Bundesrat

tun kann, und hinter Ihnen lauschten fromm und still Hunderte von den klügsten Staatsmännern unseres lieben Vaterlandes.

* * *

Darf man da lachen? Kaum! In dieser Erklärung und in dieser Zustimmung des grössten Teiles unserer Bundesversammlung erscheint im grellsten Licht das gefährliche Elend unserer verstockten eidgenössischen Geistesverfassung in Bezug auf Krieg und Militär.

Vielleicht meinen Sie, Herr Bundesrat, Sie könnten das gefallene unglückselige Wort bei nächster Gelegenheit flicken mit dem Geständnis, Sie seien damals tatsächlich in Ihrer grossen eidgenössischen Friedenssehnsucht zu optimistisch gewesen und müssten nun einen neuen Extrakredit von etwa 50 Millionen zur Vorbereitung des jetzt als unvermeidlich anerkannten Giftgaskrieges verlangen?

Nein, Herr Bundesrat, so billig — und wenn Sie auch 1000 Millionen verlangten — so billig können Sie nicht mehr auskommen, denn, was wir zetzt wissen wollen, ist dies: Woher haben Sie denn — auch nur einen Augenblick — dieses unglaubliche Vertrauen auf das mögliche Verbot der Giftgase geholt, während Sie doch das psychologisch hundertmal leichtere Verbot des Krieges überhaupt von vornherein als Wahnsinn abweisen?

Wir haben hier das Grundproblem der schweizerischen Militärpsychologie und eine einzigartige Gelegenheit, uns endlich selbst so zu sehen, wie wir tatsächlich sind, vor uns.

In welchem Zusammenhang steht diese bundesrätliche Erklärung mit der wirklichen Welt?

1. Sie widerspricht den elementaren Gesetzen der Menschen- und Völkerpsychologie.

2. Sie widerspricht jeder geschichtlichen Erfahrung. Nie haben die Völker auf den Gebrauch einer neuen wirksamen Waffe verzichtet, und es wird hier keine neue sittliche Kraft angerufen, die eine solche bis jetzt unerhörte Selbstbeherrschung ermöglichen würde.

3. Sie widerspricht besonders und in denkbarster Schärfe den ganz frischen Erfahrungen des letzten Krieges. In diesem Kriege waren die Giftgase durch die Haagerverträge so feierlich verboten, wie man sie nur verbieten kann, und wurden doch ausgiebig von allen Seiten her verwendet.

4. Sie widerspricht allen Berichten, die beständig und mit immer wachsender Häufigkeit aus allen Ländern über Giftgasvorbereitungen zum nächsten Krieg einlaufen.

Und trotzdem, Herr Bundesrat, haben Sie es fertig gebracht, ernstlich an die Möglichkeit dieses Verbotes zu glauben. An Ihrem Ernst und an Ihrer Aufrichtigkeit zweifeln wir nicht; Sie hatten gewiss nicht die Absicht, unser Volk zu betrügen. Wie können Sie dann aber das Schwierigere für möglich halten und das Leichtere als phantastische Utopie abweisen?

Es gibt offenbar nur *eine* Erklärung: an das schwierigere Verbot glauben Sie, weil Sie es von ganzem Herzen wünschen, an das leichtere glauben Sie nicht, weil Sie sich nicht wirklich darnach sehnen.

Und doch würde das leichtere — das Verbot jedes Krieges — den Frieden und die Existenz unseres Landes für immer sichern, während das schwierigere — das Verbot des Gaskrieges allein — eine noch verbesserte und vergrösserte Auflage des Weltkrieges und den gänzlichen Untergang Europas und der Schweiz auf keine Weise verhindert.

Es leuchtet also ein, dass Ihnen *etwas* noch näher am Herzen liegt als der Friede, noch näher als das Heil des Vaterlandes, noch näher als die so oft als allerhöchstes Gesetz angeführte „Salus publica". Dieses *etwas* ist nicht, wie man hoffen könnte, Gott oder die Menschheit oder die heilige Pflicht, den nationalen Egoismus einmal in die Schranken zu weisen. Nein, dieses allerhöchste Etwas ist ganz klar und einfach: *die Armee!*

Von ganzem Herzen wünschen Sie die Abschaffung des Gaskrieges, weil dieser Krieg unsere Armee, wie sie jetzt ist und bei unseren beschränkten Mitteln kaum anders werden kann, einfach als unbedeutendes Spielzeug ausschaltet. Ihr Wunsch — Ihre wahre Sehnsucht, Ihr starker Glaube an dieser Stelle — entspringt nicht einer friedensliebenden, sondern einer durchaus militärfrommen Seele. So erklärt sich auch Ihre kühle, skeptische Haltung gegenüber einem gänzlichen Verbot des Krieges: ein solches Verbot würde das Vaterland für immer retten, würde aber gleichzeitig die Armee abschaffen; dieser Gedanke ist Ihnen unerträglich.

Ich behaupte nicht, dass Sie in bewusster Weise zu diesem Schluss gelangen und stehen. Sie würden wohl kaum sagen: „Ich setze unsere Armee über alles und würde sie auch noch behalten wollen, wenn unser Land dabei zum Teufel gehen sollte." Der Prozess ist komplizierter. Sie beginnen mit einer tiefen, althergebrachten Anhänglichkeit für unser Militärwesen. Dieses ist Ihnen an und für sich so teuer und lieb — aus Gründen, die ich durchaus würdigen kann — dass Sie instinktiv alles abweisen oder abschwächen, was auf das Schweizermilitär irgendwie einen Schatten werfen könnte. Die gänzliche Abschaffung von Krieg und Kriegsgefahren erkennen Sie wohl *theoretisch* als wünschenswert an, da sie aber auch die gänzliche Abschaffung unserer Armee zur Folge hätte, so sind Sie in Ihrem Herzen geteilt und können sich leicht damit abfinden, dass Ihr theoretischer, blasser Wunsch nicht in Erfüllung geht. In dem — an sich so überaus schwierigen — Kampf für die gänzliche Abschaffung des Krieges muss die Militärbegeisterung die Entschlossenheit und innere Einheit des Willens in gefährlicher Weise lähmen und zerbrechen. Diese verhängnisvolle Wirkung tritt

an keiner Stelle so deutlich, so grell hervor als in diesem Vertrauen a priori zu Giftgasverträgen und Misstrauen a priori zu Friedensverträgen überhaupt.

Wir haben hier eigentlich zwei experimentelle Proben über Misstrauen bezw. Vertrauen zu zwei verschiedenen Sachen benützt, um auf die Grössen der beiden „Unbekannten" — wirkliche Sehnsucht nach allgemeinem Völkerfrieden und wirkliche Sehnsucht nach Beibehaltung der Schweizerarmee — zu schliessen. Das Resultat ist erschreckend: erschreckend klein bei der ersten, erschreckend gross bei der zweiten „Unbekannten". Man könnte vielleicht seine Richtigkeit bezweifeln. Es gibt aber eine dritte Probe, eine dritte „Gleichung", wenn man will, an der sich die gefundenen Werte vollständig bestätigen. Sie ist uns durch die Behandlung der Zivildienstpetition im Bundesrat und in der Bundesversammlung gegeben.

Seit langer Zeit wollte ich Sie, Herr Bundesrat — Sie und Ihre Gesinnungsgenossen — fragen, wie Sie sich eigentlich Ihre eigene tiefe Antipathie gegen die Versuche eines Zivildienstes im Auslande erklären.

Bestreiten Sie etwa diese Antipathie? Wenn ich Sie frage: „Hand aufs Herz, Herr Bundesrat, hätten Sie sich über einen durchschlagenden Erfolg des Zivildienstes in Dänemark, Schweden, Norwegen und den Niederlanden aus ganzer Seele gefreut?" so werden Sie wohl kaum mit einem ganz entschlossenen „Ja" antworten .... Doch? Sie meinen wirklich, dass der Erfolg dieses neuen Versuches einer teilweisen Ablenkung der Militärenergie in neue, friedliche Bahnen Sie und Ihre Freunde — wie jeden anständigen Menschen — gefreut hätte?

Dann muss ich Ihnen endlich direkt die Frage stellen, die ich schon zu verschiedenen Malen vergebens an den „Bund" und an die „Neue Zürcher Zeitung" in zwei Briefen, die sie wohl erreichten, die aber nicht publiziert wurden, gerichtet habe:

Wie kommt es denn, dass Sie über den Zivildienst in Schweden sowohl in dem Bericht an die Bundesversammlung vom 12. September 1924 wie auch kürzlich noch in der Ständeratsdebatte ganz irreführende Angaben, und zwar im ungünstigen Sinne, gemacht haben?

Ich möchte hier wiederholen, was ich im September 1924 an die „Neue Zürcher Zeitung" schrieb, als sie die allerersten Mitteilungen über Ihren oben zitierten Bericht publizierte:

„Mit grosser Ueberraschung habe ich die von der „Neuen Zürcher Zeitung", Sonntag, den 14. September, Nr. 1365, wiedergegebenen Mitteilungen des Bundesrates über die Ergebnisse des Zivildienstes in Schweden gelesen; denn sie stehen in schroffstem Widerspruch mit den aus zuverlässigsten schwedischen Quellen von uns bezogenen Nachrichten.

Nach Ihren Angaben erklärt der Bundesrat, dass es schwer hielt, bestimmte Auskunft zu erhalten, was zur Hauptsache daran liegen müsse, dass die nötigen Erfahrungen noch fehlten. — Nach den dem Bundesrat zugekommenen Berichten soll die Durchführung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen; ein beträchtlicher Teil der Zivildienstpflichtigen soll sich der Arbeit widersetzen und sich in den Arbeitskolonien ungehorsam aufführen; andere sollen sich dem Aufenthalt in diesen Kolonien durch Flucht entziehen.

Uns, die wir über keine diplomatischen Agenten in Schweden verfügen, ist es ein Leichtes gewesen, ausführliche Nachrichten zu erhalten. An Stelle der Andeutungen, die ohne Angabe von Zahlen, Ort und Zeit die Leistungen des Zivildienstes in Schweden in ein ungünstiges Licht setzen, sind uns schon vor mehr als vierzehn Monaten folgende Daten zugekommen, die an Bestimmtheit gar nichts zu wünschen übrig lassen:

Von denjenigen, die 1921 Genehmigung erhielten, statt Dienstübungen Zivilarbeit zu leisten, sind

56 Dienstpflichtige zu den Waldarbeiten des Domäneamtes im Hunneberger Revier,

50 zu gleicher Arbeit im Hamraer Revier einberufen worden,

45 Dienstpflichtige wurden im Domäneamt zur Arbeit in Trollgättan oder Oerebro und in den Torfbereitungsarbeiten bei Rammäs verwendet.

Ueber das Betragen und die Arbeitsleistung der Zivilarbeiter haben die Vorsitzenden in ihren Gutachten sich wie folgt geäussert:

Der Oberförster im Hunneberger-Revier:

„Die Arbeitsleistungen der Arbeitenden sind denjenigen der geübten Arbeiter völlig gleich. Fleiss und Betragen ist immer das allerbeste gewesen."

Der Oberförster im Hamraer-Revier:

„Die Arbeitenden haben sich sehr gut betragen, sind arbeitswillig gewesen und haben ihre Arbeit mit grosser Sorgfalt ausgeführt. Versuche zu Nachlässigkeit oder Stümperei hat man nicht bemerkt. Nachdem sie sich an die Arbeit gewöhnt, sind ihre Leistungen durchschnittlich um 75 bis 80% denjenigen der geübten Arbeiter gleichgekommen."

Der Vorsteher an der Kraftzentrale in Aelfarleo:

„Die Arbeitenden sind durchgehend willig und ordentlich gewesen. Einige der Handarbeit nicht so gewohnte Personen haben bei weitem nicht normales Arbeitsresultat leisten können."

Die Zahl derer, die 1922 Genehmigung erhielten, anstatt Militärdienst Zivilarbeit zu leisten, beträgt 152, davon 5 mit höherer Schulbildung.

Bei einem persönlichen Besuch im August 1922 bei Hunneberg fand der damalige Kriegsminister P. A. Hanssen die Dienenden für ihre Arbeit interessiert und mit den Einrichtungen bei der Verlegung zufrieden.

Etwa vorkommende Schwierigkeiten werden nicht verhehlt.

Es ist zum Beispiel beim Aelkarleö Wasserfall vorgekommen, dass man der Meinung war, die „Zivil-Arbeiter" beraubten die auf dem Platze wohnenden Arbeiter ihres Verdienstes. Hier kam es sogar soweit, dass die Zivil-Arbeiter sich weigerten, unter solchen Verhältnissen zu arbeiten, und aus diesem Grunde bekamen sie Arbeit anderer Art, während die Sache Gegenstand gerichtlicher Untersuchung wurde. — In einem andern Falle war man der Meinung, dass die Zivil-Arbeiter Streikbrecherarbeit verrichteten, da sie zu einer Arbeit kommandiert wurden, die von der betreffenden Fachorganisation in Verruf erklärt worden war."

Obige Stellen sind offiziellen Dokumenten entnommen. Die Mitglieder des „Schwedischen Bundes für Christliches Gesellschaftsleben", die uns jene Stellen mitgeteilt haben, sind keine Dokumentenfälscher. Wenn obige Zeugnisse mit der bundesrätlichen Skizze des schwedischen Zivildienstes verglichen werden, so wird die Annahme nahegelegt, dass, wenn es für den Bundesrat wirklich „schwer hielt", überhaupt Nachrichten über diesen Zivildienst zu erhalten, dies aus ganz anderen Gründen zu erklären ist als aus Mangel an bereitstehenden Erfahrungsdaten.

Um zu beweisen, wie leicht man tatsächlich solche Auskünfte erhalten kann, möchten wir hier noch die genaue Statistik des schwedischen Verteidigungsdepartements vom Januar 1924 mitteilen betr. die Anzahl der Leute, die sich für reinen Zivildienst gemeldet, das heisst auch Sanitätsdienst in der Armee abgelehnt haben. Diese Zahl beträgt für 1921, 1922 und 1923 151 bezw. 152 und 210.

Diese durchaus befriedigenden Nachrichten über den Zivildienst in Schweden sind durch neuere Mitteilungen vollständig bestätigt worden. Sie wurden aber auch nicht mit einem einzigen Wort von Ihnen erwähnt. Auch wenn sie von militärfrommen schweizerischen Diplomaten in Schweden nach Möglichkeit unterschlagen wurden, so genügt diese Erklärung nicht. Diese Daten sind zwar noch nicht in der deutschen Ausgabe unserer „Erläuterung und Begründung der Zivildienstpetition" enthalten, wohl aber in der etwas später erschienenen französischen Ausgabe „Exposé de motifs de la pétition en faveur du Service Civil" (Seite 11), die an alle welschen Mitglieder der Bundesversammlung verteilt wurde.

In der Ständeratsdebatte haben Sie ferner über Schweden nichts

anderes mitzuteilen gewusst als dieses: „In Schweden zeigte sich, dass man, um den Zivildienst zu erzwingen, zu genau den gleichen Mitteln greifen musste wie beim Militärdienst.“ Diese Bemerkung hat keine wahre Beziehung zum Kerne des Problems und lenkt die Aufmerksamkeit auf unbedeutende Episoden ab. Sie entspricht genau der Art und Weise, wie Sie in der Nationalratsdiskussion die praktische Beweiskraft des Someo-Versuches abzuschwächen trachteten durch Hinweis auf die Verwendung von Militärwerkzeugen und Uniformen (d. h. von guten, warmen, festen Kleidern mit etwas unpraktischen Metallknöpfen!).

Bleiben wir aber lieber bei Schweden. Ihre Haltung in diesem Punkte ist bezeichnend. „Ab uno discemus omnia.“[1]) Als nüchterne Juristen hätten Sie und unsere Diplomaten ein überaus einfaches Kriterium des Gesamtwertes oder Unwertes des schwedischen Zivildienstgesetzes und der gemachten Erfahrungen finden können: Dieses Gesetz wurde in sehr vorsichtiger Weise nur zur Probe und als provisorische Massregel vom 1. Januar 1921 bis 31. Dezember 1925 in Kraft gesetzt. Man braucht also nur zu fragen: „Wie stehen die Aussichten auf eine Beibehaltung des Gesetzes über den 31. Dezember 1925 hinaus?“ Unmittelbar nach den oben zitierten Mitteilungen der „Neuen Zürcher Zeitung“ im Oktober 1924 fuhr ich nach Genf, um die Meinung der schwedischen Delegation am Völkerbund über diese Frage zu hören.

Herr Branting war so freundlich und wies mich speziell an seinen Sekretär Dr. Gösta Langenfelt als einen, der mir ebensogut wie er selbst Auskunft über diesen Punkt geben könnte. Herr Langenfelt runzelte keinen Augenblick die Stirne, als ob er ein schwieriges Urteil zu sprechen hätte. Mit dem freien Lächeln des Menschen, der gerne über eine seit Jahren erledigte Frage eine absolut sichere Mitteilung macht, antwortete er: „Es besteht kein Zweifel, dass das Zivildienstgesetz nach 1925 beibehalten werden wird. Wir sind übrigens schon dabei, seine Anwendung zu erweitern, indem nicht nur Dienstverweigerer aus positiven religiösen Gründen — nach dem Wortlaut des jetzigen Gesetzes — sondern auch solche aus allgemeinen sittlichen Gründen bald zum Zivildienst zugelassen werden.“ Und er gab mir auch seine Visitenkarte mit der Erlaubnis, seinen Namen zu nennen.

Darf ich Sie vielleicht bitten, Herr Bundesrat, da Sie ohne Zweifel mit der Anschaffung von Maschinengewehren und der Abschaffung von Giftgasen sehr beschäftigt sind, von allen hier gestellten Fragen nur diese beiden hier im Auge zu behalten:

1. Wird die Mitteilung von Herrn Langenfelt durch die Ihnen zur Verfügung stehende Informationsquelle bestätigt: Ja oder Nein?

---

[1]) An einem Beispiel werden wir alles Uebrige erkennen. Die Red.

2. Genügt diese Bestätigung nicht, um ein auf Schwedens Erfahrungen gegründetes — noch so verschämtes — Argument gegen den Zivildienst total zu widerlegen und gleichzeitig zu beweisen, dass der Bundesrat und der schweizerische diplomatische Vertreter in Stockholm — ersterer ziemlich unbewusst, letzterer halb oder ganz bewusst — die Sachlage in Schweden, wie gesagt, in ein falsches Licht gestellt haben?

Man hat bekanntlich in Schweden in konservativen Kreisen, um gegen die kürzlich beschlossene weitgehende Abrüstung zu agitieren, auch das Beispiel der Mehrrüstung der Schweiz angeführt. („Nationell Tidskrift“, Nr. 9. S. 126, nach dem „Aufbau“ vom 26. Sept. 1924.) So sind auch die Ausführungen des Bundesrates über den schwedischen Zivildienst nicht unbemerkt geblieben. Ein schwedischer Freund unserer Bewegung, der auch mit dem schwedischen Minister des Auswärtigen persönliche Beziehungen hat, schrieb diesem Minister, um seine Aufmerksamkeit auf den Bundesratsbericht zu lenken und seine Meinung darüber zu kennen. „Merkwürdigerweise,“ fügte unser Freund hinzu, „hat mir der Minister, der sonst immer freundlich Auskunft gibt, diesmal keine Antwort geschickt.“ Der gerechte Schwede wollte selbst auf dieses Schweigen keine gewagte Interpretation riskieren. Sie liegt aber ziemlich nahe: ein Minister wird nie gerne Antwort geben, wenn diese Antwort eine befreundete Regierung oder seine diplomatischen Vertreter blosstellen muss.

Damit steht fest, dass Sie und unsere Bundesbehörde dem Versuch eines Zivildienstes in Schweden nicht nur keine wohlwollende Sympathie entgegen gebracht haben, sondern, ohne im Stande zu sein, eine ernste Kritik an ihm zu üben, Ihr Möglichstes getan haben, um ihn vor unserem eigenen Volke zu diskreditieren.

Nun kann ich wieder aus dem reichen Schatz meiner — in heiklen Sachen — regelmässig unveröffentlichten Briefe an die schweizerische Regierungspresse schöpfen und mit einem Zitat aus einem an den „Bund“ gerichteten, höflich abgewiesenen Brief vom 26. März 1924 weiterfahren:

„Warum freut man sich nicht über einen Erfolg des Zivildienstes in Schweden? Offenbar weil ein Erfolg in Schweden allgemein anstecken könnte.

Diese Ansteckung würde zu den besten Friedensgarantien gehören. Trotzdem wird sie nicht gewünscht, sondern gefürchtet. Unsere Gegner bekennen sich nicht nur zu dem Grundsatz „Salus publica suprema lex,“[1]) der in der deutschen Auslegung „Not kennt kein Gebot“ das kaiserliche Deutschland zu Grunde gerichtet hat, sie erklären ausdrücklich, dass sie sich die Eidgenossenschaft ohne

[1]) Und zwar gerade in dem Augenblick, wo Sie durch blindes, altmodisches Rüsten diese „Salus publica“ selbst in ärgster Weise gefährden.

die Armee gar nicht denken können.[1]) Dabei verstehen sie unter Armee nicht etwa jede Organisation des opferfreudigen Dienstes an der Gemeinschaft — wie der Zivildienst auch eine sein könnte — sondern im üblichen Sinne eine Organisation, die wesentlich mit Kanonen, Gewehren, Giftgasen und allen mörderischen Gewaltmitteln operiert.

Wir gelangen hier an den Scheideweg und müssen ganz deutlich sprechen.

Jene Eidgenossenschaft, zu deren Definition die widerwärtigsten Merkmale eines überlebten Zeitalters ganz wesentlich und unzertrennlich gehören, die in Mord und Blut bezw. im Spiele mit solchen Dingen bis in die Ewigkeit hinein stecken bleiben möchte, auch wenn andere Möglichkeiten geboten wären, ist uns nicht mehr die geliebte Mutter, sondern ein Stück des leibhaftigen Satans, des Moloch, das würdige Geschöpf des verstockten und vergötterten Volksegoismus. Wir hassen es, verfluchen es und verwerfen es von ganzem Herzen. Unter dem geheuchelten Vorwand der Landesverteidigung bereitet dieses Wesen selbst mit allen Mächten, die den Geist verleugnen und brutale Gewalt anbeten, den nächsten Krieg vor. Ueberzeugt und ruhig im Gefühl der erfüllten Pflicht stehen die Meisten — stehen die Besten unsers Landes — noch im gefährlichen Banne; so standen auch 1914 ganze Völker einstimmig und ahnungslos für die schlechteste Sache zum höchsten Opfer bereit; so brachten sie über ihr eigenes Vaterland die grosse Katastrophe."

* * *

Herr Bundesrat, Sie haben selbst in Ihrer Rede an der Maitagung 1924 der freisinnig-demokratischen Partei in Zürich folgende schöne Worte gesprochen:

„.... Ich bin ferner der Ansicht, dass ein grosser Schutz besteht in demjenigen, was wir im Staate und im Hause tun; je besser wir unsere Aufgabe als Volk und als Bürger erfüllen, je wohltätiger sich unser kleiner Einfluss in der Welt geltend macht durch das Beispiel, das wir geben,[2]) je mehr wir uns die Achtung unserer Nachbarn und der ganzen Welt erringen, desto grösser ist der Schutz, der sich für unser Land aus dieser Arbeit ergibt ...."

Den gleichen Gedanken hat auch Gottfried Keller ausgesprochen — ich finde ihn in dem neuerschienenen Buche von Otto Lauterburg zitiert: „Könnte es uns gelingen, auch an inneren, sittlichen Eigenschaften, für welche uns Christus das erhabene Vorbild gibt, das Vaterland reicher machen zu helfen, so würden wir zu seinem Schutz ebensoviel beitragen als mit eisernen Waffen."

---

[1]) Vortrag von Oberst Trüssel. Siehe „Bund", 18. März 1924.

[2]) Nicht etwa durch das in Schweden zitierte Beispiel der Mehrrüstung.

Wenn Ihre Worte wie diejenigen Gottfried Kellers ernst zu nehmen sind, so würde das heissen, dass man auf diesem positiven Prinzip auch eine direkte, bewusste, spezialisierte Verteidigung des Vaterlandes aufbauen könnte, welche der althergebrachten Militärverteidigung nach Ihnen ebenbürtig, nach uns hundertmal überlegen wäre. Wird dieser Gedanke konstruktiv verfolgt, so kommt man sofort auf den Vorschlag eines nationalen oder noch besser internationalen Zivildienstes, unter Einsetzung aller Kräfte, damit diese neue Verteidigung die alte und schliesslich den Kriegsmoloch selbst allmählig vernichtete.

Der Hauptunterschied zwischen uns scheint darin zu bestehen, dass wir Ihre Worte viel ernster nehmen als Sie selbst. Wir haben auch neulich ähnliches mit Ihrem Kollegen, Herrn Bundesrat Motta erlebt.[1]) Er schliesst Schiedsgerichtsverträge ab, die, wenn sie ernst gemeint sind, Vertrauen voraussetzen und Vertrauen fördern. Wir gratulieren ihm von ganzem Herzen dazu. Dann erklärt er aber vor der versammelten Elite der akademischen Jugend an der Eidgenössischen Polytechnischen Schule in Zürich am 5. Juni: „Es wäre grundfalsch anzunehmen, das Bestehen der Schiedsverträge ergäbe einen Grund zur Vernachlässigung der militärischen Institutionen.“ Mit dieser eleganten Wendung über die schönen, nicht zu „vernachlässigenden“ Institutionen, welche der Menschheit im allgemeinen die Segensjahre 1914—1918 gebracht haben, gelangt Herr Motta als Konsequenz seiner Schiedsverträge in natürlicher Weise nicht zur Ab- sondern zur Mehrrüstung. Wir aber nehmen diese Verträge — seine eigene Arbeit — und das Vertrauen, ohne welches sie überhaupt keinen Sinn haben, so ernst, dass wir darin nicht nur einen Grund, sondern eine Pflicht zur Abrüstung sehen.

Trotz aller Sehnsucht nach ungestörtem Gebrauch der neuesten Erfindungen unserer Waffenfabrik, trotz der von einem biederen Baselbieter kürzlich ausgesprochenen „heiligen Ueberzeugung“, dass unser liebes Schiessgewehr immer die wirksamste Waffe zur Verteidigung des Vaterlandes bleiben werde, trotz alledem kommt der Gaskrieg o d e r e n d l i c h d a s V e r t r a u e n: das wahre, nicht das auf Beibehaltung des frisch-fröhlichen eidgenössischen Militärwesens zugeschnittene Vertrauen. Das wahre Vertrauen — es soll kommen!

Wie schön, verehrter Herr Bundesrat, wenn der Schweizerbürger und der Schweizerstaat auch gewillt wären, etwas zu wagen, vielleicht sogar etwas Heroisches zu leisten, damit es komme!

Mit eidgenössischem Gruss Ihr ergebener

P i e r r e C e r e s o l e.

---

[1]) Vergl. dazu das Juniheft, Rundschau. Die Red.

Feuerbrände.

„Da fiel das Feuer des Herrn herab."
(1. Könige 18, 38.)

Bei einem kleinen Ort Thüringens werden am 24. Dezember auf einer Anhöhe, dem St. Antoniusberg, grosse Fackeln angezündet, für welche die Dorfbuben wochenlang vorher alle Reisigbesen zusammenstehlen. Vor den brennenden Fackeln singen dann am heiligen Abend die Buben und Mädchen: „Vom Himmel hoch da komm' ich her" und Kinderaugen leuchten im Vertrauen, dass die Fackeln sicherlich dem Christkind den Weg ins Dorf weisen. In Norddeutschland werden Osterfeuer angezündet und ein Hauptspass ist es, sich an verkohlten Holzstücken die Hände und andern dann das Gesicht zu schwärzen.

Auf unsern Bergen lohen am 1. August die Feuer, und wenn es nur nach meinen Wünschen ginge, so gäbe es bis ans Ende meiner Tage keinen 1. August, an dem ich nicht mit eignen Armen einen Feuerstoss auftürmte und seine Lohe und Funkenschwärme zu einem sternenklaren Nachthimmel emporsteigen liesse.

Aber so fein und wert alle diese Feuer sind, nicht können sie sich jenem einen Feuer vergleichen, das der Prophet Elia nach dem Buche der Könige dermalen auf dem Berge Karmel zurichtete. 450 Priester des Baal, des falschen Gottes, hatte er herausgefordert, gleich wie er selbst ein Brandopfer zu richten, aber kein Feuer anzulegen, sondern jeder von seinem Gott den zündenden Blitz zu erbitten. Das ganze Volk war zu Zeugen geladen, damit es endlich lerne, nicht mehr „auf beiden Seiten zu hinken", sondern sich zu entscheiden entweder für Jehovah oder für Baal.

Vom Morgen bis zum Abend flehten die Baalspriester und quälten sich selbst, um ihren Gott zur Wundertat zu bewegen — umsonst. Dann rief Elia vor seinem Opfer zu Gott und ein Feuer fiel vom Himmel herab, das nicht nur Brandopfer und Holz, sondern selbst die Steine und Erde des Altars, ja das Wasser, das man in einem rings um den Altar gezogenen Graben getan hatte, verzehrte. Da fiel das Volk aufs Antlitz nieder. Elia aber liess die 450 Priester des Baal greifen, dass ihrer keiner entrinne, führte sie vom Berge hinab und schlachtete sie.

Es berührt eigen, dass Elia dann gleich nach seinem grossen Sieg einsam in die Wüste flüchten muss und dort so verzagt, dass er bittet, seine Seele möge sterben, denn er sei nicht besser als seine Väter. Darauf, nach vierzig Tagen der Wanderung durch die Wüste und des Fastens, wird ihm ein Gesicht: Der Herr geht vorüber. Vor ihm her ist ein Wind, der die Berge zerreisst, doch der Herr ist nicht darin. Dann ein Erdbeben, aber der Herr ist nicht im Erdbeben. Darnach ein Feuer, aber der Herr ist auch nicht im Feuer. End-

lich ein stilles, sanftes Sausen und darin ist der Herr, daraus hervor kommt seine Stimme, die Elia mit einer Botschaft des Gerichtes zu Israel zurücksendet, nach der vom ganzen Volk nur siebentausend übrig bleiben sollen.

Möchten wir doch auch so klar vor ein Entweder—Oder gestellt werden wie Israel auf dem Karmel, dass wir aufhörten, auf beiden Seiten zu hinken und die Wahrheit, wer der lebendige Gott und wer der tote Götze ist, uns auf unser Antlitz niederwürfe. Oder stand es schon vor uns? War der Weltkrieg schon der grosse Opfertanz, den die Menge der Priester des falschen Gottes der Macht und Gewalt, des Gottes des Sinnenkultus und zugleich des Fliegengeschmeisses aufführte und dem das ersehnte Feuer des Sieges versagt war und rings nur Besiegte übrig blieben? Haben die wenigen Boten des wahren Gottes, des Gottes der Liebe und des Dienens, der Reinheit und der Würde, dabei ihre Aufgabe nicht erfüllt, nicht genug gewagt, auf den Plan zu treten, und die Grösse des Mutes und der Kraft nicht aufgebracht, die ihres Gottes Sieg allem Volk offenbart hätte?

Wie dem auch sei — Gott spricht immer wieder und wird neue Entscheidungsstunden herbeiführen. Stunden vielleicht, wo nicht nur ein dramatisches „Opferspiel“ über unsere Bühnen geht und die Theater kaum zu füllen vermag, sondern wo unsere Städte, Dörfer und Fluren zur Bühne werden und wir alle Mitspieler sein müssen.

Möchten wir dann wenigstens in den Jahrhunderten seit Dem, der am Anfang unserer Zeitrechnung steht, gelernt haben, dass es nicht genug ist, wenn wir die Diener des falschen Gottes sich in ihrem Blute wälzen lassen. Sonst könnte ein Sieg wieder gefolgt sein von der bitteren Erkenntnis in einsamer Wüste, dass wir nicht besser sind als die andern und vom verzweifelten Wunsch, dass unsere Seele sterbe.

Nicht im starken Winde unserer grossen Ueberkultur ist der Herr, nicht im Erdbeben des Krieges, nicht im Feuer der Revolution, das vielleicht noch mehr vor uns als hinter uns liegt, sondern er kommt nach allem dem im stillen, sanften Sausen, das seiner Stimme Raum gibt.

Wer auf diese Stimme horcht, der wird noch, wie Elia von Ahab, gefragt werden: „Bist du der, welcher das Volk verwirrt?“ Aber er wird, so er nur der Stimme folgt, auch wie Elia die Gewissheit haben, dass der Herr Herr ist und er ein Knecht, der alles nach Gottes Willen tut.

B.-G.

Zur Lage der Schweiz.

Drei Stimmen.

Vorbemerkung der Redaktion. In der Basler „Nationalzeitung“ (Nr. 211) haben sich gleichzeitig zwei Stimmen ver-

nehmen lassen, die gewiss ungewollt, aber wie durch eine Art Fügung im Kleinen einander ergänzen und damit zu einem Gesamtbild der tödlichen Gefahr werden, die der Schweiz und, was den ersten Artikel betrifft, freilich nicht nur der Schweiz, droht. Sie sprechen aus, was wir längst in tiefem Schmerz empfinden.

Ein Paradies der Technik?

Von Blasius Rohr.

Wiederbeseelung durch die Technik — der Witz war fällig! Die „National-Zeitung" erzählte jüngst vom Bostoner Warenhausbesitzer Filene, welcher mit Massenproduktion, Massenabsatz, hohem Lohn und Fünfstundentag uns Armen das verlorene Paradies der Musse, der Besinnung, der Seele wieder schenken will. Der gewaltige Befreiungskrieg, so referierte unser amerikaseliger Gewährsmann weiter, sei in vollem Gange. Einst lebten wir von der Gnade der Natur. Jetzt unterwerfen wir uns den Erbfeind, der uns von altersher zum Hunger, zum Frost und zur Zwangsarbeit verdammte, technisch auf der ganzen Front. Ziel der europäischen Politik: Ueberwindung des Klimas, vor allem des Winters, durch die Technik. Die Befreiung der Seele und das tausendjährige Reich beginnt! Diesen Optimismus aus — Verzweiflung praktiziere ich auch, wenn mir das Bild der Wirklichkeit zu unerträglich wird. Ich sage mir dann: das Rasen der Technik muss irgendwie sinnvoll sein. Diese ungeheure Kraftanstrengung müsste uns zum Guten ausschlagen. Warum sollte sie die Materie schliesslich nicht überwinden und uns von ihr befreien? Aber die Frage ist nicht schlüssig, denn diese supponierte Wiederbeseelung durch eine Technik höchsten Grades setzt zugleich das Maximum jener furchtbaren wirklichen Entseelung voraus, womit uns der technische Prozess schon heute geschlagen hat. Welches sind denn die stärksten Züge dieser Zeit? Ueberwindung der Distanz, Hemmungslosigkeit, Ehrfurchtslosigkeit, Lähmung des Blicks für Zusammenhänge, für „gottgewollte" Ordnung und Abhängigkeit, kurz: Folgen der Technik auf der ganzen Linie! Aus Grenzen- und Distanzgefühl, aus Ehrfurcht wächst, in Ehrfurcht findet sich alles. Die Technik aber, welche weder Distanz noch Grenzen kennt, tötet die Ehrfurcht.

Der grosse „Befreiungskampf" ist in vollem Gang; auch bei uns. Letzte Woche fuhr ich nach langen Jahren wieder hinunter an den Lago Maggiore. Wo ist die alte, wilde Reuss geblieben? Ihr leeres, steingelbes Bett füllt das Tal wie ein ungeheuerliches Gerippe. Der starke Fluss selbst liegt in ohnmächtige Tümpel zerrissen wie tot in den Staubecken. Aber was der Reuss widerfuhr, ist nichts im Vergleich zum Schicksal, welches der Aare zugedacht ist. Wer die Aare, wer den mächtigsten Wasserfall der Alpen, den Handeckfall, noch am Leben sehen will, beeile sich. Noch wenige Jahre und unsere stolzesten und ungebärdigsten Gebirgswasser sind verbaut, gezähmt, zum Nutzeffekt gezwungen, verrauscht und tot. Wozu? Ist der Mord an unseren Flüssen, ist die wachsende Friedhofstille in den Alpen gerechtfertigt, wenn einst das letzte Bauernbabi sein Sonntagsfürtuch elektrisch wird bügeln können? Gut, die Elektrifikation der Schweiz sei nützlich, obschon mir nicht eingehen will, worin uns geholfen wäre, wenn die dürre, dumme Nützlichkeit zum alleinen Weltgesetz erhoben ist. Was aber im folgenden aufgezählt wird, ist nur das nackte, nicht einmal durch Nützlichkeit zu entschuldigende Rasen einer technisch gesinnten und bestimmten Verachtung der Natur. Der irdische Wald überall wird zerstört. Dagegen bedeutet die Aufforstung wenig oder nichts. Nordamerika, einst das waldreichste Land, deckt seinen Holzbedarf mit Einfuhr. Damit durchschnittlich jede Minute ein Buch und jede halbe Sekunde

eine Zeitung auf uns losgelassen werde, sind jährlich 700,000 Tonnen Holz zur Papierbeschaffung nötig. Man beweise uns die Notwendigkeit, die höhere „Nützlichkeit“ dieser Milliarden schlechter Zeitungen, Pamphlete, Schauerromane. Die Italiener, technisch krank wie kaum ein zweites Volk, fangen und morden jährlich Millionen an ihren Küsten erschöpft einfallender Zugvögel. Auf der Sorentiner Halbinsel fängt man ihrer lebendig Jahr für Jahr bis fünfhundertausend. Die durchschnittliche Vernichtungsziffer für Aegypten beläuft sich auf ungefähr drei Millionen. (Zum Vogelmord der Italiener: Die katholische Kirche lehrt allerdings die Seelenlosigkeit der Tiere. Und beide, Christentum und Technik, vergotten den Menschen und verachten die Natur.)[1] Noch grauenvollere Verheerungen richtet die Mode an. Die Pariser Putzmacherinnen verarbeiten jedes Jahr bis zu fünfzigtausend Seeschwalben und Möven. Ein Londoner Händler verkaufte im vorigen Jahr (nach dem „Cri de Paris“) dreisigtausend Kolibris, achzigtausend verschiedene Seevögel und achthundertausend Paar Vogelflügel der verschiedensten Arten. Man darf annehmen, dass jedes Jahr nicht weniger als dreihundert Millionen Vögel für die Frauenmode geopfert werden. Vor einigen Jahren entstand in Kopenhagen eine Aktiengesellschaft „zum Betrieb von Walfischfang in grossem Stil und nach einer neuen Methode“, nämlich mit schwimmenden Fabriken, welche die erlegten Tiere sogleich verarbeiten; im Verlauf von zwei Jahren sind rund fünftausend Individuen dieser grössten Tiersgattung der Erde hingeschlachtet worden und der Tag ist nahe, wo der Wal der Geschichte und — den Museen angehört. Zur Belieferung der Menschheit mit Billiardkugeln, Stockknöpfen, feinen Kämmen und Fächern und ähnlichen ungemein wichtigen Dingen werden nach den neuesten Berechnungen Turniers 800,000 Kilogramm Elfenbein jährlich verarbeitet. Für diesen Elfenbeingewinn müssen über tausend Elephanten jährlich das Leben lassen. In gleichem Stil werden schonungslos hingemordet Antilopen, Nashörner, Kängurus, Giraffen, Strausse, Gnus in den tropischen, Eisbären, Moschusochsen, Polarfüchse, Walrosse, Seehunde in den arktischen Zonen.

Unter dem dümmsten aller Vorwände, dass unzählige Tierarten „schädlich“ seien, haben wir nahezu alles ausgerottet, was nicht Hase, Rebhuhn, Reh, Fasan heisst. Eber, Steinbock, Fuchs, Marder, Wiesel, Dachs und Otter, die Tiere alter Märchen und Legenden. schwinden unaufhaltsam dahin. Flussmöve, Seeschwalbe, Kormoran, Taucher, Reiher, Eisvogel, Königsweih, Eule sind rücksichtsloser Verfolgung, die Robbenbänke der Ost- und Nordsee der Vertilgung preisgegeben, und wer gewahrt nicht mit heimlicher Angst die von Jahr zu Jahr schnellere Abnahme unserer Zugvögel! Jeder, der die Augen offen hat, weiss, dass mit jedem Frühling immer weniger Schwalben den Weg zu uns wiederfinden. Noch vor knapp einem Menschenalter war selbst in den Städten zur Sommerszeit die blaue Luft vom Schwirren der Schwalben und Segler voll. Sogar auf dem Land ist es jetzt unheimlich still geworden und es schlagen auch nicht mehr, wie an jenen taufrischen Morgen in den jubelnden Dichtungen Eichendorffs „Unzählige Lerchen“. Ein besonderer Todfeind der Zugvögel ist bekanntlich das fürchterliche Spinngewebe der elektrischen Drähte landauf, landab (Zitate aus dem Material in Ludwig Klages prächtiger Schrift „Mensch und Erde“).

Die sterbende Erde! Und noch stehen wir erst am Anfang. Was erwartet uns in 50, in 100 Jahren? Wie erwehren wir uns des Todes? Was kann jeder von uns tun? Wenigstens sich zwingen, alles im Zusammenhang, in gegenseitiger Bindung, ganz zu sehen. Alles ist lebendig, wesenhaft, nie einzeln, sondern immer nur im Ganzen zu erfassen. Die Erde ist wahrhaft kein Klumpen „toter Materie“, sondern, wie es der Glaube der Alten wollte,

[1]) Dass dies nach unserer Meinung vom Christentum n i c h t gilt, sei doch angemerkt. Die Red. d. N. W.

ein lebendiges Wesen. Aber auch hier ist Geburt und Gefühl alles. Ein Zusammenhang wird gefühlt, nicht ergrübelt. Der Hass gegen den Geist, der die Welt vereinzelt, trennt und, derart geschwächt, zerstört, steigt aus Herz, Blut, Wurzeln. Wäre der Schweizer verwurzelter und instinktsicherer als der gewohnte Masseneuropäer, dieses Hasses und darüber hinaus des unerschütterlichen Glaubens an das lebendige und unteilbare Ganze nicht vor vielen andern fähig? Ueben wir diese Kraft, klopfen wir den Verächtern der Geschichte, den Voraussetzungslosen auf die Finger, wo wir können, glauben wir an das Leben nur im Ganzen, leben wir demnach — und wir haben das unsrige getan. Technik als Selbstzweck ist Niedergang zum Tod. Vergessen wir nie, dass wir im Erkennen der Welt wesentlich nicht weiter sind, als die alten Griechen und Chinesen. Und fragen wir uns mit Klages: Ist es wahrscheinlicher, dass sie Physik nicht trieben aus Unvermögen oder aber, weil sie es gar nicht wollten, und birgt ihre Mystik nicht tiefste Einsichten, die wir unter Preisgabe des wahren Lebens längst verlernten?

Wegen eines Denkmals.

Vor etwa fünfzehn Jahren hatte sich in Zürich ein Ausschuss für ein Waldmann-Denkmal gebildet. Das Komitee löste sich eines Tages unerwartet auf; war der grösste Eidgenosse des grossen 15. Jahrhunderts eines Standbildes doch nicht für würdig befunden? Nach gewissen Mitteilungen in der Presse schien es so. Es wurde gesagt, Gagliardis neue und drastische „Dokumente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann“, welche damals heraus gekommen waren, hätten die Initianten doch etwas betreten gemacht. Genug, das Denkmal kam nicht zu Stande. Heute ist es abermals geplant. Ein Komitee trat zusammen. Ein Geschichtskundiger, Herr Dr. Rosenberger, hält vor den Zünften Wollishofen, Dreikönige und Wiedikon einen ausgezeichnet belegten Vortrag, woraus sich ergibt, dass der Führer in der Murtenschlacht, anständiger, viel anständiger als das Bild in unseren Geschichtsbüchern, einem nackten Justizmord durch tollwütige Gegner erlegen ist. Der Reingewaschene wird nun wohl sein Denkmal bekommen, dafür war die Rechtfertigung gut; war sie sonst notwendig? Der grosse Waldmann ist den gewohnten geschichtlichen Begriffen ja längst entrückt und lebt als Urbild einer mächtigen Zeit und Rasse unverrückbar im Traum und Bewusstsein seines Volkes.

Neulich sprachen und erhitzten wir uns, Freunde und Bekannte, bis tief in die Nacht hinein darüber, dass gerade wir Schweizer unsere Urbilder, unsere Mythen, nicht dürfen bleich werden lassen. Wir waren unser ein halbes Dutzend, Bejahrte und Jüngere, und zwei alte Freunde von drüben aus dem grossen Kanton. Die beiden Deutschen hatten natürlich den Krieg mitgemacht, waren in den Wirren später um Hab und Gut gekommen, richteten sich an der Rentenmark wieder auf und haben nun zum erstenmal seit zehn Jahren wieder richtig Schweizerluft geatmet. Sie hielten mit Freuden- und Lobesbezeugungen nicht zurück. „Diese Freiheit nach Jahren der Qual und Enge! Wo wird menschlicher, natürlicher gelebt? Wo sind die Menschen natürlicher zueinander? Wie sind doch Schweizer und Natur eins von altersher!“

Der verehrte Senior unseres Kreises — er stammt aus der letzten grossen Zeit, als die Welti, Schenk, Droz, Ruchonnet lebten und wirkten („betrachtet diese Köpfe und messt dann den furchtbaren Abstand zwischen einst und jetzt!“) — also unser Senior tat einen tiefen Zug aus dem Glas, schlug dem Stumpen die Asche ab und begann mit bedächtigem Ernst: „Wir Schweizer und die Natur eins? Das war. Das Aeussere, ja, ist immer noch Natur, Ursprung, Kraft, — aber es lügt. Nehmt euch den einzelnen Schweizer vor — ich meine den typischen, der Typus macht das Volk — betrachtet das Schwei-

zervolk selbst in den Augenblicken der Entscheidung und ihr stösst auf die unsichtbare, auf die Gespenstermauer, die alles letzte, wahrhaft freie, zeugende Wachstum irgendwie knickt. Diese Gespenstermauer — die Angst vor dem Leben, aus Angst, das Leben zu verlieren, nennt sie wie ihr wollt — überschattet, überkühlt das Dasein unserer ganzen Gemeinschaft. Sie steigt wie eine Ahnung der Polarnacht immer drohender um uns auf. Es wird kalt. . .“

Wir kannten den Alten längst als einen eingefleischten Pessimisten, aber darauf waren wir nicht gefasst. „Ihr seid ein Gespensterseher!“ rief einer von uns erregt. „Im Gegenteil! Wir sind kerngesund! Und während die Welt ringsum taumelt und das verlorene Gleichgewicht sucht, verwalten wir in alter Vernunft und Beharrlichkeit das Erbe der Väter.“

Aber das wollte der Alte unter keinen Umständen wahr haben. Er ereiferte sich immer mehr. „Eure Vernunft, eure Beharrlichkeit, eure Verfettung, euer eingedicktes Blut wird das Erbe schliesslich nur zu Grunde richten. Kein Saft, kein Ueberschwang, kein Taumel mehr. Wahrhaftig, ich beneide euch,“ wandte er sich nun an die beiden Deutschen. „Ihr hattet einen entsetzlichen Krieg. Aber ihr hattet auch das grosse, überpersönliche Erleben, ihr lerntet verlieren. Unsere Angst, unsere ganze Schweizerangst dreht sich ja nur um das bischen schäbigen, irdischen Besitzes.“ Abermals trank der Alte eins; dann betrachtete er sein Glas. „Schon sterben die Reben im Wallis, im Waadtland, am Neuenburgersee — es fehlt nur noch, dass die Schweiz trocken wird.“ „Wieso?“ „Dann gnad Gott, dann wird der Staat nur noch Irrenhäuser bauen müssen!“ „Bauen? Der Fendant hats euch diesmal entschieden angetan. Abbauen denke ich. Es lebe die Prohibition der Amerikaner und Norweger!“

„Ach,“ sagte der Alte, „diese Völker pendeln zwischen den Kontinenten, zwischen den Meeren. Sie haben ihr Meer, ihre Stürme auf dem Meer. Warum wird bei uns so gottslästerlich getrunken, mehr getrunken als in irgend einem andern Land? Weil dem Schweizer das Saufen das Meer, den Krieg, das ganze elementare überpersönliche Leben ersetzt Nehmt ihm noch den Wein, und er erstickt an sich selbst, am nie geschüttelten, nie überflutenden, am verstockten Blut, am nie geleerten Kropf, an der Hemmung, am Komplex, wie sie jetzt überall sagen.“

„Diesen nachtschwarzen Pessimismus hätte ich am wenigsten von einem Schweizer erwartet,“ meinte einer unserer deutschen Freunde. „Wie Sie die Zustände sehen, gäbe es ja gar keine Rettung. Die Gespenstermauer wächst, die Polarnacht steigt immer drohender empor . . .“

Der Alte erwiderte: „Die Schweizergeschichte ist grösser als irgend eine andere und eigentlich nur mit der griechischen zu vergleichen. Denn dieses einmütige Zusammenhalten der alten Schweizer in der Gefahr, diese Einheit, welche des persönlichen Führers fast entraten kann, erblicken wir nur noch bei den Griechen. Auf mich wirkt die elementare Wucht, wie unsere Vorfahren lebten und sich durchsetzten, immer überwältigend, und mir erscheint die heroische Geschichte der alten Eidgenossen wie der Ausdruck einer grossartigen, überpersönlichen, das Persönliche verachtenden Todes- und Auferstehungslust. Retten wir wenigstens zur Stärkung unserer eigenen Zeit das Erinnern daran! Kräftigen wir es in unserer Schweizergegenwart, welche durch das Ueberwuchern der kleinen persönlichen Aengste so eng und hässlich geworden ist. Halten wir wenigstens unsere Mythen, die Urbilder unserer ursprünglichen Volksart hoch, und sorgen wir drum auch dafür, dass unser grosser elementarer Waldmann das längst fällige Denkmal endlich erhält.“

N a c h t r a g. Man vergleiche zur Ergänzung noch folgendes

Zitat aus den „Eidgenössischen Glossen“ von Möschlin. (Nat.-Zeitung Nr. 225):

Vor ungefähr einem Monat schrieb der schwedische Literaturprofessor Fredrik Böök in einem Reisebrief des „Svenska Dagbladet“, dass Basel eine angenehme Bekannschaft sei. Dagegen ist nichts einzuwenden. Er schrieb aber auch noch etwas anderes: Die schweizerische Politik habe nichts grossartiges an sich. Früher habe man sich eingebildet, die schweizerische Staatsform sei die modernste Europas und voll Zukunftsgedanken. Man komme aber der Wirklichkeit näher, wenn man sage, dass die mittelalterlichen, regionalen Gesellschaftsformen nirgends so unberührt am Leben geblieben seien, wie in der Schweiz. Durch den Krieg sei der Föderalismus noch gestärkt worden. Die Freisinnigen seien die Träger des grosschweizerischen Gedankens gewesen, sie hätten sich aber dem Föderalismus nähern müssen, um die welschen Elemente nicht abzustossen. Die Schweiz sei mehr als je ein Bündel isolierter Gebiete. Für den Völkerbund hätten die Deutschschweizer ein ironisches Lächeln und ein Achselzucken, ein wichtiges Symptom, denn in der Schweiz sehe man die ganze Herrlichkeit aus der Nähe. Man begnüge sich mit dem Zuwarten. Sicher sei es, dass man bei uns vergeblich eine moralisch-politische Sphäre suche, die über den Nationalitätengegensätzen stehe. Nichts deute darauf hin, dass sich eine solche um den Völkerbund gebildet habe. Die Schweiz sei also kein erlösendes Hochland über Europas tiefen Klüften. Die Abgründe zögen sich im Gegenteil mitten durch das Gebiet der Bundesrepublik. Die gemeinsame Staatsbildung habe mehr praktischen als idealen Inhalt. Sie bestehe unangetastet — in Ermangelung eines besseren. Die nüchterne Berechnung sei die zusammenhaltende Kraft.

Das sind Behauptungen des schwedischen Professors. Man möchte gern etwas dagegen einwenden. Kann man etwas dagegen einwenden?

Wilson-Worte.

Der Völkerbund.

Die Frage der Einschränkung der Rüstungen zur See führt zu der umfassenderen und vielleicht schwierigeren der Einschränkung der Armeen und aller Programme militärischer Vorbereitung. So schwierig und heikel diese Probleme auch sind, müssen sie doch mit der äussersten Ehrlichkeit ins Auge gefasst und in einem Geiste wirklichen Entgegenkommens gelöst werden, wenn der Friede kommen soll mit Rettung auf seinen Schwingen und wenn er bleiben soll. Wir können keinen Frieden haben ohne Zugeständnisse und Opfer. Es kann kein Gefühl von Sicherheit und Gleichheit unter den Völkern geben, wenn weiterhin gewaltige und überragende Rüstungen da und dort durchgeführt und auch aufrecht erhalten werden. Die Staatsmänner der ganzen Welt müssen auf Frieden sinnen und die Völker müssen ihre Politik diesem Zwecke ebenso anpassen und dienstbar machen, wie sie vorher auf Krieg gesonnen und sich für eroberungslosen Kampf um die Vormacht gerüstet haben. Die Frage der Rüstungen, seis zu Land, seis zur See, ist die am unmittelbarsten und auf die intensivste Weise praktische Frage, von der die

zukünftigen Geschicke der Völker und der Menschheit bestimmt wird. (Rede vor dem Senat, 22. Januar 1917.)

Die Militärs mit ihren strategischen, militärischen und wirtschaftlichen Argumenten waren für den Vertrag von 1815 verantwortlich. Ebenso sind auch Militärs für Elsass-Lothringen verantwortlich. Die Militärs haben Europa von einem unglückseligen Irrtum in den andern gestürzt. Wir sind jetzt dabei, eine internationale Vereinigung zu errichten. Wenn dies nicht gelingt, dann werden zwei Arten von Ordnungen existieren, die alte und die neue. Wir können [aber] nicht zwei Pferde gleichzeitig reiten. Das Volk der Vereinigten Staaten wird diesen Gedanken zurückweisen. Es hat einen Widerwillen gegen die alte Ordnung. Nicht nur das amerikanische Volk, auch die Völker der ganzen Welt sind des alten Systems überdrüssig. Sie werden die Regierungen, die es unterstützen, nicht länger dulden.

(Geheimprotokoll des Viererrates. Memoiren I. 141.)

Diese Idee [sc. das Mandatsystem in Bezug auf die Kolonien] wurzelt in dem überall in der Welt verbreiteten Widerstand gegen weitere Annexionen. Wenn aber die Kolonien Deutschland nicht zurückgegeben werden sollen . . ., müsste eine andere Basis der Entwicklung und der Fürsorge für die Bewohner dieser rückständigen Gebiete gefunden werden. Dieses sei der Zweck, der die Idee einer Administration durch die im Namen des Völkerbundes handelnden Mandatare hervorgerufen habe . . . Eine Institution müsse ersonnen werden, um die Ideen durchzuführen, die ihnen allen vorschwebten, nämlich das Land zum Wohle der bereits Ansässigen und zum Vorteil derer, die später dort wohnen würden, zu heben.

Der Zweck sei, der Bevölkerung der unentwickelten Gebiete zu dienen, sie vor Missbräuchen zu schützen . . . Ferner verfolge man den Zweck, rückständigen Völkern und Ländern eine ruhige Entwicklung zu verschaffen, damit später, wenn die Zeit dazu gekommen sei, die alleinigen Interessen der Völker, wie sie sich ihnen darstellten, die Völker befähigen möchten, über ihre endgültigen Beziehungen zu der Mandatsgewalt ihre Wünsche zu äussern . . .

In erster Linie sollte der Völkerbund bestimmte allgemeine Richtlinien für die Mandate festlegen in dem Sinne, dass die betreffenden Distrikte vor allem im Hinblick auf die Hebung der Lebensverhältnisse der Bewohner verwaltet werden müssten. Zweitens, dass keinerlei Unterschiede den einzelnen Mitgliedern des Völkerbundes gegenüber gemacht werden dürften, Unterschiede, die vielleicht gar den Zutritt zu den Hilfsquellen der betreffenden Distrikte erschwerten . . . Alle Länder sollten die gleichen Zölle zahlen und alle das gleiche Zutrittsrecht geniessen . . .

Die Welt wird sagen, dass die Grossmächte zuerst die wehr-

losen Teile der Welt unter sich verteilten, um dann einen Völkerbund zu gründen. Die nackte Tatsache wird bestehen bleiben, dass jeder einzelne dieser Teile einer der Grossmächte zugewiesen worden ist. Ich möchte in aller Offenheit darauf hinweisen, dass die Welt eine derartige Handlungsweise sich nicht bieten lassen wird; sie wird den Völkerbund unmöglich machen und wir werden zu dem System des Weltrüstens und der damit verbundenen Anhäufung von Schulden und der Last grosser Armeen zurückkehren müssen. (Geheimprotokoll des Geheimrates vom 24. u. 27. Januar 1918. Memoiren I. 212 u. 214.)

Völker und Provinzen lassen sich nicht von Staat zu Staat verschachern und verschieben wie leblose Waren und Spielfiguren. Die Tage der Eroberungen und des Machtzuwachses sind dahin. (Rede vor dem Senat, 22. Januar 1917.)

Ein Völkerbund erscheint mir im Hinblick auf den ganzen Frieden als eine Notwendigkeit. Ich betrachte ihn als den Schlüssel des ganzens Friedens.

(Antwort an eine englische Delegation, 28. Dez. 1918.)

Die privilegierten Schichten der Menschheit haben aufgehört, die Beherrscher der Menschheit zu sein. Das Schicksal der Menschheit ruht jetzt in den Händen des einfachen Volkes der gesamten Welt. Man stelle das Volk zufrieden und man wird nicht allein sein Vertrauen gerechtfertigt sehen, sondern auch den Frieden begründet haben. Tut man dem Volke kein Genüge, dann lässt sich auch kein Abkommen treffen, das den Frieden der Welt errichtet und festigt. (Rede in der Sorbonne in Paris, 25. Jan. 1918.)

Wir brauchen nichts, was uns nicht gehört. Ist nicht ein Volk in solcher Lage zum Dienst an den andern Völkern frei?

(Ansprache an die Associated Press, 20. April 1915.)

Das Beispiel Amerikas muss ein besonderes Beispiel sein. Das Beispiel Amerikas muss ein Beispiel sein nicht bloss des Friedens, weil es nicht gewillt ist, Krieg zu führen, sondern des Friedens, weil Friede einen heilenden und erhebenden Einfluss auf die Welt hat, der Streit aber nicht. Es gibt wirklich so etwas, dass ein Mann zu stolz ist, um zu streiten. Es gibt wirklich so etwas, dass ein Volk zu sehr im Rechte ist, um es nötig zu haben, andere mit Gewalt von seinem Rechte zu überzeugen.

(Aus einer Rede zu Philadelphia am 10. Mai 1915 an amerikanische Neubürger.)

Mein Interesse an der Neutralität der Vereinigten Staaten ist nicht der kleinliche Wunsch, unbehelligt zu bleiben . . . Ich bin an der Neutralität interessiert, weil es etwas so viel Grösseres gibt, als Krieg zu führen . . . Es wartet auf unser Volk eine Auszeich-

nung, die noch kein anderes Volk empfangen hat, das ist die Auszeichnung absoluter Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung.
(Aus der Rede an die Associated Press, New York, 20. April 1915.)

Mein dringender Rat an Sie ist, nicht immer zuerst an Amerika zu denken, sondern immer auch zuerst an die Menschheit. Amerika ist geschaffen, um die Menschheit zu einigen.
(Aus der Rede an die Neubürger, Philadelphia, 10. Mai. 1915.)

Zuzuschlagen ist das Leichteste, was es gibt. Der brutale Instinkt ist das, was zuerst sich einstellt. Wenn ein Mann angreifen will, so braucht er nicht zu denken; aber wenn ein Mann wirklich die Ehre eines Volkes dadurch retten will, dass er dessen Ideale verwirklicht, dann muss er genau bedenken, was er tun will und wie er es tun will.

Glauben Sie, dass die Ehre Amerikas durch einen Eroberungskrieg in Mexiko erhöht würde? Glauben Sie, dass irgend ein Akt der Gewalt durch ein mächtiges Volk gleich dem unsrigen gegen einen schwachen und zerrütteten Nachbar in den Annalen der Vereinigten Staaten als Auszeichnung dastünde? Glauben Sie, dass es unsere Pflicht sei, Selbstverteidigung als Diktat in die Angelegenheiten eines andern Volkes hineinzutragen? . . .

Gewalt wird nie etwas Dauerndes schaffen . . . auch nicht in dem grossen Streit, der jetzt jenseits des Meeres vor sich geht. Die dauernden Dinge werden erst geschaffen werden, wenn sich die Meinung der Menschheit über die Dinge geltend machen kann und das Einzige, was die Welt dauernd beeinflussen kann, ist diese stille, eindringliche, allmächtige Meinung der Menschheit.
(Rede vor dem Pressklub in New York, 30. Juni 1916.)

Wir kämpfen für die Freiheit, die Selbstregierung, die selbstgewollte Entwicklung aller Völker, und jeder Zug des Friedens, der dem Kriege folgen wird, muss in diesem Sinne gedacht und ausgeführt werden. . .

Kein Volk darf unter eine Staatshoheit gezwungen werden, worunter es nicht zu leben wünscht. Kein Gebiet darf aus einer Hand in die andere gehen, ausser damit seinen Bewohnern mehr Raum zu Leben und Freiheit geschafft werde. Keine Entschädigungen dürfen verlangt werden, ausser solche, die eine Gutmachung offenkundigen Unrechtes bedeuten. Keine Veränderungen in den Machtverhältnissen dürfen vorgenommen werden, ausgenommen solche, die den Zweck haben, den künftigen Frieden der Welt und das Glück der Völker zu fördern.

Und dann müssen die freien Völker der Welt sich zusammentun zu einem gemeinsamen Vertrag, zu einer ehrlichen und praktischen Zusammenarbeit, die ihre Kraft wirksam zusammenfasst, um in

dem Verhalten der Völker zu einander Frieden und Gerechtigkeit zu schaffen.

Die Bruderschaft der Völker darf nicht mehr eine schöne und leere Redensart bleiben; sie muss zu einer greifbaren Kraft und Wirklichkeit werden. Die Völker müssen sich ihres gemeinsamen Lebens bewusst werden und eine Gemeinschaft herstellen, die ihr Leben gegen Angriffe autokratischer und hochmütiger Gewalt sicherstellt. (Botschaft an Russland, 9. Juni 1917.)

Es muss ein gerechter und fester Friede werden und wir hier in Amerika müssen die volle Kraft unserer Begeisterung und unserer Autorität als Volk zu der Organisation dieses Friedens auf weltweiten Grundlagen, die nicht leicht erschüttert werden können, hergeben. Kein Volk sollte gezwungen werden, in irgend einem Streite Partei zu ergreifen, in welchem seine eigene Ehre und Unverletzlichkeit, wie die Geschicke des eigenen Landes nicht berührt werden; aber auf der andern Seite kann kein Volk mehr gegen absichtliche Verstörung des Friedens der Welt neutral bleiben. Die Folgen eines Krieges können nicht mehr länger auf die Schlachtfelder beschränkt bleiben. Kein Volk darf uninteressiert beiseite stehen, wenn Leben und Interesse aller Völker in Verwirrung und Gefahr geraten. Wenn wieder Hoffnungsfreude und hochherzige Arbeit wachsen, wenn die heilsamen und hilfreichen Lebenskräfte wieder erwachen, wenn wieder Zeiten des Friedens kommen sollen, dann muss durch Mittel, die die Welt bisher noch nicht versucht hat, eine neue Atmosphäre von Gerechtigkeit und Freundschaft geschaffen werden. Die Völker der Welt müssen sich zu gemeinsamen Bürgschaften vereinigen, dass, was immer geeignet ist, das ganze Leben der Welt zu zerstören, zuerst im Gerichtshof der Weltmeinung geprüft werden muss, ehe es vor sich gehen darf.

(Rede bei Annahme der Kandidatur zur Präsidentschaft zu Shadow Lane, 2. September 1916.)

Die vierzehn (18) Punkte.

Das Programm des Weltfriedens, so wie wir es sehen, ist folgendes:

I. Alle Friedensverträge sollen öffentlich sein und auf öffentlichem Wege zustande kommen, es soll nachher keine geheimen internationale Abmachungen irgend welcher Art mehr geben, sondern die Diplomatie soll stets ehrlich und unter den Augen der Oeffentlichkeit vorgehen.

II. Die Meere sollen über die territorialen Gewässer hinaus in Frieden und Krieg der Schiffahrt absolut offen stehen, ausgenommen der Fall, dass die Meere entweder ganz oder teilweise durch eine internationale Aktion zur Erzwingung von vertraglichen Verpflichtungen geschlossen würden.

III. Es sollen alle wirtschaftlichen Schranken zwischen den Völkern, die dem Frieden zustimmen und sich für seine Erhaltung zusammentun, so weit als möglich entfernt und ein System gleichartiger Handelsbeziehungen eingerichtet werden.

IV. Es sollen genügende Bürgschaften gegeben und genommen werden, dass die nationalen Rüstungen bis zu dem Minimum dessen beschränkt werden, was zur Erhaltung der Sicherheit im Innern nötig ist.

V. Alle kolonialen Ansprüche sollen einer freien, offenherzigen und absolut unparteiischen Neuordnung unterworfen werden, die auf der strengen Beobachtung des Grundsatzes beruhen muss, dass bei der Behandlung solcher Fragen die Souveränität der Interessen der in Frage kommenden Bevölkerungen das gleiche Gewicht haben müssen, wie die billigen Ansprüche der Regierungen, deren Rechtstitel zu bestimmen ist.

VI. Die Räumung des ganzen russischen Gebietes und eine derartige Lösung aller Russland angehenden Fragen, dass ihm die beste und freieste Mitwirkung der andern Völker verschafft wird, um ihr eine ungehemmte Möglichkeit zur unabhängigen Bestimmung seiner eigenen politischen Entwicklung und seiner nationalen Politik zu gewähren und ihr ein ehrliches Willkommen im Bunde freier Völker unter von ihm selbst gewählten Einrichtungen zu sichern, ja, noch mehr als bloss ein Willkommen, nämlich Hilfe jeglicher Art, die es braucht und die es wünschen mag. Die Behandlung Russlands durch seine Schwesternationen während der kommenden Monate wird den Prüfstein ihres guten Willens, ihres Verständnisses für seine Nöte, besonders insofern sie von ihren eigenen Interessen verschieden sind, und für ihre verständnisvolle und selbstlose Sympathie bilden.

VII. Belgien muss, nach der einstimmigen Meinung der Welt, geräumt und wiederhergestellt werden, ohne irgend einen Versuch, die Souveränität einzuschränken, die es im Verein mit allen andern freien Völkern geniesst. Kein einzelner anderer Akt wird wie dieser dazu dienen, zwischen den Völkern das Vertrauen zu den Gesetzen herzustellen, die sie für die Regelung ihrer Beziehungen zu einander selbst aufgestellt und bestimmt haben. Ohne diesen Akt der Wiederherstellung wird die ganze Struktur und Gültigkeit des internationalen Gesetzes für immer geschädigt sein.

VIII. Alles französische Gebiet soll befreit und die zerstörten Gebiete wieder hergestellt werden; dazu soll das Unrecht, das Frankreich durch Preussen im Jahre 1871 in Sachen Elsass-Lothringen angetan worden ist und das den Frieden der Welt für beinahe fünfzig Jahre gestört hat, gutgemacht werden, damit auch dadurch und im Interesse aller der Friede gesichert werde.

IX. Eine Berichtigung der Grenzen Italiens soll nach klar erkennbaren nationalen Grenzen vollzogen werden.

X. Den Völkern von Oesterreich-Ungarn, deren Platz unter den Nationen wir gewährleistet und sichergestellt wünschen, sollen die freiesten Möglichkeiten autonomer Entwicklung gewährt werden.

XI. Rumänien, Serbien und Montenegro sollen geräumt, die besetzten Gebiete wieder hergestellt werden. Serbien soll einen freien und sichern Zugang zum Meere bekommen. Die Beziehungen der verschiedenen Balkanstaaten zu einander sollen durch freundschaftliche Beratung in Uebereinstimung mit der Geschichte in Bezug auf staatliche Zugehörigkeit und Nationalität bestimmt werden. Internationale Bürgschaften für die wirtschaftliche Unabhängigkeit und territoriale Unversehrtheit der verschiedenen Balkanstaaten sollen in Aussicht genommen werden.

XII. Den türkischen Teilen des gegenwärtigen ottomanischen Reiches soll eine sichere staatliche Souveränität gewährleistet, aber den andern Nationalitäten, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, soll eine zweifellose Sicherheit des Lebens und eine absolut ungehinderte Möglichkeit zu autonomer Entwicklung verschafft werden. Die Dardanellen sollen unter internationalen Garantien als freie Durchgangsstrasse für Schiffahrt und Handel aller Völker dauernd geöffnet sein.

XIII. Es soll ein unabhängiger polnischer Staat errichtet werden, der alle Gebiete mit zweifellos polnischer Bevölkerung umfassen soll. Er soll durch einen freien und sichern Zugang zum Meer gewährleistet und seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit, wie seine territoriale Unverletzlichkeit durch einen internationalen Vertrag garantiert werden.

XIV. Ein allgemeiner Völkerbund muss geschaffen werden, durch besondere Verträge, zu dem Zwecke, gegenseitige Garantien für die gleichmässige politische Unabhängigkeit und territoriale Unverletzlichkeit grosser und kleiner Staaten zu schaffen.

Ergänzung:

XV. Jede willkürliche Macht, die irgendwo bestehen mag und die abgesondert, heimlich und nach eigener Wahl den Frieden der Welt zu stören vermöchte, soll zerstört oder, wenn dies gegenwärtig nicht möglich ist, wenigstens zu tatsächlicher Ohnmacht verurteilt werden.

XVI. Die Lösung jeder Frage, sei es in Bezug auf Territorium oder Staatshoheit oder wirtschaftliche Abmachungen oder politische Beziehungen, muss auf der Grundlage beruhen, dass diese Lösung von den Völkern, die davon unmittelbar berührt werden, in Freiheit angenommen wird, aber nicht auf der Grundlage des materiellen Interesses oder Vorteils eines andern Volkes, das eine seines eigenen

Einflusses oder seiner Herrschaft willen eine andere Lösung wünschte.

XVII. Alle Völker sollen dem Grundsatz zustimmen, dass sie sich in ihrem Verhalten gegen einander von den gleichen Grundsätzen der Ehre und der Achtung vor dem Gesetz der zivilisierten Gesellschaft leiten lassen, welche die einzelnen Bürger aller modernen Staaten in ihrem Verhalten gegen einander leiten, damit alle Versprechungen und Verträge geheiligt, keine besonderen Pläne und Verschwörungen ausgeführt, keine vom Selbstinteresse eingegebenen Schädigungen straflos gelassen und die Bande gegenseitigen Vertrauens auf dem guten Grund einer gegenseitigen Achtung für das Recht geknüpft werden.

XVIII. Es soll eine Organisation des Friedens aufgerichtet werden, die die Sicherheit schafft, dass die vereinigte Macht der freien Völker jede Verletzung des Rechtes verhindern und Frieden und Gerechtigkeit sicher machen wird, dadurch, dass sie ein endgültiges Tribunal der öffentlichen Meinung schafft, dem alle sich unterziehen müssen und durch welches jede internationale Abmachung, die durch die unmittelbar beteiligten Völker nicht auf freundschaftliche Weise getroffen werden kann, sanktioniert wird.

(Botschaft an den Kongress, 8. Juni 1922, und
Rede vor dem Kongress, 11. Februar 1918.)

Grundsätze des Völkerbundes.

Erstens darf die unparteiische Gerechtigkeit, die allen zuteil wird, keine Unterscheidung zwischen denen einschliessen, gegen die wir gerecht zu sein wünschen und denen, gegen die wir nicht gerecht zu sein wünschen. Es muss eine Gerechtigkeit sein, die keine Begünstigung und keine verschiedenen Masstäbe kennt, sondern nur gleiche Rechte für die verschiedenen in Betracht kommenden Völker.

Zweitens darf kein besonderes und abgetrenntes Interesse irgend einer einzelnen Nation oder einer Gruppe von Nationen, das mit dem gemeinsamen Interesse aller unverträglich ist, zur Grundlage irgend eines Teiles des Abkommens gemacht werden.

Drittens darf es in der allgemeinen, gemeinsamen Familie des Völkerbundes keine Verbände, Bündnisse oder besondere Abmachungen und Verständigungen geben.

Viertens, was mehr ins Einzelne geht, darf es innerhalb des Bundes keine besondern wirtschaftlichen Kombinationen und keine Anwendung irgend einer Form von wirtschaftlichem Boykott oder Ausschluss geben, ausser insofern als der Ausschluss von den Welt-Märkten dem Völkerbund als wirtschaftliche Strafbefugnis oder als Mittel der Zucht und des Zwanges verliehen wird.

Fünftens sollen alle internationalen Abmachungen der ganzen übrigen Welt bekannt gegeben werden. Sonderbündnisse sind in

der heutigen Welt eine ergiebige Quelle von Plänen und Leidenschaften gewesen, die zum Krieg geführt haben. Es wäre ein unaufrichtiger und unsicherer Friede, der das nicht durch genaue und zwingende Bestimmungen ausschlösse.

(Rede zu New York, 27. September 1918.)

Wir werden freiwillig, freudig und aus frohem Herzen den für den Frieden nötigen Preis erlegen. Wir kennen die Höhe dieses Preises. Es ist die vollständige und unparteiische Gerechtigkeit, ja die Gerechtigkeit in allen Punkten, die Gerechtigkeit für alle Nationen, für unsere Feinde wie für unsere Freunde, die uns die Schlussabrechnung bringen muss . . . Kein Volk darf enteignet oder dafür gestraft werden, dass die unverantwortlichen Herren eines Landes sich in ein abscheuliches Verbrechen gestürzt haben.

Dieser Verband [sc. der Völkerbund] muss ein Verband von Völkern werden, nicht ein einfacher Verband von Regierungen . . . Die öffentliche Meinung der schlichten Menschen in aller Welt, die Meinung der Menschen, die kein Vorrecht geniessen und die den einfachen und ungekünstelten Masstab an das Gute und Böse anlegen, das ist die Luft, in der fürderhin jede Regierung atmen muss, wenn sie leben will.

Die Geschichte ist an einem ihrer höchsten Wendepunkte angelangt. Den Völkern ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, dass sie hell sehen. Gott hat seine Hand über die Völker ausgestreckt. Er wird sie nur dann segnen, das ist meine Ueberzeugung, wenn sie sich zu den lichten Höhen seiner eigenen Gerechtigkeit und Gnade erheben.

(Rede vor dem Kongress, 4. Dezember 1917.)

Bei der Fällung des Endurteils kann kein Unterschied zwischen den Völkern stattfinden, falls derselbe wirklich gerecht sein soll. Würden wir Deutschland etwas anderes als eine gleiche und leidenschaftslose Gerechtigkeit vorschlagen, zu irgend welchem Zeitpunkt, und wie auch der Krieg ausfallen möge, so würden wir unsere eigene Sache aufgeben und sie entehren.

(Rede am Jahrestag des Eintritts in den Krieg, 6. April 1918.)

Zur Weltlage

Die Liquidation der Kolonialpolitik — ein Weltgericht.

1. Die Kolonialpolitik.

Es vollzieht sich unter unsern Augen ein Ereignis, dessen Wichtigkeit so gross ist, dass wir wohl mindestens bis zur Völker-

wanderung zurückgehen müssen, um eines von ähnlicher weltgeschichtlicher, und nicht bloss weltgeschichtlicher, Tragweite anzutreffen: das ist die Liquidation der Kolonialpolitik. Nicht mehr und nicht weniger bedeutet ja das, was heute in Afrika und Asien geschieht.

Bedenken wir, was das heissen will. Die europäische Kolonialpolitik in fremden Erdteilen (es hat früher auch eine in Europa selbst, in dessen Osten, gegeben, deren Liquidation auch erst heute vollzogen wird und schwer genug geht), die mit dem Beginn der sog. Neuzeit einsetzte und bis in unsere Tage herab noch immer erobernd vordringt, gehört zu den allerdunkelsten Seiten der Geschichte. Es ist eine lange, furchtbare, unausdenkbare, kaum der Feder eines künftigen Geschichtsschreibers zugängliche, weil vielfach im Dunkel des Urwalds oder sonst im Schatten des Unbekannten vorgegangene Geschichte von Gewalt und Ausbeutung, Lug und Trug, Blut und Grauen. Vielleicht das schwärzeste Blatt in diesem dunklen Buch ist die Geschichte der Sklaverei, die durch Jahrhunderte jedes Jahr hunderttausende von Schwarzen, Männern, Frauen und Kindern, aus den Dörfern ihrer Heimat herausriss (nachdem dort ein anderer Teil ihrer Volksgenossen niedergemetzelt worden war), in stinkende, von allen Dämonen der Krankheit und des Jammers heimgesuchte Schiffsräume packte und das, was noch übrig blieb, in wildfremdem Lande der Knechtschaft übergab, alles im Zeichen des Kreuzes und bei unerschüttertem Stand jener Orthodoxie, die eine vielgestaltige Richtung der heutigen Theologie über die Nachfolge Christi stellen will — bis ein dreijähriger furchtbarer Bürgerkrieg, der selbst ein Gericht über die sklavenhaltende Nation war, wenigstens auf dem „christlichen“ Boden ihr ein Ende bereitete.[1]) Schon dieser ganze unermessliche Greuel der Kolonialpolitik, von dem, wie gesagt, die Negersklaverei nur ein Teil ist, könnte es sittlich rechtfertigen, wenn an seinem Fluch zwar nicht das Christentum (wenigstens nicht die Sache Christi!), wohl aber die Christenheit zu Grunde ginge. Wir haben von dort her ungeheures Gericht verdient. Während des Weltkrieges ist einmal ein Freund zu mir gekommen, der noch temperamentvoller ist als ich. Wir sprachen von Ursache und Sinn des Krieges. Als dabei die Rede irgendwie auf Christus kam — ich glaube, dass ich bemerkte, der Krieg bedeute den Zusammenbruch unserer „Kultur“ vor Christus — da fing er völlig gegen Christus zu toben an unter Hinweis auf die ungeheure Versündigung der sog. Christenheit an den Kolonial-

[1]) Wir haben freilich neuerdings erfahren, dass sie in Abessynien noch fortlebt, das ja wenigstens formell christlich ist, und dass sogar in der englischen Kolonie Kenya Zustände herrschten, die der Sklaverei nahe kämen. Unser Landsmann René Claparède in Genf gehört zu den treuesten Kämpfern auch gegen diesen Greuel.

völkern, besonders den Schwarzen, wofür der Krieg ein Gericht sei und wir den Untergang verdient hätten. Mir schien diese Deutung des Krieges damals doch etwas einseitig, aber ich muss gestehen, dass besonders die Lektüre Tagores (ich denke namentlich an sein Buch über den „Nationalismus“) mit der in seinen Schriften vertretenen Betrachtung unseres Abendlandes von Asien, von den Unterdrückten her, mir jenes Urteil meines heftigen Freundes bedeutend wahrscheinlicher gemacht hat. Wie uns oft über die ganze Schwere einer Sünde erst dann die Augen aufgehen, wenn uns nach und nach ihre Folgen klar werden, so wird die ganze Grösse der Schuld, die die Christenheit sich durch ihre Kolonialpolitik zugezogen hat, uns wohl erst deutlich werden, wenn in gewaltigen Zuckungen und Katastrophen ihre Liquidation beginnt.

2. Die Liquidation.

Und die Liquidation hat begonnen. Das ist die gewaltige Tatsache. Indem ich daran gehe, diese, soweit sie heute klar geworden ist, mit ein paar Strichen zu zeichnen, erinnere ich an eine Betrachtung ähnlicher Art, die ich um die gleiche Sommerszeit für die „Neuen Wege“ geschrieben.[1]) Damals ging ich von Europa aus und zwar vom Rheine, d. h. vom Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland, gelangte dann zu dem viel wichtigeren und umfassenderen von England und Russland und langte schliesslich bei Asien und Afrika an, auf die dort sich vorbereitende Erhebung als entscheidenden Faktor künftigen Weltgeschehens hinweisend. Die Entwicklungen haben sich so rasch vollzogen, dass man heute die Reihenfolge einer solchen Betrachtung schon umkehren muss. Heute erscheint die europäische Politik beinahe schon als Anhang zu den asiatisch-afrikanischen Geschehnissen. England sabotiert um ihretwillen den Völkerbund — damit freilich sich selbst das Grab grabend — der französisch-deutsche Gegensatz erscheint einem Betrachter, der Perspektive hat, immer kleiner vor dem englisch-russischen. Hinter diesem englisch-russischen Gegensatz aber steht der von Bourgeoisie und Bolschewismus und zugleich der von Westen und Osten. Denn es ist ja, wie man weiss, der Bolschewismus, der die in Asien und Afrika aufschlagende Flamme unermüdlich und mit diabolischer Leidenschaft schürt. Die bolschewistische Weltrevolution, die den Weg nach dem Westen auf der direkten Linie nicht gefunden hat, sucht nun auf dem Umweg über Asien und Afrika den Feind, den Westen, vor allem die angelsächsische Welt und hier wieder in erster Linie das englische Weltreich ins Herz zu treffen, vorläufig mit viel Aussicht auf Erfolg. Deutschland steht dabei in der Mitte, nach beiden Seiten schwankend, von beiden Seiten umworben und von beiden Seiten mit Verderben bedroht.

[1]) Vgl. das Juliheft 1923: Zur Weltlage.

Die Liquidation hat begonnen und damit ist ein neues Blatt der Weltgeschichte aufgeschlagen. China, Indien, Arabien, Aegypten, Afrika erheben sich und schütteln das Joch Europas ab. Ein Zweifel daran ist nicht möglich, es ist nur eine Frage der Zeit. Die Liquidation beginnt mit G e r i c h t. Nur langsam wird uns dieses Gericht deutlich. Mit der Gerechtigkeit, die ihm eigen ist, beginnt es bei E n g l a n d. Denn England hat von der Kolonialpolitik am meisten Nutzen gehabt. Nun kracht es an allen Enden im Bau des Riesenreiches. Es beginnt sich deutlich zu zeigen, was ich während des Krieges und nachher so oft zu ungläubigen Ohren gesprochen: dass nicht Deutschland, sondern England am gefährdetsten sei, dass das englische Reich sich von innen her auflösen müsse und sich nur retten könne, wenn es ein nur durch Bande der Sympathie verknüpfter Commonwealth (= Republik) freier Völker werde. Es geschieht aber auch etwas anderes, was ich damals nicht so deutlich sah: Auf den britischen Inseln selbst beginnt die Pracht des Imperiums zu verblassen. Die Kohlenbergwerke, die Lebensader der englischen Industrie, verlieren ihren Wert, die Schiffahrt, die andere Hauptquelle englischen Reichtums, geht zurück. Das Heer der Arbeitslosen wächst fast ununterbrochen, und damit taucht die Gefahr des Bolschewismus in dem Lande auf, wo dieser am wenigsten Aussichten zu haben schien. Eine Wendung zum Besseren ist schwer abzusehen. Denn das Angesicht der Welt hat sich verändert. Jene überseeischen Länder, die bisher Abnehmer des englischen Marktes waren, gehen entweder dazu über, selbst industriell zu arbeiten oder sie boykottieren die englische Ware, wie Indien und nun auch China. Es scheint als ob schon das Mene tekel an der Mauer dieses ungeheuren Palastes, in dem Englands Herrscherstuhl stand, erscheine.[1])

Es waltet hier eine doppelte Nemesis. England ist das Land, wo der Kapitalismus ein Jahrhundert früher einsetzte als auf dem Festland und in seiner ersten Glanzzeit an Ausbeutung der fremden Völker und der eigenen Arbeiterschaft, an Verwüstung von Frauen- und Kinderleben und sonstigen Greueln, lange Zeit ohne Fesseln des Gesetzes und der Sitte schaltend, Masse erreichte, die dann, gerade infolge davon, auf dem Festlande doch nicht mehr ganz in gleicher Weise möglich waren. Man lese darüber die klassischen und unangefochten richtigen Darstellungen von Karl Marx in manchen Kapiteln des „Kapital“ und von Friedrich Engels in seiner Schrift: „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ und lese sie im Lichte der heutigen Entwicklungen, und man wird in Schauern erleben, was weltgeschichtliches Gericht heisst, was es heisst,

[1]) Ich erinnere bei diesem Anlass wieder an die gewaltige Schrift des Ehepaares W e b b: The decay of the capitalistic civilisation (Der Zerfall der kapitalistischen Zivilisation).

eine glänzende Kultur auf Gewalt und Unrecht, auf Ausbeutung und Jammer ganzer Volkskreise und Generationen bauen.

Was aber für England im Besonderen gilt, das gilt für ganz Europa. Wenn jene sittlich so zweifelhafte Blüte des englischen Kapitalismus mit der Kolonialpolitik, d. h. mit der Ausbeutung Asiens und Afrikas zusammenhing, so muss man überhaupt sagen, dass der ganze abendländische Kapitalismus und Industrialismus aus dieser fluchvollen Wurzel erwuchs. Nun stirbt die Wurzel ab und der Fluch bleibt übrig. Europa wird nicht mehr der Markt der Welt sein. Langsam, langsam senkt sich die Verödung auf unsere Fabriken, unsere Börsen, unsere Weltstädte, wie sie sich auf Venedig und Brügge, auf Babylon und Niniveh gesenkt hat. Denn es war eine Kultur Kains, eine Kultur des Brudermordes.

Und noch klarer enthüllt sich der Fluch. Ist nicht der ganze Geist der Politik, der uns zuletzt in den Abgrund geführt, sehr stark durch die Kolonialpolitik beeinflusst worden? Da man dort offensichtlich Gewalt, Lug und Trug übte, musste es nicht scheinen, als ob diese das Wesen aller Politik bildeten? Ist es Zufall, dass solche Gewalttheorien innerhalb Deutschlands gerade an der Stelle aufwuchsen, wo man europäische Kolonialpolitik — und was für eine! — getrieben hatte? Preussen ist ja eine Kolonialmacht und was dort im Osten einst an den „heidnischen" Völkern gesündigt worden ist, gehört zu den traurigsten Tatsachen der europäischen Geschichte. Aber allgemein gilt für Europa: aus dem weltweiten Gebiete der kolonialen Sünde sind die giftigen Schwaden bis zu uns her gekommen und haben unser Leben vergiftet. Und so kann man sehr wohl den Weltkrieg von dieser Stelle aus erklären. Nicht nur hat er sich ja in letzter Instanz an der Kolonialfrage entzündet (Serbien liegt auf dem Weg nach Bagdad und Indien), sondern die ganze Kultur-Katastrophe, die der Krieg bedeutete, kann aufgefasst werden als Folge jener Schuld Europas an der übrigen Welt.

Das gleiche liesse sich von dem andern Kriege nachweisen, der uns bedroht, in dem wir leben: dem Klassenkriege. Der Geist des kapitalistischen Industrialismus, der die Ausbeutung Asiens undAfrikas bedeutete, musste sich in gleichem Sinne gegen die eigenen Volksgenossen wenden, die ebenso versklavt wurden, wie jene nicht europäischen Völker. Er war von Anfang an und blieb Geist der Ausbeutung. Der Klassenkrieg ist sein Fluch und sein Gericht. Dieser Klassenkrieg verbindet sich in Gestalt des Bolschewismus, der die gesteigertste Form jenes Fluches und Gerichtes darstellt, mit der nationalen Erhebung Asiens und es liegt tiefer, wenn auch schauerlicher Sinn darin.

So erleben wir, je tiefer wir in diese Zusammenhänge hineinschauen, in der begonnenen Liquidation der Kolonialpolitik ein Stück Weltgericht.

3. Gott sei Dank!

So erschütternd dieses Gericht ist und so gross seine Schrecken werden können, so wollen wir doch Gott dafür danken. Wir erkennen darin seinen Schritt durch die Geschichte, und dieser Schritt ist stets auch Erlösung.

Denn diese Kolonialpolitik lag wie ein ungeheurer Höllensumpf auf dem Angesicht der Erde Gottes. Und wir alle litten aufs tiefste darunter. Unser Leben wurde dadurch, ohne dass wir es immer wussten, bedrückt und verdüstert. Wohl hofften wir, dass einmal der Tag der Erlösung in diese Hölle vordringen werde und grüssten einen Livingstone, einen Gordon, einen Hudson Taylor als Vorboten dieses Tages. Aber daneben erschien uns dieser Zustand doch wieder wie ein Fatum, für absehbare Zeiten unveränderlich. Und nun hat das Welterdbeben des Krieges die Pforten dieser Hölle aufgesprengt. Nun steht mit der Erhebung Afrikas und Asiens das Ende dieses ganzen schauervollen Geschichtsabschnittes sozusagen unmittelbar vor uns, zum Greifen nahe. Das ist fast unglaublich. Es ist eine ungeheure Tatsache. Ich gestehe offen: wenn ich in meinem Leben, das freilich n o c h grössere Hoffnungen kennt, nur diese e i n e Erfüllung erlebt hätte, könnte ich ruhig und voll Dank gegen Gott sterben. Aber diese Erfüllung ist zugleich eine Bürgschaft für noch grössere.

4. Noch einmal Wilson und Lenin.

Freilich weiss ich wohl: die Erfüllung ist erst deutlich und zweifellos angekündigt, nicht schon vollzogen, und ich habe in den „Neuen Wegen“ oft genug darauf hingewiesen, welche riesigen Gefahren diese Entwicklungen in sich schliessen. Die grosse, alle andern überbietende und verschlingende, politische und nicht bloss politische Frage ist nun, ob und wie sie so beeinflusst und geleitet werden können, dass möglichst ihre Verheissungen verwirklicht und ihre Gefahren vermieden werden.

Wieder drängt sich mir beim Blick auf all diese Zusammenhänge die Formel: Wilson oder Lenin, oder auch: Wilson u n d Lenin, auf. Es hätte einen Weg gegeben, die gewaltsame Erhebung Asiens und Afrikas zu vermeiden. Das wäre der Weg W i l s o n s gewesen, der Weg des Völkerbundes, der Selbstbestimmung aller dafür irgendwie reifen Völker, einer freien und würdigen Begegnung der Nationen, Rassen und Religionen auf dem Boden einer neuen politischen, sozialen, sittlichen Organisation der Menschheit. In der Tat lauschten Asien und Afrika erregt und gläubig auf diese Botschaft. Wenn in diesen letzten fünf bis sieben Jahren nach dem Kriege Indien und Aegypten die Autonomie gegeben, China seiner kulturellen Bedeutung entsprechend behandelt, ihm z. B. Schantung

ohne weiteres zurückerstattet worden wäre, wenn der Völkerbund sich einigermassen als das gezeigt hätte, wofür gerade die Unterdrückten und Hoffenden allerwärts ihn hielten, wenn er ernsthaft an eine Rechts- und Friedensordnung der Welt gegangen wäre, wenn er den Kolonien, soweit sie nicht ohne eigenen Schaden sofort ganz selbständig werden konnten, doch eine ehrliche Botschaft neuer Freiheit und Bruderschaft hätte schicken können, all das auf dem Hintergrund eines entsprechenden Friedensvertrages, dann wäre das Unheil abzuwenden gewesen. Wenn Wilson gesiegt hätte, wäre Lenin nicht aufgekommen. Statt dessen haben diese engstirnigen, eitlen, machtbesessenen Diplomaten der alten Welt fast alle diese Hoffnungen sabotiert und dieses neue Leben geschändet. Aus der bitteren Enttäuschung, die dadurch erzeugt wurde, steigt Lenins roter Stern in neuem Glanze auf. Die englische Arbeiterregierung war, trotz eines gewissen Versagens gerade auch in diesen Dingen, die letzte providentielle Chance für eine Rettung der Lage. Nicht umsonst ist sie von niemand so gehasst worden, wie von den Bolschewisten links und rechts in allen Ländern. Chamberlain bedeutet den Sieg Sinowiews.

Sollte endgültig Lenin gesiegt und der Weg Wilsons ungangbar geworden sein? Mit andern Worten: Sollte die Erhebung und Befreiung Asiens und Afrikas sich nur auf dem Wege eines neuen Weltbrandes, in den selbstverständlich Europa hineingezogen würde (und zwar in Form eines sowohl nationalen als sozialen europäischen Bürger-Krieges!), und der dann gewiss Weltuntergang würde, vor sich gehen können oder sollte es noch andere Möglichkeiten geben?

Gewisse Gewaltpolitiker scheinen damit zu rechnen, dass es möglich sei, das sich erhebende Asien und Afrika dadurch niederzuhalten, dass man in Europa den Bolschewismus niederschlage und dann Asien und Afrika die gepanzerte Faust zeige. Man munkelt von einem neuen Kreuzzug dieser Art. Ob wirklich ein Chamberlain und Churchill auch solche Gedanken hegen, weiss ich nicht, zum mindesten zeigen sie keine besseren. Es wäre der Weg Lenins, bloss von rechts her beschritten, und er führte in den Weltbrand hinein. Was dieser bedeutete, brauche ich nicht zu sagen. Es wäre gleichzeitig nationaler, sozialer Krieg, Rassenkrieg und Religionskrieg. An Wut und Grauen würde er alle Vorstellungen übertreffen. In Asien und Afrika würde er zu einer grossen Niedermetzelung der Weissen werden, in Europa Osten und Westen gegen einander führen (wobei Deutschland, wie gesagt, in der Mitte stünde), dazu in jedem Volke die Klassen, zum mindesten die Kommunisten und Faschisten, gegen einander; das alles mit den modernen Höllenwaffen, mit Weltstädte in ein paar Stunden vernichtenden Giftgasbomben aus der Luft, todspeienden Tanks und Menschen-

massen wie Heuschwaden hinmähenden Maschinengewehren auf der Erde. Wer kann dieses Bild ausdenken?

Ist der andere Weg gangbar? Es scheint mir doch. Kenner jener asiatischen und afrikanischen Völker[1]) versichern uns, dass diese sich gegenwärtig noch durch verhältnismässig bescheidene Zugeständnisse beruhigen liessen, z. B. China durch Aufhebung der eigenen Gerichtsbarkeit für die Fremden und Aehnliches, Indien durch die Autonomie. Die Bäume des Bolschewismus aber werden auch in Asien und Afrika nicht in den Himmel wachsen. China und Indien sind auf die Länge kein Boden für Lenins Saat. Uns kommt es ja freilich nicht auf blosse Beruhigung an, wir wollen die völlige Befreiung jener Länder von aller europäischer Herrschaft, nur nicht auf dem Wege blutiger Katastrophen. Europa (und Amerika) müssen darum allen Ernstes an die gewaltige Aufgabe gehen, sich aus der Kolonialwelt zurückzuziehen in dem Sinne, dass sie ihre dortige Herrschaft freiwillig aufgeben und an die Stelle von Herrschaft und Ausbeutung eines von freier Verbundenheit und gegenseitiger Hilfe setzen. Es ist das freilich eine grosse Zumutung, aber es ist der einzige Weg der Rettung.

Leicht ist der Weg auf keinen Fall und mit Phrasen gepflastert wird er nicht leichter. Es ist z. B. sehr leicht, über den französischen Marokkokrieg zu wettern und die Kredite dafür zu verweigern; aber wäre mit einem einfachen Rückzug der Franzosen Marokko selbst und der Welt gedient? Die Aufgabe ist viel schwerer und kann nicht durch Demagogie gelöst werden. Aber es bleibt dennoch nur dieser Weg: der Rückzug Europas von der Kolonialpolitik und Kolonialherrschaft. Dieser Rückzug sollte dann zu einer neuen und besseren Verbindung von Ost und West, Europa und Asien-Afrika werden; aus einem Sklavenhalter würde Europa ein Freund und Bruder dieser Völker, die ja seiner wirklich noch bedürfen.

Auf diesem Wege könnte Europa gerettet werden. Es behielte die Möglichkeit zu leben und zu gedeihen, wenn auch bloss in ehrlicher Arbeit und entsprechender Einfachheit, nicht in Ausbeutung und Ueppigkeit; es behielte seine kulturelle Höhe, ja es erreichte sie erst recht.

5. Folgerungen für Europa.

Wir sind damit auf die Folgerungen gekommen, die sich aus dieser ganzen Lage und Aufgabe für Europa ergeben. Sie liegen wohl auf der Hand. Ihr gegenüber wird die Selbstzerfleischung Europas vollends zum Wahnsinn. Wie klein und unbedeutend wird z. B. der französisch-deutsche Gegensatz und werden auch die Probleme

[1]) Z. B. einer der besten Kenner Chinas, Dr. Henri Hodgkin in Reconciliation Nr. 7.

des europäischen Ostens, so wichtig sie verhältnismässig sind, vor diesen Weltperspektiven! Was hat es für Deutschland zu bedeuten, wenn ihm die Kolonien genommen worden sind, jetzt, wo die Kolonialpolitik ohnehin zu Ende geht? Es ist ihm bloss ein Stück Fluch erspart. Wie lächerlich werden die vielen europäischen Nationalismen vor diesen Weltperspektiven! Der Zusammenschluss Europas zu einer organischen Einheit wird vor der Weltlage zur Notwendigkeit, möge nun diese Einheit Paneuropa, Vereinigte Staaten von Europa oder sonstwie heissen. Gross werden die Völker sein in dem Masse, als sie dieser Aufgabe dienen, mögen sie äusserlich noch so klein sein; wenn sie aber alten imperialistischen Idealen nachjagen, die doch auf der Voraussetzung gewaltsamer Unterjochung anderer Völker beruhen, werden sie an solcher Romantik zu Grunde gehen, freilich andere mit in den Abgrund ziehend.

6. Noch grössere Folgerungen.

Aber noch umfassendere Aufgaben entstehen aus dieser neuen Lage. Der moderne kapitalistische Industrialismus wird, wie ich zu zeigen versucht habe, auch durch die geschilderten Entwicklungen gerichtet. Er ruht, wie gesagt, letzten Endes auf der Ausbeutung nicht bloss eines Teils des eigenen Volkes, sondern vor allem auch der fremden Völker und verliert mit deren Erhebung zu Freiheit und Zivilisation (nicht einmal Kultur) seine wichtigste Lebensquelle. Wenn die Welt, wenn Europa gerettet werden sollen, so muss an Stelle des industrialistischen Kapitalismus der S o z i a l i m u s im besten und umfassendsten Sinne des Wortes treten, nationaler Sozialismus, europäischer Sozialismus, Weltsozialismus.

Aber noch höher erheben sich die Aufgaben. Die R a s s e n f r a g e wird immer mehr in den Vordergrund treten und eine ethische und religiöse Frage werden. Nur eine neue religiöse Kraft wird sie lösen. Und die r e l i g i ö s e Frage wird neue Formen annehmen. Die neue Weltauseinandersetzung wird vor allem eine der Weltreligionen werden. Das Christentum wird auch von dieser Seite her eine gewaltige Umwälzung erfahren. Möge man schon in Stockholm im Angesicht der neuen Perspektive beraten! Ueber das Christentum wird sich Christus erheben und über die Religionen das Reich Gottes.

Eines vor allem ist zu bedenken: wo grosse Schuld ist, muss grosse S ü h n e eintreten. Darum muss Europa seine ungeheure Schuld an den Kolonialvölkern durch entsprechende Sühne tilgen. Hier wäre eine riesengrosse Aufgabe für eine richtige M i s s i o n, etwas, das noch über das hinausginge, was man so Mission nennt. Wir müssen uns aufmachen und jenen geringeschätzten, nicht verstandenen, misshandelten Brüdern entgegen gehen; gewaltige Kräfte neuer Liebe und Bruderschaft, Kräfte des Opfers und Dienstes müssen

sich in die aufbrodelnde Hölle hineinwerfen, dass ihr Feuer uns nicht verschlinge, sondern ausgelöscht werde durch Sühneblut.[1])

Die Liquidation der Kolonialpolitik ist ein Stück Weltgericht. Dieses hat begonnen. Mit apokalyptischen Schrecken will es über uns kommen. Aber es ist möglich, und wir dürfen zuversichtlich glauben und hoffen, dass auch hier das Gericht in die G n a d e hineinführe, Weltgericht in neue Gottesgnade für die Welt.

Zürich, 22. Juli. L. R a g a z.

Rundschau

Arbeit und Bildung, im Sommer 1925. Wir haben in diesem Sommersemester wieder einen Schritt vorwärts getan. Unsere Absicht geht nicht auf „Bildung an sich", d. h. auf eine „Bildung", die zu Leben und Arbeit hinzukommt, sondern auf eine innige Vermählung von Geist und Lebenswirklichkeit. Aus diesem Bestreben heraus haben wir die zwei „Kurse" veranstaltet, deren Thema uns durch greifbare Lebensfragen und Lebensnöte des heutigen städtischen Menschen gegeben war: „W i e w i r w o h n e n?" und „D a s V e r h ä l t n i s v o n M a n n u n d F r a u." Dass beide Themen zusammenhangen, ist klar, denn das sexuelle Problem der Grosstadt ist ja eng mit dem Wohnungswesen verknüpft. Das zweite Thema entstand aus der Bruppacher-Toblerschen Agitation für die Abtreibung. Wir fühlen uns verpflichtet, diesem von diabolischem Zerstörungsdrange geleiteten, den Sozialismus an seiner leiblichen und seelischen Wurzel vergiftenden Feldzug entgegenzutreten, wollten es aber nicht in einer von den Kommunisten geleiteten oder verstörten Radauversammlung tun — obschon wir ein öffentliches Auftreten in dieser Sache, wenn es notwendig wird, nicht scheuen werden — sondern durch gründliche, von heiligem Ernste getragenen Aussprache und Aufklärung.

Die Durchführung geschah so, dass wir das Gesamtthema in Unterthemen zerlegten und jedem derselben einen Abend oder auch zwei widmeten. Ein Redner leitete durch einen Vortrag ein und blieb Mittelpunkt der Aussprache. Diese war besonders für das sexuelle Thema als Hauptsache gedacht. Beim Wohnungsthema spielte das Lichtbild eine ziemliche Rolle.

Ich glaube, das allgemeine Urteil auszusprechen, wenn ich erkläre, dass der Doppelversuch gelungen ist. Gewiss nicht ganz und gar. Vieles hätte noch besser sein können und wird ein andermal vielleicht besser sein. Vor allem sind zwei Kurse dieser Art neben einander zu viel, einer allein genügt für ein Semester. Aber wir dürfen doch mit diesem ersten Versuch zufrieden sein. Der Besuch war gut, etwas kleiner beim Wohnungsthema, etwa 40 Personen, mehr als doppelt so viel, 80 bis 100 Personen, beim sexuellen. Zu dem Stamm der alten Teilnehmer gesellten sich ziemlich viel neue, aus allen Volkskreisen, in steigendem Masse auch aus den sozialistisch-proletarischen. Auch blieb der Besuch wenigstens beim sexuellen Thema bis zum Schlusse gleichmässig stark, während er beim Wohnungsthema zuletzt nachliess, wahrscheinlich wegen dem vorher genannten Umstand, vielleicht auch wegen der Juliatmosphäre.

---

[1]) Ein Anfang ist z. B. die Erklärung mehrerer Missionskreise in China, dass sie sich verbäten, durch europäische Regierungen und Soldaten geschützt oder allfällig gerächt zu werden. Auch schon bisher ist alles G u t e an der Missionsarbeit eine solche Sühne gewesen.

Wir wollen es, unserer Grundtendenz getreu, in Bezug auf die Gegenstände dieser beiden Kurse nicht bei diesen bewenden lassen, sondern die Aktion weiter führen. Beim Wohnungsthema soll dies dadurch geschehen, dass wir besonders die Wohngenossenschaft mit ihren Fragen und Aufgaben noch mehr als bisher als eines unserer Arbeitsfelder betrachten und überhaupt das Problem des städtischen Gemeinschaftslebens im Auge behalten, beim sexuellen Thema auf andere Weise, worüber seinerzeit berichtet werden wird. Wir haben auch diesen Sommer nicht nur durch die beiden Kurse daran gearbeitet, sondern die Frage überhaupt stark in den Mittelpunkt gerückt.

Auch etwas anderes, das freilich nicht einen neuen Versuch darstellt, ist uns diesen Sommer gelungen, nämlich eine politische Aktion, so wie wir sie wünschen. Der Abend, den wir der Initative Rothenberger gewidmet, ist nach allgemeinem Urteil inhaltlich sehr gut gelungen, wenn auch der Sonntagabend im Mai dem Besuche nicht günstig war. Es kam die Art, wie wir solche Fragen selbst behandeln und durch andere behandelt sehen möchten, durch alle drei Redner, Nationalrat Hans Schenkel, Karl Straub und Ludwig Köhler, sehr schön zum Ausdruck.

Was die übrige Arbeit anbetrifft, so befinden sich die Frauenzusammenkünfte im Zeichen eines zwar langsamen und durch vielerlei Umstände gehemmten, aber doch stetigen Aufschwunges. Und gerade in dieser Beziehung hat uns der Sommer eine schöne Frucht gebracht: Die Mütterwoche im Bendeli. Darüber ist in den „Neuen Wegen“ schon berichtet worden. Auch dieser Versuch soll fortgesetzt werden. Aber auch die Arbeit hier in Zürich belebt sich nach und nach. Es ist harter Boden, aber gerade hier liegt eine deutliche Liebespflicht vor.

Die Samstag-Abende endlich hielten diesmal die Psalmen zugrunde gelegt. Es gab sich von selbst und war beabsichtigt, dass damit das individuelle Leben in seinen höchsten Beziehungen etwas mehr zu seinem Rechte kommen sollte als sonst. Das Thema lautete demgemäss: „Gott, Seele und Schicksal.“ Der Besuch war, wie immer, gut, 80 bis 100 Personen, und auch hier stellten sich, wie stets, wieder neue Menschen ein. Diese Abende leiden immer noch unter einem gewissen Mangel an lebhafter aktiver Teilnahme an der Aussprache von Seiten der Besucher; indess trat diesen Sommer darin eher eine Besserung ein. Im übrigen zeigte sich zweierlei. Deutlicher als vorher wurde, dass die Offenbarung der Wahrheit im Alten Bunde ihre Grenzen hat, sodann, dass die „religiösen“ Probleme des individuellen Lebens eigentlich nur in der Verbindung mit dem Reiche Gottes Sinn und Lösung bekommen, abseits davon aber, bei rein individueller Frömmigkeit, in tiefes Dunkel führen. Etwas gelitten haben nach seinem eigenen Gefühl diese Abende unter der grossen Erschöpfung und anderem Druck, die auf dem Leiter lagen.

Allgemeine Bemerkungen über unsere Arbeit will dieser Bericht nicht anbringen. Sie sollen ein andermal ausgesprochen werden. Nur Eins sei jetzt schon gesagt: Wir haben noch mehr Hilfe, besonders geistige, nötig. Sollten wir die nicht verdienen? Ist unser Werk nicht notwendig? Ist es nicht der Aufmerksamkeit, Begeisterung und Hingabe würdig?

Die Friedensfeier in Solothurn.[1]) Es ist leicht, farbenprächtige kostümierte Umzüge, die uns Bilder aus der Vergangenheit zeigen, aufzustellen und damit Tausende anzulocken. Auch für die Tausende ist es leicht, zuzuschauen; sie brauchen dabei nichts zu denken. Es ist schwer, Bilder aus der Gegenwart, aus dem Geschehen, das uns täglich umgibt und abstumpft, in einem Umzug so darzustellen, dass sie zu einer Offenbarung werden. Auch für den Zu-

---

[1]) Wir freuen uns, über diese bedeutsame Mai- und Friedensfeier nun doch noch den ausführlichen Bericht eines Augenzeugen bringen zu dürfen. Möge er stark als Anregung wirken, Aehnliches zu versuchen! Die Red.

schauer ist es schwer, dabei zu sein, weil ihm da nicht nur Genuss geboten, sondern — im wahren, ungemütlichen Sinne — gepredigt wird.

Lehrer Kaufmann, Derendingen, hat die schwere Aufgabe angefasst und gelöst, und zwar, was ich doch erwähnen möchte, ganz unabhängig von der Anregung, welche die „Neuen Wege“ in der Märznummer brachten. Nur ein Lehrer war dazu imstande, weil er von Berufswegen das Darstellen, das Gegenständlichmachen versteht. Aber zugleich nur einer, dem Friedensarbeit Lebensinhalt ist.

Es handelte sich für den Veranstalter nicht bloss darum, der nachgerade etwas inhaltsarmen Maifeier, die Gefahr lief, zu einer schwachbesuchten Abendversammlung zu werden, aufzuhelfen, sondern noch viel mehr darum, für den bildhaften Gedanken der Sozialversicherung und des Weltfriedens einen entsprechenden Rahmen zu finden, und diesen Rahmen bot die Maifeier.

Vorerst galt der Entwurf nur dem engeren Bezirk, dem Wasseramt. Die vorberatenden Genossen ahnten darin gleich das Grössere, und so wurde die Ausdehnung auf den ganzen oberen Kantonsteil, drei Bezirke, und Verlegung des Umzuges vom Lande in die Stadt beschlossen.

Die Vorarbeiten, die mich fast wertvoller dünken als der Umzug selber, weisen drei Höhepunkte auf. Erstens: Die Arbeiterschaft war sofort für die Idee warm. Ich will nicht etwa idealisieren; 1925 ist Wahljahr im Kanton Solothurn, da mochte manchem die Demonstration als vortreffliches Agitationsmittel erscheinen und in ihm überraschend viel Tatkraft auslösen. Aber ich frage: War es überhaupt denkbar, dass man mit dem Gedanken einer solchen Demonstration vor bürgerliche Kreise trat? Die Arbeiterschaft ist halt, als der leidende Volksteil, vor den andern berufen, den Friedensgedanken zu erfassen. Und sie hat die Berufung vernommen. Wir wollen nicht mehr sagen als dies: vernommen. Aber schon damit ist etwas Freudiges ausgesprochen. — Zweitens: Man hat sich allerorten — und kleine Ortsgruppen haben sich ganz besonders angestrengt — Mühe gegeben, das zugewiesene Bild gut auszuführen, und weil der Arbeiter, die Arbeiterin viele Feierabendstunden mit Arbeit für den Frieden, wenn auch nur im Bilde, ausfüllte, musste dies wie alles Tun auf ihn zurückwirken. Nun sitzt in ihm die Friedensidee fester als durch so und so viele Vorträge. Diese Leute sind, wenn die Entscheidung „Krieg oder Frieden“ vor das Volk kommen sollte, schon ein Stück weit den andern, auch den freudig bewegten Zuschauern, voraus, für den Frieden, eben durch den „Handfertigkeitsunterricht“. — Drittens: Der Parteirahmen wurde durch die Grösse des Inhalts gesprengt. Nicht nur Pöstler und Eisenbahner bildeten Gruppen im Umzug, sondern auch bürgerliche Turner. Dass diese sich herbeiliessen und noch mehr, dass man sie beizog, war ein Zeichen für die Erkenntnis: die Friedensidee und -Arbeit darf nicht Klassenprivileg bleiben, sie muss Menschheitsaufgabe werden. Die Sprengung des engen Rahmens zeigte sich besonders darin, dass als Hauptredner des Tages von vornherein ein Nicht-Genosse in Aussicht genommen wurde und dazu noch — horribile dictu — ein Pfarrer. Für dieses freie, tapfere (eben gegenüber den eigenen Reihen tapfere) Erfassen dessen, auf das es ankommt, müssen wir dankbar sein. — Es könnte noch ein vierter Höhepunkt erwähnt werden, wenn er sich nicht nachgerade bei diesen Feiern von selbst verstünde: Ausschank von alkoholfreiem Most, und nur von solchem, auf dem Festplatz. Alkoholfreiheit am Friedenstag, Alkoholschwemme am Schützenfest, das gibt immerhin zu denken.

Ich sollte eigentlich einen Bericht über die prächtig-nüchterne, eindrucksvoll-sachliche Veranstaltung vom 3. Mai schreiben. Aber ich bin kein Zeitungsreporter, und die „Neuen Wege“ sind keine Zeitung. Ich darf es darum füglich unterlassen, einzelne von den über vierzig Gruppen des Umzuges zu schildern. Wenn durch obige Notizen der Wert eines solchen Friedenstages aufgedämmert ist, und wer nun etwas Aehnliches unternehmen will, wird am

besten tun, beim Veranstalter persönlich und mündlich Anregung zu holen. Dieser wird durch Wort und Bild jedem auf den Sprung helfen.

Nur eines muss ich noch erwähnen: die Rede von Pfarrer von Greyerz, die übrigens im Zwinglikalender 1926 zu lesen ist, machte einen tiefen Eindruck durch ihre Losgelöstheit von der Partei und ihre Gebundenheit an das Allgemeinmenschliche, besser: das Uebermenschliche. Die Hörer, fast ausschliesslich Genossen, haben nicht das Ihrige gehört, sondern etwas darüber hinaus Gehendes. Und gerade dafür waren sie dankbar. Sie fühlten darin das Erlösende. Und ihre Dankbarkeit für ein christliches Wort ist uns ein Hoffnungsstrahl.

J. Oettli.

Die sozialen Tage von Vaumarcus. Etwa 100 Teilnehmer pilgerten dieses Jahr nach dem malerisch gelegenen Vaumarcus, wo das Sozialdepartement des Christlichen Vereins junger Männer und des Blauen Kreuzes am 6., 7. und 8. Juni zum vierten Mal seine „sozialen Tage" veranstaltete.

Das recht interessante, mit viel Sorgfalt vorbereitete Programm enttäuschte keinen der Anwesenden.

Am Samstag sprachen Prof. Ph. Bridel aus Lausanne und Abel Vaucher, Redaktor der „Sentinelle, in La Chaux-de-Fonds, über „Liberalismus und Sozialismus, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet."

Der Sonntagmorgen wurde einer Besprechung der sozialen Tätigkeit in den Städten und auf dem Lande gewidmet.

Am Nachmittage behandelten die Professoren J. de la Harpe (Vevey) und Eug. Choisy (Genf) das Thema: „Die öffentliche Meinung, die Kirchen und der Frieden." Die Ausführungen dieser beiden sehr kompetenten Redner gaben Anlass zu einem regen Meinungsaustausch und zu interessanten Mitteilungen über den Völkerbund, die internationale Konferenz für die Freundschaft durch die Kirchen in Stockholm und über den Zivildienst in der Schweiz.

Für den Morgen des letzten Tages war ein Exposé über die Zollpolitik vorgesehen. Nationalrat Ch. Naine vertrat den Standpunkt der Konsumenten, während Dr. A. Borel, Sekretär des Schweiz. Bauernverbandes, die These der Landwirtschaft verfocht.

Am Schlusse der Tagung hörten die Teilnehmer ein Referat über das Alkoholwesen an. Herr A. Maret, Inspektor der eidgenössischen Alkoholregie, erläuterte den in Vorbereitung stehenden Gesetzentwurf, welcher die Hausbrennerei bis zu einer gewissen Grenze auch fernerhin duldet. Dr. Hercod, Direktor des Internationalen Bureaus gegen den Alkoholismus, weist auf die Gefahren hin, welche das Weiterbestehen der Brennerei im Bauernhaus in sich birgt.

Die Versammlung übermittelt dem Bundesrat den Wunsch, er möchte für die Alkoholreform nicht nur die Produzenten und Händler in Beratung ziehen, sondern auch die Kreise, die sich um das geistige und körperliche Wohl des Volkes bekümmern, und die Hausbrennerei vollständig verbieten.

A. Rochat.

Gegen eine offizielle Verleumdung. In dem Berichte des Generals Wille über den „Aktivdienst 1914—1918" steht (S. 47.) folgende Stelle:

„Die dritte Kategorie [sc. von Soldaten, mit denen es die Militärgerichte zu tun hatten] waren Deserteure und Kriegsverweigerer. Die Verantwortung für diese Irregeleiteten lastet hoffentlich schwer auf dem Gewissen ihrer Verführer. Im Frühjahr 1917 stand ein typischer Fall vor dem Divisionsgericht 5 in Liestal. Als Entlastungszeuge war Prof. Ragaz vorgeladen und beglückte dort den Angeklagten mit seinen Glückwünschen zu der Ueberzeugungstreue, aber der Herr Professor vermied vorsichtig jedes Wort, das direkte Aufreizung zur Dienstverweigerung zum Ausdruck gebracht hätte. So musste wieder ein junger, sonst unbescholtener Mann zu Gefängnis verurteilt werden,

der mir durch seine Ueberzeugungstreue tatsächlich sympathischer ist als der Mann, der ohne Gewissensbisse den Professorengehalt des Staates bezieht, dessen Gesetze er missachtet. Aehnlich bemühend war der Eindruck, den die Veranstalter des Landesstreikes hinterliessen."

Zu dieser offiziellen Verleumdung — dass es sich um eine solche handelt, werde ich sofort zeigen — bemerke ich Folgendes:

Dass etwas von dieser Art in dem Bericht des Ex-Generals stehe, ist mir schon vor Jahren bekannt geworden. Ich hatte damals auch eine Entgegnung geschrieben, sie dann aber, trotzdem sie schon gesetzt war, nicht veröffentlicht aus dem einfachen Grunde, dass ich der Sache keine weitere Bedeutung beilegte und schon lange darauf verzichtet habe, auf solche Entstellungen und Verleumdungen meines Wollens und Tuns zu antworten. Ich hätte sonst gar viel zu tun! Nun sehe ich aber, dass dieser Bericht des Generals nicht in den eidgenössischen Archiven verstaubt, sondern in der Oeffentlichkeit lebhaft diskutiert wird. Da wäre Schweigen von meiner Seite wohl ein grosser Fehler. Ich habe diesen Fehler in ähnlichen Fällen mehrfach begangen, wie ich hinterher mit Schmerzen erkennen musste. Im Vertrauen darauf, dass Perfidie und Lüge sich selbst richteten und den Besseren als solche ohne weiteres erkennbar sein müssten, vor allem auch unter dem Einfluss einer starken Empfindung von der Wahrheit des Wortes „Ihr sollt nicht widerstehen dem Uebel" habe ich geschwiegen, wo ich mit ein paar Worten eine Entstellung oder Lüge hätte vernichten können und habe später erfahren müssen, wie diese infolge davon sich weiter verbreitete, auch Bessere beeinflussend, und wie mein Schweigen keineswegs richtig gedeutet wurde.[1]) Darum muss ich dieses Verhalten ändern, wenigstens in Fällen wie der vorliegende. Freilich wirkt nun hier der Umstand hemmend, dass der Verfasser des Berichtes, gegen den ich mich wenden muss, inzwischen gestorben ist und man gegen mich das „De mortuis nil nise lese" einwenden könnte. Man darf mir auch glauben, dass mir jener Umstand peinlich ist, indess muss ein Mann, der in einem amtlichen, auf dauernde Bedeutung Anspruch erhebenden Bericht ehrenrührige und verunglimpfende Bemerkungen über einen politischen Gegner niederlegt, es in den Kauf nehmen, wenn dieser sich dagegen wehrt, trotzdem sich über dem Verfasser jenes Berichtes inzwischen das Grab geschlossen hat. Der Umstand, dass wir sterben müssen, ist kein Freibrief für alles Mögliche.

So gebe ich denn die notgedrungene Erklärung ab, dass jene ganze Stelle über mich ein Bündel von Entstellungen ist, die ich als Verleumdung bezeichnen muss.

Eine Verleumdung ist, dass ich junge Leute zur Desertion oder Dienstverweigerung „verführt" habe. Ich wiederhole die Erklärung, die ich schon so oft abgegeben habe, dass auch General Wille davon erfahren musste, wenn es ihm um die Wahrheit zu tun war: Niemals habe ich junge Männer, seis als Einzelne, seis als Masse, zu Desertion oder Dienstverweigerung aufgefordert oder aufgereizt. Niemals habe ich Propaganda für Dienstverweigerung getrieben, obschon ich dazu wichtige Gelegenheiten genug gehabt hätte. Und zwar habe ich sie nicht etwa aus „Vorsicht" oder Feigheit unterlassen, sondern auf Grund ernstester sittlicher und religiöser Ueberlegung, besonders auf Grund der Tatsache, dass ein Schritt wie die Dienstverweigerung nur getan werden d a r f, wenn er getan werden m u s s, also nur dann, wenn das

[1]) Ich denke dabei besonders an die Perfidien des Regierungsrates M o u s s o n in der „Neuen Zürcher Zeitung" bei Anlass meines Rücktrittes von der Professur, die ich zu widerlegen für unnötig hielt und die ich spielend hätte vernichten können, die mir nun aber immer wieder entgegentreten. Welch ein gläubiges Volk sind doch wir Schweizer, wenn es gilt, gegen allen Augenschein, wie es vom Glauben heisst, zwar nicht das Gute, wohl aber das Böse zu glauben!

Gewissen in völliger Freiheit und Klarheit ihn befiehlt. Ich habe, wo ich diese Voraussetzungen erfüllt sah, die Dienstverweigerung verteidigt, aber nie habe ich dazu aufgefordert. Dass dies zweierlei ist, hätte sogar ein Mann wie Wille, der nicht gerade wegen der Feinheit seines Geistes bekannt war, sehen sollen. Wenn er mir nun vollends sogar Deserteure in die Schuhe schiebt, so kann ich darin nur eine — gelinde gesagt — grosse Gehässigkeit erblicken. Ich wiederhole meine auch schon mehrfach gegebene Erklärung: kein Einziger der jungen Männer, die mit mir über das Problem der Dienstverweigerung mündlich oder schriftlich verhandelt und mich gefragt haben, ob sie den Versuch tun sollten, hat den Dienst verweigert, keiner! Ich habe ihnen jeweilen den Sinn des ganzen Problems klar zu stellen versucht und, statt sie aufzureizen, ihnen den Schritt schwer gemacht, ihnen immer erklärt, sie dürften ihn nur tun, wenn sie ihn tun müssten, d. h. wenn sie sich sagen müssten, dass sie sonst ihr Gewissen verrieten. Was im Besonderen den vom General angeführten Fall betrifft, so hat der Betreffende, ein ehemaliger lieber Schüler von mir, selbst energisch bestritten, auf meine Aufreizung hin gehandelt zu haben, und ich habe die letzten zwei Jahre vor seinem Schritt überhaupt keine Beziehungen mehr zu ihm gehabt.

Ich erkläre zu diesem ersten Punkte noch folgendes: Es ist eine sehr bequeme Erklärung für eine grosse geistige Bewegung, wenn man sie auf einen einzelnen Menschen zurückleitet, der durch raffinierte Hetze die andern „verführe“. Es gibt bekanntlich Leute, die es noch jetzt mit der ganzen Arbeiterbewegung so halten. Wahrscheinlich hat der Oberst und General Wille auch zu ihnen gehört. Ich möchte die Gesinnungsgenossen des Generals fragen, ob die 16,000 Engländer, die Tausende von Amerikanern, die achthundert Holländer und alle die vielen, die anderwärts den Dienst verweigert haben, wohl auch von Professor Ragaz heimtückisch „verführt“ worden sind?

Man hat gegen mich eine bequeme Methode angewendet. Es gefiel gewissen Gegnern, mir die Rolle eines antimilitaristischen Brandredners und Agitators anzudichten. Da es aber zu offenkundig war, dass ich diese Rolle nicht spielte, so erklärte man: „Ja, er treibts halt heimlich, raffiniert, redet öffentlich mit Vorsicht und verführt im Stillen die jungen Männer.“ Hätte ich aber jene agitatorischen Brandreden gehalten, dann hätte es natürlich geheissen: „Seht, was das für ein gemeiner Hetzer ist.“ Dass mein wirklicher Weg weder mit schreiender Agitation noch raffinierter Verführung etwas zu tun haben könnte, war diesen Leuten unzugänglich oder es war ihnen bequemer, das andere zu behaupten. Selbstverständlich habe ich aus meinem Antimilitarismus kein Hehl gemacht. Aber ich habe gerade unter jungen Leuten dieses Problem nur ganz selten und mit äusserster Zurückhaltung behandelt, wie mir alle meine Schüler werden bezeugen müssen, und habe dies nicht aus „Vorsicht“ getan, sondern aus jener Ehrfurcht, die die Grundstimmung eines Lehrers sein muss. Wer mir irgendwelche gröbere oder feinere Agitation für die Dienstverweigerung vorwirft, sagt Unwahrheit. Natürlich mag von meiner ganzen Denkweise ein Einfluss auf junge Männer ausgegangen sein, der bei ihrer Dienstverweigerung bewusst oder unbewusst mitwirkte. Dieses Los teile ich mit Kierkegaard, Vinet, Ibsen, Tolstoi und mit — Jesus! und ich bin damit also, ohne mich im übrigen den Genannten vergleichen zu wollen, sozusagen in der besten Gesellschaft. Aber zwischen solchem Einfluss und irgendwelcher Agitation oder Aufreizung ist ein Unterschied, den zu verstehen bei etwas gutem Willen und Wahrheitsernst nicht schwer sein sollte. Wenn irgend einmal, so habe ich in dieser Sache stets mit dem allertiefsten Gewissensernst gehandelt und habe jeden sittlich falschen Schritt im Grossen und im Kleinen vermeiden können. Wenn man diese Haltung nicht verstanden, sondern dahinter irgendwelches jesuitische Raffinement gewittert hat, so bin nicht ich daran schuld, sondern die Unfähigkeit des heutigen Geschlechts, geistige Dinge zu begreifen und die grosse Bereitschaft, besonders der heutigen Schweizer, stets nur an das Böse

zu glauben — nämlich am falschen Orte; denn gegenüber allerlei Schwindel ist man sehr gläubig.

Ich muss aber noch eine zweite Bemerkung hinzufügen. Wenn ich auch während des Krieges und noch jahrelang nachher, ja bis heute, keine Propaganda der Dienstverweigerung irgendwelcher Art getrieben habe, so ist damit nicht gesagt, dass dies auch für alle Zukunft meine Haltung sein werde. Es könnte eines Tages das ganze Problem so weit gereift sein, dass man tatsächlich die Menschen zur Dienstverweigerung auffordern müsste um Gottes und des Gewissens willen! Was ich erklärt habe, ist meine Stellung in der Vergangenheit gewesen, kann mich aber nicht für die Zukunft binden.

2. Es leuchtet bei diesem Sachverhalt ein, dass die Behauptung Willes, ich hätte die Gesetze unseres Staates „missachtet", eine böswillige Unterstellung ist. Wenn ich das Gesetz des Gewissens, in dem Gott spricht, in letzter Instanz auch über jedes Staatsgesetz stelle, so habe ich damit gerade im Sinne meines Amtes gehandelt. Ich bin nämlich nicht, wie viele es wohl für richtig gehalten hätten, dafür angestellt gewesen, den Säbel durch das Kreuz zu rechtfertigen. Mein Amt bestand vielmehr darin, dass ich diejenige Wahrheit zu vertreten hatte, deren Urkunde die Bibel ist. Dort aber steht an entscheidender Stelle das Apostelwort: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." Und der ganze Protestantismus gründet sich auf diese Souveränität des Gewissens. Luther, Calvin und Zwingli sind darin mit mir. Uebrigens hätte wohl niemand weniger Grund gehabt, als der Exgeneral, mir Missachtung des Gesetzes vorzuwerfen. Denn ausgerechnet dieser Mann ist es gewesen, der bei Anlass der Initiative auf Vermögensabgabe den Bundesrat aufgefordert hat, gegebenenfalls eine solche Initiative, deren Gesetzmässigkeit kein Mensch bestreiten konnte, aus höheren Gründen als null und nichtig zu betrachten. Der Unterschied zwischen mir und ihm bestünde also darin, dass ich glaube, um Gottes willen dürfe, ja müsse, unter bestimmten Voraussetzungen, das Gesetz der Menschen „missachtet" werden, während der General dies um des — Besitzes willen unter Umständen für geboten hielt. Meinen Professorengehalt endlich habe ich mit so gutem Gewissen empfangen dürfen als Wille seinen jedenfalls sehr viel grösseren Generalsgehalt, und wer seinem eigenen Land und Volk in innerster Seele stärker verbunden war und treuer gedient hat, ein Mann, dessen Vorfahren schon vor vielen Hunderten von Jahren für dessen Freiheit und Rettung gestritten und gelitten, oder der Vertreter eines importierten Preussentums, darüber lasse ich Generationen richten, die wieder schweizerisch orientiert sind.

3. Was endlich die Verhandlungen in Liestal anbelangt, so erkläre ich es wieder als eine böswillige Entstellung der Tatsachen, wenn der General behauptet, dass ich dort mit „Vorsicht", das will heissen, feiger Weise, meine wirklichen Ueberzeugungen verschwiegen habe. Es besteht nicht der allergeringste Anlass zu einem solchen Vorwurf. Freilich kann man ja auch hier jene Methode anwenden, die ich vorhin gekennzeichnet: es als das Gegebene zu betrachten, dass ich in Liestal eine antimilitaristische Brandrede hätte halten müssen, um mir selber treu zu bleiben und dann natürlich empört zu sein, wenn ich solches wirklich getan hätte. In Wirklichkeit habe ich nie solche Reden gehalten, anderswo so wenig als in Liestal und hätte übrigens in Liestal auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Ich habe dem Untersuchungsrichter meinen Standpunkt genau so dargestellt, wie er wirklich war und wie ich ihn oben wieder angedeutet habe. Er wird mir dies ehrlicherweise bezeugen müssen. Vor Gericht aber war gar keine Möglichkeit zu jener erwarteten Brandrede. Ich hatte ganz präzise und konkrete Fragen zu beantworten und in dem Moment, wo wir aufs Prinzipielle kamen, brach der Vorsitzende brüsk die Einvernahme ab.

Ich füge noch folgendes hinzu, um die Warheit in dieser Sache klar zu stellen: Ich bin als Zeuge vorgeladen worden, ja, aber es hätte nicht ver-

schwiegen werden dürfen, dass ich mich selbst dazu angemeldet habe, ganz von mir aus. Noch mehr: Es war meine Absicht, die Verteidigung des Angeklagten zu übernehmen. Ich besprach mich aber, weil ich nicht wusste, ob man mir als einem Nichtjuristen das erlaube, mit Prof. Max Huber, meinem Kollegen, dem bekannten Völkerrechtslehrer und damaligen Oberauditor der schweizerischen Armee, den ich weitgehend als Gesinnungsgenossen betrachten durfte. Dieser riet mir dringend davon ab, weil ich als Nichtjurist die juristischen Kniffe und Finessen nicht kenne und daher das Strafmass für meinen Klienten grösser werden könnte, als wenn ein Fachmann die Verteidigung übernehme. Dass Herr Huber sich im letzteren Punkte geirrt, haben spätere Fälle gezeigt, aber er wird mir gewiss gerne bezeugen, dass er durch seinen Rat mich abgehalten hat, in Liestal als Verteidiger aufzutreten. Man mag schon aus diesen beiden Tatsachen entnehmen, wie es mit dem Vorwurf steht, dass ich mich damals hätte „drükken“ wollen.

Zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung. Was diese Verleumdung besonders schlimm macht, ist der Umstand, dass sie in einem offiziellen Dokument steht. Der General hat sein Amt missbraucht, um einem nicht nur innenpolitischen, sondern auch aussenpolitischen Gegner vor aller Welt einen Makel anzuhängen. Das Urteil über ein solches Verhalten überlasse ich allen denen, die noch etwas Sinn für Recht und Anstand haben. Auch Schlüsse politischer Art, die für das ganze Militärproblem von Bedeutung sind, mag man daraus ziehen. Aber eines Missbrauches des Amtes ist auch die Behörde anzuklagen, die es erlaubt hat, dass diese Stelle stehen bleiben durfte. So weit wären wir also gekommen, dass unsere von uns erwählten Behörden sich erlauben dürfen, in amtlichen Dokumenten politische Gegner schlecht zu machen. Zu so etwas hätten sich jene wirklich liberalen Bundesräte einer besseren Zeit, die den heutigen einst vorausgegangen sind, nie hergegeben. Es ist freilich nicht das erste Mal, das ich Gegenstand amtlicher Verleumdung werde.[1]) Auch hat sich in den letzten Jahren mehrfach gezeigt, dass Familienangelegenheiten, die nur Beamten bekannt sein können, in entstellter, missdeuteter Form zu öffentlichen Verleumdungsfeldzügen gegen mich benützt worden sind. Auch jene Stelle aus dem Bericht Willes ist durch die Zeitungen gegangen, lange bevor der Bericht irgendwie veröffentlicht war. Es arbeitet hier ein gewisser Detektivapparat, dem sich dann ein entsprechender Presseapparat zur Verfügung stellt. Nichts könnte für den moralischen Tiefstand, bei dem wir angelangt sind, bezeichnender sein als solche Dinge.

Zum Schlusse noch eine Bitte. Jene Anschwärzung steht in einem Dokument, das noch lange eine Rolle spielen wird. Ich möchte meine Freunde bitten, mir zu Hilfe zu kommen, damit auch meine Entgegnung nicht unbekannt bleibt. Dabei denke ich besonders an allfällige Erklärungen in der Presse, in der Bundesversammlung und wo sonst Gelegenheit ist, die giftige Wirkung amtlicher Verleumdung zunichte zu machen. L. Ragaz.

---

[1]) Ich denke besonders an den Bericht des Staatsanwaltes Brunner über die Zürcher Unruhen von 1917, der Verleumdungen meiner Person enthält, die den Willeschen analog sind. Leider habe ich, aus dem angegebenen Grund, dazu geschwiegen. — Dass dieser Stil um sich greift, ist mir letzthin durch eine andere Tatsache klar geworden. In dem Urteil, worin das Bundesgericht den Rekurs von Dr. Gadient gegen die Konfiskation seines Buches abweist, wird diesem neben dem schon ganz unberechtigten Vorwurf der „Tadelsucht“ sogar der der „Missgunst“ gemacht, während seine moralisch doch schwerer belasteten Gegner ohne jeden Tadel davon kommen. Wer Dr. Gadient kennt, weiss, dass dieser Vorwurf eine amtliche Verunglimpfung bedeutet, für die kein Wort zu hart ist.

Konferenz der religiösen Sozialisten Graubündens Sonntag und Montag, den **16. und 17. August** in Reichenau. Beginn Sonntag Nachmittag 4½ Uhr. Sonntag: **Unsere praktischen Möglichkeiten in der Bekämpfung des Militarismus.** Aussprache eingeleitet durch **Pierre Ceresole.**

Montag: **Leib und Seele.** Aussprache eingeleitet durch **K. Künzler.**

Von Büchern

1. Was soll ich lesen?

Lieber Freund, diesmal musst du mich nicht umsonst fragen. Gerade lege ich ein Buch aus der Hand, das mir reiche Stunden geschenkt hat. Das ist auch etwas für dich. Auch dir wird's Freude bringen, weil es dir Antwort ist auf Fragen, die uns schon lange geplagt haben. Weisst du noch, wie du eines Abends aufgeregt zu mir kamst? So sagtest du: „Ich kann nicht anders, aber mit der Bibel weiss ich einfach nichts anzufangen. Was soll sie mir? Was sollen diese Geschichten aus dem Morgenland? Das ist doch nichts für uns junge Leute.“ Da versuchte ich dich zu beruhigen, wollte dir zeigen, dass die Bibel auch heute noch uns etwas zu sagen hat. Aber ich sah, dass meine Gründe dich nicht überzeugten, wohl darum, weil an mir selber Zweifel nagten. Es ist mir darum, als sei dies Buch gerade für dich und mich geschrieben:

„Die heutige religiöse Lage und die Volksschule“ heisst es. Es sind sechs Vorträge, die Ludwig Köhler und Leonhard Ragaz vor der zürcherischen Lehrerschaft gehalten haben.[1]) Veranlassung dazu war die Streitfrage des Religionsunterrichtes in der Schule, die Frage, die heute wieder brennend geworden ist.

Du zuckst die Achseln? Frägst spöttelnd: Religionsunterricht in der Schule? Haben wir auch gehabt, wir kennen das! Du denkst, es handle sich hier um eine Verteidigungsschrift für den Religionsunterricht? Höre:

„ . . . . von dem System unseres Religionsunterrichtes behaupte ich [Ragaz], dass es falsch sei und dass es lebendige Religion viel mehr verhindere als fördere. . . . . So wie wir die biblische Geschichte heute lehren, wird sie sehr oft, ja meistens, den Kindern aufgedrängt; . . . . darum betrachte ich den Religionsunterricht als eine Hauptursache der religiösen Interesselosigkeit.“

Du nickst, weil du daran denkst, wie wir ähnliche Gedankengänge nur ganz geheim uns zu sagen getrauten, weil sie uns gar zu ketzerisch vorkamen. — Und an anderer Stelle:

„Die dogmatische Zeit der Bibel ist vorbei. Die Bibel unterliegt . . . . einer neuen Betrachtungsweise. Die heutige und die zukünftige Liebe der Menschheit zur Bibel wird frei sein von aller Vergötterung.“ (Köhler.)

Eine neue Betrachtungsweise der Bibel? Ist dies möglich? Und ist in dem Buch auch gesagt, wie anders die Bibel verstanden werden kann? Das ganze Buch ist ein Andersverstehen der Bibel, eine Eröffnung, ein Lebendigmachen der Bibel für uns, für unsere Zeit.

Die ersten drei Vorträge, von Ludwig Köhler, erzählen von der Wissenschaft über die Bibel. Wie wir uns die

[1]) Herausgegeben von der Pädagogischen Vereinigung des zürcherischen Lehrervereins.

Entstehung des alten und des neuen Testamentes zu denken haben. Zeigen den Sinn und Zweck der einzelnen Teile und ihr Verhältnis zueinander. Einmal, als du die Bergpredigt anführtest als Beweis gegen Krieg und Kriegsrüstung, da hielt man dir eine Stelle von Petrus entgegen. Wer hat jetzt recht, fragtest du, die Bergpredigt oder Petrus, Christus oder der Apostel? So fragte auch deine Schwester, als ihr Eifern für die Gleichberechtigung der Frau durch das Wort bedrückt wurde: „Die Frau schweige in der Gemeinde." Hier lies! Du findest die Antwort auf euere Frage. Es ist erlösende Antwort.

Die Vorträge von Ragaz stellen dich mitten hinein in das religiöse Problem unserer Zeit und eröffnen dir den Blick für das grosse Geschehen unserer Tage. Du frägst: Woher kommt die Unzufriedenheit, die Leere, die ich und du in uns verspüren, woher der Zerfall, das Chaos unserer ganzen Kultur? Wir nennen uns Christen, schreibst du mir, doch wir sind es nicht. Denn wohin ich schaue, da ist Hader, Streit, Herrschsucht und Knechtschaft, Ausbeutung und Hass, Rohheit und Verwilderung. Warum sind wir so? Hier die Antwort:

„Es fehlt uns eine Religion, die der Gemeinschaft einheitliche grosse Ziele setzte, und sie damit erst recht zu einer Einheit machte." (Ragaz.)

Wie aber ist diese Lage entstanden, in die wir gestellt sind? Die Antwort erhalten wir, indem vor uns die Geschichte des Abendlandes entrollt wird. Hier hast du eine Geschichtsdarstellung, wie du sie schon lange ersehnt hast. Nicht trockene Daten. Nicht Wissen, sondern Erleben: du schaust hinein ins Leben des Mittelalters mit seiner Einheit der Kultur, wo alles Leben orientiert ist an der Religion, erlebst die Zerreissung dieser Kultur, die Reformation und Gegenreformation, siehst wie die Kultur immer mehr verweltlicht und zerrissen wird und verstehst die Reaktion gegen diese Verweltlichung. Kampf, Niederlage und Sieg des Christentums im Verlaufe der Jahrhunderte ziehen an dir vorüber. Du lebst Jahrhunderte und spürst das Geistesringen der Menschen, die vor dir da waren. Du frägst nach dem Grund dieses Ringens: welches ist der Sinn der Reformation und welches der Sinn des Katholizismus, was bedeutet das Christentum? Und deine Augen schauen fragend in die Zukunft: Was soll weiter werden, was sollen wir tun, heute und morgen? Du musst nicht umsonst fragen. Wie die Antworten lauten, möchtest du wissen? Das musst du selber lesen. Dann wird's dir gehen wie mir: Jetzt verstehe ich die Freude, die die Menschen der Reformationszeit empfanden, als sie die Bibel neu entdeckten. Es muss sie gepackt und befreit haben, wie mich heute beim Lesen dieses Buches. Georg Früh.

2. Kleine Anzeigen.

Ein Ehebüchlein. Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft und der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein haben den guten Gedanken gehabt, ein Büchlein herstellen zu lassen, das man den Ehepaaren bei Anlass der Trauung mitgeben könnte, und sie haben den weitern guten Gedanken gehabt, die Abfassung dieses Ehebüchleins in die Hände eines Mannes zu legen, der sich dafür hervorragend eignet. Pfarrer Etter in Rorschach hat denn auch damit ein Werk geschaffen, das wichtiger ist, als viele andere, die anspruchsvoller auftreten. Er hat mit jener Volkstümlichkeit, die für ein solches Werkchen unentbehrlich ist, dazu mit herzlicher Liebe und tiefer Kenntnis des Volkslebens diesen Gegenstand behandelt, der schon an sich ganz fundamental, heute aber von besonderer Dringlichkeit ist. Auch Themen von so heikler Art, wie das des „Kindersegens" sind nicht vermieden, sondern zart und mit Zurückhaltung, aber eingehend behandelt worden. Dieses Büchlein kann sich als grosser Segen für unser Volk erweisen. Es geht in hunderttausenden

von Exemplaren unter die Leute, und wenn auch nur da und dort die Saat auf gutes Land fällt, so muss die Ernte wertvoll werden. Zu beziehen ist es für den Preis von 40 Rappen in den Ablagen des Vereins für Verbreitung guter Schriften, Basel, Bern und Zürich. Der Titel lautet: „Deines Hauses Glück. Ein Wort an unsere Eheleute.“

Wieder gegen die Zensur. In St. Gallen soll, wie an so vielen andern Orten unseres Schweizerlandes, wo man offenbar nicht weiss, „wohin mit der Freud“, so dass die Wirte (die, mit den Geschätfsleuten und gewissen Politikern verbunden, hinter dem ganzen traurigen Festschwindel stehen) es den Leuten auf alle Wege sagen müssen, ein Schützenfest stattfinden mit Gekrach, Gerede und Getue, mit Patriotismus, Militarismus, Alkohol und Zubehör. Da sind einige Menschen, denen man herzlich danken muss, auf die Idee gekommen, diesem Wesen entgegenzutreten, und zwar durch das einfache Mittel eines Plakates, das einen Schützen im Stande knieend darstellt, dem der Tod, als Gerippe hinter ihn tretend, ein Kränzlein aufsetzt. Ein durchaus würdiges Plakat, gar nicht krass oder höhnisch, sondern anständig und freundlich, wie unsere St. Galler Miteidgenossen, von einigen Ausnahmen abgesehen, nun einmal sind. Trotzdem grosse Entrüstung im Rate der Stadtväter und Mehrheitsbeschluss, dass das Plakat zu verbieten sei. Mit welchem Recht? Soll denn in der Schweiz nur noch gesagt werden dürfen, was der Bundesweibel oder Stadtweibel dem Bürger diktiert? Darf keine Opposition gegen Schwindel und Verderben gemacht werden? Darüber wird in St. Gallen offenbar noch geredet werden müssen.

Inzwischen bleibt zweierlei und das ist gut. Erstens: Das Plakat wird nun verkauft und kann bei der Druckerei der „Volksstimme“ in St. Gallen für 50 Rappen das Stück bezogen werden. Das sollte nun extra flott geschehen, damit diese Herren sehen, dass mit der Zensur nicht mehr viel auszurichten ist. Und das ist das Zweite: Das Vorgehen der St. Galler Gesinnungsgenossen zeigt uns, wie es überall gemacht werden soll. Keine einzige dieser Kultfeiern des Militarismus, Alkoholismus und Patriotismus (und das sind diese „Feste“ ja alle) sollte ungestört bleiben, überall, im Kleinen oder Grossen, der Protest, die Warnung der Verblendeten sich regen. Das müsste etwas wie ein Stück „Erweckung“ sein. Es braucht dazu nur ein wenig Ernst und Mut.

3. Vom Anfang aller Dinge.[1])

Im Mai-Heft der „Neuen Wege“ war vom „Evangelisch-sozialen Kongress“ in Zürich die Rede. Einer der Redner an diesem Kongress war der Verfasser dieses Buches, der bekannte Basler Pfarrer. Beim Lesen dieser Predigten gerade in den Tagen jenes Kongresses habe ich mich gefragt, worin der Unterschied zwischen „evangelisch-sozial“ und „religiös-sozial“ besteht. Ich fand ihn merkwürdigerweise nicht dort, wo beide Bezeichnungen voneinander abweichen, im „evangelisch“ der einen und „religiös“ der andern, sondern da, wo sie dem Buchstaben nach übereinstimmen, im „sozial“. Die Art, wie Pfarrer Benz die ersten Blätter der Bibel für die Gegenwart lebendig macht, und der Geist, in dem er es tut, das scheint mir durchaus so, wie es ein religiös-sozialer Pfarrer auch täte, wenn schon natürlich in der Meisterhaftigkeit des Gedankens und des Ausdruckes die wenigsten Benz auch nur nahe kommen. Ein einziges Beispiel; es ist aus der Predigt über die Sintflut:

„Aber niemals, jetzt, wo immer noch der Schlamm und Schutt des Weltkrieges bergehoch auf dem Abendland liegt, so wenig wie damals, als in den Wassern der Sintflut eine ganze Menschheitsepoche ihren Untergang fand, gibt

---

[1]) Predigten über die ersten Blätter der Bibel, von D. Gustav Benz, 104 Seiten, Verlag Fr. Reinhardt A.-G., Basel, broch. Fr. 4.—, geb. Fr. 5.—.

und gab Gott seine letzten Ziele preis: der Mensch sein Bild und die Erde der Schauplatz seines Reiches."

Dagegen scheint mir, wie gesagt, das „sozial" in beiden Bezeichnungen nicht gleichbedeutend. Unser „sozial" ist weitgehend ein „sozialistisch", und da macht Pfr. Benz nicht mit. Die Stosskraft, mit der er die Welt als Reich Gottes und den Menschen als sein Ebenbild reklamiert, geht in der Hauptsache nicht über den Weckruf an den Einzelnen hinaus, dringt nicht in die Politik im weitesten Sinne des Wortes, in die gemeinsame Welt der Vielen hinein. So sieht die „Sintflut-Predigt" unsere Aufgabe in der gegenwärtigen Weltgerichtszeit zunächst nur darin: „Gottes Gnade suchen und sie, wenn sie uns zuteil wird, festhalten, in ihr bleiben, in ihr und von ihr leben, auf Gott horchen, auf seine Leitung achten und uns ihm zur Verfügung halten. Es mag Zeiten geben, wo verlangt wird, dass wir in seinem Namen reden und handeln sollen. Es ist jedoch beachtenswert, dass Noah erst nach der Sintflut hervortritt." Ueber dieses „zunächst" hinaus weist die Predigt dann uns ganz kurz und andeutungsweise.

Stehen wir denn jetzt nicht in der Zeit nach dem Weltkrieg, den Pfarrer Benz gerade vorher als weltgerichtliche Katastrophe der Sintflut gleichgestellt hat? Und ist es wohl überhaupt wirklich so, dass Gott, wenn sich ein Mensch ihm wirklich zur Verfügung stellt, nicht sofort über ihn verfügt? Ist Gott nicht fast so in Not um solche Menschen, wie ein in Zahlungsschwierigkeiten steckender Kaufmann es um Geld ist; wenn denn plötzlich eine Summe verfügbar wird, zögert er dann noch, sie zu brauchen?

Ich für meinen Teil wäre ausserordentlich froh, wenn der Verfasser dieser Predigten an sein „sozial" noch ein „istisch" daran hängen könnte. Selbst wenn sich damit noch nicht der Eintritt in die Partei verbände, und trotz aller Widerstände, die sich nicht nur von bürgerlicher, sondern auch von sozialistischer Seite gegen ihn erheben würden, hielte ich das für einen ganz ausserordentlichen Gewinn für die sozialistische Bewegung in Basel. Aber selbstredend hat auch das reichste Wirken notgedrungen seine Grenzen, und es ziemt mir nicht, zu beurteilen, ob die Grenzsteine des Wirkens des Verfassers dieser Predigten am rechten Ort stehen.

Es soll auch das Kritische, das sich Begreiflicherweise in dieser Besprechung hervordrängt, keineswegs die überwiegende Freude über das, was diese Predigten geben, und den warmen Dank dafür verdecken. Bei so grundsätzlicher Uebereinstimmung gehört man auch mit oder ohne „istisch" am „sozial", d. h. auch bei Verschiedenheit in der Auswirkung der Grundauffassung, zusammen, und ich bin überzeugt, den „Neue Wege"-Lesern einen guten Dienst zu leisten, wenn ich ihnen dieses Bändchen warm empfehle. B.-G.

---

4. Literatur für den Kampf gegen den Krieg.

1. **Klara Ragaz**: Der nächste Krieg. Fr. —.60

   Schildert an Hand von Will Irvins Buch: „The next war", was uns bevorsteht, wenn wir es wieder zu einem Weltbrand kommen lassen.

2. **Gertrud Woker**: Wissenschaft und wissenschaftlicher Krieg. Fr. —.80

   Die Dozentin der Chemie an der Universität Bern, die gerade in dieser Sache bewandert ist, zeigt, wie der „wissenschaftliche Krieg" (mit Gift-Bazillen usw.) aussehen würde.

3. **Leonhard Ragaz**: Abrüstung als Mission der Schweiz. Fr. —.80

   Zeigt, wie man gerade als guter Schweizer, aus Liebe zur Schweiz.

die ein Krieg mit sicherem Untergang bedroht, und im Sinne der ganzen geschichtlichen Aufgabe der Schweiz, für unbedingte Kriegsgegnerschaft und völlige Abrüstung sein muss.

4. **Soll die Weltvergiftung weitergehen?** Flugblatt. Für 100 Stück Fr. 2.—
5. **Dienstverweigerung und Zivildienst.** Fr. —.25
   Die Begründung der Zivildienstpetition zuhanden der Bundesversammlung. Dient auch als Schrift gegen Krieg und Militarismus.
6. **Ein gelungenes Experiment.** Fr. —.05
   Beschreibt den ersten freiwilligen Zivildienst. (Bei grösseren Bestellungen Preisreduktion.)
7. **Brief aus Someo.** Von einem Baselbieter Freiwilligen. Fr. —.05
8. **Service civil pour Refractaires.** (Danemark, Suide, Norvège, Pays-bas.) Fr. —.05
9. **Maurice Vuilleumier** (Pfarrer): Das Gefängnis haben sie nicht verdient. (Christliches Gewissen und Militärdienst.) Fr. —.10
10. **Karl von Greyerz** (Pfarrer): Rede am „Nie wieder Kriegstag“ in Bern. Volkstümlich, urchig, im besten Bernerdialekt. Fr. —.10
11. **Rudolf Liechtenhan** (Pfarrer): Eine Bitte an unsere Pfarrer. Fr. —.10
   Verlangt von den Pfarrern, dass sie gegen das Verhalten der Bundesversammlung die Stimme erheben. Eignet sich überhaupt für kirchliche Kreise. Sehr ernst und kräftig.
12. **Kirby Page.** Der Krieg. (Seine Ursachen und Folgen und seine Beseitigung.) Fr. —.80
   Sehr instruktive, mit den wesentlichen statistischen Angaben ausgestattete Darstellung eines amerikanischen Mitgliedes des Versöhnungsbundes.
13. **J. N. Sayre** und **J. H. Holmes.** Der Krieg ist unchristlich, aber . . . .
   Zwei Aufsätze aus der amerikanischen Monatsschrift „The World Tomorrow“.
14. **Was der Weltkrieg gekostet hat?** Die wichtigsten statistischen Angaben in Flugblattform. Für 100 Stück Fr. 2.—
15. **Friedrich Hossmann.** Die Waffen nieder! Gedichte. Fr. 2.—
   Warm und tapfer, sehr für die Propaganda unter einfachen Leuten geeignet.

Abonnenten, die den Abonnementsbetrag für das 2. Halbjahr noch nicht entrichtet haben, sind ersucht, das Betreffnis vor Ende des Monats auf Postcheck VIII 4071 anweisen zu wollen. Bis dahin nicht einbezahlte Abonnements werden durch Nachnahme erhoben.

Administration der Neuen Wege
Reutimann & Co., Zürich.

Gottes Mitarbeiter.[1])

Text: Denn wir sind Gottes Mitarbeiter. 1. Kor. 3, 9.

Liebe Gemeinde!

Auf den ersten Blättern der Bibel wird erzählt, wie die Arbeit in die Welt gekommen ist. Gott hat sie den Menschen um ihres Ungehorsams willen als Fluch auferlegt zusammen mit dem Tod. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen. Kümmerlich sollst du dich darauf nähren dein Leben lang und im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis dass du wieder zur Erde wirst, von der du genommen bist.“ Diese rein negative Einschätzung der Arbeit, ihre Bezeichnung als ein Fluch ist uns völlig fremd geworden.. Was gibt es Schöneres als arbeiten und wie sollte das, was wir alle ohne Ausnahme tun und den weitaus grössten Teil unseres wachen Lebens ausfüllt, ein Fluch sein! Da ist uns das Luthertum verständlicher. Es ist aus praktischer Einsicht zu einer andern, nicht negativen, sondern emminent positiven Einschätzung der Arbeit gekommen. Es wusste die Arbeit zu würdigen und hat auf sie ein Loblied ohnegleichen gesungen und immer wieder verkündigt, dass Arbeit, auch die einfache Arbeit der Magd, wenn sie mit dem Besen die Stube wischt, ein ebenso guter oder besserer Gottesdienst sei wie das Beten und Psalmensingen der Mönche und Nonnen in den Klöstern. Solche Aeusserungen kommen uns protestantisch und christlich vor, aber jene Worte vom Fluch der Arbeit klingen uns misstönig und unangenehm in die Ohren. Wir kommen auf den Verdacht, das werde wohl irgend eine altjüdische Sage sein, entstanden in einem Volk, das im Ganzen und Grossen zur Arbeit unlustig war und sich als höchstes Ideal, als paradiesischen Zustand nur so eine Art Schlaraffenland vorstellen konnte, während heute jeder aufrechte Bürger gern arbeitet und darin nicht einen Fluch, sondern einen Segen sieht.

Ich glaube nicht, dass wir gut tun, die erwähnte biblische Darstellung so schnell auf die Seite zu schieben, als die Meinung einer finsteren Zeit und eines faulen Volkes. Es könnte in dieser uralten „Sage“ eine sehr wesentliche Erinnerung enthalten sein, der Hinweis auf eine lange vergessene Tatsache, auf eine mit der allgemeinen Schwachheit des Menschengeschlechtes zusammenhängende, nicht abzuleugnende innere Gebrochenheit alles dessen, was man Arbeit nennt, an ein Fragezeichen, das hinter alle menschliche Tätigkeit zu setzen ist, werde sie nun mit Lust oder Unlust getan. Jedenfalls liegen die Dinge nicht ganz einfach. Die Arbeit, die wir kennen und die auch in ihren höchsten und geistigsten Formen nicht die Arbeit des Schöpfers ist, hat so etwas wie ein Doppelge-

[1]) Predigt, gehalten in der Friedenskirche zu Bern.

sicht, und es kann nicht Aufgabe des Predigers sein, das ausser Acht zu lassen, dem Zuge seines Herzens zu folgen und seine Zuhörer zu irgend einer flotten Betätigung aufzumuntern, als wäre jenes merkwürdige und gewichtige Wort des alten Testamentes nie gesprochen worden.

Was mit diesem Doppelgesicht der Arbeit gemeint ist, wird sofort klar, wenn ich einiges aus ihrer Geschichte erzähle und berichte, wie verschieden sie im Laufe der Zeiten bewertet worden ist. Bei den Primitiven scheint sich die Arbeit nicht besonderer Beliebtheit zu erfreuen. Die Neger liegen gern im Schatten und lassen ihre Frauen schaffen, und unsere christlichen Missionare haben grosse Mühe, ihnen plausibel zu machen, dass das unmoralisch ist. In der antiken Kultur wird die Arbeit auch keineswegs hoch gewertet, denn man trennte in der Antike scharf zwischen edler und unedler Arbeit. Als eines edlen Bürgers würdig galt nur das, was heute von vielen Leuten gar nicht als Arbeit anerkannt wird, Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft und die Ertüchtigung des Körpers im Sport. Staatsdienst und Kriegshandwerk waren auch noch angängig, aber alles andere nicht mehr, arbeiten und schaffen mochten die Sklaven und Sklavinnen. Die wirtschaftlich fruchtbare, die produktive Arbeit wurde von denen getan, die sie nicht freiwillig, sondern gezwungen taten. Die frühchristlichen Gemeinden bestanden zum grössern Teil aus Angehörigen der untern Volksschichten, für die das Arbeiten als Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung eine Selbstverständlichkeit war. Viel darüber nachgedacht, ob sie ein Glück oder ein Unglück sei, haben sie nicht. Paulus hat seinen Lebensunterhalt mit Teppichknüpfen verdient und sich geäussert, dass der, welcher nicht arbeitet, auch nicht essen solle; aber das ist alles, was wir über unser wichtiges Thema von ihm erfahren. In seinen Briefen ist von vielen Dingen die Rede, vom Glauben, von Gottes Treue, von der Sünde der Menschen, von der Hoffnung und der Auferstehung der Toten, von der Obrigkeit, von Kollekten für die armen Brüder in Jerusalem, nach einer grundsätzlichen Beurteilung der Arbeit würden wir umsonst suchen. Aehnlich unsicher stehen die Dinge im Mittelalter, wo wenigstens für die katholische Volksfrömmigkeit die Mönchsorden als typische Vertreter gelten können. Man weiss, wer zu einem grossen Teil den Boden urbar gemacht hat, auf dem wir leben: es waren Mönche im Anfang des Mittelalters. Sie haben die Wälder ausgereutet und den Boden bebaut. Die Stätten, wo man Gott diente, waren Stätten fleissigster Arbeit, sie gaben den Ton an im Volk und übten gewaltigen Einfluss aus. Ihre damalige Macht verdankten sie nicht nur dem Gebet, dem Gesang und der Feder, sondern ebensosehr auch dem Spaten, dem Beil und dem Winkelmass, die Klöster waren Musterwirtschaften und Handwerksstätten ersten Ranges. Aber ins Mittelalter ge-

hört nicht nur der arbeitende, sondern auch der meditierende, der sinnende Mönch, der Mystiker, der, Welt und Menschen um sich her vergessend und der Arbeit wenig nachfragend, sich in die Tiefen der Gottheit versenkte, auf den Schwingen seines Geistes die geheimnisvollen Weiten der übersinnlichen Welt durchmass und, der Erde entrückt, der himmlischen Musik der Ewigkeit lauschte, während für seinen Körper zu sorgen den Mitbürgern überlassen blieb, die kräftig angebettelt wurden. Als dann im ausgehenden Mittelalter noch eigentliche Zuchtlosigkeit in den Klöstern einriss und sich zur anfänglich ehrlichen Weltfremdheit bewusster Müssiggang gesellte, geriet das Mönchswesen allgemein in Verruf, es war aus mit ihm. Der mittelalterliche Lebensstil war erledigt, er hatte seine innere Haltlosigkeit unter anderem auch dadurch an den Tag gelegt, dass er zur Arbeit kein klares Verhältnis gewinnen konnte.

Dann kam die Reformation. Sie hat zum ersten Mal die Arbeit zum Thema ihrer Untersuchungen gemacht und eine gewaltige Hochschätzung der Arbeit eingeführt. Sie war der Meinung, dass Gott die Seele in einem Körper hat wohnen lassen und dass dieser in eine sichtbare, körperliche Welt gestellt ist, wo er Nahrung, Kleidung, Wohnung und andere Güter nötig hat, die erzeugen zu helfen, jedermanns Pflicht ist. Dabei wurde die Kopfarbeit als eine besondere Betätigungsart mit eigener Verheissung keineswegs vergessen, sondern neben die Handarbeit, aber nicht über sie gestellt. Es wurde eine geschlossene, klare Anschauung verkündigt, welche jeden seine Arbeit, wenn es ehrliche Arbeit ist, als Gottesdienst tun heisst. Das Werk, welches dem Leib und seinen Bedürfnissen dient, ist nicht weniger notwendig und gottgewollt als dasjenige, das der Seele dient. Wer seine Arbeit verrichtet, wo er immer steht, der Fürst, wenn er sein Land regiert, der Knecht, der im Stall das Vieh füttert, die Müllersmagd, die dem Esel den Mehlsack auflädt, tut ein besseres Werk als der Mönch, der im Kloster seine Seele pflegt und die Nonne, die ihre Keuschheit hütet. Jeder ist von Gott an seinen Platz gestellt und soll hier seine Kräfte in aufrichtiger Bemühung brauchen. Der eine hat geringe Gaben und ist daher zu bescheidener Leistung berufen, der andere ist mit grösseren Gaben ausgerüstet und verrichtet daher Dinge, von denen das Wohl und Wehe ganzer Städte und Länder abhängt. Aber darauf wird Gott nicht sehen, sondern allein auf die Treue, mit der jeder an seinem Platze steht, und als allezeit fröhlicher Christ, der sich auch beim Hauen und Stechen in der Feldschlacht seines Gottes getröstet, seinem himmlischen Herrn dient.

Man wird begreifen, dass eine solche Betrachtungsweise die Arbeitsfreudigkeit im Volk mächtig steigerte. Mit welchem Hochgefühl musste es doch jeden strebsamen Bürger erfüllen, wenn das, was er im allgemeinen sowieso tat, als Gottesdienst hingestellt,

wenn seine Hingabe an die Arbeit und Treue im Beruf als direkte Folge einer hohen göttlichen Berufung angesehen und gerühmt wurde. Er war nun bestärkt in der Meinung, die er schon immer gehabt, aber nicht so schön auszusprechen vermocht hatte, dass nämlich Arbeit allein das Leben süss macht, und wendete doppelten Eifer an. In der kalvinischen Reformation wurde das dann noch deutlicher. Jeder Mann und jede Frau sah sich dazu aufgerufen, an der Durchdringung der Welt mit göttlichem Geiste kräftig mitzuwirken und sich dadurch in seinem Stand als Auserwählter zu bewähren. In Genf traf diese Anschauung zum ersten Mal zusammen mit einer städtisch beweglichen Bevölkerung, die an Handwerk und Kunstfleiss Geschmack hatte und die nun durch diesen neuen Arbeitsimpuls dazu geführt wurde, den ersten Anfang zu machen mit der modernen industriellen Arbeit und den Grund zu legen zum heutigen Kapitalismus. Stolze Träume von einer Eroberung und Beglückung der Welt durch die Arbeit stellten sich ein bei den Völkern, die von hier aus beeinflusst waren. Die Engländer wurden das erste Handelsvolk der Welt und die Amerikaner schlossen die Entwicklung ab, indem sie unter Vernachlässigung so ziemlich aller übrigen geistigen Ideale die Arbeit auf den Tron setzten. Ihr typischer Repräsentant ist Henri Ford, der Automobilkönig, der nimmerruhende Arbeiter, der auch von allen europäischen Geschäftsleuten bewunderte, beneidete Praktiker und andächtig gelesene Theoretiker der Arbeit, der Mann mit der stählernen Energie, der das Schicksal und das Leben von Zehntausenden in der Hand hält. Hier ist die Durchdringung der Welt mit dem göttlichen Geist sozusagen vollendet, es ist kein Stücklein Erde mehr frei, keine Arbeitskraft nicht in Dienst genommen, es ist alles eine einzige, planvoll-dämonische, den Einzelnen unerbittlich mitreissende und rasch aufbrauchende Organisation geworden. Der Mensch hat sich nach dem Psalmwort alles unter die Füsse getan, die Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die wilden Tiere und was im Meer daher gehet, aber ausserdem auch noch die Dampfkraft und die Wasserkraft, die elektrische Energie und der Erde Fruchtbarkeit, und nun singt er s e i n e n Psalm, das Hohelied der Arbeit, wie es ein grosser Engländer angestimmt hat: Alle wahre Arbeit ist heilig. In jeder Arbeit ist etwas Göttliches. Die Arbeit, so breit wie die Erde, hat ihren Gipfel im Himmel.

Habt ihr nun das Doppelgesicht der Arbeit gesehen? Habt ihr gesehen, wie sie sich unter unsern Händen unmerklich verwandelt hat? Zuerst war sie die Betätigung des Menschen in seiner Eigenschaft als Mitarbeiter in einem grossen und allgemeinen Kampf des Geistes mit der Natur und dann löste sie sich ab, wurde selbständig, fand ihre Berechtigung immer mehr in ihrer eigenen Triebhaftigkeit und Dämonie und machte sich schliesslich anheischig, mit

ihren Anstrengungen von der breiten Basis der Erde aus die gewaltige Pyramide des Menschenwerkes aufzurichten, die bis zum Himmel reicht. Wir ahnen den Uebermut, der hier lauert, wenn der Mensch mit jeder ehrlichen Arbeit einen Baustein herzuträgt zu dem Riesenbau, der wie der Turm zu Babel mit der Spitze in den Himmel sticht und dort Gott vom Tron stösst. Hat nicht auch die Arbeit ihre natürlichen Grenzen und ihre verborgene Zwiespältigkeit? Ungheuer viel Arbeit, die getan wird, geschieht gar nicht als freie Lebensäusserung des Geistes, sondern um irgend einen Kummer zu vergessen oder eine unerklärliche Angst los zu werden. Man kann darauf aufmerksam machen, dass mit dem Feuereifer in der Arbeit oft genug Engherzigkeit andern Menschen gegenüber verbunden ist. Man braucht nur einmal zuzuhören, wie viele Schaffer, die pünktlich sind und ihre Bureauzeit innehalten, geringschätzig urteilen über jeden, der eine unregelmässige, mehr stossweise Arbeitsmethode hat wie der Künstler oder Wissenschaftler, dann wissen wir, dass es kaum ein schlimmeres Pharisäertum gibt als das der Schaffer. Wir alle kennen Menschen, die die Arbeit zu ihrem lieben Götzen gemacht haben, dem sie ihre Gesundheit und die Liebe von Frau und Kindern opfern, weil sie sich auch nicht einmal an einem Sonntag Ruhe gönnen, und wir wissen auch, wie im wirtschaftlichen Leben der Arbeitsübereifer und das Strebertum und der wirtschaftliche Ehrgeiz ihre unselige Rolle spielen und in unser Leben eine Unrast und einen Lärm gebracht haben, deren Wirkung die Menschen früh altern und Nervosität zu einer Zeiterscheinung werden lässt. Der eigentliche Schädling am wirtschaftlichen Körper des Volkes ist nicht der reiche Nichtstuer, der so oft bewitzelte, couponabschneidende Rentner, sondern der mit Automobil, Schreibmaschine und Telefon bewaffnete Spekulant, der ein nimmersatter Arbeiter ist. Angesichts solcher Erscheinungen denkt man unwillkürlich an die Völker des Ostens, die doch auch etwas vom Leben verstehen. Dort weiss man noch etwas anderes, als was man bei uns manchmal noch allein zu wissen scheint, den Ruf: Freie Bahn dem Tüchtigen! — wobei der Untüchtige bleiben mag, wo er will. Sie haben noch eine Ahnung davon, dass alle von Gott abgelöste Arbeit wirklich ein Fluch, eine Unbotmässigkeit ist und wollen lieber nichts tun als mit einem falschen Tun die heilige Schöpfung Gottes verderben. Aber dieses Nichtstun ist nicht Faulenzerei. Der Chinese Laotse schrieb einmal: „Das einzige, was ich fürchte, ist das tätige Wesen. Alle Welt soll des Tuns entraten. Nichttun ist förderlicher als alles, was zwischen Himmel und Erde existiert. Wenn die Menschen aufhören werden zu tun, wird vollkommene Ruhe herrschen auf Erden.“ Es ist natürlich leicht, solche Aussprüche lächerlich zu machen, aber schon die Eindringlichkeit, mit der hier geredet worden ist, könnte uns zu denken ge-

ben. Gewiss wollte der grosse chinesische Weise nicht einfach seinen Mitbürgern raten, alle Arbeit zu verlassen und sich aufs Ohr zu legen. Was hätte ein schwerarbeitender, chinesischer Kuli mit einem solchen dummen Rat anfangen sollen! Er wollte ihnen vielmehr eine feine Behutsamkeit in allem irdischen Tun empfehlen, wo der Weise mit spitzem Finger den Spuren der in der Welt verborgenen ewigen Vernunft nachfährt und nichts gegen ihren Willen tut.

Und jetzt, meine Zuhörer, was bleibt noch übrig? Haben wir nicht doch noch etwas zu sagen, nachdem wir hinter alle menschliche Arbeit das Fragezeichen gesetzt haben? Der Apostel Paulus hat sich einen Mitarbeiter Gottes genannt, und ich glaube, dass wir uns auch so nennen dürfen. Wohlverstanden, wir sind seine Mitarbeiter und haben uns ihm anzuschliessen, nicht er uns. Er ist der Herr, der im Verborgenen schafft, der Wirkende, von dem alle Arbeit ist und durch den jedes jeweilen erfolgende Werk geschieht. Alle Arbeit ist wie jedes irdische Ding und jeder Mensch gemessen an ihm; Gott ist ihr Anfang und ihr Ende, ihre Rechtfertigung und ihr Gericht. Wir dürfen aus eigener Andacht so wenig eine Arbeit tun, wie die Mönche im Mittelalter aus eigener Andacht hätten fromme Lieder singen und Gebete sprechen sollen. Keine Pyramide können wir errichten, weder der Arbeit und des tätigen Lebens noch eine des untätigen Lebens, der Stille und des Verzichtes, welch Letzteres gegen Laotse zu bemerken wäre. Die Pyramide ist da, aber sie steht anders, hat ihre breite Grundfläche im Himmel und reicht mit ihrer Spitze auf die Erde und dort, wo von der breiten überirdischen Basis der göttlichen Schöpfertätigkeit her durch absichtsvolle Verengerung und Zuspitzung die Erde getroffen wird, geschieht durch einen Menschen ein Werk, das Gottesdienst und tätige Mitarbeit ist. Insofern solche Arbeit geschieht, ist der auf der Erde lastende Fluch abgewendet und unwirksam gemacht. Wir sahen, dass der Fluch eine Folge des Ungehorsams war, nun wird die Folge des Gehorsams der Segen der Arbeit sein. Gehorsam ist Glaube, und so sehen wir, dass die im Glauben getane Arbeit gesegnet ist, sie hat alle herrlichen Verheissungen, die zu Unrecht jeder Arbeit angedichtet werden. Die im Glauben getane Arbeit ist ein Stück des gestaltenden Schaffens, durch das der Mensch zum Ebenbild des Schöpfers wird. Sie steht immer im Dienst der andern Menschen, der Brüder, auch wenn sie dieselben nicht ausdrücklich zum Gegenstand ihrer Bemühungen macht. Sie bedeutet einen Sieg des Höheren im Menschen über das Niedere, so dass aus dem, was ist, herauswächst, was sein soll. Sie gibt die rechte Befriedigung und schafft Kultur; denn durch den Sieg des Geistes über die Materie und die Bemeisterung aller undisziplinierten Kräfte trägt sie Ordnung und Zusammenhang in die Welt hinein. Ob sie Handarbeit

oder Kopfarbeit ist, verschlägt wenig, sie kann sogar noch als weithin mechanisierte, fabrikmässige Arbeit jene Verheissungen haben, vorausgesetzt, dass sie nicht unvernünftig verlängert wird. Beständig wird sie ihre Formen, ihre auserlesenen Träger wechseln, bald da, bald dort ihre wehende Standarte aufpflanzen. Denn die nach unten gerichtete Spitze der Pyramide steht nicht still, sondern läuft im Flug über die Erde hin und zieht ihren Strich, wo sie will. Wer dort steht, wo der Strich läuft, der tut, ob er Grosses oder Bescheidenes leistet, seine Arbeit nicht in selbsterwählter Heiligkeit, sondern in Glaube und Gehorsam, und ist ein Mitarbeiter Gottes. Ein solcher vernimmt dann auch mit feinem Ohr die Mahnungen des Glaubens, die das eine Mal heissen: „Steh auf vom Schlaf, mach dich ans Werk! Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und lerne von ihr, denn obschon sie keinem Herrn dient und keinem Fürsten, arbeitet sie doch unermüdlich und zäh" und das andere Mal: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Macht es wie die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel, denn der himmlische Vater weiss, was ihr bedürfet." Diese beiden Mahnungen wollen gleich ernst genommen werden.

Gottes Mitarbeiter sind wir, heissts in der Schrift. Das will also nicht heissen, dass Gott bei aller unserer Arbeit dabei ist, sondern dass wir bei seiner Arbeit dabei sein sollen. Wenn die Reformatoren die Arbeit einen Gottesdienst nannten, so hatte das nicht den Sinn, dass Gott jede rechtschaffene Arbeit als ihm getan annimmt und segnet, sondern von ihm aus wird sie gemessen, gewogen, beurteilt. Und wer sich dem nun nicht widersetzt, sondern sich mitsamt seiner Arbeit messen, wägen, richten und beurteilen lässt, der steht im Glauben und kann gesegnet werden. Diese Arbeit ist Gottesdienst. Darum spricht Luther, wenn er von gesegneter Arbeit redet, nie nur vom Menschen, Fürsten, Hausvater oder Knecht, sondern vom frommen Menschen, vom gottesfürchtigen Regenten, vom gläubigen Hausvater und von der christlichen Magd. Diese alle dienen ihrem himmlischen Herrn, weil sie mit ihrer Arbeit recht gerichtet sind. Eine solche Magd zum Beispiel kann die rechte Freude im Herzen tragen und sagen:[1]) „Ich kehre das Haus, mache das Bette und koche jetzt. Wer hats mich geheissen? Es hats mich mein Herr und Frau geheissen. Wer hat ihnen solche Macht über mich gegeben? Es hats Gott getan. Ei, so muss es denn wahr sein, dass ich nicht nur ihnen, sondern Gott selbst im Himmel damit diene und es muss ihm wohlgefallen. Wie könnte ich seliger sein? Ist es doch so viel, als wenn ich für Gott im Himmel selber sollt kochen."

Ernst Hubacher.

[1]) Luther.

Der Kampf zwischen Freiheit und Autorität in unserem Geschlecht.

(Schluss.)

Verehrte Versammlung! Ich habe Sie schon einen ziemlich langen Weg geführt, und wir wären in einer schwierigen Lage, wenn wir diese andere Wahrheit, die andere Hälfte der Einen grossen Wahrheit, ebenso ausführlich entwickeln müssten. Ich glaube aber, dass es nach dem, was wir nun mit einander bedacht haben, bloss noch notwendig ist, sie mit einigen grossen Strichen anzudeuten.

Diese zweite grosse Wahrheit lautet: Die Autorität bedarf der Freiheit. Es gibt keine wirkliche Autorität ohne Freiheit.

Lassen Sie uns, bevor wir diese These etwas entwickeln, eines feststellen: An der Freiheit halten wir auf alle Fälle fest. Sie bleibt, recht verstanden — und das bedeutet vor allem: mit der Liebe verbunden, die sogar die Vollendung der Freiheit ist, gerade wie die Selbstsucht die Vollendung aller Knechtschaft — das Ziel sowohl des einzelnen Lebens als der menschlichen Gemeinschaft. Und sie wird leben, wird fortschreiten, wird nach jedem Rückschlage wieder verstärkt und vertieft vorbrechen und das letzte Wort behalten. Diese Verheissung liegt gerade in ihrem Wesen, so wie wir es verstanden haben. Freiheit, sagten wir, ist Selbstsein, aber der Trieb nach Selbstsein ist wohl der stärkste aller Triebe. Er wird sich darum immer wieder regen und entfalten. Unfreiheit ist Selbstvernichtung. Wer nicht frei ist, ist nicht er selbst, sondern ein Anderer, oder Keiner, das heisst: er ist nicht. Er ist, aber er ist doch nicht, was die tiefste aller Qualen bedeutet, gerade wie umgekehrt Freiheit die höchste aller Seligkeiten — wie denn die Seligkeiten der Bergpredigt lauter Freiheiten meinen.

Ohne Freiheit kann darum auch die Autorität nicht sein. Das ist aus dem einfachen Grunde so, weil sie nur in der Freiheit anerkannt werden kann. Eine Autorität, die sich zwangsmässig und gewaltsam durchsetzt, ist gar keine Autorität, sondern ganz einfach ein Despotismus. Dieser wirkt denn auch nicht Freiheit, sondern bloss Revolte, die Auflehnung des Sklaven, der die Kette bricht. Davon redet die Geschichte bis in die allerneueste Zeit hinein mit so gewaltiger Stimme und so eindringlich klar, dass wir uns einen weitern Beweis sparen können. Eine zwangsmässige Autorität führt zur Zerstörung aller Autorität überhaupt, zur Frivolität, Skepsis, Zersetzung alles Lebens. Sie ist ein blosser Schein. Man fügt sich ihr äusserlich, aber verachtet und hasst sie innerlich; man ist weit davon entfernt, in ihr etwas zu sehen, was wahrhaft über uns wäre, etwas wie eine absolute

Wahrheit oder doch einen Abglanz davon. Man erweist ihr nicht jene Ehrfurcht, die das Zeichen der freien Anerkennung des Göttlichen ist. Nur ganz kleinen Kindern und kindlichen Völkern, auch allerlei Unzurechnungsfähigen gegenüber mag eine solche Autorität ein gewisses, freilich auch beschränktes, Recht haben, aber nur so lange, bis in ihnen der Freiheitsdrang sich regt und ihre Selbständigkeit möglich wird, und auch vorher nur so, dass die *Möglichkeit* der Freiheit in ihnen, ihre *Bestimmung* zur Freiheit durch Ehrfurcht bezeugt wird.

Es gibt keine wahre Autorität ohne Freiheit. Ich könnte das Gleiche mit einer andern Wendung ausdrücken: *Es gibt keine Wahrheit ohne Freiheit.* Das ist die notwendige Ergänzung des Satzes, dass es keine Freiheit gibt ohne Wahrheit. Denn eine Wahrheit, die nicht in Freiheit anerkannt wird, ist keine Wahrheit, sondern bloss ein Dogma. Das Dogma aber ist, wenn es bloss ein geistiges Zwangsgesetz ist, was es oft genug war und ist (eigentlich seinem Wesen nach ist, denn nur als Zwangsgesetz ist eine Ansicht Dogma), das Gegenteil des Glaubens. Es macht den Glauben unnötig, erstickt ihn. Der Glaube seinerseits ist aber die tiefe Quelle aller Freiheit; denn er ist die aus der unmittelbaren Berührung mit der Wahrheit quellende Ueberzeugung, die den Menschen einer Sache gewiss machen kann, auch wenn sie vorläufig die ganze Welt gegen sich hat, eine Ueberzeugung, die über alles hinausgeht, was den Menschen bisher als giltig erschien, die ihnen daher als Torheit vorkommen muss und die doch eines Tages die Welt erobern wird. Dieser freie Glaube ist wohl eine der tiefsten Grundlagen aller *Demokratie*, denn Demokratie ist Anerkennung der individuellen Wahrheit, die in jedem Menschen lebt oder doch leben sollte, leben könnte.

Damit ist angedeutet, dass es auch eine notwendige Verbindung von Freiheit und *Individualismus* gibt. Wir haben mit gutem Recht behauptet, dass die grösste Kraft und Eigenart des individuellen Lebens gerade dort erreicht werde, wo man sie am wenigsten suche und ihrer am wenigsten bewusst sei, sondern ganz in einer Sache aufgehe. Die grösste Objektivität erzeuge die grösste Subjektivität. Aber auch das Umgekehrte ist richtig: *dass die Objektivität nur in dem Masse lebendig ist, als sie subjektiv erlebt und vertreten wird.* Auch diese Seite der Wahrheit zeigt uns die Geschichte deutlich genug. Besonders die Geschichte der Religion und Sittlichkeit. Gerade hier kommt alles darauf an, dass das Objektive subjektiv wird. Davon redet die Botschaft von der Fleischwerdung des Wortes, das den tiefsten Sinn der ganzen Religionsgeschichte enthüllt. Das Objektive bleibt kalt und tot, solange es bloss als Tradition, Dogma, Institution dasteht, es wird lebendig und ergreifend, wenn es sich in einer

individuellen Tat, einem individuellen Menschengeschick verwirklicht. Besonders muss neue Wahrheit auf diesem Wege, der gewöhnlich zu irgend einem Kreuz führt, durchgesetzt werden. Der Träger dieser Wahrheit muss in unendlicher Einsamkeit, mit dem Unendlichen selbst allein, aushalten und sein ganz subjektives Zeugnis ablegen, das als Torheit erscheint und das doch das Objektive selbst ist, während die Andern im Grunde subjektiv träumen und lallen. So vertritt ein Jeremia den Gott, den er erkannt hat, in erschütternder, tragischer Verlassenheit gegen Priester und Propheten, Könige und Volk, aber dieser Glaube wird dadurch die Wahrheit, die viele trägt, die sein Volk durch die Katastrophe hindurch rettet und dann in Christus ihre Erfüllung findet. In diesem Sinne hat ein Prophet der Neuzeit, selbst ein grosser Einsamer, Sören Kierkegaard, das Wort gemeint: „Die Subjektivität ist die Wahrheit." Er, der es als seine Aufgabe betrachtet, in einer geistig verweichlichten Welt wieder das Absolute zur Geltung zu bringen, wird nicht müde zu erklären, dass der „Einzelne", und nicht die Masse, Träger der Wahrheit sei, dass die Wahrheit nicht objektiv, durch Dogmen, Philosophien, Institutionen vertreten werden könne, sondern nur existentiell, durch die individuelle Tat, die das Absolute unter den besonderen Umständen, in die ein Mensch gestellt ist, verwirklicht. In diesem Sinne dürfen wir wohl die Paradoxie wagen: „Das Objektivste, das es gibt, ist das ganz auf sich allein gestellte, nur an Gott gebundene, individuelle Gewissen." Um noch das Höchste hinzuzufügen: Gott wird dem Menschen nur Gott in dem Masse, als der Gott aller Menschen auf ganz unaussprechliche und eigenartige Weise sein Gott wird. Und wenn uns im Leben Jesu die Offenbarung dieses Gottes so allbezwingend ergreift, dann gerade darum, weil es so unerfindlich und unergründlich individuell ist.

Dieses Vorangehen des Einzelnen auf der Bahn der Wahrheit, diese individuelle Verkörperung der Sache in einem Menschen, der ihr in Einsamkeit und Schmerzen, in Tapferkeit, Treue und Opfer Bahn bricht, das ist die ewige Bedeutung des Heldentums im tiefsten Sinne des Wortes. Es ist die höchste Anspannung der Freiheit im Dienen.

Das gleiche gilt von der Verpflichtung. Verpflichtung bindet nur in dem Masse, als sie in Freiheit angenommen wird. Alle andere Verpflichtung ist bloss ein eiserner Reifen um ein zerfallendes Gefäss. Nehmt den Reifen weg und das Gefäss geht sofort auseinander. Daraus erklärt sich die grosse und unbestreitbare Tatsache, dass der tiefste sittliche Ernst, der willigste Gehorsam gegenüber den Ordnungen der Gemeinschaft und die wärmste Hingabe an sie sich nicht in den Völkern und Kulturkreisen findet, wo eine mehr oder weniger äusserliche Autorität herrschte, sondern in denen, wo man am meisten auf das selbständige Gewissen abstellte. Gerade

dieses selbständige Gewissen muss sich freilich auch erlauben, sich gegen die Ordnungen der Gemeinschaft zu wenden, wenn diese Ordnungen eben gegen das Gewissen gehen. Aber nun ist das merkwürdige, dass gerade ein solches unerbittliches Gewissen, das gelegentlich den vorhandenen Ordnungen Schwierigkeiten bereitet, im Grossen betrachtet die festeste Stütze aller wahren und notwendigen Ordnung ist. On ne s'appuie pas que sur ce qui résiste. Diese grundlegende Wahrheit hat einer der wahrhaft Grossen, die unsere Schweiz hervorgebracht hat und den darum nur wenige Schweizer recht kennen, Alexander Vinet, in immer neuen Wendungen verkündigt und als Voraussetzung aller Freiheit erwiesen. Es gehört zum Zerfall von Freiheit und Demokratie, dass den heutigen Politikern und andern Nicht-Führern sowohl der welschen wie der deutschen Schweiz diese Wahrheit eine Fremdsprache ist.

Als ganz wichtige Folgerung aus der gleichen Grundwahrheit möchte ich hervorheben, dass es auch echten Gehorsam und echte Hingabe nur in der Freiheit gibt. Es ist dies wieder die andere Seite des Satzes, dass wahre Freiheit Gehorsam und Hingabe ist. Nur in Freiheit kann man willig dienen und nur in Freiheit wirklich gehorchen. Wenn man heute den Freiheitsbestrebungen etwa der Jugend, der Frauen und andern ähnlichen die neu entdeckte Wahrheit von der Notwendigkeit der Disziplin, des Gehorsams, des Dienens entgegenhält, dann müssen wir ihnen mit dieser ebenso wichtigen und wahrhaftig noch nicht veralteten Wahrheit zu Hilfe kommen, dass zu alledem als Voraussetzung eine neue Freiheit gehört.

Das Gleiche gilt weiter von der Ehrfurcht. Eine neue Ehrfurcht ist nötig, gerade um der Freiheit willen, gewiss. Aber darob darf die andere Wahrheit nicht vergessen werden, dass wahre Ehrfurcht nur in der Freiheit entsteht und Sklaverei jeder Art Quelle aller Frechheit ist. Wobei man erwägen mag, ob die Tatsache der zunehmenden Frechheit in unserer Welt nicht auf eine zunehmende Sklaverei hinweist und ob nicht diese Frechheit des Sklaven am besten bekämpft wird durch eine neue, freilich richtig begründete Freiheit.

Ebenso einleuchtend ist, dass, wenn Freiheit nur in der Gemeinschaft möglich ist, umgekehrt Gemeinschaft nur in dem Masse sein kann, als darin Freiheit waltet und freie Menschen verbunden sind. Denn ohne Freiheit gibt es nicht Gemeinschaft, sondern bloss Herde oder Horde. Es wird darum auch nur der Freie die Geschichte als Quelle der Wahrheit richtig zu benutzen verstehen. Denn nur in ihm lebt jene Wahrheitsleidenschaft, die sich nicht mit einem Ausschnitt aus der Wahrheit begnügt, sondern sich der ganzen verpflichtet weiss. Er allein kann die Ueberlieferung als eine lebendige ehren und fruchtbar machen; denn den

Andern ist sie eine tote Last. Gerade der Mensch, der um der Wahrheit willen tiefste Vereinsamung auf sich nehmen kann, sehnt sich auch wieder am meisten nach der Verbundenheit mit vielen, ja allen, in der Wahrheit und durch die Wahrheit. Es ist eine Paradoxie, aber ich meine, eine tiefe Wahrheit, dass nur der rechte Protestant ein rechter Katholik sein kann, wie freilich auch umgekehrt nur der rechte Katholik ein rechter Protestant.

Vielleicht darf ich auch noch den Gedanken berühren, dass man das Absolute nur dann verstehen kann, wenn man auch dem Relativen sein Recht gibt. Gewiss müssen wir heute vor allem wieder das Absolute suchen und wir werden dann das Relative wieder besser verstehen. Aber dies ist eben zu betonen: das Absolute darf nicht Vergewaltigung der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens werden, sonst wird daraus Absolutismus. Das Absolute muss in der Freiheit anerkannt werden. Es darf nicht Dogma, sondern muss freier Glaube sein. Auch wenn wir aus dem Chaos der Subjektivismen und Relativismen heraus mit Recht wieder die Eine Wahrheit suchen, aus der wir leben können und sollen, so darf diese Eine Wahrheit nicht Vergewaltigung der Freiheit des Lebens werden, sondern muss wie die Sonne sein, die jedermann begrüsst und vor deren Blick alles Leben zu seinem Rechte kommt und sich in Freudigkeit aufrichtet.

Und um noch das Letzte zu sagen: Auch Gott selbst kann nur von Freien verstanden werden. Wie wäre das anders möglich, da er doch selbst die Freiheit ist? Darum ist es eben doch nur die Eine Hälfte der Wahrheit, wenn man heute so eifrig daran ist, zur vermeintlichen Ehre Gottes den Menschen zu vernichten. Die andere, dieser ebenbürtige Wahrheit ist, dass nur der Freie wahrhaft die Ehrurcht vor dem, was über uns ist, hegen kann. Er allein kann wirklich fassen, dass es eine Wahrheit gibt, geben muss, die völlig über unsere subjektive Vernunft hinaus geht. Er allein versteht Sinn und Notwendigkeit der Offenbarung; denn Offenbarung ist eben dies absolut Freie, in keine endlichen Begriffe Gehende. Wenn es also richtig ist, dass nur da, wo Gott wirklich Gott ist, der Mensch im Tiefsten frei wird, so auch umgekehrt, dass nur für den freien Menschen Gott wahrhaft Gott sein kann. Und darum, wenn der Mensch erst Mensch wird, wenn Gott Gott ist, so Gott erst Gott, wenn der Mensch Mensch ist; Mensch wird er aber erst durch die Freiheit. Die Wahrheit von der Menschwerdung Gottes ist auch in diesem Sinn das wunderbare offene Geheimnis der Bibel. Wer zur Ehre Gottes den Menschen vernichtet, vernichtet für den Menschen auch Gott und schafft zuletzt — Lästerer Gottes. Möge das die neueste Theologie wohl bedenken!

Kurz: die Autorität bedarf, um wirklich Autorität zu sein, der Freiheit. Die Wahrheit ist nicht nur katholisch, sie ist auch prote-

stantisch. Ich habe mit diesen Ausdrücken angedeutet, was uns freilich allen längst klar ist, dass die eine Hälfte der Christenheit verhältnismässig mehr das Prinzip der Autorität und die andere mehr das der Freiheit betont. Der Gegensatz ist freilich nicht so absolut, wie man etwa oft meint. Denn auch der Protestantismus anerkennt eine Autorität, früher mehr in Form der unfehlbaren Bibel, heute mehr auf andere Weise, während umgekehrt der Katholizismus nicht auf die Freiheit verzichtet, sondern auch sie zum Ziele hat. Wenn unsere Ausführungen richtig sind, dann folgt daraus, dass in diesen beiden Formen des Christentums, grundsätzlich betrachtet, gleichviel Wahrheit ist, dass sie die beiden zusammengehörigen Hälften der einen Wahrheit darstellen. Es tut sich gerade von unsern Erörterungen aus der Blick auf eine gewisse Vereinigung der beiden Hälften der Wahrheit auf. Wohl weiss ich, dass wir davon heute so weit und weiter entfernt scheinen als je, aber ich meine doch, dass gerade die neue Gestaltung des Kampfes zwischen Autorität und Freiheit in der Welt: das neue Verständnis für den Sinn der Autorität auf der einen Seite und die Unmöglichkeit, die Freiheitsbewegung zu entbehren, auf der andern Seite, uns den Weg zu einer solchen Annäherung, ja, in einem freien Sinne, Vereinigung öffne. Wir gehen, meine ich, doch einer neuen Einheit in der Freiheit wie einer neuen Freiheit in der Einheit entgegen.

Verehrte Versammlung! Die Freiheit bedarf der Autorität und die Autorität bedarf der Freiheit. Das sind die beiden Grundwahrheiten, auf die wir unsere Erörterungen gestellt haben. Und nun, fragen wir uns zum Schlusse: Wie nehmen wir endgültig Stellung in diesem Kampfe? Wie lösen wir selbst in unserm Denken und Tun das grosse Problem?

Ich glaube, dass wir nun die abschliessende Antwort in der grössten Kürze geben können.

Wir halten die Freiheitsbewegung, die wir zum Beginn unserer Ausführungen dargestellt, durchaus fest. Alle, alle diese Freiheitsverheissung und noch mehr davon, was wir jetzt noch nicht sehen, kaum ahnen können, soll Wirklichkeit werden. Aber nun gilt es, dafür die tiefen Quellen aufzugraben, dafür tragfähige Fundamente zu legen. Darum müssen wir die neue Autorität finden. Diese Autorität ist die Wahrheit, die absolute, bindende und verbindende Wahrheit. Es ist die Welt der sittlichen Wahrheit, in der sich das Unbedingte enthüllt. Es ist die Welt des Geistes, von der allein die Freiheit ihr Recht bezieht und durch die sie ihre Bürgschaft gegenüber einer widerstrebenden Welt erhält. Diese Autorität mag sich den Menschen in verschiedener Gestalt kund tun, den Einen mehr in ethischer, den Andern mehr in religiöser. Sie mag für den Einen mehr spezifisch protestantische, für den Andern mehr spezifisch katho-

lische Form annehmen. Nur Eines muss festgehalten werden: sie kann heute nur noch freie Autorität sein. Die Rückkehr zu einer gebundenen Form von Autorität, oder gar zu einer Autorität des Zwanges und der Gewalt wird sich auf die Länge als unmöglich erweisen. Auch das Jasagen zur Ueberlieferung, zur Kirche, zur Bibel wird heute, wenn es irgend einen Wert haben soll, aus innerster Zustimmung kommen müssen. Gerade von einer tieferen Freiheit her wird die Autorität neu bejaht werden, wie umgekehrt, was wir reichlich gezeigt haben, gerade von einer neu verstandenen Autorität her die Freiheit neues Leben und neue Siegeskraft erhalten wird. Wenn ich mein letztes Wort aussprechen darf, so ist es dies: die neue Autorität, der wir alle entgegengehen, ist eine neue Gewissheit des lebendigen Gottes, der sich unmittelbar jeder Seele kund tut und der vom Gewissen bezeugt wird. Das wird von selbst unsere neue Freiheit werden.

Was aber die einzelnen Lebensgebiete betrifft, auf denen der Kampf sich abspielt: Politik, Wirtschaftswesen, Erziehung, Ehe, Gemeinschaftsleben aller Art, so möchte ich sagen: Ueberall gilt es, neue Autorität aufzurichten, aber nicht bloss äussere Autorität, zwangs- und Gewaltsautorität, sondern die Autorität wahrhaft heiliger Ordnungen, die Autorität der sittlichen Wahrheit, die Autorität des Unbedingten, die Autorität des lebendigen Gottes. In dem Masse aber, als uns das gelingt, dürfen wir, sollen wir Freiheit walten lassen und stellt sich die Freiheit von selbst ein. Und umgekehrt: Nur in der Freiheit dürfen wir diese Autorität aufrichten. Das scheint nun freilich auf eine Antinomie, auf eine Unmöglichkeit hinauszulaufen. Wie können wir Autorität aufrichten, deren Wesen ja darin besteht, dass die subjektive Vernunft und der individuelle Wille sich ihr von vornherein unterwerfen und zugleich verlangen, dass sie sozusagen zuerst die Genehmigung dieser beiden Instanzen haben müsse?

Ich glaube, dass der logische Widerspruch, falls es einer ist, sich praktisch von selbst löst. Denn es besteht eine innere Beziehung zwischen Autorität und Freiheit. Sie sind sozusagen die beiden Pole Einer Bewegung, zwei Erscheinungsformen der Einen Wahrheit. Es gibt eine Art von Autorität, die gerade dem entspricht, was die Freiheit fordert. Die Sache liegt ja nicht so, dass die Freiheit jede Autorität ablehnte, im Gegenteil: sie sehnt sich, und zwar in dem Masse als sie selber echt ist, geradezu nach Autorität. Das haben wir ja auf alle Weise zu zeigen versucht [1]).

[1]) Die folgenden Ausführungen sind, wie auch einige frühere, im mündlichen Vortrag teilweise stark abgekürzt oder auch gar nicht vorgebracht worden.

Es gilt, um zuerst das Beispiel anzuführen, das uns hier wohl am nächsten liegt, besonders von der J u g e n d. Es war eine arge Oberflächlichkeit einer gewissen Freiheitsmode, anzunehmen, das Kind, der Jüngling, das Mädchen liebten es, wenn sie ganz ohne Regel und Ordnung sich nach Willkür gehaben, ausleben, entfalten dürften. Zunächst begehren sie vielleicht darnach, aber sie werden darin unglücklich, ja unselig. Sie werden nervös, fahrig, friedlos; von Entfaltung ist keine Rede, sondern bloss von Entartung. Sie kommen auf diese Weise nicht zu sich selbst, sondern fahren nach allen Windrichtungen ihrer Triebe und Launen auseinander. Das empfinden sie im Grunde selbst und darum geht ihr tiefstes Sehnen nach Ordnung, Gesetz, Zucht, nach Autorität, aber eben nach r e c h t e r Autorität. Es gibt dann eben bestimmte Ordnungen, Gesetze, Lebensregeln, die ihrem Autoritätsbedürfnis, das im Grunde ein Freiheitsbedürfnis ist, entgegenkommen, sodass sich Freiheit und Autorität aufs beste und schönste verbinden. Freilich waltet gerade hier auch jene andere Autorität, die wir die schlechte genannt haben, eine unfreie, von aussen her willkürlich aufgedrängte, eine nicht organisch gewachsene und innerlich notwendige, sondern künstlich-gemachte, eine gar nicht mehr lebendige, sondern aus der Vergangenheit ohne fortwährende innere Erneuerung mitgeschleppte. Wir kennen diese Art von Autorität auf dem Gebiete der Erziehung besonders gut, kennen sie aber auch von Kirche und Staat her. Wir kennen auch ihre Wirkung: die offene oder geheime Auflehnung, die Ehrfurchtlosigkeit und Zügellosigkeit, das Chaos. Es ist also gerade unserem Geschlecht die Aufgabe gestellt, eine freie, lebendige, notwendige, organische Autorität zu finden, die in Freiheit von allen ernsthaft die Wahrheit suchenden Seelen anerkannt und gegrüsst wird. Wahrscheinlich werden gerade die freiesten Menschen unter uns am ehesten berufen sein, diese neue Autorität zu erkennen und zu befestigen. Diese echte Autorität, die der Freiheit tiefinnerlich entspricht, werden sie denn auch in Freiheit h a n d h a b e n, nicht gewaltsam und vergewaltigend, nicht aufdringlich, nicht in Fanatismus oder Hochmut einer neuen religiösen, politischen, sozialen, kulturellen Orthodoxie, sondern in mitfühlendem Verständnis für die Seelen, mit liebevoller Rücksicht auf Umstände und Entwicklungsnotwendigkeiten, mit tiefer Ehrfurcht vor allem für die volle Wahrhaftigkeit und Echtheit — kurz mit der Freiheit, die aus dem starken Glauben an die Wahrheit entspringt und weiss, dass die Wahrheit sich am besten durchsetzt, wenn man ihr nicht mit Zwang nachhilft, dass Gott der Hort der Wahrheit und Meister der Seelen ist und ihm allein die Ehre gebührt.

Von dem Verhältnis zwischen Freiheit und Autorität, das wir als das der Wahrheit entsprechende erkannt zu haben glauben, fällt ein Licht auch auf die J u g e n d b e w e g u n g. Wir werden

die Autonomie oder, um einen aktuelleren Ausdruck zu brauchen, das Selbstbestimungsrecht der Jugend, das die Jugendbewegung so stürmisch begehrte, durchaus als gesunde Forderung begreifen und darin auch eine Reaktion auf eine im entgegengesetzten Sinn falsche Haltung, die bisher herrschte, erblicken. Nur darf auch diese Freiheit nicht ins Leere gehen. Sie muss zugleich Gebundenheit an eine unbedingte Wahrheit sein und diese muss sich in der Sache darstellen, an die eine befreite Jugend ihre Seele setzt, ja an dieser Sache wird erst die Freiheit der Jugend offenbar werden. Denn es gibt keine Freiheit an sich; es gibt nur eine konkrete Freiheit, eine Freiheit für eine Sache und in ihr. Der abstrakte Kultus der Freiheit an sich schlägt stets in eine Tyrannis um; auf den jakobinischen Tanz um den Freiheitsbaum folgte mit innerer Notwendigkeit Napoleon. Dieser Kultus der Freiheit an sich war und ist vielleicht da und dort noch jetzt ein grosser Fehler der Jugendbewegung, daher jener Umschlag in die falsche Autorität, den wir beklagt haben. Daher auch schon frühe, aus einem richtigen Instinkt heraus, der Ruf nach dem „Führer“, der dann freilich wieder in Irrtum entartete. Die Selbstbestimmung der Jugend wird erst dann echt und gesund sein, wenn wieder eine Wahrheit über uns leuchtet, an die auch die Jugend in Begeisterung, Heldentum und Opfer ihre Seele setzen kann, und wenn wieder eine organische Gemeinschaft vorhanden ist, in der eine autonome Jugend ohne weiteres ihre bestimmte, selbstverständliche und darum nicht besonders betonte Funktion hat.

Was das Gemeinschaftsleben im engeren Sinne betrifft, so wäre es besonders wichtig, an seiner Keimzelle, der Ehe und Familie, die richtige Verbindung der beiden Hälften der Wahrheit zu zeigen. Nach langer einseitiger Gebundenheit verlangt gerade dieses Lebensgebiet leidenschaftlich nach Freiheit. Mit Recht. Nur wird auch hier die blosse Freiheitslosung nicht zum Ziele führen, sondern in eine Tyrannei der Launen und Triebe ausarten, von der dann nur allzuleicht ein Umschlag in die schlechte Autorität erfolgen kann. Dies ist die Achillesferse gewisser Lehren von der freien Liebe, auch wenn sie in reiner und edler Form auftreten. Die Freiheit muss auch hier auf die Wahrheit gegründet werden und das bedeutet auch hier jene oberste und absolute Wahrheit, die absolut frei macht, indem sie absolut bindet und umgekehrt. Die Freiheit in Ehe und Familie bedeutet vor allem unbedingte Achtung vor dem Heiligtum der Persönlichkeit, als dem Allerheiligsten der sittlichen Welt. Freiheit bedeutet gerade hier Zügelung, Gehorsam, Selbstüberwindung und umgekehrt. Freiheit bedeutet Reinheit. Diese beiden können nur vereinigt wachsen. Wie es keine Freiheit ohne Reinheit gibt, so gibt es auch keine Reinheit ohne Freiheit. So

gibt es, wie wir gezeigt haben, auch keine echte Freiheit ohne Ehrfurcht, wie es keine echte Ehrfurcht ohne Freiheit gibt.

In dieser polaren Richtung muss also, scheint mir, die notwendige Umgestaltung der heutigen Ehe und Familie erfolgen, so dass wir nie die Freiheit vermehren dürfen. ohne die Verpflichtung zu verstärken und nie grössere Unabhängigkeit fordern, ohne auch die Pietät stärker zu bekommen. Wie es ins Leere führen und zur Unfreiheit zurückleiten würde, wenn wir bloss die Freiheit betonten, so wäre es auch wertlos und fruchtlos, eine strengere Bindung bloss im konventionellen Sinne, ohne neue Freiheit, zu fordern. Zu Pflichten gehören Rechte. Um einen der schwierigsten Punkte dieses ganzen Problems, das der Ehescheidung, zu berühren, so liegt gewiss ein Recht darin, wenn man deren Erleichterung fordert. Wir müssen aus der Ehe nach Möglichkeit das Element gewaltmässigen Zwanges entfernen. Aber ein blosses Auseinanderlaufen würde nur wieder eine Tyrannei der Launen und Triebe, eine Herabwürdigung von Mann und Frau von der Persönlichkeit zur Sache zur Folge haben. Nur auf dem Hintergrund einer stärker empfundenen Heiligkeit der Ehe kann deren grössere Freiheit, auch die Freiheit ihrer Auflösung, gefordert und verwirklicht werden. Das Gleiche gilt von jener neuen Freiheit des Verkehrs von Mann und Frau, die ein Postulat unserer Zeit bildet. Sie ist nötig und gut, aber bloss unter der Bedingung, dass sie auf einer neuen Ehrfurcht von Mann und Frau gegen einander und damit auf einer neuen Reinheit ruht. Und endlich empfängt die zarteste Seite dieses Verhältnisses, die sinnliche Vereinigung von Mann und Frau, von hier aus das rechte Licht. Sie wird zur wunderbaren Feier der Menschwerdung, wenn sie in Kraft jener Liebe geschieht, die nicht bloss dämonischer Eros ist, sondern jene tiefste Gebundenheit der Persönlichkeiten aneinander und an das Heilige, das über uns ist, welche das Wesen der Ehe ausmacht, zur Grundlage hat, aber sie wird zur schlimmsten Entmenschung, wo sie blosses Sichausleben des Triebes in falscher Freiheit bedeutet. Jene Lehren von der Ertödtung des keimenden Lebens vollends, die heute im Namen der Freiheit umgehen, sind entsetzlich missverstandene Freiheit, weil sie die heilige Wurzel der Freiheit, die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Menschen, zerstören. Diese Lehren sind nicht umsonst in Zeitaltern des Despotismus am meisten verwirklicht worden.

Endlich ist es wohl nötig, dass wir die Wahrheit, die wir gewonnen zu haben glauben, wenigstens in Kürze noch auf jenes Problem anwenden, von dem wir vor allem ausgegangen sind: die Demokratie und ihr Schicksal. Wir haben mit allen unsern Ausführungen implicite zugegeben, dass im heutigen Antidemokratismus eine Wahrheit liegt. Auch die Demokratie bedarf der Autorität,

mit andern Worten: sie muss auf der Grundlage einer sittlichen Weltauffassung ruhen, die jene Gemeinschaft in der Freiheit, welche die Demokratie meint, innerlich zusammenhält. Die Demokratie muss an eine heilige Ordnung glauben, die dadurch, dass sie uns in Freiheit von innen her regiert, uns die Notwendigkeit einer Diktatur von aussen her erspart. Sobald jene Voraussetzung echter Demokratie wegfällt, tritt sozusagen automatisch die Diktatur in Kraft. Das Wesen der Demokratie besteht darin, dass in der Gemeinschaft jeder Einzelne gleich, d. h. prinzipiell gleichberechtigt (nicht etwa gleichartig) sei. Solche Gleichheit gibt es in der Natur nicht, sie ist ein Ausfluss des Glaubens an den unbedingten Wert der Persönlichkeit, biblisch gesprochen der „Seele". Also ist die Voraussetzung der Demokratie eine Autorität in unserm Sinne, d. h. eine absolut verpflichtende sittliche Wahrheit. In dem Masse, als diese Autorität wegfällt, entartet die Demokratie und wird zur Farce. Dann bekommt der Antidemokratismus Recht. Denn wenn die gute Autorität nicht mehr vorhanden ist, muss als Ersatz die schlechte auftreten. Lenin und Mussolini sind nur auf Grundlage des sittlichen, politischen und sozialen Chaos und dazu einer ungeistigen Weltanschauung (die man umsonst idealistisch drapiert) möglich und dann gewissermassen notwendig.

Freilich hat die Welt auch die Diktatur eines Cromwell gesehen, der im Namen Gottes und einer persönlichen Berufung durch Gott die formale Demokratie aufhebt. Damit gelangen wir zu einem Punkte, der wenigstens noch eine Bemerkung verlangt. Man stellt der „Gleicheit" der Demokratie mit ihrer wirklichen oder scheinbaren Autoritätslosigkeit das Prinzip der persönlichen Autorität gegenüber, das durch den „grossen Mann", den „Führer" verkörpert wird. In diesem Sinne hat ein Mann, der einen gewaltigen geistigen Glauben besass, Carlyle, der modernen Parlaments- und Massendemokratie den „Helden" vorgehalten. Neuerdings liebt man es etwa, das überlegene Recht einer Minderheit dem rein quantitativen demokratischen Mehrheitsprinzip entgegenzusetzen.

Was ist davon zu halten?

Man könnte darauf mit dem Zugeständnis antworten, dass zur Demokratie immer auch Aristokratie gehöre, zu der Gleichheit die Berufung, zum Recht des Volkes als Ganzen das Recht des Führers oder einer führenden Schicht. Diesen Aristokratismus müssen wir, meine ich, durchaus anerkennen. Er entspricht auch dem christlichen Grundgedanken. Er gehört zur Demokratie selbst, da diese ihrem tiefsten Sinne nach nicht Verherrlichung der Masse ist, sondern Betonung des Rechtes, das der Einzelne in der Gemeinschaft hat. Darum aber darf dieses aristokratische Element das demokratische nicht aufheben. Es bleibt der prinzipielle Anspruch jedes Gliedes der Gemeinschaft auf Gleichheit. Ziel der demo-

kratischen Gemeinschaft ist, jeden Einzelnen in Bezug auf Würde und Aktivität in der Gemeinschaft so hoch als möglich zu heben. Aber dabei wird Führung nötig sein, Pionierwerk, Heldentum im Sinne Carlyles. Neben der Gleichheit wird die Erwählung ihr Recht geltend machen. Nur muss dies wieder in Freiheit geschehen. Dieses Führertum einzelner Menschen oder Menschengruppen muss eines des „Dienens“ sein, also nicht auf Gewalt, Geld, Schulung, sondern auf Berufung und Leistung beruhend.

In diesem Sinne muss unsere heutige Demokratie ohne Zweifel eine tiefgehende Umgestaltung nach Form und Inhalt erfahren. Es ist ja selbstverständlich, dass die heutige Form der Demokratie so wenig das demokratische Prinzip erschöpft, als ihr Inhalt. Vor allem gilt es, als „Autorität“ für die „Freiheit“ der Demokratie ihre geistige Grundlage wieder herzustellen. Diese wieder lässt sich nicht ohne eine soziale Umgestaltung herstellen. Das Prinzip der Demokratie aber ist ewige Wahrheit. Durch politische, soziale und geistige Wiedergeburt geht es zur Wiedergeburt der Demokratie.

* * *

Verehrte Versammlung! Am Ende dieses langen Gedankenweges haben wir gewiss alle das Gefühl, dass wir zwar durch die Welt unseres Problems und zugleich die Welt unserer Tage gewandert sind, aber keineswegs diese ganze Welt gesehen haben. Wir haben da und dort eine Landschaft etwas genauer kennen gelernt, aber der grössere Teil dieser Welt blieb unserm Auge entweder verborgen oder tauchte bloss als geheimnisvoller Hintergrund oder ragende Bergspitze aus der Ferne auf. Aber es genügt uns vielleicht für diesmal, diesen Weg gemacht, ohne Bild gesprochen: Sinn und Bedeutung der gewaltigen Mittelpunktsfrage der Zeit einigermassen erkannt zu haben. Wir haben die zwei grossen Grundwahrheiten herausgearbeitet, die die beiden Hälften der Einen Wahrheit bilden, oder um nun dieses weniger mechanische Bild zu brauchen, die die polare Spannung dieser einen Wahrheitsbewegung ausmachen: „die Freiheit bedarf der Autorität“, und „die Autorität bedarf der Freiheit“, und haben auch versucht, die richtige, Synthese dieser Doppelwahrheit in der Lösung grosser Gegenwartsprobleme anzudeuten. Wir müssen gerade im Interesse der Freiheit unsere Hauptkraft daran setzen, die neue Autorität wiederzugewinnen, aber gerade im Interesse der Autorität müssen wir dies in Freiheit tun. Es ist uns, hoffe ich, klar geworden, dass die heutige Reaktion der Autorität gegen die Freiheit diese in letzter Instanz nicht besiegen muss, sondern ihren neuen und bessern Sieg vorbereiten kann und soll. Nochmals sagen wir: dem Glauben an sie bleiben wir treu. Sie meinen wir, auch wenn wir das Recht der Autorität anerkennen. Nicht jede Autorität freilich erkennen wir an. Es gibt

eine schlechte Autorität, die Autorität der Gewalt oder des blinden Glaubens. Sie ist trauriger Ersatz für die andere, die echte Autorität. Jene tritt immer ein, wo die Götzen die Herrschaft gewonnen haben, sagen wir milder: wo der Gott fehlt, der geistig und lebendig ist. Auch die Autorität, die einst echt war, wird zur falschen, indem sie erstarrt, veräusserlicht, wenn die lebendige Wirklichkeit jener höchsten Wahrheit entweicht. Jene Wirklichkeit aber ist die Autorität, die gleichzeitig die Freiheit bedeutet. Dass wir in ihr zu neuer Wahrheit und Lebendigkeit gelangen, das ist wohl das letzte Wort der Lösung des Problems von Autorität und Freiheit und damit der Weg zur wahren Freiheit. L. Ragaz.



Zur Weltlage

Die Einigung der Christenheit.

Zur Stockholmer Konferenz.

Stockholm, die wundervolle Grosstadt zwischen Granitfels und Wasser, die Krone des Nordlandes, das Bild von Kraft und Schönheit, ist zu einem Zeichen geworden, das bleiben wird, zum Zeichen eines bedeutsamen, vielleicht des bedeutsamsten Zuges an der heutigen geistigen Weltbewegung. Noch erlauben die Berichte, die mir zu Gesichte gekommen sind, nicht ein Urteil darüber, ob der Kongress ein Erfolg (im besten Sinne) gewesen ist oder eher ein Fiasco; auch geben sie kein genaues Bild des Verlaufes der Versammlung im Einzelnen. Es soll darum hier auch keine Berichterstattung versucht werden. Für eine solche müsste man ja wohl auch selbst dabei gewesen sein. Nur von dem Zeichen, das Stockholm bedeutet, soll Einiges gesagt werden — wie immer in dieser Rubrik nicht, um den Gegenstand zu erschöpfen, sondern bloss, um das Nachdenken des Lesers auf wichtige Momente am heutigen Weltgeschehen hinzulenken. Ein solches, und zwar eines von weittragender Bedeutung, wird aber nach meinem Urteil durch Stockholm markiert.

1. Für und wider Stockholm.

Ich stand und stehe jetzt noch dem Unternehmen des Erzbischofs der alten schwedischen Königsstadt Upsala mit etwas geteilten Gedanken gegenüber. Ist eine Versammlung, die sich im Wesentlichen aus Bischöfen und Erzbischöfen, Pfarrern und Theologieprofessoren, also aus Priestern und Schriftgelehrten zusammensetzt, in einem stolzen Tempel sich versammelt und in einem Königsschlosse speist, von königlicher Huld beschienen und von den Zeitungen gepriesen

wird, wohl ein geeignetes Organ für die Erneuerung der Christenheit und die Wegbereitung für das Reich Gottes? Vestigia terrent.[1]) Man denkt unwillkürlich an jenes Konzil von Nicäa im Jahre 325, das ganz den gleichen Stil hatte und bei dem für Christi Sache doch wenig Gutes herauskam, oder an die grossen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, von denen trotz allem Glanz doch keine Reformation des christlichen Wesens ausging, die immer noch eher im Stande waren. einen wirklichen Erneuerer der Christenheit wie Johannes Huss zu verbrennen, als selbst etwas zu ihrer Erneuerung zu tun. Wie ich schon früher bemerkt, sind die Männer, die dort in Stockholm zusammen waren, zum grössten Teil irgendwie „Stützen der Gesellschaft", Träger der heutigen Ordnungen, mit dem Geld und der Gewalt der heutigen Welt verbunden und darauf angewiesen. Sollten von ihnen wirklich revolutionierende Taten erwartet werden können? Ich will nicht noch einmal davon reden, dass unter ihnen eine schöne Anzahl von solchen waren, die man bisher als Gegner, und zwar als erbitterte und gehässige Gegner, jedes kleinsten Schrittes in der Richtung, die Stockholm angeben will, kennen gelernt hat und die man mit seltsamen Gefühlen an einem solchen Reformationskonzil teilnehmen sieht; sie sind jedenfalls doch nur eine kleine Minderheit gewesen, die Mehrzahl bestand gewiss aus Männern guten und reinen Willens. Aber es waren nur Männer dort, sollte heute bei einer Reformation des christlichen Wesens die Frau nicht auch dabei sein, sie, die doch in geistigen Dingen oft so viel tapferer ist als der Mann? Und es waren — mit einigen rein dekorativen oder besser symbolischen Ausnahmen — bloss Kirchenleute. Sollten gerade heute auf einer Versammlung zur Erneuerung der Welt aus Christus die Laien (wenn man das arge Wort brauchen will) nicht in erster Linie berufen sein? Hat man denn mit Priestern, Pastoren und Pfarrern als Eneuerern der Christenheit so gute Erfahrungen gemacht? In einem ergreifenden Briefe an den Erzbischof von Upsala hat unser früh geschiedener Freund und Gesinnungsgenosse Florens Christian Rang, der Verfasser der „Deutschen Bauhütte"[2]) diesen Umstand hervorgehoben. Und um das Gewichtigste zu sagen: ist die Sache Gottes je durch offizielle Versammlungen mit höflichen und feierlichen Reden, wohlabgezirkelten Erklärungen, schönen Banketten und Ausflügen weiter gebracht worden und nicht durch einzelne einsame Menschen, die es mit Gott wagten, durch Ketzer, die dafür verlästert, verflucht, verbrannt wurden (leiblich oder seelisch), durch die „Wahrheitszeugen", deren Wesen Kierkegaard gerade am Gegenbeispiel eines ruhmvollen grossen Kirchenmannes auf klassische Weise darge-

---

[1]) Die Spuren schrecken.

[2]) Vergl. „Neue Wege" Nr. 9, 1924.

stellt hat? Aehnlich meint es Felix Möschlin, wenn er in der „Nationalzeitung“ schreibt:

„Die reformierten Landeskirchen, die Freikirchen und die Methodisten haben an die Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm eine Botschaft zur Friedensfrage erlassen. Man ist ihnen dankbar dafür. Man ist für jede Aeusserung dankbar, die für den Weltfrieden getan wird. Man ist dankbar, dass auch unsere Landeskirchen sich um den Weltfrieden zu kümmern beginnen, wenigstens in einer Botschaft. Noch dankbarer wäre man, wenn in dieser Botschaft ein opferfreudiger, wagemutiger, christlicher Wille verkündet würde. Aber auf was läuft die Botschaft letzten Endes hinaus? Auf die Proklamation, dass sich der Schweizerische Evangelische Kirchenbund auf den Boden des Genfer Protokolles stelle und demnach für die Erledigung aller Konflikte durch das obligatorische Schiedsgericht, für den Schutz des internationalen Rechts und der Sicherheit der Völker durch den Völkerbund und für die fortschreitende militärische Abrüstung auf Grund internationaler Verständigung eintrete.

Man ist also gewillt, soviel zu tun, wie man tun kann, ohne etwas zu riskieren. Was auch die weniger christlichen Mitglieder des Völkerbundes zu tun gewillt sind. Man will abrüsten, wenn andere abrüsten, wenn mit andern Worten keine Gefahr mehr vorhanden ist. Ist das der Geist Christi? Tat auch er bloss das, was keine Gefahr brachte? Wo bleibt das Opfer? Wo bleibt der erste Schritt, das Beispiel? Sind mit diesem Punkte wirklich alle die dem Evangelischen Kirchenbunde zu Gebote stehenden Mittel erschöpft, da er doch verkündet, dass er es für seine Pflicht hält, „sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die Förderung und Erhalung des Friedens zwischen den Völkern einzusetzen?“ Möchte man dem Kirchenbunde nicht zurufen: Geh zur Heilsarmee und lerne von ihr. Geh wie sie auf die Strasse und verkünde dein Wort. Scheue nicht Verachtung und Lachen und Spott. Gib hin, was du hast, für den Frieden. Du hältst es für eine unbedingte Pflicht, wie du sagst, „die Botschaft der Bruderschaft aller Menschen zu verkündigen.“ Tu es, tu es Tag für Tag und des Abends, wenn die Menschen von der Arbeit kommen. Unterstütze die Opferwilligen, stelle dich ihnen an die Seite, verlange nicht das Beispiel anderer, sondern sei selbst das Beispiel. Mache die kleine Schweiz gross durch die Tat und warte nicht auf die Grossstaaten. Verlasse Haus und Hof, Weib und Kind und verkündige. Wer wird überzeugt, wenn du in deiner wohlgesicherten Bürgerlichkeit bloss Botschaften erlässest? Die Stockholmer können Botschaften erlassen an dich und du kannst Botschaften erlassen an sie . . . es wird schön klingen und herrlich tönen . . . Der Frieden aber wird gemacht im menschlichen Herzen durch die Verwandlung . . . Tust du alles, Tag um Tag, für diese Verwandlung, auf die die Welt wartet? Lieber wäre mir als diese Botschaft, dass ich einen Pfarrer anträfe auf der Strasse, predigend, wie man die Jünger Christi traf. Wenn es Tausende und Abertausende wären, in allen Ländern, dann würde uns der Friede geschenkt werden . . . Ist nicht an ihnen, die das Wort Christi im Munde führen, die erste Pflicht? Soll man immer wieder fürchten müssen, dass sie das heilige Wort von der menschlichen Bruderschaft nur im Munde führen?

Eine schwache Verheissung dämmert auf: 1925 Jahre nach der Geburt des Heilands steht in den für Stockholm bestimmten Thesen des gleichen Kirchenbundes zu lesen:

„Die christlichen Kirchen haben den Nationalismus willig mitgemacht und vergessen, ihren Beitrag zum Aufbau einer Völkergemeinschaft zu leisten.“

„Es geziemt sich daher, dass die Kirchen in der Behandlung dieser ganzen Frage mit einer ernsten Selbstkritik beginnen.“

Sie werden also vielleicht demnächst mit einer ernsten Selbstkritik beginnen . . . .“

Das sind einige der Bedenken, die viele gegen Stockholm gehegt haben und noch hegen. Der Verlauf des Kongresses scheint ihnen nach den bisherigen Berichten eher Recht gegeben zu haben. Der Kongress, scheint es, hat keine Taten getan. Was er zu den grossen Themen des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit geäussert hat, ist zwar salbungsvoll, aber sehr matt und steht weit hinter dem zurück, was längst von Andern, zum Teil „Weltleuten“, gesagt worden ist. Nicht einmal zu einer Erklärung für den Völkerbund hat es gereicht, geschweige denn zur Forderung sofortiger Abrüstung, um von Dienstverweigerung und ähnlichen Dingen zu schweigen. Man vernimmt nichts von einem hinreissenden Enthusiasmus, wie er grosse Stunden begleitet, oder gar von einem Wehen des heiligen Geistes, das eine Neuzeit Gottes ankündigte. Insofern scheint es, wenn man die bisherigen Berichte verfolgt, als ob wirklich von einem innern Fiasko dieses Reformationskonzils geredet werden müsse.

Dennoch möchte ich nicht bei diesem verneinenden Urteil stehen bleiben. Einmal, was die Zusammensetzung der Konferenz anbetrifft, so wollen wir nicht am Aeusserlichen hängen bleiben. Das Wort, dass der Geist wehet, wo er will, darf schon so kühn verstanden werden, dass der Geist auch Theologen, Bischöfe, Erzbischöfe und vielleicht (das Wunder ist immer möglich!) sogar Konsistorialräte und Generalsuperintendenten ergreifen kann. Der eigentliche Initiator und Spiritus rector der Versammlung, der Erzbischof Söderblom, ist in der Tat ein Erzbischof sui generis, eine einzigartige Erscheinung. Ihm hängt das erzbischöfliche Gewand wirklich nur lose um. Die geistige Kühnheit dieses Mannes mag man an seinem Worte ermessen, dass er, wenn er im Parlament sässe, seinen Platz links von den Kommunisten einnehmen würde. An seinem redlichen Willen, Weitblick und ganzen Ernst zu zweifeln ist kein Grund. Und um neben ihn einen andern Schweden zu stellen, der einen völlig laienhaften, im besten Sinn revolutionären „Typus“ darstellt und der doch ein rechter Schwede ist: unser Freund und Gesinnungsgenosse Natanael Beskow, Söderbloms Freund, der Leiter der sozialistischen Volkshochschule Birkagaarden in Stockholm, er hat so viel ich weiss ebenfalls an dem Konzil teilgenommen. Dazu Oliver Dryer, der Sekretär des Versöhnungsbundes, mit andern hervorragenden Leitern desselben; weiter ein Bischof Amundsen, ein Elie Gounelle und Wilfred Monod und viele, viele andere der Besten in der heutigen Christenheit, die wir nicht kennen oder nicht nennen können. Schon um solcher Menschen willen kann diese Versammlung nicht ganz ungesegnet bleiben. Diese Männer sind an derselben auch zu Worte gekommen und was sie gesagt, wird gewiss

nachwirken.[1]) Auch ist hervorzuheben, dass gerade ein Kirchenfürst, der Bischof von Winchester, über unsere Gesellschaftsordnung und ganze Kultur so Revolutionäres gesagt hat, dass er dafür wenigstens in der Schweiz als rötester Bolschewist und Vetter des Gottseibeiuns betrachtet und auf die schwarze Liste der „Neuen Zürcher Zeitung" gesetzt würde. Vor allem aber darf man die Bedeutung der Konferenz nicht in ihren Beschlüssen oder Nicht-Beschlüssen suchen, sondern muss sie vor allem in dem erblicken, was ich das „Zeichen" genannt habe.

Wenn wir diesen Gesichtspunkt ins Auge fassen, dann treten zwei Züge am Bilde der heutigen geistigen Weltbewegung hervor, die zwar innerlich zusammengehören, die wir aber gesondert betrachten wollen.

2. Christus, der Herr aller Wirklichkeit.

Eine der gewaltigen und, wie ich glaube, gottgewollten Entwicklungen, die Stockholm markiert, liegt in der Tatsache, dass die Christenheit sich anschickt, alle Weltgebiete gleichmässig für den in Christus offenbarten Willen Gottes, für seine Verheissung wie für seine Forderung, in Anspruch zu nehmen. Es wird durch die Tatsache dieses Kongresses wie durch seine Verhandlungen anerkannt, dass auch Politik, Wirtschaftswesen, das Zusammenleben der Völker nicht ihren eigenen Weg gehen und dem Fürsten dieser Welt überlassen bleiben dürfen, sondern einer Ordnung unterworfen werden müssen, die dem Geiste Christi entspricht. Darin ist der Glaube enthalten, dass sie dieser Ordnung auch unterworfen werden *können*. Der Glaube an das Reich Gottes auch für die Erde, d. h.: an die Herrschaft der Gerechtigkeit und Liebe Gottes über alles Weltwesen, ist damit endgültig zum Zentrum des Christentums geworden. Er ist an die Stelle der so lange vorherrschenden, individualistischen und am blossen Jenseits des Grabes orientierten Haltung getreten. Das bedeutet, dass Stockholm einen Umschwung von ungeheurer Tragweite markiert. Ich betone: es *markiert* ihn; es hat ihn nicht herbeigeführt, aber es bekennt sich zu ihm, und das bedeutet, dass es seinen endgültigen Durchbruch mächtig fördert. Das ist nun wirklich Reformation und mehr als bloss Reformation; das ist Fortführung der Reformation des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts und mehr als das.

Freilich ist diese Bewegung noch nicht zu Ende. Wie jene Reformkonzilien des fünfzehnten Jahrhunderts reformatorische Gedanken aussprachen, die erst später ihre volle Klarheit und Wucht er-

---

[1]) Elie Gounelle hat für Stockholm einen besonderen Bericht (Rapport): „L'Eglise et les Problèmes économiques, industriels et sociaux" ausgearbeitet, der im „Christianisme Social" erschienen ist. Die ausgezeichnete Arbeit hat, wie es scheint, in Stockholm tiefen Eindruck gemacht.

hielten, so ist auch Stockholm wohl mehr eine Weissagung auf etwas hin, was in seiner ganzen erschütternden, richtenden und erlösenden Grösse erst noch kommen wird, wenn die Zeit erfüllt ist. Aber einige Töne, die auf die Gewalt dieses noch bevorstehenden rettenden Gerichtes hinweisen, hat man doch von Stockholm her vernommen. Die Konsequenz jener Voraussetzung: eine Verurteilung unserer heutigen Gesellschaftsordnung und ganzen Kultur von Christus aus, ist von Einigen mächtig ausgesprochen, von der ganzen Versammlung aber, wie es scheint, stillschweigend anerkannt worden. Das ist ein grosses Symptom und es kann nicht ohne starken Einfluss bleiben.

3. Luthertum und Calvinismus.

Diese Entwicklung wird freilich auch weiterhin Kampf bedeuten, wahrscheinlich vermehrten Kampf. Wie einst die Reformation eine Gegenreformation hervorgerufen hat, die doch auch ein Teil von ihr war, so wird es wohl auch jetzt gehen. Die beiden wesentlichen Grundauffassungen des Christentums, die in der ganzen christlichen Geschichte miteinander ringen, werden einander nun immer mehr in klaren, grossen Formen zum Entscheidungskampf entgegen treten.

In Stockholm ist der Gegensatz zu der dargestellten Entwicklung vor allem in Gestalt des deutschen Luthertums aufgetreten. Das ist ein besonders bedeutsamer Zug dieses Ereignisses. Dieses deutsche Luthertum ist der Hauptträger jener Denkweise, welche die in Christus erschienene Erlösung ins Innere des Menschen und ins Jenseits verlegt, von der Welt aber, besonders dem politischen und wirtschaftlichen Leben, behauptet, dass man es seinem natürlichen Ablauf überlassen müsse. Der Genuss der Gnade Gottes, die der einzelnen Seele geschenkt wird, ist ihr das ganze Evangelium. Ein Reich Gottes im biblischen Sinne, d. h. eine Herrschaft Gottes über alles Weltwesen kennt sie nicht und glaubt sie nicht. Es ist die Denkweise, gegen die wir „Religiös-Soziale" vor allem den Kampf aufgenommen haben, die auf die bisher tiefste und gewaltigste Weise in ihrem Zentrum schon Blumhardt erschüttert hat. Man hat uns deswegen mit Luthers (und übrigens auch mit Zwinglis und Calvins) alten Gegnern, den Wiedertäufern, zusammengestellt und wir wollen uns dieser Ketzer, die Christus gewiss so nahe standen, wie die siegreiche offizielle Reformation, gar nicht schämen; es ist aber weit richtiger, uns auf die Seite Zwinglis und Calvins zu stellen, auf deren Weg wir in unserer Art weitergehen. So hat man denn nicht mit Unrecht von dem Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus geredet, der in Stockholm deutlich geworden sei.

Ich möchte hier aber einen Vorbehalt machen. Man muss, wie

mir scheint, in dieser Sache einmal zwischen Luther und dem Luthertum und sodann zwischen dem deutschen und dem ausserdeutschen Luthertum unterscheiden. Von Luther selbst aus kann man sehr wohl zu einer Haltung kommen, wie sie Söderblom, ein Lutheraner, und viele andere nordische Gesinnungsgenossen zeigen. Ich gedenke auf dieses Problem einmal zurückzukommen. Damit habe ich schon angedeutet, dass das ausserdeutsche Luthertum in der hier in Betracht kommenden Beziehung vielfach anders steht als das deutsche — wobei ich freilich nicht vergessen will, hinzuzufügen, dass es auch in Deutschland selbst ein andersartiges Luthertum gibt, nur eben als kleine Minderheit. Jenes deutsche Luthertum, das ich als Antipoden im Auge habe, ist vor allem verweltlicht. Es hat sich dem Staat und seinen Ordnungen sklavisch unterworfen. Es ist gegen das Volk gestanden. Es hat den Krieg und das soziale Unrecht verteidigt und religiös begründet. Es schwärmt für Hindenburg. Es hat auch, wie berichtet wird, in Stockholm durch den Mund eines seiner Vertreter den Krieg als Gottes Ordnung verteidigt. Es hat in der neuesten Zeit besonders jene Formel aufgestellt, die immer noch mächtig ist, dass Politik und soziales Leben ihre von Gott gewollte „Eigengesetzlichkeit“ hätten, worunter man im Grunde Egoismus und Gewalt verstand — diese Formel, die tiefsinnig klingt, wie vieles dieser Art, und doch bloss flach und dunkel ist, von trüber Scheintiefe. In einem Friedrich Naumann hat dieses neudeutsche Luthertum seinen glänzendsten und idealsten, aber auch am meisten tragischen Ausdruck gefunden.

Das sage ich für „Laien“, die Theologen wissen das längst. Und nun also ist in Stockholm dieser Gegensatz, den ich so lange in grosser Einsamkeit betont habe, vor aller Welt hervorgetreten. Das ist sehr gut. Denn nun muss der Kampf zum Austrag kommen. Nun wird von hier aus das ganze Problem der Politik, des sozialen Lebens, des Krieges und Friedens in eine höhere Sphäre, in den grossen religiösen Zusammenhang gehoben, und das bereitet wieder der Reformation und Mehr-als-Reformation, der wir entgegen gehen, den Weg. Dass dabei dieses Luthertum auf seine Art einen ähnlichen Sturz erleben wird und moralisch schon jetzt erlebt, wie das weltlich-hohenzollerische Alldeutschtum, das ist meine Ueberzeugung. Man wird ja sehen, wer Recht behält. Luther aber mag wohl eine Auferstehung erleben, die freilich eine Weiterführung sein muss. Auch er vertritt eine Wahrheit, die im Ganzen der Wahrheit Christi nicht ohne Schaden entbehrt würde. Davon wie gesagt ein andermal.

4. Die Einigung der Christenheit.

Das zweite, hochbedeutsame Moment an dem Zeichen, das Stock-

holm heisst, ist der Versuch, zunächst die protestantischen Kirchen und dann die Christenheit überhaupt zu einigen. Dass dieses Moment mit dem andern innerlich zusammenhängt und mit ihm eine einheitliche Bewegung bildet, leuchtet ein: es ist der gleiche soziale Zug, der sich in beiden kundtut, die gleiche Sehnsucht nach Gemeinschaft in der Wahrheit Gottes und des Menschen aus dem Chaos der Gottes- und der Menschenferne heraus.

Auch diese Bewegung ist durch Stockholm nicht erzeugt worden, sondern wird dadurch bloss markiert und freilich auch gefördert. Vorhanden ist die Bewegung schon lange. Sie ist ein Teil der Bewegung auf eine Organisation der Menschheit hin, die in einem weiteren Sinn des Wortes die Reformation der heutigen Welt bildet. Damit tritt sie neben den Völkerbund und den Sozialismus in all seinen Gestalten. Auf religiös-kirchlichem Boden hat diese Tendenz schon längere Zeit gewaltet. Wie sie in der Schweiz die protestantischen Landeskirchen zu einem schweizerischen Kirchenbund zusammengeführt, so hat sie auch einen reformierten und einen lutherischen Kirchenbund geschaffen und einen „Freundschaftsbund der Kirchen", hat aber als Weltbund For Faith and Order[1]) auch versucht, alle Kirchen zu einer neuen Einheit zusammenzufassen.

In all diesen Bewegungen lebt wieder ein Gedanke von gewaltiger Tragweite auf, der vielen Geschlechtern der Christen abhanden gekommen war: dass es eine einheitliche Christenheit gebe oder besser, geben sollte, dass die Sache Christi eine einheitliche sei, dass die Eine Seele Christi in Einem Leib zum Ausdruck kommen sollte. Das haben noch die Reformatoren gewusst, aber später hat man es vergessen. Nicht nur gingen Katholizismus und Protestantismus als zwei völlig getrennte Welten, die einander nicht einmal mehr verstanden, auseinander, sondern auch der Protestantismus selbst zerfiel in einen Haufen von nationalen, ja regionalen Kirchen und Kirchlein, die immer weniger mehr nach einander fragten, so dass noch bis auf diesen Tag ausgerechnet die Kirchen die am meisten nationalistischen von allen grösseren sozialen Organisationen sind. Diese Tatsache ist ein sehr vielsagender Ausdruck des ganzen Chaos, in das die Welt verfallen ist, wie sie auch eine Ursache dieses Chaos war und ist.

Das Recht dieser religiös-kirchlichen Einigungsbewegung ist damit auch schon angedeutet. Wenn die Menschheit den heutigen Atomismus ihres politischen und sozialen Lebens, dessen Offenbarung der Völkerkrieg wie der Klassenkrieg ist, überwinden soll, dann muss sie sich in allererster Linie religiös einigen, besser gesagt: dann muss sie diese Einheit in einem geistigen Zentrum, im

[1]) Für Glauben und Ordnung.

Unbedingten, in Gott suchen. Vielleicht darf man in jener Bewegung auch ein Zeichen des Wiedererwachens der Sache Christi erblicken. Denn wie ein Körper sozusagen in seine Atome zerfällt, wenn die Seele aus ihm weicht, so ist der Atomismus auch im geistigen Leben ein Produkt der Erstarrung. Weil Gott nicht mehr herrschte, herrschten die Götzen; Götzen aber entstehen immer so, dass das Einzelne und Endliche als absolut gesetzt wird.

Die Bewegung auf eine neue Einheit hin steht aber auch durch ihre ganze Art und Methode in engster Beziehung zu der auf die Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit hin. Denn das ist für den Stockholmer Versuch charakteristisch, dass er die Einigung nicht auf Grund des Dogmas, sondern auf Grund der Arbeit herstellen will. Darum ist der Kongress nicht einer For Faith and Order, sondern For Life and Work oder für „praktisches Christentum“, wie man mit einem veralteten Ausdruck nicht glücklich übersetzt.[1])

Hier taucht als Gegenbeispiel vor allem jenes Konzil von Nicäa des Jahres 325 auf, an das schon erinnert worden ist und dessen Jubiläum sozusagen dieses Jahr gefeiert wird. Dort versuchte man vor allem den Zwiespalt beizulegen, der durch eine Lehre entstanden war, nämlich die Lehre des Arius, dass Christus zwar Gottes Sohn, aber dem Vater nicht wesensgleich, sondern nur ähnlich (homoiusios) darum auch nicht ewig, sondern in der Zeit erschaffen, und die ihr entgegenstehende des Athanasius, dass er dem Vater wesensgleich (homousios) und ewig wie jener sei. Man trachtete, der Art gemäss, wie man damals Christus, anders gesagt: das Reich Gottes verstand, die Einigung dadurch herbeizuführen, dass man die rechte und recht formulierte Lehre suchte, diese in der These des Athanasius fand und die des Arius verdammte. Es war der dogmatisch-intellektualistische Weg, den man damit ging. An Stelle des einzigen Gegensatzes, der die Bibel durchzieht, des Gegensatzes von Gott und Welt oder von Gottesreich und Weltreich (etwas veräusserlicht ausgedrückt: von Gut und Böse), setzte man den von Orthodoxie und Heterodoxie.[2])

Man kann auch sagen, es sei ein theologischer Weg gewesen, den man ging, wie denn die Sache Christi damals ganz in den Händen der Theologen und daneben der Mönche, die aber oft erst recht theologisierten, lag. Es geschah darum, was geschehen musste. Die Theologie trennt immer; sie schafft den Rechtgläubigen und den Ketzer. Allgemein gesagt: der Intellektualismus, das Dogma trennt, denn es ist die Natur des begrifflichen Schemas, das Leben zu verkennen und damit zu trennen. Man kommt auf die-

[1]) Wörtlich heisst es: „Für Leben und Arbeit.“

[2]) Rechtgläubigkeit und Andersgläubigkeit.

sem Wege immer von Gott selbst ab und dann bleibt nichts anderes mehr übrig, als sich zu streiten und zu zerfleischen. Intellektualismus und Dogmatismus bedeuten stets, dass der Mensch sich irgendwie aufbläht und an Gottes Stelle setzt, um dann selbstverständlich mit andern um diese Ehre zu streiten. Ein „Eritis sicut Deus"[1]) steckt immer dahinter, sogar dann, wenn man noch so gewaltig betont (aber halt eben theologisch betont), dass es gelte, Gott allein die Ehre zu geben. Es ist mit andern Worten ganz das Gleiche ausgedrückt, wenn ich sage: überall, wo man den Glauben von der Liebe trennt, ihn selbständig macht, ja, ihn der Liebe voranstellt (ganz gegen den Sinn Jesu und des Apostels Paulus), entsteht Streit, von dem Theologen Paulus bis zu dem Theologen Luther (beide sind ja noch mehr als Theologen) und weiter. Denn man kommt damit von Gott ab.

Es bedeutet darum wieder einen gewaltigen Umschwung, wenn man in Stockholm einen andern Weg versucht hat und, um es so auszudrücken, von der Liebe und der Hoffnung ausgegangen ist, um eine Einigung zu finden. Freilich kann man dagegen Zweierlei einwenden. Man kann Stockholm entgegenhalten, es sei nicht möglich, sich zu einem gründlichen praktischen Tun zusammenzufinden, wo man in Fragen der Weltanschauung, wie man heute etwa sagt, tiefer ausgedrückt: im Glauben, nicht einig sei, also gelte es, zuerst einen Glaubensboden zu finden, auf dem man miteinander stehen könne. Ohne Wahrheit gebe es auch kein Wirken. Dass dieses Argument ein grosses Recht einschliesst, weiss jeder, der schon versucht hat, in grossen Dingen mit Menschen von anderem „Glauben" zusammen zu arbeiten. Man stösst nur zu bald auf den Punkt, wo aus einem verschiedenen „Glauben" eine verschiedene Taktik fliesst. Es lässt sich ferner einwenden, dass ein rein moralischer Ausgangspunkt, wie er besonders in dem Ausdruck „praktisches Christentum" zu liegen scheint, der nötigen Tiefe entbehre.

Das Recht beider Einwände wird berücksichtigt, wenn wir sagen: Gewiss ist ein neuer Glaube der Boden, auf dem allein eine Einigung der Christenheit gefunden werden kann, aber dieser Glaube muss selbst nicht theoretischer, sondern praktischer Art sein; das ist aber der Glaube an das gekommene und kommende Reich Gottes, von dem Stockholm ausgeht. Darum hat man die Aussprache darüber, besser: das Zeugnis davon, an die Spitze aller seiner Verhandlungen gestellt. Es ist also doch auch, und wenn man will in erster Linie eine Reformation des Glaubens der Christenheit, die dieses praktische Konzil bedeutet, und es ist nicht daneben noch ein Glaubenskonzil nötig. Wo man sich einig weiss im Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit auf

---

[1]) Ihr werdet sein wie Gott.

Erden, da streitet man nicht über Theologie, da wird die Gotteserkenntnis „hinzugefügt". Das haben wir im Kleinen in unserer schweizerischen „religiös-sozialen" Bewegung erlebt, die über den Unterschied von reformerischem und positivem Christentum auch von Kirche und Gemeinschaft, Protestantismus und Katholizismus, ja sogar Christentum und Judentum hinweg die Geister in dem Einen Glauben und der Einen Hoffnung einigte — bis die Theologie diese Einheit zerstörte. In dem Masse aber, als jener neue Glaube, der doch der urälteste, der der Bibel selbst ist, mit Gewalt durchdringt und die Menschenwelt leidenschaftlich bewegt wird von der Sehnsucht nach der Gerechtigkeit Gottes unter den Menschen und dem Kampf um das Kommen des Reiches, werden die alten Trennungen zerschmelzen und wird eine einige Christenheit entstehen. Mit andern Worten: in dem Masse als Gott selbst wieder unter den Menschen lebendig wird, wird er die Einheit der Gemüter, die Einheit der Kirchen, die Einheit der Welt werden.

5. Der protestantische Katholizismus.

Man kann diese Einigungsbewegung auch den neuen Katholizismus nennen und also von einer katholischen Bewegung sprechen. Dann braucht man das Wort „katholisch" in seinem ursprünglichen Sinn, wo es soviel heisst als „allgemein, über die ganze Welt hin, universell."[1]) Man darf ja das Wort wirklich nicht der römischen Kirche überlassen. Auch fällt man nicht vom Protestantismus ab, wenn man es sich aneignet. Denn die Reformatoren wollten durchaus Katholiken, d. h. Glieder der allgemeinen christlichen Kirche bleiben und betrachteten es als Tragik, dass es zu einer Trennung kam. Das Bekenntnis zur Una, Sancta, Catholica Ecclesia kann durchaus evangelisch sein.

Aber es tauchen mit diesem Stichwort „katholisch" eine Reihe von Gesichtspunkten auf, die wir wenigstens noch andeuten müssen.

Es wäre einmal darauf hinzuweisen, dass die römische Kirche, die Ecclesia Romana, bei dieser Einheitsbewegung kühl abweisend daneben steht. Nun repräsentiert aber, da die sog. orthodoxe, d. h. griechisch-katholische Kirche mitmacht, die Stockholmer Konferenz etwa drei Fünftel der Christenheit, also ihre Mehrheit. Wo bleibt da noch der Katholizismus der römischen Kirche? In der Tat glaube ich, dass in dem Masse, als diese katholische Bewegung im allgemeinen Sinn weiterschreitet, die römisch-katholische Kirche an Macht verliert.

Darauf gedenke ich aber ein andermal zurückzukommen, heute möchte ich die andere Seite der Sache hervorheben. Ich habe soeben gezeigt, dass die Entwicklung der geschilderten Tendenz inner-

[1]) Das griechische „Kath holen ten gen" heisst: „Ueber die ganze Welt hin."

halb der protestantischen Welt zugleich eine Katholisierung des Protestantismus bedeutet. Das hat nun aber nicht bloss einen guten, sondern auch einen weniger guten Sinn. Denn sie bedeutet Verkirchlichung und Zentralisation — beides Dinge, die dem Wesen des Protestantismus zuwider sind. Schon vor vielen Jahren hat Adolf Harnack nicht ohne Sorge auf diese sich anbahnende Entwicklung mit grossem Weitblick hingewiesen. Er bekommt nun recht. Damit ensteht aber gerade an dieser Stelle eine Gefahr für den Protestantismus. Das ist um so paradoxer, als ja viele von denen, die für Stockholm sind, damit gerade den Protestantismus retten wollen, indem sie ihn aus dem Zustand der Zersplitterung zu befreien trachten. Aber es ist zu befürchten, dass es diesem ergehe, wie es manchem Kranken mit den Aerzten ergeht. Der Protestantismus ist seinem innersten Wesen nach ganz unkirchlich. Nicht die Kirche, sondern die Gemeinde ist sein Organ und Ausdruck. Die Gemeinde ist aber Laien-Gemeinde. Der Protestantismus ruht auf dem allgemeinen Priestertum der Christen. Er ist durch und durch demokratisch. Darum liegt seine Kraft und Wirkung nicht in grossen Zentralisationen, die immer undemokratisch sind und in die Hände einer seis weltlichen seis geistlichen Hierarchie geraten, sondern in dem unmittelbaren Leben und Wirken jener freien, demokratischen Laienkräfte. Der Protestantismus wirkt nicht durch kirchliche Organisationen, sondern tritt in die Welt hinein und macht sich in den Weltformen geltend.

So schafft diese Bewegung, die Stockholm markiert und deren grosses Recht ich anerkenne, dem Protestantismus eine tötliche Gefahr.

Ist zwischen diesen beiden Wahrheiten eine Synthese herzustellen?

Ich glaube wohl: Wir müssen das, was Stockholm will, zu verwirklichen suchen, aber in anderer Form, sagen wir zurückhaltend: noch in anderer Form. Dieser neue Katholizismus muss ein protestantischer sein, und das bedeutet: er soll sich nicht in einer neuen kirchlichen Organisation der Christenheit ausdrücken, sondern in einem neuen Geiste. Dieser Geist muss in laienhaften Gemeinden walten, muss in vielen Formen auftreten, ohne Organisation und Zentralisation, muss mitten im Weltwesen arbeiten, muss in einzelnen Menschen und Menschengemeinschaften die Fahne vorausstragen. Es wird ein freier, demokratischer, weltlicher (d. h. nicht kirchenförmiger) Katholizismus sein.

Damit ist auch schon etwas über die Gestalt gesagt, die diese neue Einheit der Christenheit, die wir mit Recht suchen, annehmen muss. Selbstverständlich soll sie nicht eine Einheit der Form und

Lehre, also eine Einerleiheit sein. Daran denkt unter uns auch niemand. Ebenso selbstverständlich kann sie nicht zu Stande kommen dadurch, dass man aus all den Konfessionen, Kirchen und Gemeinschaften einiges herausnimmt und es zu einer Mosaik zusammenfügt. Sie kann nur werden aus dem Aufbruch jenes neuen Geistes und Glaubens, der eine Rückkehr zu Christus und ein Lebendigwerden der Macht Gottes unter uns bedeutet. Aus diesem organischen Kern, nicht aus menschlicher Vermittlungskunst, wird die Synthese wachsen, die kommen muss; es wird Einheit in Gott sein, in ihm allein, dem wirklichen Gott, der des Menschen innerste Freiheit und Verbindung mit den Mitmenschen zugleich ist.

Und es sei hier noch hinzugefügt, dass dieses Werk in letzter Instanz, soweit Menschen dafür in Betracht kommen, nicht wesentlich getan und gefördert werden wird durch die Träger und Verbündeten der heutigen Ordnungen, seien es kirchliche oder weltliche, sondern durch jene Pioniere, die immer Ketzer sein werden, durch Menschen, die vielleicht ungekannt und ungenannt für das kommende Reich leiden und sterben, seis leiblich, seis seelisch, durch Märtyrer, Helden, Wahrheitszeugen. Das ist stets die Rolle des wahrhaften Protestantismus im Katholizismus, gegen und für ihn zugleich.

6. Letzter Ausblick.

Ich habe Stockholm als ein Zeichen der Einigung der Christenheit betrachtet, die sich heute vollziehe. Darum muss noch ein letztes Wort hinzugefügt werden.

Diese Einigung wird sich nicht nur in religiösen, sondern auch in weltlichen Formen vollziehen, ja, diese sind jenen auf dem neuen Wege vielfach voraus. In diesen ganzen Zusammenhang muss, wie ich schon angedeutet habe, sowohl der Völkerbund, besonders als Prinzip, sodann aber auch der Sozialismus hineingestellt werden; die politische Internationale, die weltumfassenden Organisationen der Gewerkschaften und Genossenschaften sind ein Teil dieses Katholizismus. Auch die Friedensbewegung wird man in diesem Zusammenhang sehen müssen.[1])

Auf der religiösen Linie aber muss zur Einigung des Protestantismus auch eine des Protestantismus mit dem Katholizismus im engeren Sinne, also in concreto mit der römischen Kirche, als Ziel ins Auge gefasst werden. Jene Bewegung in-

[1]) Es ist bedeutsam, dass die weltlichen Hauptorganisationen der neuen Welteinheit: Sozialistische Internationale, Völkerbund und Friedenskongress zur gleichen Zeit oder fast zur gleichen Zeit tagten und tagen, wie die Stockholmer Konferenz, in Marseille, Paris und Genf, und dass ihre Themen ebenfalls Welteinheit, Weltfrieden und soziale Gerechtigkeit waren und sind. Ueberhaupt sind diese internationalen Zusammenkünfte aller Art, trotz ihren offenkundigen Mängeln, doch Organe und Symptome der sich anbahnenden einigen Menschheit.

nerhalb des Protestantismus würde unecht, würde bloss katholisch in üblem Sinne, wenn sie nicht in letzter Instanz auf eine neue Einheit der ganzen Christenheit zielte. Und noch mehr: auf eine Einigung der Menscheit muss sie zielen. Das ist der der Christenheit eingestiftete Auftrag. Zu dem Einen Gott gehört die Eine Menschheit. Also muss es zu einer Einigung mit den grossen Weltreligionen kommen, die heute dem Christentum entgegen stehen.

Vor diese letzte Aussicht stellt uns die Bewegung, in welche die Welt nun eingetreten ist. Davon kann für diesmal nicht weiter geredet werden.[1]) Nur dies sei zur Verhütung schweren Missverständnisses noch gesagt, dass ich mir auch diese grössere Einheit als eine freie, nicht organisatorische, eine des Geistes, nicht der Form, denke und dass ich den Weg dazu ebenfalls nicht in einer Mosaik, einem unorganischen Synkretismus,[2]) sondern in einem neuen Verständnis Christi, und das will heissen Gottes und seines Reiches erblicke. Aber kommen muss auch diese Einigung; denn sonst gelangen wir zu keiner einigen Menschheit. Beginnen müssen wir mit einem neuen Interesse für einander. Dieses Interesse muss Verständnis und Ehrfurcht bedeuten. Die Konfessionen und Religionen, die bisher kalt oder feindselig neben einander hergegangen sind, müssen anfangen, miteinander zu reden, und zwar ritterlich, demütig, in Glauben und Liebe. Das ist die tiefste Vorbedingung des Weltfriedens: die Einheit in Gott. Wie richtig gerade im Angesicht der furchtbaren Weltgefahr einer blutigen Erhebung Asiens und Afrikas, worin nationale und soziale mit religiösen Motiven zusammenflössen, diese Aufgabe wird, hat die letzte Betrachtung dieser Art gezeigt. So begegnen sich Gefahr und Verheissung in dem Einen: dass wir die neue Einheit in Gott suchen, die zur Einheit im Menschen führt.

Alles in Allem: Vexilla Dei prodeunt — die Fahnen Gottes rücken vor.

6. September. L. Ragaz.

Rundschau

1. Politisches und Soziales.

Die Räumung der Ruhr. Fast ohne Sang und Klang vollzieht sich ein Ereignis, das den Abschluss einer der seltsamsten Episoden unserer Zeitgeschichte bildet: die Ruhr, nebst den sogenannten Sanktionsstädten, wird ge-

[1]) Ich verweise vorläufig auf das Kapitel: „Der neue Katholizismus" in meinem Buche: „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft."

[2]) Religionsvermengung.

räumt. Dieses Ereignis verdiente wohl eine ausführliche Beleuchtung, wo wir uns mit einigen Worten begnügen müssen.

Es war nicht leicht, zu der Tatsache der Besetzung des Ruhrgebietes eine einfache und stetige Stellung zu beziehen, ausgenommen für Leute, die in irgend einem Dogma einen Schlüssel haben, der ihnen Himmel und Erde öffnet, ohne dass sie weiteres Nachdenken nötig hätten. Denn Recht und Unrecht mischten sich darin auf sehr verwickelte Weise. Das Ereignis fiel mitten in den schweren Kampf um die Ueberwindung der schlimmsten Gefahr für Europa und die Welt. Wohl fast alle, die am Werke waren, diese Gefahr abzuwenden, empfanden das französische Vorgehen als verhängnisvolle Verstörung ihres Tuns; denn es war eine neue, brutale Betätigung des Prinzips der Gewalt, geeignet, alle halbentschlafenen Hass- und Rachegefühle aufzupeitschen und allen bösen Geistern recht zu geben. Wir konnten darum nicht anders, als mit Schmerz und Zorn darauf reagieren. Freilich wussten wir, und ahnten wir zum Teil, wie viel böser Wille auf deutscher Seite zuletzt zu diesem brüsken Vorgehen der Franzosen geführt hatte. Aber war dieser böse Wille nicht durch die Sünden des Friedensvertrages und andere, die darauf folgten, gross gezogen oder doch scheinbar gerechtfertigt worden? Und wieder umgekehrt: war nicht der Friedensvertrag und Aehnliches eine Frucht deutscher Sünden? So führte gerade dieses Ereignis die Welt wieder in jenen circulus vitiosus, an dem wir so lange Jahre zu Grunde zu gehen drohten. Dazu kam dann die Erkenntnis, dass nicht nur, wie ja zu erwarten war, der deutsche Nationalismus aus diesem Ereignis gewaltige Kraft sog, sondern dass es besonders auch der deutschen Grossindustrie im Bunde mit der Grossfinanz gelang, es mit Hilfe der Inflation zu einer vielleicht in aller Geschichte einzig dastehenden Ausplünderung des eigenen Volkes zu gebrauchen und durch Ablenkung der von dem Grossteil der Presse hinters Licht geführten öffentlichen Meinung (wobei die Linke sich schmählich täuschen liess) auf den „äusseren Feind" innerpolitische Geschäfte grössten Stils zu machen. Endlich spielte noch ein Moment mit, das für uns Antimilitaristen von höchstem und leidenschaftlichstem Interesse war: das Experiment der passiven Resistenz gegen die Gewalt. Und der Ausgang wurde vollends tragisch dadurch, dass doch die Gewalt zu siegen schien. Denn der deutsche Widerstand brach schliesslich zusammen und man konnte mit einem Schein von Recht behaupten, dass ohne diesen Eingriff der Gewalt die endliche Lösung des Reparationsproblems, wie sie im Dawes-Abkommen vorliegt (so unvollkommen dieses auch ist), nicht zustande gekommen wäre. Dann wäre die deutsche Niederlage in der Ruhr auch eine Niederlage des Prinzips der Gewaltlosigkeit geworden.

Es war eine gewaltige Tragödie, die noch einer würdigen Darstellung harrt. Darum war auch kein Wunder, dass Menschen mit Herz ihr nicht ohne Bewegung und inneres Schwanken zusehen konnten. Es musste einer entweder eine Hellsichtigkeit und Sachkenntnis haben, wie man sie einem Förster zubilligen darf (und sogar er hat, scheint mir, anfangs etwas geschwankt), oder ein armseliges, frommes oder weltliches, Pharisäerherz in der Brust tragen, um durch alle die Peripetien dieses Dramas die Sicherheit des Urteils zu bewahren.

Wenn ich nun doch ein Schlussurteil abgeben sollte, so müsste ich trotz allem dabei bleiben, dass die Besetzung der Ruhr, gelinde ausgedrückt, ein schwerer Fehler war. Das geben heute, so viel ich sehe, sehr viele gut patriotische Franzosen zu. Die Lösung des Reparationsproblems hätte sich gewiss auf anderem Wege erreichen lassen, dagegen wären deutsche Entwicklungen, die nun eine dunkle Sorge für die Zukunft Europas und ganz besonders Frankreichs bilden, doch wohl vermieden worden. Was aber die passive Resistenz und den scheinbaren Sieg der Gewalt über sie betrifft, so habe ich mich schon früher darüber ausgesprochen. Diese passive Resistenz ist durch die deutschen Machthaber hinterlistig verfälscht und missbraucht

worden und hat darum ihre Wirkung nicht ganz entfalten können; trotzdem ist dort an der Ruhr der Welt gezeigt worden, dass Waffengewalt auch noch anders überwunden werden kann als durch Waffengewalt.

Denn die Ruhr ist nun geräumt! Von jenem letzten Gesichtspunkt aus gewinnt diese Tatsache ihre ganze Bedeutung: Die Waffen sind schliesslich ohne Waffen und ohne Blut vertrieben worden durch den Sieg des Rechts und des Friedens, der in Frankreich vor sich ging und den vielleicht gerade die Besetzung der Ruhr beschleunigt hat. Die Räumung der Ruhr, so wie sie jetzt erfolgt ist, bedeutet eine grosse Stärkung des Glaubens an das Recht und eine kräftige Widerlegung alles Glaubens an das Böse. Wie hatte die grosse Gemeinde des Bösen, wie hatten all unsere frommen und unfrommen Schlaumeier mit lächelnder Sicherheit erklärt, dass die Franzosen selbstverständlich in der Ruhr blieben, es sei denn, dass sie mit Gewalt daraus vertrieben würden. Und nun ist die Ruhr geräumt! Vielleicht, dass gerade daraus, weil es einen Sieg des Guten darstellt, dieses Ereignis so wenig Aufmerksamkeit findet. Es passt nicht zu dem Credo des Bösen, das das Bekenntnis der Mehrheit ist. Wir aber sagen: die Ruhr ist geräumt und es wird noch allerlei anderes geräumt werden!

Sicherheitspakt und Genferprotokoll. Auch das Genferprotokoll haben die Gewaltgläubigen, fromme und weltliche, bourgeoise und bolschewistische, mit Jubel und Hohngeschrei „beerdigt". Und nun ersteht es eben doch. Die Verhandlungen über den Sicherheitspakt sind ja, von einem etwas erhöhten Standort aus betrachtet nichts anderes, als Versuche, jenes Protokoll, das eben eine „Idee", nicht eine Wirklichkeit darstellte, zu realisieren. Man sieht deutlich, wie sich diese Idee immer mehr mit der von Paneuropa oder der Vereinigten Staaten von Europa verbindet. Die deutsche Friedensgesellschaft ist schon so weit gegangen, dem Reichstag als ersten Schritt auf dem Wege zu diesem geeinigten Europa die Anbahnung einer europäischen Zollunion vorzuschlagen. In dieser Richtung, die durch die Stichwörter: Genferprotokoll und Paneuropa (oder so) bezeichnet wird, muss sich die Arbeit aller derer bewegen, die ihr Antlitz der Zukunft zuwenden wollen.

Dabei versteht sich für uns von selbst, dass diese Art von Arbeit nicht die einzige, letzte und höchste ist. Abgesehen von den religiösen Gesichtspunkten, mit denen uns die vielen Heuchler immer kommen, als ob wir sie vergässen, wenn wir von weltlich scheinenden Formen menschlicher Arbeit reden, und den selbstverständlichen sittlichen und sozialen Voraussetzungen dieser Arbeit, die es zu schaffen gibt, ist uns zweierlei klar: Einmal muss zu jener organisatorischen, politischen, rechtlichen Arbeit auch der persönliche Kampf gegen Krieg und Militarismus kommen, der sich in der Forderung einer radikalen Abrüstung und in der Dienstverweigerung zuspitzt. Sodann können wir „absoluten" Kriegsgegner auch keinen Sanktionen zustimmen. Aber wie ich auch schon wiederholt ausgeführt habe, sehen wir hinter jener organisatorischen Arbeit nicht die Gewalt, die dabei als ultimo ratio immer noch im Hintergrund steht, sondern die Tendenz zur Beseitigung der Gewalt. Wir glauben, dass in dem Masse, dass jene Organisation des Rechtes und Friedens, selbstverständlich in Verbindung mit ihren geistigen Voraussetzungen, vorwärts gelange, Sanktionen durch Gewalt von selbst fortfallen und dass diese nur zu einer Art Beruhigung der Gemüter, die sich unter dem Schutze einer blossen Rechtsordnung noch nicht sicher fühlen können, in Aussicht genommen werden müssen. So fassen auch die Quäker das Genferprotokoll auf.[1]) Wir gehen jedenfalls, voll Verständnis für jenen andern Weg und bereit, jene Organisationsarbeit zu unterstützen, wo wir nur können, unsern Weg weiter.

[1]) Es ist mir leider, weit weg von meinem Studierzimmer, nicht möglich, das Versprechen, dass diese Erklärung der Quäker in den „Neuen Wegen" abgedruckt werde, einzulösen. Doch kann das ja immer noch geschehen.

Russland, die Oststaaten, die Minoritätenfrage. Ein unsicherer Faktor war für die Berechnungen der Friedensfreunde bisher stets das bolschewistische Russland. Auch überzeugte Pazifisten meinten und meinen wohl noch, dass ein auf die gewaltsame Weltrevolution ausgehendes Russland mit seiner grossen Armee der west- und mitteleuropäischen Abrüstung bestimmte Grenzen setze. Vollends haben bei uns die Militaristen und andere politische Spekulanten den Bolschewikipopanz eifrig und erfolgreich benützt, um unsern wankenden schweizerischen Spezialmoloch zu stützen. Die Art, wie z. B. ein Mann von dem unleugbaren politischen Verstande eines Professor Laur den Bolschewikischrecken immer wieder benutzt, um die Bauern bei Bajonett und Schiessgewehr festzuhalten, gehört zu den Dingen, die diesen Mann in den Augen Urteilsfähiger besonders heruntersetzten. Nun haben die wirklichen Kenner Sowiet-Russlands (meistens bürgerliche) in ihrer grossen Mehrheit stets versichert, dass diese Angst vor der roten Armee wenig begründet sei und dass das sowietistische Regime kaum etwas so sehr fürchte, wie einen Krieg mit europäischen Mächten, weil ein solcher allein im Stande wäre, seinen eigenen Sturz herbeizuführen. Neuerdings wird besonders gezeigt, dass die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Russlands ihm die Erhaltung des Friedens zu einer Lebensfrage machen. Und nun kommt ein Mann wie der Freiher von Schöneich, der gleichzeitig ein hervorragender Militär, ein urteilsfähiger Politiker und Volkswirtschafter und zugleich ein hochgebildeter Mensch ist, und bestätigt auf Grund eigener Anschauung jenes Urteil der Kenner. (Vgl. Nr. 35 der „Menschheit".) Er betont dabei namentlich, dass die russische Armee nun aus geistig erwachten Menschen bestehe, die sich keineswegs in einen unnötigen Krieg treiben liessen. Nötig aber, darf man hinzufügen, würde diesen Bauernsöhnen, die in der grossen Mehrzahl keine Bolschewisten sind, nur ein Krieg vorkommen, in dem sie glaubten, ihren durch Aufteilung des Grossgrundbesitzes neu erworbenen Boden verteidigen zu müssen, also ein Krieg der ausgesprochenen Reaktion gegen Russland.

Wir brauchen uns also in unserem Kampf für die Beseitigung des Militärs nicht durch den Bolschewistenschreck bange machen zu lassen. Er ist manchmal auch bloss das Gespenst des bösen Gewissens. Denn das ist freilich sicher: wenn die heutigen Besitzenden auf ihrem Weg weiter gehen, so kann es eines Tages schon zu einem neuen Bolschewismus und allerlei Anderem kommen, aber nicht von Russland her! Vielleicht, dass auch Prof. Laur das ahnt. Aber er kennt den andern Weg und sollte ihn darum gehen. Der, den er jetzt geht, mit den vielen Andern, führt zum Untergang — trotz dem Schiessprügel und Maschinengewehr der Bauern. Er nennt in der neuesten Auflage seiner Schrift: „Die Bauernpolitik im Lichte einer höhern (!) Lebensauffassung" die Antimilitaristen „verblendete Toren". Die Zukunft wird weisen, wem von beiden, uns oder ihm, dieses Epitheton gebührt. Wir warten ihren Spruch getrost ab.

Grösser ist die Gefahr, die von den sogenannten Randstaaten, überhaupt den Staaten des mittleren Ostens, den Balkan inbegriffen, ausgeht. Hier scheint der Brandherd zu liegen, aus dem noch einmal die Flammen eines Weltkrieges herausschlagen könnten; hier brodelt als in einem grossen Hexentopf nationaler, sozialer, religiöser Hass wild und bunt durcheinander. Das bestätigen uns alle Urteilsfähigen, die entweder dauernd in jenen Gegenden leben oder sie aufmerksam bereist haben. (So z. B. unser Freund Dryer, der Generalsekretär des „Versöhnungsbundes".) Auf diesen Punkt Europas also muss die Aufmerksamkeit der Friedensfreunde sich vor allem richten. Gegen diese Gefahr helfen keine neuen Rüstungen (das sieht jedes Kind ein), sondern bloss neue Prinzipien und neue Ordnungen.

Ganz besonders kommt hier eine richtige Lösung der Frage der Minoritäten in Betracht. Gegen diese wird in den durch den Krieg neugebildeten oder umgebildeten Staaten, aber auch anderswo (z. B. im Südtirol und

im Elsass) vielfach schwer gesündigt. Es ist, als ob Bedrücker und Bedrückte einfach die Rollen gewechselt hätten und die Völker aus ihrer Geschichte nie etwas lernten. Diesen Minoritäten muss so rasch als möglich ihre volle nationale, religiöse und kulturelle Autonomie erstritten werden. Dass dies nur auf Grund eines besseren Denkens möglich ist, liegt auf der Hand. Es muss der Staatsgötze gestürzt, ein föderalistisch organisiertes vereinigtes Europa geschaffen werden.[1])

Dass eine der grossen augenblicklichen Gefahren „Grossdeutschland" (will heissen: Grosspreussen) ist und dass ein wahres Grossdeutschland nur auf einer neuen Basis geschaffen werden kann, ist hier vor kurzem gezeigt worden.

Möge die neue Tagung des Völkerbundes in all diesen notwendigen Dingen einen Fortschritt bringen und im Geiste der letztjährigen gleichen.

Stinnes & Cie. Als wir vor ungefähr einem Jahre den plötzlichen Tod von Hugo Stinnes auf gewiss naheliegende und legitime Weise durch das Gleichnis vom reichen Mann illustrierten, damit nicht das ewige Los des Verstorbenen, sondern die Unsicherheit aller Anhäufung von Reichtum meinend, da war unter den darüber unzufriedenen, ja empörten Zuschriften eine (aus Deutschland), die mir vorwarf, dass ich dem „toten Löwen" einen Eselstritt gebe. Nun, ein „Löwe" war für mich Stinnes nie, es sei denn, dass man beim Löwen vor allem an Löwenjagd und Löwenanteil denke. Aber vielen Deutschen war dieser Stinnes, der in erster Linie sein eigenes Volk ausraubte, eine Art von nationalem Heros geworden. Das Bedürfnis vieler Deutschen nach Verehrung von Mächtigen ist halt sehr gross! Und nun ist jener Spruch: „Wessen wird das sein, was du zusammengerafft hast?" bereits vollzogen: die Herrlichkeit des Hauses Stinnes ist zusammengebrochen und Stinnes gar sehr als Nicht-Löwe erwiesen — wenn Löwe nämlich etwas wirklich Grosses bezeichnen soll.

Diese Sache hat aber neben der allgemein menschlichen noch eine wirtschaftlich-soziale Bedeutung. Sollte der Sturz dieses grosskapitalistischen Babelturmes (dem andere Zusammenbrüche ähnlicher Art zu folgen scheinen) nicht ein Symptom und ein Symbol dafür sein, dass der ganze, während des Krieges und nachher geschehene Neubau des Kapitalismus keineswegs so feststeht, als man sowohl auf der sozialistischen wie auf der bürgerlichen Seite glaubte? Man hat gerade in der letzten Zeit aus dem bürgerlichen Lager berufene Stimmen gehört, die vom Untergang des Kapitalismus redeten. Vielleicht können helle Augen doch schon das Mene Tekel an der Wand dieses Palastes sehen.

Evangelisch-soziale — unevangelische und unsoziale Gesinnung beweist der Generalsekretär des „Evangelisch-sozialen Verbandes" der Schweiz, wenn er in der letzten Nummer der „Evangelisch-Sozialen Warte" auf meine im Maiheft der „Neuen Wege" gemachten paar Bemerkungen über „Evangelische Gewerkschaften" mit einem Artikel voll Kleinlichkeit, Unwahrheit und persönlicher Gehässigkeit antwortet. Ich werde auf das Thema entweder in der nächsten Nummer der „Neuen Wege" oder anderwärts zurückkommen.

2. Antimilitaristisches.

Dienstverweigerung.[2]) Es ist wirklich ein starkes Stück, Prof. L. Ragaz unterzuschieben, dass wir Dienstverweigerer auf seinen Rat oder Geheiss den

[1]) Sehr eingehend und auf eine Weise, der man von Herzen zustimmen kann, behandelt diese so sehr wichtige Frage der Minoritäten Dr. Camillo Morocutti, der selbst einer solchen Minorität angehört, in seiner Schrift: „Europa und die völkischen Minderheiten," Diedrichs, Jena.

[2]) Ich bringe diese Aeusserung eines unserer ersten Dienstverweigerers

Militärdienst verweigert und dafür viele Monate Gefängnis auf uns genommen hätten. Als ich am 1. August 1914 vom Ausland heimkehrte, so geschah das wirklich nicht mit Begeisterung, sondern mit Grauen und Entsetzen, dass wir nun aufeinander losstürzen und uns niedermachen sollten. Ich hatte in Deutschland so herzliche Gastfreundschaft genossen — wenn nun diese lieben Menschen den Befehl erhielten, durch die Schweiz zu marschieren und ich ihnen dafür in den nächsten Wochen das Bajonett durch die Brust stossen sollte? Und als der Fahneneid kam, da habe ich wohl statt drei Fingern eine Faust empor gehoben und still gelobt: „Niemals!“ Dann kamen diese faden Tage und Monate der Grenzbesetzung mit jener geistlosen, militärischen Führung und Erziehung, die einem heute noch ekeln, wenn man daran zurückdenkt. Man hatte unerwünschte Pflicht und suchte und rang nach einer Pflicht, die man von Herzen tun konnte. „Jassen und Biertrinken“ rieten die Kameraden, „damit man diese entsetzliche Oede einigermassen vergisst“ — „Niemals!“ erwiderte ich. „Durchhalten, durchkosten, den Kelch bis zur Neige austrinken und: entweder ganz Soldat oder ganz Mensch werden.“ Was ich in jener Zeit gelesen? Fichte und Tolstoi. Wer verbot denn Tolstoi zu lesen oder das wieder erwachte „Volksrecht“? Welche Gegensätze: wir machten Gefechtsübungen, Schiessübungen, Bajonettübungen und redeten untereinander von Pan-Europa, Schweizertum und Menschentum. Damals geschah es auch dass der damalige Hauptmann vom II/68 an einem Hauptverlesen erklärte: „Antimilitaristen dulde ich keine in meiner Kompagnie, solche werde ich mit meinem Revolver persönlich niederschiessen!“ Er hatte aber wohl mehr Antimilitaristen als er ahnte; schade, dass von uns keiner den Mut hatte, damals vorzutreten. Was ist doch in den vier Jahren Grenzdienst alles geflucht und geschworen worden, ich muss immer daran denken, wenn ich vor einem Soldatendenkmal stehe. Mit welcher Empörung haben wir oft das Gebahren der Militärärzte beobachtet, so beobachtet, dass uns jede Lust verging, als Sanitätsoldaten unsere wachsende antimilitaristische Gesinnung zu betätigen.

Im Frühjahr 1917 stand ich in Liestal vor dem Divisionsgericht als Dienstverweigerer — wie ein Blitz hatte der Fall Baudraz das furchtbare Dunkel erhellt, eine neue Winkelried-Tat stand vor uns. Drei Tage hatte mein Freund H. v. R. Rekrutenschule gemacht und dann erklärt: „Macht mit mir, was ihr wollt, aber ich mache nicht mehr mit!“ Und sie steckten ihn zehn Wochen ins Irrenhaus bei Chiasso! “Finden Sie nicht,“ wandte sich der evangelische Feldprediger in einer Besprechung nach drei Wochen Untersuchungshaft gegen mich, „dass Sie ja jetzt gar niemand zu töten brauchen, sondern einfach nur mit dem Gewehr an der Grenze zu stehen?“ Mir tat der Mann für diese Frage leid, er fand dann aber doch, ich solle nur tapfer den Weg meiner Ueberzeugung gehen! Mit wirklicher Ueberzeugung begann der mir als Verteidiger zugewiesene Offizier, fest seinen Säbel fassend: „Meine Herren! Wenn alle Menschen so handeln würden wie dieser junge Mann, so hätten wir diesen grauenhaften Krieg nicht, aber leider . . . . usw.“ Prof. Ragaz hatte ich[1]) lediglich als Zeugen geladen, weil ich zwei Jahre früher ihm ein-

---

einmal um ihres allgemeinen Wertes willen, sodann, weil der Verfasser jener junge Mann ist, den General Wille in seinem Bericht als einen von mir Verführten hinstellt. Man erkennt an diesem Beispiel sehr deutlich, wie viel Wahrheit hinter den Behauptungen des Generals steckt und kann aus ihm auf die übrigen Verleumdungen schliessen.

Bei diesem Anlass bitte ich, in meinem Artikel: „Gegen eine offizielle Verleumdung,“ worin sich eine Reihe von Druckfehlern eingeschlichen haben, wenigstens folgende zwei zu korrigieren: S. 312, Zeile 28 von oben muss es selbstverständlich heissen: n i s i b e n e (statt „nise lese“) und S. 313, Z. 12 von oben „diesen S c h r i t t tun“ (statt „Versuch tun“).

[1]) Auf meine Bitte hin. R.

mal meine wachsende, antimilitaristische Ueberzeugung bekannt und er dafür Verständnis bekundete, gerade aber er mir zu bedenken gab, dass meine besonderen Familienverhältnisse nicht dafür sprächen, alle Folgen einer Dienstverweigerung auf mich zu nehmen. Als der Vorsitzende des Divisionsgerichtes V ihn frug: „Herr Professor, würden Sie gegebenenfalls nicht auch mit dem Gewehr zum Schutze unseres Vaterlandes eingreifen?“ und ein klares „Nein!“ kam, da war der Zeuge Ragaz erledigt. In der ersten Verurteilung bekam ich vier, in der zweiten Verurteilung acht Monate Gefängnis; absichtlich hatte ich für die zweite Gerichtssitzung Prof. Ragaz ncht mehr gebeten, als Zeuge zu kommen. „Nützen diese acht Monate nichts,“ meinte Staatsanwalt Glättli höhnisch, „so kann man den jungen Unbelehrbaren nachher noch zwei Jahre nach Regensdorf bringen und ihn dann aus der Armee ausstossen.“ Bei der dritten Weigerung bekam ich aber nur eine Mitteilung, dass meine Dienstpflicht auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werde.

Als dann die Zivildienstpetition von Bundesrat und Parlament so verständnislos behandelt wurde, gab es meines Erachtens keine bessere Antwort als neuerliche Dienstverweigerung. So verweigerte ich die Erfüllung der Dienst- und Inspektionspflicht, und bin dafür im Dezember letzten Jahres sechs Tage und im Juni dieses Jahres sieben Tage aufs neue in Haft gewesen. Die Militärdirektion Zürich drohte mir aufs neue mit „Kriegsgericht“, nun, wenn es sein muss, so darf uns kein Opfer für unsere Ueberzeugung zu viel sein. Ich bin heute mit oder ohne Ragaz mehr Gegner des Militarismus als je; mögen die Festredner von Defaitismus und dem Gebot der Stunde schwazzen, wir haben Gesinnungsfreunde in allen Ländern und freuen uns, dass einer uns gesagt hat und will, dass wir es leben: „Ihr aber seid alle Brüder.“

Ein Dienstverweigerer.

Besuch amerikanischer Studenten. Liebe, feine, junge Menschen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in der Friedensbewegung und im Kampfe gegen den Militarismus stehen, besuchten uns am 18. und 19. August. Zuvor weilten sie in England und Deutschland und wollten nun auch die schweizerische kriegsgegnerische Jugendbewegung kennen lernen. Sie fanden einen recht ansehnlichen Kreis antimilitaristischer Jugendgenossen. Freund Ceresole leitete die gegenseitige Aussprache. In recht gutem Deutsch erzählte uns Brent Allison von Chicago, wie vom Kriegsdepartement in Washington langsam die Militarisierung der Vereinigten Staaten nach schweizerischem, demokratischem Vorbild (!) durchgeführt werde. Vorläufig werden an den amerikanischen Universitäten Freiwillige angeworben, die durch Offiziere in die Kriegskunst eingeweiht und dafür bezahlt werden. Dagegen wird von einem Teil der studierenden Jugend der Kampf aufgenommen, so dass wir in den U. S. A. eine antimilitaristische Bewegung an den Universitäten haben, von der wir in der Schweiz nichts wissen. Ferner sind in den Vereinigten Staaten die Kirchen völlig unabhängig vom Staate, und da wurden mancherorts die Kirchenräte aufgefordert, klar Stellung zu nehmen, ob sie dem Kriege bejahend oder verneinend gegenüber stehen. Der Leiter unserer lieben Freunde, Brent Allinson, hat selbst Stellung genommen gegen den Eintritt Amerikas in den Krieg und war dafür 2½ Jahre im Gefängnis. Er erzählte uns, wie eine Dienstverweigerer-Konferenz in London beschlossen habe, eine internationale finanzielle Unterstützung für Dienstverweigerer durchzuführen. Von uns hörte er, wie wir keineswegs unsere Armee als eine demokratische Einrichtung betrachten; auch im schweizerischen Militärdienst wird bedingungsloser Gehorsam verlangt, gleichviel welche Ansichten und Ueberzeugungen der einzelne Mann in seinem Herzen hegt. Auch bei uns werden die Offiziere nur aus den besitzenden Kreisen gewählt, so dass auch die schweizerische Armee zu einem Instrument sozialer Ausbeutung werden kann. Brent Allison versicherte uns, wie in Amerika mit dem Alkoholismus gründlich abgefahren wurde (denn trotz Schmuggel und Verfehlungen Einzelner sei der

Segen für die Ertüchtigung des amerikanischen Volkes durch die Prohibition ungeheuer), so werde auch früher oder später die Friedensfrage ein gründliche Lösung erfahren. Bei der Diskussion über den Völkerbund mussten wir hören, dass die Vereinigten Staaten diesem nicht beitreten werden, so lange Sanktionen in Aussicht genommen seien. Die Amerikaner seien der Ansicht, bei einem aufrichtigen Völkerbund brauche es keine „Polizei" mehr, die Einsicht werde siegen, dass eine Entscheidung des obersten Völkergerichtshofes genüge, um ein Land zu überzeugen, dass es nach jeder Richtung besser tue, sich diesem zu fügen, als die ganze Welt im Kriege gegen sich zu haben. Da merkten wir wieder, wie sehr wir Europäer auf die Polizei noch eingestellt sind! Mit dem Liede: „Brüder, zur Freiheit, zur Sonne empor" wurde die Versammlung geschlossen und mit neuer Freude kehrten wir nach Hause zurück, tapfer und unentwegt den Kampf zu führen, der uns verordnet ist. W. S.

3. Kirchliches und Religiöses.

Zur Vorgeschichte Stockholms. Es ist vielleicht am Platze, jetzt, wo alle Welt noch von Stockholm spricht, ein kleines Kapitel Geschichte zu erwähnen, das sozusagen unvollendet ins Feuer des Weltbrandes fiel. Aeltere Leser und Teilnehmer an der „religiös-sozialen" Bewegung erinnern sich wohl noch an den „Kongress für soziales Christentum", der im Jahre 1911 in Besançon stattfand und der allen Besuchern ein unvergessliches Erlebnis bleiben wird. Er war eigentlich auch schon international, spielte sich aber in bescheidenen Dimensionen ab. Auch stellten Franzosen und Schweizer das Hauptkontigent der Teilnehmer. Seine Themen waren ebenfalls die jetzt aktuellen: soziale Gerechtigkeit, Krieg und Frieden, Klassenkampf, Gewalt, soziale Auswirkung des Evangeliums. Aus dieser Zusammenkunft in Besançon entwickelte sich der Plan zu einer wirklichen „W e l t k o n f e r e n z f ü r s o z i a l e s C h r i s t e n t u m". Wir Schweizer übernahmen den Auftrag, den Plan zu verwirklichen und wurden dabei besonders von Elie Gounelle unterstützt. Als Konferenzort war B a s e l bestimmt. Drei Jahre lang haben wir „Schweizer", vor allem unser Freund Theodor Schmidt, damals Prediger der Brüdergemeinde in Bern, aber auch ein De Morsier, von Greyerz, Lichtenhan, der Unterzeichnete und viele Andere dafür gearbeitet, einige von uns einen grossen Teil ihrer freien Zeit und Kraft an das Werk setzend. Wir bekamen Zusagen für die Teilnahme aus allen Gebieten des Protestantismus und darüber hinaus. Ganz besonders begeistert schrieb uns Randall, der Erzbischof von Canterbury und Primas der anglikanischen Kirche. Aber auch Amerika, Holland, Skandinavien, Finnland, das protestantische Italien und Oesterreich hatten durch den Mund berufener Vertreter des „sozialen Christentums" mitzumachen versprochen. Kurz, es wäre etwas wie ein ökumenisches („katholisches") Konzil geworden. Allerdings hatten wir zum Unterschied von Stockholm nicht in erster Linie die offiziellen Kirchen als solche im Auge und darum auch nicht die Theologen, sondern das allgemeine Christenvolk, so weit ihm das religiös-soziale Problem wichtig und brennend erschien. Aus einer Beurteilung der Lage, die sich dann nur zu sehr als richtig herausstellte, hatten wir vor allem das Thema des Weltfriedens, besser: der Verhinderung des Krieges auf die Tagesordnung gestellt und neben ihm das soziale Problem im engeren Sinne, vor allem natürlich auch die Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde.

Im Herbst 1913 sollte der Kongress ursprünglich stattfinden. Er musste dann aber auf den Herbst 1914 verschoben werden, aus welchem Grunde, soll sofort gezeigt werden. Im Juli 1914 war dann alles so ziemlich bereit. Das Programm war fertig, die Referenten gewonnen, Basel zum Empfang der Gäste gerüstet, die Einladungen verschickt.[1]) Da flammte der Weltbrand auf, den zu

[1]) Ich erinnere mich besonders noch der bittern, von uns nicht verdienten Ironie, mit welcher Fr. G. Peabody, der bekannte Vorkämpfer des sozialen

verhüten eine der Aufgaben des Kongresses gewesen wäre. Der Kongress fiel in diese Flammen und mit ihm all die grosse, mühsame Arbeit, die wir jahrelang daraufhin geleistet hatten. Wenn er hätte zustande kommen können, wer weiss, ob er nicht ein gutes Stück dazu beigetragen hätte, dass jene Flammen noch rechtzeitig gelöscht worden wären? Wir kamen zu spät!

Und was oder wer ist schuld daran, dass wir zu spät kamen? Die Antwort ist: gewisse deutsche Theologen! Ich will diese Antwort etwas spezialisieren. Wir hatten als eines der Hauptthemen vorgeschlagen: „Christentum und Militarismus". Dagegen erhob sich nun ein gewaltiger Sturm und zwar vorwiegend, ja fast ausschliesslich von Seiten des deutschen Christentums. Unter „deutschem Christentum" verstehe ich aber das, was ich sonst als „Neuluthertum" bezeichne, ein Christentum nämlich, das mit gewissen Kulturelementen, vor allem mit dem Gewalt- und Militärstaat und dazu mit dem Leben einer bestimmten Nation so eng verbunden ist, dass es eher Christus und das Christentum diesen nationalen und kulturellen Masstäben unterwirft als umgekehrt. Von dieser Seite her wurde uns erklärt, man werde nicht mitmachen, wenn jenes Thema verhandelt würde. Auch damals freilich waren nicht alle Deutschen in dieser Art befangen; Männer wie Martin Rade und andere seiner Art machten herzlich und tapfer mit. Auch ist ja Theodor Schmidt Reichsdeutscher. Aber der Widerstand kam doch von einer Seite her, die für uns sehr wichtig war, nämlich von der Führung des „evangelisch-sozialen Kongresses". Hier kam es über der Frage der Teilnahme an unserem Kongress zu einer Art Kabinetkrisis. Und zwar stiess man sich, wie gesagt, bezeichnender Weise vor allem an dem Thema: „Christentum und Militarismus". Um diesen Kreisen entgegen zu kommen, schwächten wir es zu: „Die Kirchen und der Weltfriede" ab, aber auch in dieser Form war es einem Teil dieser deutschen Theologen zu viel. Einer von ihnen, ein sehr bekannter Führer, schrieb mir: „Der Weltfriede ist etwas, was mit der Sache Jesus nichts zu tun hat." Schon vorher war dieser Kampf zwischen den „Schweizern" und den ‚Deutschen", vor allem den „Evangelisch-Sozialen" (weil diese uns immerhin so nahe standen, dass man wenigstens mit einander reden konnte, was bei den Andern nicht einmal möglich war) entbrannt. Es fielen auf deutscher Seite seltsame Worte. Nicht diesen Kreisen freilich gehörte jener Pastor an, der kurzweg schrieb: „Pazifismus ist Gotteslästerung."

Dieser Kampf mit den „Deutschen" hielt uns so stark auf, dass wir den Kongress um ein Jahr verschieben mussten, womit sein Schicksal besiegelt war. Es ist also in dieser Sache etwas Aehnliches geschehen, wie seinerzeit bei der Konferenz im Haag, wo bekanntlich Deutschland (mit dem auch die Schweiz ging!) der Abrüstungsbewegung den schwersten Widerstand bereitete. Es zeigte sich wieder, wie eng damals weltliches und geistliches Deutschtum in der Gebundenheit an die alten Ordnungen dieser Welt vereinigt waren.

Ich habe dieses kleine Blatt Kirchen- und Weltgeschichte, das zugleich ein tragisches Kapitel meines persönlichen Lebens ist, nicht darum wieder ans Licht gezogen, um damit alte Vorwürfe wieder aufzufrischen. Es ist seither ein neues „deutsches Christentum" entstanden, wenn auch leider noch nicht so mächtig und lebendig, wie ich es wünschte und als Erfolg der deutschen Niederlage im Kriege erhoffte, wie es auch eine Zeitlang sich zu regen schien. Aber es ist wohl auch heute, in der Periode einer engen Verbindung zwischen Hindenburg und jenem andern deutschen Christentum, ich meine: in der Periode, wo die deutschen Kirchen wieder zu stärksten Stützen des Nationalismus geworden sind, in der Periode der grossen Entrüstung dieser Kreise über die „Schuldlüge", von gutem, wenn an einem sehr bedeutsamen

---

Christentums in Amerika, der die Einladung erst nach dem Ausbruch des Krieges erhielt, antwortete.

Beispiel gezeigt wird, welches Hindernis für die Sache Christi das verweltlichte Luthertum war und ist. Es gibt für Deutschland und die Welt kein Heil, bevor dieses seinen Sturz oder seine Bekehrung erlebt hat. Von mir persönlich darf ich wohl gestehen, dass diese und ähnliche Erfahrungen mit dem „deutschen Christentum" es nicht zum wenigsten waren, die meine Stellung zur deutschen Sache während des Weltkrieges bestimmten. Es war mir klar, dass Deutschland diesmal um seiner selbst, wie um der Welt willen nicht siegen dürfe. Von seinem Nicht-Sieg erwartete ich eine deutsche Erneuerung von unendlichem Segen für die Welt. Besonders musste das deutsche Christentum aus der tödlichen Umklammerung des Nationalismus und der Weltkultur befreit werden; es musste ein Moloch stürzen, damit Christus Herr werden könne. Das alles galt mir freilich, mutatis mutandis, auch für die ganze Welt.

Der Basler Kongress mit all seiner Vorarbeit ging verloren, fast spurlos, aber wenn das, was wir gewollt haben, in neuen Formen aufersteht, so wollen wir nicht klagen. Ganz umsonst ist es nicht gewesen.

Amerika und die Entwicklungslehre. Europa hat sich an dem seltsamen Prozess, der sich in dem Städtchen Dayton in Tennessee abspielte und zu einer Verurteilung des Darwinismus führte, weidlich belustigt. Ob völlig mit Recht? Gewiss möchte niemand von uns wünschen, dass man den Darwinismus vor Gericht ziehe, dass man überhaupt geistige Kämpfe durch ein staatliches Verdikt erledige, vielmehr nicht erledige. Gewiss sind wir über die Verwechslung von Darwinismus und Evolutionismus (Entwicklungslehre) und übrigens auch über den Darwinismus hinaus. Das alles sollte man eigentlich nicht mehr sagen müssen. Dann aber. wenn dies Selbstverständlich noch einmal festgestellt ist, darf man zu jenem Prozess und analogen Vorgängen in den Vereinigten Staaten vielleicht doch Folgendes bemerken:

Man darf amerikanische Vorgänge nicht einfach nach dem europäischen Schema beurteilen. Der Staat mit seinen Organen ist für den Amerikaner nicht so sehr eine bürokratische Einrichtung wie bei uns, sondern noch mehr sozusagen ein Organ der Volkssittlichkeit — was auch in der Prohibitionsfrage zu beachten ist. Er ist auch weniger als bei uns Polizist, Kerkermeister und Scharfrichter, weniger vom Geruch von Gefängnissen und Scheiterhaufen umgeben. Der Kampf zwischen „Glauben und Wissen". Religion und Kultur überhaupt hat im amerikanischen Leben, das eigentlich bis heute eine einheitliche religiöse Kultur bewahrte, nicht die gleiche Rolle gespielt wie bei uns. Darum ist es für Amerika nicht so absurd, wie es für uns wäre, wenn dort der Staat den Darwinismus in den Schulen verbietet und ein Gericht einen Lehrer für seine Vertretung bestraft.

Weiter: es ist zu bedenken, dass ein Mann wie Bryan, der Vorkämpfer im Kriege gegen den Evolutionismus (der mit dem Darwinismus verwechselt wird) immerhin nicht ein Reaktionär im europäischen Sinne war, sondern ein wirklicher Demokrat, jedenfalls ein ganz radikaler Pazifist, dem wir zum guten Teil die Schiedsgerichtsbewegung verdanken. Könnte nicht ein innerer Zusammenhang bestehen zwischen dem darin sich kundgebenden Sinn für die Heiligkeit des Menschen und des Menschenrechtes und der Abneigung gegen — ich sage es jetzt absichtlich grob, denn so stellt es sich diesen Kreisen dar — die Abstammung des Menschen vom Affen, überhaupt vom Tier? Und könnte es sich nicht beim amerikanischen Volke mit seinem trotz allem und allem, stark entwickelten demokratischen und humanen Sinne überhaupt so verhalten? Könnte darin nicht doch auch ein Recht und eine Wahrheit liegen, die nicht einfach Spott verdienten?

Drittens: könnte es nicht sein, dass dieses amerikanische Problem doch auch immer noch das unsrige wäre? Es scheint mir wenigtsens, als ob gewisse amerikanische Entwicklungen gleichzeitigen europäischen

durchaus analog seien, nur in einer etwas sensationelleren, oft phantastischen und überhaupt uns etwas fremdartigen Form auftretend. Was ist der Ku-Klux-Klan anders als unser Faschismus in seinen verschiedenen Ausdrucksformen, d. h. unser extremer Nationalismus, Antisemitismus, Konservatismus? Was der Fundamentalismus anders als unsere neue Orthodoxie mit ihrem Biblizismus und Objektivismus? Und endlich die Reaktion gegen den Evolutionismus — ist sie nicht unter uns ebenfalls Mode? Was speziell das Verhältnis von Entwicklungslehre und biblischem Schöpfungsglauben, überhaupt zwischen der Bibel im alten Sinn und der Wissenschaft betrifft, so tut man wohl, vom Kampf ermüdet, so, als ob es völlig abgeklärt wäre; aber davon kann nach meiner Meinung keine Rede sein. Hier stehen die entscheidenden Kämpfe erst noch bevor.

Viertens und zum Schlusse: ist es wirklich bloss zum Lachen, wenn ein geistiges Problem, wie das des Verhältnisses von Entwicklungslehre und Bibelautorität ein ganzes grosses Volk, dem man (zu Unrecht!) nachzusagen pflegt, dass es nur für den Dollar Interesse habe, so leidenschaftlich bewegt? Möchten wir nicht Europa etwas mehr von dieser Leidenschaft wünschen?

Ist es wirklich richtig, wenn wir über die Amerikaner in dieser Sache bloss lachen?

Von Büchern

1. Die Religion des Lebens.

Der Bau eines Hauses kann nicht mit dem Dach, den Fenstern oder der Einrichtung der Zimmer begonnen werden. Man muss diese selbstverständliche Wahrheit angesichts der zusammenhangs- und richtungslosen Bemühungen betonen, die auf den verschiedenen Gebieten allenthalben in die Luft hinein gemacht werden, um den eingestürzten Bau der Zivilisation zu erneuern. Nein, Grund und Fundament des Aufbaues ist einzig und allein wahres Menschentum, Zweck und Ziel, mit dem Grunde wesentlich verknüpft und organisch ihm entwachsend, ist die Menschheit selber, in deren allumfassenden Palaste ein jeder und ein jedes den seinem Werte entsprechenden Platz erhält. Wie kann ich, der Einzelmensch, zu dieser gewaltigen Aufgabe beitragen, wie kann ich daran teilnehmen, die Menschheit zu erneuern? Die einfache Antwort lautet: Indem ich mich selbst erneuere! Indem ich das Reich der Liebe und Gerechtigkeit, das ich für die Welt erstrebe, zuerst in mir selbst aufrichte, in mir und in dem kleinen Kreise, der mir vom Leben zugewiesen wurde.

Oskar Ewalds „Religion des Leben“[1]) ist ein Lehr- und Lernbuch in diesem Sinne, eine Grammatik des Geistes — wenn wir übereinkommen, dass der Geist dort anfängt, wo er für die meisten längst aufgehört hat: nämlich bei der zielbewussten, lebendigen Verwertung des Intellektes sowie aller anderen seelischen und materiellen Kräfte. Nicht Literatur in gewöhnlichem Sinne ist dieses Werk, nicht Erkenntnistheorie und abstrakte Philosophie, irgend einem Fach oder Partei zugehörig, sondern eine zusammenfassende Behandlung und Ableitung der Grundgesetze des Lebens — jenes Lebens, das, durch tausend Adern strömend, alle doch zum einheitlichen Organismus bindet.

Solcher Lebensgesetze finden wir bei Ewald drei, die freilich wiederum eine tiefere Einheit bilden. Das erste ist das Prinzip der Gemeinschaft, durch das alle Absonderung und Vereinzelung überwunden wird; der Gemeinschaft

[1]) Erschienen im Verlag von Kober, Basel.

des Ich mit der Natur, mit dem Du, der Menschheit, dem Weltall. Das zweite Prinzip, dem ersten scheinbar — aber bloss scheinbar — widersprechend, ist das der Individualität; es ist damit zum Ausdruck gebracht, dass das Ich durch Verwirklichung der Gemeinschaft in ihr nicht etwa untergeht, sondern im Gegenteil erst seine volle, unzerstörbare und unveräusserliche Eigenart entfaltet. Wenn wir dieses zugleich persönliche und gemeinschaftliche Leben als das geistige bezeichnen, so gelangen wir unmittelbar zum dritten Gesetz, das wir am besten das der Polspannung nennen können: der Geist darf sich nicht in seiner Sphäre isolieren, sondern muss sich mit der materiellen Welt auseinandersetzen, sie zu durchdringen und zu verwandeln streben. Unsere ganze Zivilisation und Kultur ist, richtig verstanden, eine solche Verwandlung und Vergeistigung der Materie. Ihr sinnfälligster Ausdruck ist die Maschine, durch die wir den Stoff den Zwecken unserer Wesenheit dienstbar machen. In Wirklichkeit ist aber das Gegenteil geschehen: die Zivilisation ist in die Sklaverei der Materie gefallen, hat sich dem Geiste entfremdet. Das ist bloss die Kehrseite der von einer falschen Geistigkeit, dem Intellektualismus, verübten Schuld. Intellektualismus ist der eitle Selbstgenuss des Verstandes, der, sich am leeren Spiel seiner Formen erfreuend, die Berührung der Materie mied, um sich durch sie nicht zu verunreinigen. Hiedurch ist jener unechte Aristokratismus der Gelehrten und Gebildeten entstanden, dessen sichtbare Zeichen ein Uebermass an ästhetischen und literarischen Scheinwerten, Mangel an Ursprünglichkeit und wahrer Volkstümlichkeit, Trennung des Kopfarbeiters vom Handarbeiter, soziale Spaltung und Zerissenheit sind. „Das wunderbare Geheimnis des Geistes ist es, die Natur zu durchdringen und gleichwohl Geist zu bleiben. Man hat dies häufig und mit gutem Grunde dem Verhältnis des Bildhauers zum Steine, den er meisselt, verglichen. Er darf es dem Steine nicht überlassen, das zu sein und zu werden, was in der trägen Natur des Steines gelegen ist; aber er ist auch ein Stümper, wenn er dem Stein nun einfach Gewalt antut. Vielmehr muss er in die geheimste Wesensart des Steines eindringen und sie durch seine Kunst zum Lichte hervorzaubern. Er weiss, dass in dem Stein ein Verlangen darnach ist, mehr zu sein als Stein: und diesem Verlangen muss er in seinem Werk Erfüllung schenken.“ („Die Religion des Lebens,“ Kap. IV.) Im selben Sinne heisst es an anderer Stelle: „Was nicht in der Materie geschieht, das geschieht auch nicht im Geiste.“

Diese Verantwortlichkeit der Materie gegenüber ist die grösste, schwerste, alle Inhalte und Formen des Lebens in sich begreifende. Sie erstreckt sich nicht weniger auf das persönliche als auf das gesellschaftliche Leben, auf die Technik, die Wirtschaft, den Besitz, auf das Verhältnis zum anderen Geschlechte. Im ersten Kapitel der Genesis steht geschrieben: „Und Gott schied das Licht von der Finsternis.“ Im Evangelium des Johannes lesen wir die Worte: „Und das Licht leuchtet in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen.“ Hier entsteht die grosse, die ewige Aufgabe: die Finsternis hat es nicht begriffen. Der Geist muss mit solcher Liebeskraft in die Finsternis der Materie eindringen, dass sie ihn begreift, dass sie in Licht verwandelt wird. Daran arbeiten wir heute und in Zukunft. Asketische Ideale haben sich überlebt: Weltflucht gibt die Welt bloss grösserem Uebel preis; in der Welt versinken heisst sich selbst preisgeben; Weltdurchdringung ist das Eine, was nottut. Ein neuer Himmel und eine neue Erde wird uns in der Offenbarung verheissen. Zu solch erlöstem Menschentum will uns Ewalds „Religion des Lebens“ den Weg weisen.

F. J. Matuschka.

2. Zwei neue Schriften über die Schweiz.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten in erschreckender Weise gezeigt, welche Gefahren der Schweiz durch ihre geistige Abhängigkeit vom Auslande drohen. Es waren die besten Köpfe und die tapfersten Schweizer, die den

Mut gehabt hatten, jenen geld- und einflussreichen Mächten zu trotzen, die uns mit den ausgedachtesten Mitteln zuerst in ihre geistige und damit um so sicherer in ihre ökonomische Gewalt zu bringen versuchten. Namen wie Bovet, Egger, Ragaz, Rusch, Schoop, Spitteler werden nie vergessen sein, wenn wir uns jener erinnern, die in den Schreckensjahren den alten Geist der Demokratie und der Unabhängigkeit gegen ungesunde fremde Ein- und Auswüchse kraftvoll verteidigt haben.

Aber auch heute noch dürfen wir die Waffen in diesem Kampfe nicht einrosten lassen: noch immer versuchen da und dort fremde Mächte und Gruppen in unserem Hause sich breit zu machen. Was beinahe noch schlimmer ist: auch heute herrscht noch vielerorts eine unverzeihliche Gleichgültigkeit solchen Anmassungen gegenüber, und in vielen Kreisen drohten wiederum die alte Selbstüberhebung und ein lächerlicher Eigendünkel die Oberhand zu gewinnen.

Diese „Kopfklärungen" hatten beinahe ausschliesslich der deutschen Schweiz gegolten; etwas spät erwachen auch in der welschen Schweiz die Stimmen gegen verschiedene Versuche, fremde Anschauungen einzubürgern.

In einem Buche „Examen de conscience. La presse romande" versucht Aldo Dami[1]) die Abhängigkeit einiger unserer welschen Blätter von Frankreich nachzuweisen. Das Zeugnis, das Aldo Dami vielen der früheren und der jetzigen Redaktoren der einflussreichsten Zeitungen der Stadt Genf ausstellt, ist ein recht betrübliches.

Auch aus dieser Stadt ertönt wieder das alte Lied, dass der schweizerische Standpunkt dem fremden hintangesetzt werde. Hatte sich dort bis 1917 die deutsche Propaganda breit gemacht, so wurde nach diesem Jahre der französische und in einem Blatte eine zeitlang der englische Standpunkt vertreten. Aldo Dami weiss für zwei Tagesblätter den genauen Zeitpunkt und die Ursachen für diesen „Gesinnungswechsel" anzugeben. Es sind nicht, wie in der deutschen Schweiz in vielen Fällen, alt geübte Gewohnheiten, die bei etwas schwachem Denkvermögen leicht zur Abhängigkeit verleiten, sondern es sind in Genf materielle Ursachen, die zur schnöden Knechtschaft geführt haben. Die englische Propaganda wurde in einem Genferblatte nach der Rückkehr des Chefredaktors aus England und nach seinem Besuche bei Lord Northcliffe eröffnet; von den Redaktoren einer andern Zeitung dieser Stadt schreibt der Verfasser, dass sie nicht alle von Frankreich bezahlt werden könnten, dass man sie aber an gewissen Geschäften „interessiert" habe. Diese Anklage wird dadurch nicht abgeschwächt, wenn er den selbstverständlichen Satz anfügt, dass jedermann das Recht habe, Aktionär zu sein von was er wolle.

Natürlich kann man nicht erwarten, dass solche Zeitungen ihre Leser gut und objektiv über die Geschehnisse in der Welt draussen unterrichten werden. So soll sich ein Blatt ausschliesslich als Sprachrohr jener französischen Parteien habe gebrauchen lassen, die den nationalen Block gebildet haben. Dass gerade diese politische Vereinigung nicht als die Stimme Frankreichs zu werten ist, wusste jeder, der nur einigermassen über dieses Land orientiert war. Dass diese Blätter einer freien Republik auch „Hofnachrichten" mit Bildern von Fürsten, Prinzen, Generälen und andern „berühmten" Persönlichkeiten ihren Lesern zum Kosten geben, passt recht gut zu dem mit Stolz und Würden getragenen roten Bändchen im Knopfloch der Herren der Redaktion. Auch in der äusseren Aufmachung, in der Auswahl und Zusammenstellung der Artikel haben Genferblätter die wenig rühmlichen französischen Boulevardsblätter nachzuahmen versucht. Durch schreierische Reklame, durch Hervorziehen von Klatsch und Skandal mit lächerlichen und oft kindischen Zutaten, wirken diese Blätter in gleich schlechtem Sinne wie die verderblichen Schauer-

---

[1]) Aldo Dami. Examen de conscience. La presse romande. 1924.

stücke der Kinotheater. Es ist ein unfeiner, plumper Geist, der sich hier vielfach breit macht.

Glücklicherweise haben diese offenkundigen Schäden doch nicht die Wirkungen auf die Massen, wie mancher fürchten könnte. Ein grosser Teil der Genfer liest Oppositionsblätter, denen man diese Abhängigkeit nicht vorwirft, und ein anderer Teil wird durch die oft ganz krasse Unwissenheit der Redaktoren sofort über den wahren Wert dieser Blätter aufgeklärt.

Wenn z. B. in einem Blatte Artikel zu lesen sind, die beginnen: „Unser Minister hat eben unsern Kolonien einen Besuch gemacht,“ oder „In einer unserer schönsten Provinzen zu Füssen der Pyrenäen . . .“, oder „William Pitt, unser erbittertster Feind . . .“, so können diese offenkundigen Propagandaartikel ja nur ein Lächeln entlocken; sie tragen ihre Farbe und ihr Zeichen zu offen an der Stirn. Wenn man aber von diesen Redaktoren Beweise von grösster Unwissenheit zu Gesicht bekommt, die genügen würden, einem Gymnasiasten die Maturitätsprüfung völlig zu verunmöglichen, so wird man schon ernster gestimmt: es mutet ganz eigen an, dass heute, bei unserer vielgerühmten hohen Schulbildung, einem städtischen Leserkreise solches zu bieten gewagt wird. Nur einige Beispiele mögen genügen. Von den gelehrten Redaktoren erfährt der Leser, dass Budapest in Rumänien, Nisch in Bulgarien liege, dass der Kronprinz nach Sibirien entflohen sei; ferner weiss einer dieser gut orientierten Politiker von einem Prozess Hitler gegen Ludendorff seinen Lesern zu erzählen. Es ist zu bedauern, dass Aldo Dami diese Zitate nicht mit dem genauen Datum ihres Erscheinens in Reproduktionen wiederbringt. Solche Weisheiten sollten für alle Zukunft festgehalten werden!

Es gereicht dem Genfer Volk zur Ehre, dass es diesen Zeitungen die Achtung entgegenbringt, die sie verdienen. Schon mehr als einmal haben die Genfer Stimmberechtigten die grössten Anstrengungen und Reklamen dieser Redaktoren völlig ignoriert und sind ihre eigenen Wege gegangen.

Schlimmer als die Abhängigkeit vom Auslande ist die Tendenz dieser Blätter, Unfrieden, Missachtung und Hass unter den Völkern zu säen. Sie atmen den gleichen Geist, der vor 1914 und während des Krieges die Menschen durch Aufstachelungen und Verdrehungen zu dem schaurigen und gemeinen Morden geführt hat.

Den politischen Teil des Buches, als persönliche Anschauung des Verfassers, lasse ich völlig ausser Betracht. Sein verdienstlicher Kampf gegen die fremde Beeinflussung der Presse würde aber auf weit mehr Erfolg rechnen können, wenn sich Aldo Dami ausschliesslich auf dieses Thema beschränkt hätte.

Während Aldo Dami bemüht ist, einige Schwächen der Schweizer mit Freimut aufzudecken, gibt Dr. Feitel Lifschitz, Privatdozent an der Berner Universität, eine Schilderung der Schweiz und der Schweizer, die uns, wenn sie sich als wahr erweisen sollte, mit eitel Stolz und Freude erfüllen müsste.[1]) Der gelehrte Verfasser bezeichnet seine Schrift als das Produkt eines 23jährigen Aufenthaltes in unserem Lande. Er hebt dies besonders hervor, weil Ausländer nach einem Besuche von einigen Wochen oder sogar nur von einigen Tagen es vielfach fertig bringen sollen, über die Schweiz zu schreiben und ein Urteil zu fällen.

Der Schweizer hat sich durch seine Tüchtigkeit, Gründlichkeit und Ausdauer, sowie durch seine Ehrlichkeit und seinen Sparsinn viele Sympathien erworben.[2]) Besonders der Auslandschweizer hat durch seine Energie den Ruhm unseres Landes vielerorts begründet. Des Schweizers Sinn für die Wirklichkeit und seine Abneigung gegen alles Abstrakte haben ihn oft nüch-

---

[1]) Privatdozent Dr. F. Lifschitz. Bern. Die Schweiz und die Schweizer. Eindrücke und Betrachtungen. Bern 1924. Eugen Roos. Verlag.

[2]) Ob unser „Sparsinn“ uns gerade Sympathien erwirbt? R.

tern erscheinen lassen. Dies sind Eigenschaften, die man dem Schweizer seit langem nachrühmt, ohne dass sie sich aber auf ihn allein zu beschränken brauchen. Wenn Dr. F. Lifschitz von der Ungelenkigkeit und Schwerfälligkeit der Schweizer schreibt, so malt er seine nächste Umgebung in Bern. Schon im Neuenburgischen und erst recht in verschiedenen romanisch sprechenden Gebieten hätte er sich kaum über Ungelenkigkeit zu beklagen, und auch in der Ostschweiz könnte er ganz regsame und bewegliche Jünglinge und Jungfrauen zu Gesicht bekommen. Wenn er den Schweizer als bescheiden und rücksichtsvoll schildert, so soll man dieses Lob mit Dank quittieren. Recht fraglich erscheint mir aber die ihm angerühmte Tugend der Kritik, die jeden Schönredner, jeden, der aus Eitelkeit und Wichtigtuerei gerne spreche, als einen nicht ernst zu nehmenden Schwätzer abtue. Es is ja heute noch nicht vergessen, dass es ausgesucht Bern sein musste, von wo aus jener viel bewunderte und gerne gehörte Berliner-Professor seine Weisheit von dem kalten Nordpol und dem heissen Südpol in alle Welt verkündet hat. Weder aus den Kreisen seiner zahlreichen Zuhörerschaft noch von seiten der „kritischen" Berner ist aber gegen solche Aufschneiderei Widerspruch erhoben worden.

Als strenger Beobachter der Berner ist der liebenswürdige Verfasser zu dem Resultat gekommen, dass die schweizerische und ganz besonders die bernische Grobheit eine Fabel sei. „Nicht grob ist der Schweizer, sondern falsch ist der Ausländer," ist sein Ausspruch. Wohl ihm, dass er in seinen 23 Jahren nie einem groben Schweizer begegnet ist! Dr. F. Lifschitz führt aber seine Galanterie noch weiter und bezeichnet den Berner, als Charakter genommen, „als einen Gentleman in vollem Sinne des Wortes, wenn auch ohne Zylinder, Glacéhandschuhen und Lackstiefel."

Noch andre Tugenden hat der findige Gelehrte am Schweizer entdeckt, die mancher der Unsrigen nicht kannte. Während Gottfried Keller die Schweiz für ideale Bestrebungen einen Holzboden genannt hat, steht im Buche von Dr. Lifschitz zu lesen, dass im Gegenteil der Schweizer ein Idealist sei. Anerkennungswert sind unsere vorzüglichen Schulen. Ob aber wirklich die Steuern dafür immer mit Freuden erlegt werden, möchte ich nicht so leichthin behaupten. Wiederum wahr ist, dass der Schweizer grosse Opfer für die notleidenden Fremden gebracht hat. Dass aber, wenn eine Krise eintritt, der stellenlos gewordene Arbeiter oder Bauernknecht eben einfach das Land verlassen solle, wie von hoher und durchaus schweizerischer Seite angeraten worden ist, davon hat, wie es scheint, Dr. Lifschitz weder gehört noch gelesen. Und wenn er nicht schon 1899 als Russe, sondern in den Herbsttagen 1914 als gewöhnlicher Auslandschweizer, wohl mit Liebe zur alt angestammten Heimat, aber mit leichtem Portemonnaie, zu seiner Fahne hergekommen wäre, würden seine Worte vielleicht etwas anders tönen.

Auch als Staatsbürger sei der Schweizer nachahmungswert. Auf dem Gebiete der inneren Politik ist der Schweizer nach Dr. Lifschitz ein geradezu hervorragender Taktiker. Und es soll nicht als Schmeichelei aufgefasst werden, wenn er das Schweizervolk als das „politisch reifste Volk der Erde" bezeichnet. Auch wieder recht schön klingt der Satz, dass „die Schweiz in staatsbürgerlicher Beziehung das Salz der Welt" sei. Dass das in allen Festreden und vor allen Wahlen immer wiederkehrende Loblied von dem demokratischen Sinn der Schweizer auch in diesem Buche angestimmt wird, ist ganz natürlich. Dass die „Weltdemokratie eine geistige Provinz der Schweiz" ist, werden wir eben endlich und schliesslich auch in den Kauf nehmen müssen.

Dr. Lifschitz versteht es auch, einige recht nette Bildchen zu malen. Er erinnert sich mit Freuden an den Stammtisch, an welchem ein Professor, ein hoher Bundesbeamter, ein Schneider, Bäcker und Barbier einträchtiglich zusammensassen, und auch uns muss die Tatsache Stoff zum Nachdenken geben, wenn ein schweizerischer Bundesrichter Musse findet, mit einem Dienstmann Schach zu spielen oder wenn ein Oberstkorpskommandant mit einem ganz

gewöhnlichen Männchen politisiert. Für alle Fälle ist es nicht so ungereimt, wenn das Schweizervolk die politischen Offiziere so nach und nach beiseite zu schieben gewillt ist. Dass dann aber im gleichen Buche Dr. Lifschitz von unserer Parteipolitik schreiben kann: „Es ist ein System der abwechselnden Unklugheiten, einmal von rechts und ein andermal von links," so wird das schöne Kompliment von dem politischen Musterland doch wieder etwas brüchig.

Auch in die alte Wunde unserer geistigen Abhängigkeit vom Auslande legt Dr. Lifschitz seine kritische Sonde. So bezeichnet er den Ausspruch des Berliner Nationalökonomen A. Wagner, dass die Schweizer zu den Deutschen gehören, als einen auf Verständnislosigkeit beruhenden Irrtum. Damit beweist Dr. Lifschitz aber nur, dass der Berliner die Schweizer besser kannte als der in Bern lebende Privatdozent. A. Wagner hat eben aus der Tatsache, dass gerade die Nationalökonomie an den schweizerischen Hochschulen zum grossen Teile Ausländern anvertraut war, den ganz vernünftigen Schluss gezogen, dass wir uns vom Auslande führen lassen; denn ein Volk, dessen Arbeit und Stärke vorwiegend in Industrie und im Handel liegt, wird, sofern es auch nur annähernd auf eigenen Füssen zu stehen gewohnt ist, sich die Nationalökonomie nicht von Fremden vortragen und vorschreiben lassen.

Dr. Lifschitz bedenkt uns in seiner Schrift nicht nur mit schönen Tugenden, von denen wir etliche wohl zum erstenmale in so bunter Schilderung aufgetischt erhalten, er fühlt sich auch berechtigt, jene zu Eingang schon genannten, um die geistige Unabhängigkeit unseres Volkes besorgten Schweizer zu korrigieren und zu belehren. Zu vielen der Tugenden und schönen Eigenschaften, die nach Dr. Lifschitz den heutigen Schweizer zieren sollen, könnte man genügend Beispiele aus den Schriften und Reden dieser Schweizer anführen, die klipp und klar das Gegenteil besagen. Für den wirklichen Kenner hält es nicht schwer, zu wissen, auf welcher Seite die grössere Wahrheit liegen wird. Aber auch darin möchte ich mich den klarsehenden und aufrichtigen Kritikern unseres Volkes anschliessen, dass solche Lobereien, solche überschwängliche Verherrlichungen unserem Volke mehr zum Schaden als zum Guten dienen, wenn schon, wie Dr. Lifschitz mit allem Ernste schreibt, „das Schweizertum die höchste Originalität des modernen Menschentums" und der „Schweizer etwas Besonderes, Eigenartiges, Individualistisches, Hervorragendes" sein soll!

Die beiden Schriften von A. Dami und Dr. F. Lifschitz beweisen klar und deutlich, dass wir heute noch uns der Namen jener Männer erinnern sollen, die während des Krieges mit Mut und scharfem Sinn uns vor fremdem Geist und Einfluss warnten; die dem Schweizervolke die Gefahren einer geistigen Abhängigkeit vom Auslande in treffenden Bildern vormalten, und die seine alten, politischen Ideale: die Demokratie und die Freiheit gegen einen neuen Geist der Anbetung der Staatsgewalt, der Autokratie in unseren Kanzleien und am grünen Tisch, sowie auch gegen die schulmässige Selbstverherrlichung, Selbstvergötterung und Selbstverblendung verteidigten. F. S.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wegen Raummangel musste leider wieder Einiges zurückgestellt werden; doch soll das Oktoberheft dafür sehr früh herauskommen. Es tut mir leid, dass infolge jenes Umstandes meine nicht wohl verschiebbaren Beiträge wieder vorwiegen. Der Schluss der Wilson-Worte und das Winterprogramm von „Arbeit und Bildung wird im Oktoberheft erscheinen.

Das goldene Kalb.

Eine biblische Betrachtung.

Das Ereignis, das in 2. Moses, Kap. 32, beschrieben wird, ist eines der wichtigsten in der alttestamentlichen Zeit. Der biblische Bericht ist aber auch so eindrucksvoll, dass, wer ihn einmal gelesen hat, ihn nicht mehr vergisst. Man stellt sich den Hergang gewöhnlich so vor, das Judenvolk sei in der Abwesenheit seines geistigen Führers Moses von der Höhe seiner entwickelten sittlichen Weltanschauung, wie sie in den zehn Geboten niedergelegt ist, wieder hinabgesunken auf die Stufe barbarischer Religion und plumper Götzendienerei. Dementsprechend sei das Fest ein wüstes heidnisches Opferfest gewesen mit orgiastischen Tänzen und trunkenem Gejohle, wie es eben zu gehen pflegt, wenn das Volk ohne Aufsicht und geistige Führung ist und sich seinen rohen Trieben überlassen kann. Moses sei dann noch eben zur rechten Zeit zurückgekehrt, habe mit Schrecken die unbegreifliche und grässliche Verirrung seines Volkes wahrgenommen, der Sache rasch ein Ende gemacht, das hohle Götzenbild mit mächtiger Faust zerschlagen, damit seine Ohnmacht und Nichtigkeit bewiesen und so die Juden vom Materialismus befreit.

Aber bei dieser Betrachtungsweise bleiben zwei Dinge unbegreiflich. Erstens: Wie ist Aaron, der Bruder des Moses, dazu gekommen, bei dieser Sache mitzumachen? Er ist doch eingesetzt als Hohepriester des unsichtbaren und lebendigen Gottes, also als offizieller Vertreter einer hochentwickelten Religion, und der lässt sich nun zum Vertreter einer minderwertigen Religion machen. Wie merkwürdig, dass sich der Hohepriester des lebendigen Gottes selber degradiert zum Prieter am Altar eines blöden goldenen Kalbes! Wo liegt da die Erklärung? Zweitens: Wenn es nur eine Verirrung des Volkes war, ein Zurücksinken in heidnischen Aberglauben, versteht man nicht recht, warum das so ernst genommen wird. Der kleine Gottfried Keller hat, wie man weiss, den goldenen Wetterhahn auf dem Kirchturm für den lieben Gott gehalten und zwischen seinen Spielen ehrfurchtsvoll zu ihm hinaufgeblickt, und niemandem fällt es ein, ihm daraus eine Sünde zu machen. Hier jedoch hat alles so grosse Wichtigkeit und ist mit Hinblick auf die Anbetung des Kalbes die Rede von einer Schuld des Volkes, einer schweren Versündigung, die den Tod nach sich ziehen muss. Wir haben gemeint, es sei einfach die Rückkehr zu primitiverem religiösen Denken; die Schrift meint es anders. Sie nennt es Schuld vor Gott und Todsünde. Warum?

Für die Beantwortung unserer Fragen gibt uns Aarons Ver-

halten einen Fingerzeig. Wir haben den Eindruck, ihm persönlich sei es bei dieser Sache nicht wohl gewesen. Er wollte sich ja auch zuerst mit Hülfe einer Schlaumeierei darausziehen. Darum verlangte er zur Herstellung der Götter die goldenen Schmuckgegenstände der Frauen in der Hoffnung, man werde sie ihm nicht geben. Aber siehe da, das Verlangen nach den Göttern war stärker als die Putzsucht der jüdischen Weiber und er bekam das Gold. Es lag da bei den Juden offenbar ein höchst ernsthafter Wunsch vor, dass sie, um zu seiner Erfüllung zu kommen, die Arm- und Fusspangen hergaben und die Halsketten und Ringe abrissen. Es war ein Wunsch mit eigener motorischer Kraft, der andere Wünsche, eben die der Eitelkeit, zu verdrängen vermochte. Der neue Gott hatte die Menschen für sich einzunehmen gewusst, bevor er noch sichtbar vor ihren Augen stand. Es scheint, dass von ihm eine Kraft ausging und dass er damit die Menschen dahin fortzog, wo sie eigentlich nicht hinwollten.

Ich glaube nämlich nicht, dass die Juden den lebendigen Gott, den sie doch kannten als den Schöpfer Himmels und der Erde, als den Führer ihrer frommen Väter und als den heiligen Gesetzgeber vom Berge Horeb einfach kaltlächelnd und mit frecher Absicht abgesetzt und ein goldenes Stierkalb an seinen Platz gestellt haben, sondern der lebendige Gott ist ihnen, wie das im Wesen des Menschen als Menschen begründet ist, unversehens abhanden gekommen. Wer ist dieser lebendige Gott? Gott ist Geist, heisst es, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Aber nun weiss auch jedermann, was für eine unsichere, unvorstellbare und unkräftige Sache der Geist bei uns ist. Wenn wir von Geist reden, werden unsere Gedanken sofort blass und hinfällig, keine Wirklichkeit taucht auf. Darum wird ein Gott, der das Wagnis unternimmt, sich den Menschen nur als Geist zu offenbaren, immer wieder erfahren müssen, dass er ihnen abhanden kommt, dass sie an ihm zweifeln, ihn zuletzt völlig vergessen. So ist es den Juden ergangen und eine natürliche Folge dieser Tatsache ist es gewesen, dass dann bei ihnen dieses merkwürdige Verlangen nach Göttern sich regte, ein Verlangen, das, obschon es stark war und sich in rabiater Form äusserte (auf, mache uns Götter, schrien sie!), etwas Unfreies und Krampfhaftes an sich trug. Es war etwas von Bezauberung dabei. Sie erlagen einer ihnen selbst unbekannten Macht und waren daher im Innersten beunruhigt, erschrocken und unglücklich. Wie sollte der glücklich sein, der sich in der Gefahr stehen sieht, jeden Augenblick entdecken zu müssen, dass er sich getäuscht hat, einem Trugbild nachgelaufen ist und statt wirklichen Lebens und wirklicher Freude nur einen minderwertigen Ersatz für beides genossen hat? Solche innere Unruhe pflegt man mit allerhand Ablenkungen und Zerstreuungen,

mit irgendwelchem lauten Getue zu verscheuchen, darum haben die Juden vor dem goldenen Kalb, das man sich übrigens als ein von Aegypten her beeinflusstes eindrucksvolles Kunstwerk vorzustellen hat, ein rauschendes Fest gefeiert. Auf Augenblicke konnten sie sich dabei der schönen Täuschung hingeben, als feierten sie ein harmloses Freudenfest, aber tief innen wussten sie wohl, dass sie sich mit ihrem Singen und Tanzen nur betäubten und den heimlichen Kummer in ihrer Seele zum Schweigen brachten.

Was ist nun aber mit dieser Bezauberung durch etwas, was an Gottes Stelle tritt, Gott gewissermassen ähnlich sieht und doch nicht Gott *ist*, gemeint? Gibt es so etwas auch heute? Ich glaube, dass wir moderne Menschen Dinge erleben und mit ansehen, die uns ganz besonders befähigen, jene Vorgänge bei den Juden zu verstehen. Wir haben sie unter andern Namen auch. Die Geschichte vom goldenen Kalb ist in der Kirche schon oft als Predigttext benützt worden, und die Prediger haben sie ganz richtig so verstanden, dass mit dem goldnen Götzenbilde das Geld und seine Macht über die Gemüter aller Menschen gemeint sei und dass der Tanz der Juden nichts anderes darstelle als das Urbild des heute noch geübten Tanzes um den Götzen Mammon, unserer unsinnigen Jagd nach Geld und Besitz. Daraus ergab sich dann die Aufgabe des Predigers von selbst, er hatte seine Zuhörer aufmerksam zu machen auf das Unwürdige ihres Betragens, er konnte sie auffordern, bei dieser Jagd nach irdischen Gütern nicht mitzutun, dem Geldgeist die Gefolgschaft zu künden und ihre Blicke höher hinauf nach den Gütern des innern Lebens zu richten, nach Tugend, Wahrheit und Liebe. Das war durchaus richtig, das muss auch heute noch immer gesagt werden. Es ist einfach kläglich, wie wir samt und sonders an den Dingen hangen. Im allgemeinen sind die Menschen ja sehr offenherzig, öffnen bald einmal die verborgenen Kammern ihrer Seele, plaudern ihre Geheimnisse aus, nach denen wir sie gar nicht gefragt haben, aber sobald es sich um Geld handelt, ist es mit der Vertraulichkeit vorbei. Da wird auf einmal die Miene unerbittlich, der Blick eisig, der Vertrauliche lässt Vorsicht walten, eigentliche Verschlagenheit kündigt sich an, auch beim Dummen. In Geldsachen verstehen wir allesamt keinen Spass und ausser denen, die nichts haben, um damit zu geizen, geizen alle. Da ist es nötig, dass man uns immer wieder aufmuntere, auch in Geldangelegenheiten grosszügig zu sein, nie genug kann uns vor Augen gehalten werden, dass es dem Menschen nichts nützt, wenn er die ganze Welt gewinnt und dafür an seiner Seele Schaden nimmt.

Aber diese Predigt vom hässlichen Eigennutz der Menschen, die Aufforderung, weitherzig zu sein, erschallt seit Menschengedenken von allen Kanzeln, jeder gute Lehrer und rechte Hausvater unterstützt sie und doch ist darin keine Aenderung eingetreten. Die

Menschen hangen heute nicht weniger am Geld als vor 100 oder 500 Jahren und alle Anstrengungen der Menschenfreunde haben nichts gefruchtet. Ich für mich bin überzeugt, dass das unter anderem auch daher kommt, dass man die Geldliebe nicht in ihrem eigentlichen Wesen begriffen und daher auch nicht an der Wurzel zu treffen vermocht hat. Man hat sie zu wenig ernst genommen. Man hat zu wenig gesehen, dass es sich bei ihr um einen G ö t z e n d i e n s t handelt, wobei mit dieser Bezeichnung nicht nur eine Verkehrtheit mit einem starken Wort belegt und gebrandmarkt, sondern ein eigenartiger psychologischer Tatbestand festgestellt werden soll. Das Verhalten der Menschen dem Geld und seiner Macht gegenüber ist nicht eine einfache Abhängigkeit und Sklaverei, denn der Sklave ist doch frei in seinen Gedanken, er hat die innere Freiheit, seinen Tyrannen zu hassen. Der von einem Götzen Abhängige ist auch geistig versklavt, er hat seine letzte Freiheit eingebüsst und muss seinen Herrn, in dem er doch seinen Quälgeist sieht, lieben. So ist unsere Lage auch dem Geld und seiner Macht gegenüber. Wir haben ihm gegenüber alle Freiheit verloren. Es ist eine Art Lähmungszustand eingetreten, gegen den mit Ermahnungen und stärksten moralischen Aufforderungen nicht mehr aufzukommen ist.

Ich weise nur auf wenige bekannte Dinge hin. In einem Geschäft muss das geschäftliche Interesse in die erste Linie gestellt werden, anders geht es nicht. Ein Geschäftsinhaber muss im Interesse seines Geschäftes alle andern Rücksichten in die zweite Linie stellen, er muss seinen Arbeitern einen möglichst kleinen Lohn geben, trotzdem sie einen grössern brauchen könnten, er muss sogar gelegentlich lügen, trotzdem er von geradem Charakter ist und so etwas im Privatleben, z. B. seiner Frau gegenüber, nicht tun würde. Es vollzieht sich über ihm ein fremder höherer Wille, gegen den sich erfolgreich zur Wehr zu setzen, fast nicht möglich ist, weil es einen wahren Löwenmut, völlige Selbstverleugnung erforderte. Oder wir denken an das, was mit dem Worte Profitwirtschaft bezeichnet wird. Ihrem Sinne nach ist alle Arbeit eine Anstrengung, die den Menschen zugute kommen, ihre Bedürfnisse befriedigen soll. Es ist natürlich und entspricht der Absicht der Schöpfung, wenn die Arbeit das Dasein der Menschen trägt, erhöht und bereichert, wenn sie mit einem Wort dem Leben dient. Die Schöpfungsordnung ist so gemeint, dass alle Arbeit von Freude begleitet sei wie das Wachstum einer Pflanze, dass lebendigstes Leben aus ihren Erzeugnissen jauchze und die Liebe zu allem Geschaffenen als erster Antrieb hinter jeder Leistung stehe. Aber von dem allem ist heute sogut wie keine Rede. Es wird fast ausschliesslich nur dem Gewinn zuliebe gearbeitet, und zwar nicht nur von gewinnsüchtigen, sondern nahezu von allen Menschen. Die heutige Wirtschaft stellt nicht Gebrauchsgüter, sondern Waren her, ein

Fabrikat wird hergestellt, wenn seine Herstellung Gewinn bringt, und es wird nicht hergestellt, wenn dabei nichts zu verdienen ist. „Ohne Profit raucht in der kapitalistischen Wirtschaft kein Schornstein". Man denke sich ein medizinisches Heilmittel, dessen günstige Wirkungen erprobt sind. Es hat sich herausgestellt, dass es unter Umständen gefährlich erkrankten Menschen das Leben retten kann. Nach heutigen Wirtschaftsgrundsätzen wird dieses Mittel für den allgemeinen Gebrauch erst hergestellt werden, wenn seine Herstellung zu 5—7 Prozent rentiert. Die an dem betreffenden Uebel erkrankten Menschen müssen dann eben sterben. Ebenso ist es der Profit, der bestimmt, ob eine Arbeit durch Anwendung von Maschinen erleichtert oder weniger gesundheitsschädlich gestaltet werden soll. Es müssen beispielsweise noch immer in den allermeisten Betrieben die Flaschenbläser ihre unsäglich mühsame und gefährliche Arbeit durchführen, trotzdem schon längst die wundervolle Maschine bereit steht, sie zu erlösen. Die Gewerbeinspektoren wissen davon zu erzählen, welchen unausgesetzten Kampf es kostet, auch nur geringe technische Neuerungen durchzuführen, wenn sie nur den Zweck haben, die Gefahren des Betriebes zu verhüten oder zu vermindern. Man sagt dem allem, dass wir eine Profitwirtschaft und keine Bedarfswirtschaft haben, aber das ist nicht so selbstverständlich, wie man gewöhnlich annimmt. Man muss wenigstens einsehen, dass hier etwas Ungewöhnliches vorliegt, dass wir Menschen also darauf verzichtet haben, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und unser Leben zu ordnen nach Grundsätzen, die unserm Wesen und unserer Sendung in der Welt entsprechen. Dann haben wir uns also freiwillig unter die Botmässigkeit jener Macht gestellt, die als finstere Gottheit unser Schicksal lenkt und ohne Rücksicht auf die Ansprüche des Menschentums ihre seelenlosen Gesetze zur Geltung bringt. Um die Unterwerfung zu vollenden und die Gefangenen in den hypnotischen Tiefschlaf zu versenken, den der Götze wünscht und nötig hat, um für seine Herrschaft nicht mehr fürchten zu müssen, tritt dann gewöhnlich noch ein Hohepriester dieses Götzen auf, ein Aaron, der es besser wissen könnte, der aber von der allgemeinen Bezauberung auch angesteckt ist und den tollen Reigen um das goldene Kalb mittanzt. Es ist vor einiger Zeit in Deutschland von einem hochangesehenen Mann[1]) ein Buch erschienen, das sehr viel gelesen wird. Dieser Mann kennt das Leben und vor allem auch seine Schattenseiten, es ist ihm nicht unbekannt, wie viele Opfer an Tränen und Blut das heutige wirtschaftliche System gekostet hat, er kennt alle Unmenschlichkeiten, die mit der gegenwärtigen Geldherrschaft unlöslich verbunden sind und doch geht er in seinem

[1]) Erich Förster.

Buche darauf aus, eine moralische Rechtfertigung dieses Systems zu geben, d. h. er beweist klipp und klar und sehr scharfsinnig, dass man Gott und dem Mammon dienen kann und dass die Bibel im Irrtum ist, wenn sie das für unmöglich erklärt.

Wir wenden uns nun einem andern Schauplatz zu. Im gleichen Kapitel, das die Anbetung des goldenen Kalbes erzählt, steht der Bericht über ein höchst eigenartiges Geschehnis, das sich unterdessen auf dem Berge Horeb vollzieht. Wir hören von einem Gespräch zwischen Moses und Gott. Wenn die Juden auch nicht recht wussten, was sie taten und die Tragweite ihres Tuns in jenem Augenblick nicht zu ermessen vermochten, so hatten sie eben doch an ihrem Gott Verrat geübt. Sie hatten sich als halsstarrig erwiesen und durch ihre Beugung unter den Götzen Gott die Ehre geraubt. Gott aber lässt seine Ehre nicht den Götzen und seine Majestät wird nicht ungestraft angetastet. Ueberdies hatten die Juden von ihrem Gott bereits Wohltaten mannigfacher Art empfangen, er hatte sie mit grosser Kraft und starker Hand aus Aegyptenland geführt. Es kam also bei ihnen zu der Unbotmässigkeit die Undankbarkeit. Solches aber, Aufruhr und Unbotmässigkeit einem Gott gegenüber, den man als Gott kennt und erfahren hat, also freiwillige Abkehr von derjenigen Lebensmacht, aus der die Menschen stammen und die ihr Dasein trägt, muss unweigerlich den Tod nach sich ziehen. Der Herr sprach zu Moses: Lass mich, dass mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse, so will ich dich zum grossen Volke machen.

An diesem Punkte setzt Moses mit seiner Fürbitte ein. Es ist herzbewegend, zu hören, was er vorzubringen hat, wie er die Juden nicht reinwäscht, ihre Schuld klein zu machen versucht mit dem Hinweis darauf, dass sie noch Kinder seien an Verständnis. Nein, er gibt ihre Schuld unumwunden zu, er tut es schweren Herzens, aber er gibt sie zu. Damit ist die Sache nun aber nicht erledigt und wird nicht der Gerechtigkeit der Lauf gelassen, sondern auf Grund dieser zugegebenen Schuld wird der nächste Schritt getan und Gott um Geduld angefleht. Moses bestürmt ihn förmlich, macht aufmerksam auf die treuen Diener Abraham, Isaak und Jakob, die aus diesem Volke hervorgegangen sind, auf die Schadenfreude der Aegypter, wenn sie erfahren würden, dass die dem roten Meer Entronnenen später doch umgekommen sind. Wir erleben hier etwas wie eine Vorbedeutung von Gethsemane. Als Jesus im Garten zitterte und zagte, dachte er nicht nur an seinen bevorstehenden Leidensgang, an seine Schmerzen und an seinen eigenen Tod, sondern an die Passion, die ja auch die Passion des Volkes war. Wie Jakob mit dem Engel Gottes rang und wie Jesus zu seinem Vater flehte, so bittet Moses, es möchte ein bitterer Kelch

an ihm vorübergehen. Und wie kraft einer innern Notwendigkeit der Weg von Gethsemane nach Golgatha führt zum Kreuz, so sehen wir, wie auch Moses zuletzt die zugegebene Schuld des Volkes auf sich nimmt. Der, der keine Schuld hat, tut freiwillig das, was der Schuldige zu tun sich weigert. Vergib ihre Sünde, rief Moses aus, wo nicht, so tilge mich aus dem Buch des Lebens, das du geschrieben hast. Welch ein Schauspiel, und mehr als ein Schauspiel, ein unerhörtes Wunder! Der Mann Gottes, der Auserwählte des Herrn, wählt sich selbst zum Tode aus, dass er die Nichterwählten und Schuldbeladenen rette. Solches Verhalten ist nicht von dieser Welt. Es geschieht auf Grund anderer Realitäten als derer, die sonst unser irdisches Leben beeinflussen und bestimmen. Bei solchem Verhalten ist der Mensch aller Bezauberung durch das Lügen- und Götzenwesen enthoben und aufgestiegen in das Reich der Freiheit und der Liebe. Wenn wir vorhin von Gottes Unerbittlichkeit vielleicht befremdet waren und erschrocken sind über seinen furchtbaren Grimm und die Drohung, das Volk aufzufressen, so kommt nun hier in der Tat des Moses eine Liebeskraft und göttliche Huld zum Vorschein, die alles Frühere weit überstrahlt und in sich aufnimmt. Wilde Scham muss die Juden ergriffen haben, als sie inne wurden, was auf dem Berge geschehen war, während sie sich unten ihren sorglosen Tänzen hingegeben hatten. Mit Schrecken erfuhren sie, in welcher furchtbaren Todesgefahr sie geschwebt hatten und ermassen erst jetzt die Grösse ihrer Schuld. Damit war die Betörung durch den Götzen vorbei, gründlich ernüchtert standen sie wieder in der wirklichen Welt. Sie waren ihrem Gotte preisgegeben zum Tode, er aber hatte sie auf liebenden Armen getragen. Daran erkannten sie ihn neu in seinem unendlichen Erbarmen und sie wussten sich in seiner Liebe geborgen. Ich kann mir denken, dass sie mit einer Art grimmiger Freude zusahen, als Moses nun das soeben noch angebetete goldene Kalb mit dem Hammer zerschlug und auch die auferlegte Strafe, das Trinken des Wassers mit dem Goldstaub, werden sie mit derjenigen Ruhe und innern Genugtuung auf sich genommen haben, die jeder Strafe entgegengebracht wird, die gerecht ist und aus der Liebe kommt. Ich kann mir sogar denken, dass Moses nachher den jüdischen Frauen erlaubt hat, aus den nicht zerstäubten Ueberresten des Götzen wieder Ringe und Spangen herzustellen und sich damit zu schmücken. Sie hatten ja jetzt die innere Freiheit wieder gewonnen und offenbar ist es besser, einen goldenen Schmuck zu tragen und den lebendigen Gott anzubeten, als in finsterer Heiligkeit alle Körperzier abzureissen und dabei einen Götzen anzubeten.

Beim Tanz der Juden um das goldene Kalb machte es uns keine Mühe, diejenigen Erscheinungen in der Gegenwart zu finden, die

ihm entsprechen, sein Abbild, seine Wiederholung sind. Wir brauchten nur aufmerksam zu machen auf das Verhalten der Menschen zum materiellen Besitz und seiner deutlichsten Ausprägung zum Geld. Anders ist es mit der Tat des Moses. Von ihr gibt es unter uns keine Wiederholung. Gestalten wie Aaron haben wir wohl. Mit Autorität ausgestattete Männer, die unser Gewissen zu beruhigen versuchen, die uns auffordern, den Götzendienst zwar mitzumachen, aber dabei das Herz freizuhalten, es nicht zu übertreiben, aber der Moses ist unter uns nicht aufgestanden, der, auch mit Vollmacht ausgestattet, die moderne Mammonsherrschaft in ihrem Wesen durchschaut, als Götzendienst entlarvt und so darstellt, dass jeder ohne Ausnahme ihr scheussliches Gesicht sehen und erschrecken müsste. Freilich wäre es dabei mit starken und stärksten Worten nicht getan. Wirklich sehen und erschrecken würden wir ja erst in dem Augenblick, wo jener die Schuld auf sich und uns abgenommen hätte. Wir wollen nicht darüber rätselraten, ob so etwas geschehen wird und wie es geschehen könnte. Der Geist weht, wo er will, und du hörst sein Brausen wohl, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er geht. Wir wissen jetzt, dass auf der Liebe Gottes zu uns unsere Hoffnung steht, dass unsere Hoffnung allein begründet ist in seiner Bereitschaft, uns die Sünde zu vergeben. Man mag sich daher alle Mühe geben, soziale Reformen durchzuführen, schönere Wohnungen zu bauen, die Arbeit besser zu regeln, die Steuern gerechter zu verteilen, solange alle diese Bemühungen nicht im Zusammenhang stehen mit dem, was auf dem Horeb geschah und von demjenigen Geist durchweht sind, der den Moses beseelte, werden sie ihr Ziel nicht erreichen. Das Ziel ist unsere Erlösung von der götzenhaft gewordenen Geldgewalt und dieser Erlösung steht die naive Selbstgefälligkeit des allezeit entrüsteten, schimpfenden Revolutionärs ebensosehr im Weg, wie die Herzenshärte des satten Bürgers, der nur die Sorge um das Seinige kennt. Der Tanz um das goldene Kalb wird aufhören, wenn sich unter uns ein Reich der Liebe und Bruderschaft gestaltet, und Brüderlichkeit gibt es nicht, ohne dass Sünde gesehen, anerkannt und vergeben wird. Darum ist es nötig, den verfehlten Plänen der Weltverbesserung resolut den Rücken zu kehren und auf die Prophetenstimme zu hören, die uns zuruft: Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken!

Ernst Hubacher.

Am Hussenstein.

Ein Stein im Felde, einst ziemlich weit draussen vor der Stadt, jetzt in der Nähe ihrer letzten Vorstadthäuser, von einem Gitter

umgeben, mit Epheu bedeckt. Mitten drin auf der einen Seite die Inschrift: „Hier wurde am 6. Juli 1415 Johannes Huss verbrannt" und auf der andern: „Hier wurde am 30. Mai 1416 Hieronymus von Prag[1]) verbrannt." Es ist ein seltsames Gefühl, das Gefühl von etwas fast Unmöglichem: „Hier wurde ein Mensch, ein hochragender Mensch, ein Prophet für alle Zeiten, verbrannt, bei lebendigem Leib verbrannt, durch Priester und Schriftgelehrte verbrannt, weil er ein wirklicher Jünger Christi, ein Mann Gottes und des Volkes war — verbrannt, lebendig verbrannt —, an dieser Stelle geschah dieses Ereignis, das die Welt bewegte und bewegt und im Buch der Geschichte für immer verzeichnet steht."

Furchtbar, furchtbar — bei lebendigem Leibe verbrannt! Und doch — n i c h t verbrannt! Und doch — konnte den beiden etwas Besseres geschehen? Wenn Huss nicht hier verbrannt worden wäre, wer wüsste etwas von ihm? Tragische Ironie sogar: wenn es nicht Huss verbrannt hätte, wer wüsste etwas von dem Konzil zu Konstanz? Wäre dieses alte Haus, wo sie über ihn berieten und das ein Heiligtum ist, zu dem von fernher Menschen wallfahrten, auf das von fernher ganze Völker blicken, nicht längst verschwunden? Von Huss und vom Konzil zu Konstanz wüssten bloss einige in Kirchengeschichte Bewanderte etwas — vielleicht! Aber als man Huss verbrannte, wurde er ungeheuer lebendig. Nun hörten davon seine fernen Böhmen; sie sahen mit ihren männlichen Augen, sahen mit ihren heldenhaften Herzen weit über die Länder weg das Feuer und den Rauch jenes Scheiterhaufens, auf dem die Pfaffen ihren Führer zu Tode quälten; sie hörten mit dem Ohr der Liebe aus den Flammen dieses Scheiterhaufens aufsteigend die Seufzer seines Flammentodes und den letzten Siegesruf seines Glaubens, und siehe, die Funken jener Flammen, die über die Lande sprühten und in die Seele seiner Hussiten fielen, wurden zu einer Feuersbrunst, die wuchs und wuchs und bald ihren Flammenschein über die ganze Christenheit warf. Sie machten sich auf, unter alttestamentlich gewaltigen und alttestamentlich inspirierten Heerführern, Ziska und Prokop voran, und trugen auf den Spitzen ihrer Speere und mit dem Blitz ihrer Kanonen die Botschaft von der erwachten religiösen Demokratie in die noch im Bann des geistlichen Despotismus schlummernde Christenheit. Das Zeichen dieser Demokratie ist, nach der Art des Mittelalters, das Symbole als Ausdruck für geistige Dinge will, das Abendmahl sub utraque specie[2]), genauer: der Kelch des Abendmahls,

[1]) Hussens Freund und Schüler, der zuerst verleugnete, dann aber zurücknahm und tapfer in den Tod ging. Nebenbei: für die absolute Genauigkeit der Inschriften, wie ich sie wiedergebe, kann ich nicht bürgen; sie sind jedenfalls sehr einfach, vielleicht bloss „Johannes Huss, gestorben u. s. f."

[2]) unter beiderlei Gestalt.

der bisher den Laien vorenthalten worden. Sie fordern das Recht der Laien, das Laienchristentum. Ihr Ideal ist die laienhafte, demokratische und soziale Theokratie, das heisst die Gottesherrschaft, die zugleich Volksherrschaft ist, die soziale Gerechtigkeit und Bruderschaft. Militärisch geschulter, besser geführt, einheitlicher, energischer als ein Jahrhundert später die deutschen Bauern, werfen sie die Heere, die ihnen weltliche und geistliche Herren entgegenschicken, nieder und tragen einen Schrecken in Burgen und Klöster, der hundert Jahre nachher noch nicht erloschen ist. Sie führen, auf das alte Testament gestützt, im Dienste Gottes das Schwert und erliegen zuletzt doch auch dem Fluch des Schwertes. Von ihnen zweigen sich aber solche ab, die im Namen Christi das Schwert zerbrechen. Aus diesen ragt jener Cheltschitz hervor, der gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schon Tolstois Botschaft verkündigt, dann der Friedenskönig Podiebrad.

Aus diesen „böhmischen Brüdern" steigt später ein neuer Prophet auf, Amos Comenius, einer der ersten grossen Einheitsmänner der Christenheit, der Reformator der Pädagogik, dessen Devise lautet: „Nichts durch Gewalt, alles durch Freiheit". Noch später erwächst aus dem heiligen Strunk des verbrannten Baumes die Brüdergemeinde des Grafen Zinzendorf, die heute noch grünt und blüht und einem Schleiermacher einst sein Bestes gegeben hat. Und bis zu Masaryk herab und der neuen Demokratie und dem Völkerbund, den er während der Weltrevolution neben und durch Wilson am stärksten gefördert,[1]) reicht sein treibender Saft, während ein anderer Kraftstrom auch zu Luther gelangt und im Werk der Reformation mit ausbricht, und

---

[1]) Ich möchte bei diesem Anlass besonders auf Masaryks zwei Bücher: „Das neue Europa" und „Die Weltrevolution" (das letztere eine Art Memoiren) hinweisen, die der durch den Weltkrieg geschaffenen politischen Situation im weitesten Sinn, und ihren kulturellen, vor allem auch religiösen Zusammenhängen, nachgehen. Sie sind nicht bloss eine historische Quelle ersten Ranges für die Geschichte der letzten Zeiten, sondern auch eine Fundgrube wertvollster, oft sehr originaler Gedanken — moderner Hussitismus!

Dringend empfehlen muss man auch das Studium des alten Hussitismus. Man hat davon meistens noch ganz verkehrte Begriffe. Es war eine gewaltige religiös-sozialistische Volksbewegung von fast unabsehbarer Tragweite. Ich verweise vorläufig auf den Abschnitt über sie in Trölch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen."

Wenn das Verständnis für das, was Huss bedeutet, zur Folge hätte, dass jene innere Beziehung, die zwischen dem Besten, was Schweiz heisst und dem neuen Hussitismus besteht, vielen Schweizern klar würde und ein wärmeres Verhältnis zu dem tschechoslovakischen Volke schüfe, so wäre dies eine wertvolle Nebenfrucht jenes Studiums.

noch ein anderer zu den Wiedertäufern, zu den Bauern und weiter.

Das ist die Wirkung des Verbrennens, die Wirkung des Feuers. Und da Grosses oft durch Kleineres am besten illustriert wird, so bewegt mich vor diesem Stein, diesem Zauberstein im höchsten Sinn, etwas, was gerade in diesen Tagen des „Jubiläums“ seines Feuertodes seine Lebendigkeit bezeugt. Durch jenen neuesten grossen Jünger Hussens, als den man Masaryk bezeichnen darf, wird sein Todestag zum nationalen Feiertag der tschechoslowakischen Republik erklärt, die über Hussens Grab erwachsen ist. Darob entsteht grosse Erregung bis zum Vatikan hinunter, grosse Erregung derer, die Huss einst verbrant haben. Es erhebt sich ein schwerer Kampf der Geister. Und dieser Kampf ist noch nicht fertig. Fast eine Million seiner Böhmen hat in den Jahren von 1918 bis 1925 diese im Jahre 1415 von den römischen Priestern und ihren Helfern Verbrannte von der römischen Kirche losgerissen, und der Prozess wird weitergehen. So wenig sind sie ihn damals losgeworden, dadurch, dass sie ihn verbrannten.

Ja, es ist ein eigenes Jubiläum, eine solche Stunde vor dem Grabsteine eines Propheten, der auf diesem Stein verbrannt worden ist. Solche Jubiläen sind vielleicht die besten von allen.

Europäischer Staatenbund.[1]

In der Januarnummer der Bauernzeitung führt uns Herr Prof. D. Laur unter „Bolschewismus und Armee“ die Schrecken eines bolschewistischen Ueberfalles so drastisch vor Augen, dass den Einen und Andern ein Gruseln befallen möchte. Ich will die bolschewistische Gefahr nicht in Abrede stellen, dagegen mir den Zweifel gestatten, ob, wenn die Russen einmal ihre Pferde im Bodensee oder im Rheine tränkten, die schweizerische Armee, und wenn sie noch dreimal grösser wäre, den Uebergang verhindern könnte. Bevor ein Russe den Rhein überschritten, würden Zürich, Bern, Genf, ja selbst Paris die russischen Gase zu riechen bekommen, und ich fürchte, die westeuropäische Kultur wäre vernichtet, bevor die Armeen der West-

[1]) Die „Neuen Wege“ geben einem so tapfern Vorkämpfer gegen Krieg und Militarismus, wie der Verfasser obiger Motion ist, gerne das Wort. Seine Ausführungen sind um so wertvoller, als der Verfasser durch seinen Beruf jenem Bauernstand angehört, den man heute, ihn entwürdigend, zu einem Bollwerk des Militarismus machen will. Es sei mir erlaubt, bei diesem Anlass noch mit einem Wort auf Professor Laurs Replik, die in der Aprilnummer seiner Bauernzeitung steht, zurück zu kommen. Dass ein Mann wie Professor Laur die an uns (nicht zum erstenmal) geübte Verdrehungskunst zugeben werde, habe ich natürlich nicht erwartet. Aber das Gute wenigstens hat meine Antwort bewirkt, dass er den Lesern seines Organs etwas vom Gaskrieg verraten muss. Da zu hoffen ist, dass diese auch in der Aera Laur eigenes Denken nicht ganz verlernt haben, so werden sie sich gewiss nicht mit der Art zufrieden geben, wie dieser der so unbequemen Tatsache des drohenden Gaskrieges ausweicht. Seine Ausführungen laufen nämlich

staaten zur Geltung kämen. Wenn diese grosse Gefahr erkannt ist und allgemein zugegeben werden muss, warum sollen die hundert Millionen Deutsche und Oesterreicher, die doch auch als zivilisierte Europäer betrachtet werden wollen, die zwischen dem Rhein und der russischen Grenze wohnen, warum sollen die entwaffnet und passiv dastehen und bei einem Kriegszug von den Russen als Helfer mitgerissen werden, wenn es gilt, das alte Europa zu zerschlagen?

Hier möchte ich meine vor zwei Jahren im thurgauischen Grossen Rat eingereichte und begründete Motion in Erinnerung rufen:

Motion.

Der grosse Rat und die Regierung des Kantons Thurgau ersuchen den hohen Bundesrat, der schweiz. Völkerbundsdelegation den Auftrag zu erteilen, die Gründung eines europäischen Staatenbundes anzuregen, mit Schaffung einheitlicher Geldwährung, Abschaffung sämtlicher Zölle innert dem Staatenbund, Reduktion der militärischen Rüstungen und Gewährleistung der Freizügigkeit innert dem Staatenbund.

Begründung. Angesichts des nimmersatten Völkermordens, des unermesslichen Elendes, der unerhörten Sittenlosigkeit, muss man sich die Frage vorlegen: Ist Europa auf dem Punkte angekommen, wo es dem Beispiel früherer Kulturepochen folgen und untergehen muss?

Lassen wir einen Moment die Weltgeschichte zu uns reden. Vom Untergang der verschiedenen Kulturepochen der Aegypter ist uns wenig bekannt. Schon deutlicher sprechen zu uns die aus der Bibel bekannten hängenden Gärten von Babylon, mit dem Turm zu Babel, die vom Erdboden verschwanden, so dass Jahrtausenden ihre Stätte unbekannt war. Noch eindringlicher zeigt sich uns der Untergang des Römerreiches. Dreissig grössere und kleinere Städte mit Tempeln und Theatern und über 300 Dörfer bevölkerten im dritten und vierten Jahrhundert die jetzige Schweiz und 100 Jahre später, nach der Völkerwanderung, waren nur noch wenige Türme und Mauerreste als Zeichen alter Herrlichkeit überblieben.

Vom dreissigjährigen Kriege wissen wir, dass Deutschland bei Beginn desselben 21 Millionen Einwohner zählte, nach Schluss desselben nur noch 4½ Millionen. Eine grosse Zahl kleiner Städte und Dörfer sind dabei vom Erdboden verschwunden

Wenn solche Ereignisse, solche Zahlen uns nichts sagen, dann, meine Herren, wollen wir nichts mehr lernen aus der Geschichte. Sehen wir auf das Chaos, das heute die Schweiz umgibt, so muss man glauben, wir stehen vor einer ähnlichen Katastrophe.

Für jeden denkenden Menschen steigt dabei die Frage auf: Gibt es keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, ist keine Möglichkeit vorhanden, die Katastrophe abzuwenden oder wenigstens hinauszuschieben? Bis jetzt haben alle

---

darauf hinaus, dass die Schweiz sich eben gegen den Gaskrieg rüsten müsse. Leider vergisst er bloss zu sagen, wie, und es dürfte ihm freilich schwer fallen das zu sagen. Seine ganze hilflose Weisheit ist in den beiden folgenden Sätzen enthalten: „Unseren Behörden aber erwächst die Pflicht, die Abwehrmittel gegen den Gaskrieg ganz besonders zu studieren. Wenn einmal die technischen Grundlagen abgeklärt sind, sollte man in jeder Gemeinde oder in jedem Hause die nötige Zahl von Gasmasken haben.“ Wer eine Ahnung vom Wesen des Gaskrieges hat, weiss, wie töricht diese Ausflucht ist. Ob ein so gescheidter Mann wie Laur sonst ist, das nicht selber weiss? Es ist für die Leser der „Neuen Wege“ unnötig, ein Wort der Widerlegung solcher Ausflüchte zu sagen. Nur eine Bemerkung sei doch gemacht: Prof. Laur scheint zu vergessen, dass nicht jeder eine so grosse natürliche Befähigung für das Tragen von Masken besitzt, wie er selbst! R.

Friedenskonferenzen, alle sonstigen Versuche versagt, und wir müssen zusehen, wie Tag für Tag das frevelhafte **Morden, Aushungern, Vernichten** seinen Fortgang nimmt.

Wir müssen zusehen, wie man sucht, planmässig ganze Völker dem Ruin entgegen zu führen, und dies geschieht nicht allein aus Rache oder Angst vor Wiedervergeltung, nein — zu einem guten Teil aus einer verwerflichen, ja schurkischen Gewinnsucht, die vor Menschenopfern nicht zurückschreckt, sobald klingender Lohn winkt.

Solche erbärmlichen Kreaturen regieren zum guten Teil hinter den Kulissen unser Europa, und wir sollen müssig zusehen, wie die Bevölkerung von Europa Tag für Tag mehr diesen traurigen Elementen tributpflichtig wird? Wenn wir das zugeben, ohne auch die letzten Gegenmittel versucht zu haben, dann ist es wahrlich nicht schade, wenn wir alle miteinander mit Schande in die Grube fahren. Forschen wir nach den Ursachen des heutigen Zustandes, so erkennen wir: es ist in erster Linie der Tanz ums goldene Kalb, und wehe uns, wenn auch uns die Prophezeiung der Bibel gelten soll: Keiner von euch wird in das Land Kanaan kommen.

In zweiter Linie steht eine systematisch betriebene, aus Gewinnsucht herauswachsende Kultur des Völkerhasses, verbunden mit der aufs neue erwachten Revanche-Idee. Was steht uns bevor, wenn es nicht gelingt, diese beiden Wahnideen für ein paar Menschenalter einzukapseln? Wenn das Beispiel von Rom und Karthago sich vor unsern Augen erneuern soll? Dann, ja dann steht unsern Kindern und Enkeln eine traurige Zeit bevor.

Eine gesunde, wirtschaftliche Neuentwicklung Europas und damit auch unseres lieben Vaterlandes, kann ich mir nicht vorstellen mit einem entvölkerten Europa, ansonst könnten wir als Schweizer, soweit wir ohne Gefühl sind, ruhig zusehen, wie noch ein paar Millionen gesunder, kräftiger Menschen zusammengeschossen und einige weitere Millionen zu Krüppeln gemacht werden; es gäbe dadurch ja mehr Platz, mehr Arbeitsgelegenheit.

Ich habe die feste Ueberzeugung: Europa hat für seine Bevölkerung Platz und Arbeit und Lebensmittel genug, wenn freier Austausch der Produkte Platz greift. Deshalb halte ich dafür: es ist die Pflicht jedes nüchtern denkenden Europäers, Mittel und Wege zu suchen, ein neues Gemetzel zu verhüten, und dies sollte möglich sein durch Schaffung eines europäischen Staatenbundes. Ein Staatenbund allein ist im Stande, den jetzt bestehenden Völkerhass einzudämmen und zu mildern.

Man hat mir zugerufen: „Das sind Utopien. Niemals sind Frankreich und Deutschland unter einen Hut zu bringen.“ Ich antworte: „Geschichte vor! Wer vor drei Jahrhunderten in England gesagt hätte, England und Schottland würden noch einmal jahrhundertelang von derselben Krone, von demselben Parlament regiert, den hätte man ins Narrenhaus gesteckt, desgleichen wer vor hundertfünfzig Jahren in Nordamerika behauptet hätte, eine Union würde nach so kurzer Zeit Europa beherrschen, wie es heute wenigstens finanziell der Fall ist. Die Entwicklung unseres Nachbarstaates Italien, und nicht zuletzt unsere eigene, leisten Beweis, dass in dieser Hinsicht alles möglich ist unter der Sonne. Bisher sagte man dem vor etwa sechszig Jahren sich abspielenden Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten Nordamerikas mit ihren Rassen und Sprachenverschiedenheiten nach, er sei der grausamste und blutigste Krieg der Weltgeschichte gewesen. Trotzdem steht heute Amerika vor uns als ein Staatengebilde, das neben der Schweiz als Vorbild für Europa angesehen werden kann.

Warum müssen wir einen Staatenbund anstreben? Was nützt den Franzosen der Sieg, wenn sie jahrzehntelang alles, was sie auf- und anbringen, für Kriegsrüstungen verwenden müssen, vor lauter Angst, Deutschland werde zu gegebener Stunde Rache nehmen! Was für ein Leben haben die Deutschen in Aussicht, wenn sie während vieler Jahrzehnte neben den Reparationsfrohnen

noch im Geheimen rüsten sollen! Es ist nicht anzunehmen, dass sich ein Sechzigmillionenvolk in dieser Art auf die Dauer knechten lässt.

Millionen Menschen, sowohl auf deutscher als auf französischer Seite denken heute schon mit Schaudern an den Moment, wo die neu entfesselten Kriegsfurien über Europa brausen oder eine blutige soziale Revolution in vielleicht noch grausamerer Weise der Kultur Europas ein Ende bereitet, und mit Sehnsucht hoffen sie auf eine friedliche Lösung des Weltproblems. — Warum nun ein Staatenbund?

1. Weil dies zur Zeit das einzige Mittel ist, den Kriegswahnsinn und das Revanchefieber zu dämpfen.

2. Weil nur ein Staatenbund erlaubt, dass die Kriegsrüstungen reduziert werden, und dadurch Gelder frei werden zur Restauration und zur Tilgung der Schulden.

3. In einem Staatenbund ohne Zölle im Innern werden Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie viel rascher wieder aufblühen und jede Produktion kann dem grossen Ganzen besser angepasst werden.

4. Nur einem Staatenbund dürfte eine erfolgreiche Finanzpolitik Amerika gegenüber möglich sein.

Was die einzelnen Punkte meiner Motion anbelangt, habe ich folgendes zu sagen:

1. Europäische Geldwährung.

Die Zustände von heute sind auf die Dauer unhaltbar. Das Valutaelend, wie es vor uns steht, kommt nicht allein von der wirtschaftlichen Lage der Völker, es ist zum grösseren Teil das Produkt einer verruchten, verbrecherischen Finanzpolitik.

Europa muss ein neues Tauschmittel bekommen, womit die Produkte der Arbeit in loyaler Weise ausgetauscht werden können. Wollte man davon reden, eine einheitliche Geldwährung sei zur Zeit der grossen Valutadifferenzen unmöglich, so erinnere ich daran, dass vor hundert Jahren unsere Grossväter 36 Geldsorten mit ganz verschiedener Währung unter den Franken gebracht haben.

2. Zölle. Bei der heutigen politischen Konstellation kann ein einzelner Staat der Zölle nicht entbehren, schon deshalb nicht, weil die Millionen, die für militärische Rüstungen gefordert werden müssen, durch direkte Steuern niemals aufgebracht werden können.

Anders wird es sein, wenn in einem Staatenbund die Militärlasten auf ein Drittel bis ein Fünftel der bisherigen reduziert werden können, da dürfen die Zölle ohne Bedenken verschwinden und der daraus resultierende, wirtschaftliche Aufschwung wird alle Inkonvenienzen überwinden.

Für die Schweiz z. B. dürfen alle Lebensmittelzölle fallen, wenn dafür unsere Industrie und Landwirtschaft ihre Produkte zollfrei in die Nachbarstaaten ausführen kann und dadurch Belebung der Inlandswirtschaft erzweckt wird.

3. Frage. Kann und soll von der Schweiz aus die Anregung zur Schaffung eines europäischen Staatenbundes ausgehen? Hand aufs Herz, meine Herren! Haben wir das Gefühl voller Zufriedenheit mit unserer heutigen Situation im Verkehr mit unseren Nachbarstaaten oder bringen uns nicht in allerjüngster Zeit wichtige Fragen, wie Zonenabkommen, Rheinschiffahrt, Tessinerfrage auf den Gedanken: Wie lange kann wohl in seiner jetzigen Form unser Vaterland weiterbestehen?

Wird man nicht unwillkürlich an die Worte Gottfried Kellers erinnert, wo er sagt: „Es geziemt dem Manne, nicht nur zuweilen an den Tod zu denken, sondern auch das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge zu fassen; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Oder wollt ihr ein Dasein dahinschleppen, wie der ewige Jude, der nie sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschossenen Völkern? Nein, ein Volk, das weiss, dass

es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger und schafft Gutes, damit es ein rühmliches Gedächtnis hinterlässt.“

Kein Volk der Welt kann wie die Schweiz im Hinblick auf seine eigene Entwicklung Europa den Weg zeigen zu einem dauernden Frieden, und wenn es gelingen soll, so ist zu hoffen, dass sie in einem neuen Staatengebilde eine ehrenvollere Rolle spielen wird, als wenn das Chaos, das Elend von heute noch weiter dauern sollte.

Meine Herren! Wer noch einen Tropfen Schweizerblut in seinen Adern rollen fühlt, wer noch einen Funken Lebensmut in sich hat, wer in sich die Pflicht fühlt, er habe seinen Kindern und Enkeln einen festern, gesündern Boden zu schaffen als den, auf dem wir heute stehen, der hilft mit, die Drachenbrut zu zertreten, die Europa zu verwüsten droht.

Wir wollen uns nicht vermessen, dieses Riesenwerk allein zu tun. Durch den Völkerbund wollen wir die guten Geister aller Staaten anrufen, und vereinigten Kräften muss das Werk gelingen. H. Schenkel, Wellenberg.



Zur Weltlage

Das Jahr 1525.

Auch ein Jubiläum.

Das Jahr 1525 ist von gewaltiger und zugleich tragischer Bedeutung für die Geschichte Europas, die Geschichte des Christentums, die Geschichte des Reiches Gottes. Wenn wir anno 1925, nicht ganz ohne gemischte Gefühle, das Gedächtnis des Konzils von Nicäa (das bekanntlich im Jahr 325 stattfand) erneuern, so hätten wir noch viel, viel mehr Ursache, ein anderes, mit diesem in einer sehr tiefen Beziehung stehendes Jubiläum zu feiern, allerdings ein seltsames Jubiläum, ein Jubiläum voll erschütternder Seelennot: die Erinnerung an die furchtbare Tragödie der grossen deutschen Bauernerhebung.

Es wäre nicht recht, wenn wir dieses „Jubiläum“ versäumten, denn es hat uns heute vielleicht mehr zu sagen, als jedes andere. Und zwar nicht nur in politischer und sozialer Beziehung. Denn es handelte sich in jener grossen Volkserhebung, der mächtigsten, die auf deutschem Boden je stattgefunden, noch um ungleich wichtigere Dinge, als um politische und soziale Rechte und Freiheiten; es handelte sich um die Auffassung der Sache Christi und das Verhältnis zwischen der Sache Christi und der Sache des Volkes; es handelt sich um das Schicksal der Reformation, das Schicksal des Christentums, das Schicksal des Reiches Gottes im Abendlande. Zum deutschen Bauernkrieg gehört als wichtiges, ja, für unsere Betrachtung wenigstens, entscheidendes Moment das Verhalten der

offiziellen Reformation, besonders Luthers, zu diesem grossen Ereignis.

Ich gedenke hier nicht, die gewaltigen Dinge, um die es sich handelt, in jener Ausführlichkeit darzustellen, die sie verdienten. Unsere Geschichtsschreibung und Geschichtsbetrachtung, die meistens im Dienste der Sieger und des Erfolges steht und die in unserem Zeitalter einen vorwiegend bürgerlichen Charakter besass, hat das furchtbare und an innerer Bedeutsamkeit vieles, vieles Andere, vielleicht sogar die französische Revolution, übertreffende Blatt der Geschichte, auf dem diese Dinge verzeichnet stehen — Dinge, die freilich für unsere offizielle Welt, für die in Kirche und Staat herrschenden Mächte, keine Ehre sind — mit scheuer Eile überschlagen. Das tapfere und edle Buch von Wilhelm Zimmermann[1]) ist behandelt worden, als bedeutete es eine Kompromitierung der Wissenschaft. Wer von uns kennt es? Und doch sollte jeder es kennen. Es ist ein Geschichtswerk, das wie selten eines, nur mit blutendem Herzen gelesen werden kann und das uns erschüttert mit der Gewalt einer unerhörten Tragödie. Dennoch, so nötig es ist, dass dieses Blatt der Geschichte, das Bauernkrieg heisst, wieder, oder vielleicht erst recht, ins volle Licht des allgemeinen Bewusstseins rückt, kann ich heute nur darauf hinweisen. Ob mir Zeit und Kraft geschenkt wird, mehr zu tun, weiss ich nicht.

Ich bringe diesen Hinweis unter der Rubrik „Zur Weltlage“. Denn ich meine, ein solches Ereignis beleuchte die heutige Lage mit hellstem Licht, vielleicht mehr als manches aus der unmittelbaren Gegenwart. Und ich meine, das sei der Wert der Geschichte, dass sie uns die Gegenwart erhelle, wie sie freilich auch umgekehrt aus den Erlebnissen der Gegenwart Licht erhält. Diese Geschichte des Bauernkrieges in ihrer Verschlingung von politischen und sozialen Problemen mit der Sache Christi gehört sehr zur Gegenwart; sie gehört in jenen Kampf hinein, den die Stockholmer Konferenz vielen klar und wichtig gemacht haben wird, die ihn bis jetzt entweder nicht sahen oder nicht ernst nahmen; sie gehört in die Auseinandersetzung zwischen einem Christentum, das im Evangelium nichts sieht, als die Gabe der Seligkeit, vor allem des Seelenfriedens und des jenseitigen Lebens für den Einzelnen, und das die Welt Welt (und Hölle) sein lässt, und einem Christentum, für welches das Evangelium die Verheissung und Forderung der Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit, das Diesseits wie das Jenseits der Welt, den Leib wie die Seele, die Materie wie den Geist, die Gesellschaft wie den Einzelnen bedeutet.

---

[1]) Wilhelm Zimmermann: Geschichte des grossen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Augenzeugen.

1. Die Bauern.

a. Ihre Not.

Das Bauerntum war das Proletariat jener Zeit.[1]) Alles angesammelte Unrecht einer ganzen Geschichtsperiode hatte mit seiner grössten Wucht sich auf diese Klasse gesenkt. Es ist uns heute schwer, uns die Not und Entwürdigung, in die das Bauerntum fast allerorten, wenn auch mit bedeutenden Unterschieden, geraten war, auch nur vorzustellen. Wir müssen schon an die analogen Zustände im Industrieproletariat vor dem Beginn der eigentlichen Arbeiterbewegung denken, um eine gewisse Anschauung davon zu bekommen. Die alte Bauernfreiheit war für die ungeheure Mehrheit des Landvolkes schon längst zur Sage geworden, zu einer Sage aber, die fortlebte, wie die Sage vom Kaiser Barbarossa, der im Kiffhäuser auf den Tag wartete, wo er erlöst und erlösend wiederkehre, wie die Sage vom Tell und Grösseres als diese Sagen! Der Bauer war entweder leibeigen, das heisst, im Zustande einer mehr oder weniger ausgeprägten Sklaverei, oder er war doch so sehr mit Lasten in Form von Abgaben und Diensten aller Art beschwert, dass sein Rücken sich darunter zur Erde beugte. Von ihm lebte nicht nur der Adel auf seinen Burgen und der Klerus in Kloster und Domhof, sondern zum guten Teil auch der Patrizier und Handwerker in der Stadt. Es ist für uns heute ganz unglaublich geworden, wie weit namentlich die hohe und niedere Geistlichkeit von allem, was uns jetzt als christliches Denken selbstverständlich scheint (obschon wir im Grunde vielleicht, mutatis mutandis, auf unsere Weise ebensoweit davon entfernt sind) abgekommen war, so dass sie an Schamlosigkeit der Ausbeutung, die auch vor Lug und Trug, Dokumentenfälschung und Meineid von Aebten und Bischöfen nicht zurückschreckte, sogar die weltlichen Herren in Schatten stellte. Das Volk hatte freilich immer noch eine Ahnung von dem besondern Unrecht, das im Verhalten gerade dieser geistlichen Herren lag, daher eine Glut des Zornes namentlich über sie in der Masse schwelte und im Stillen höher und höher wuchs. Wenn das Wild seine Getreidefelder zerstampfte und der Bauer die Armbrust dagegen brauchte, oder wenn er hinging und einen Fischzug im Flusse tat, dann musste er es vielleicht jahrelang im tiefen Burgverliess büssen. Wegen dem unerlaubten Fang von ein paar Krebsen konnte ein Bauer enthauptet werden! So und so viele Tage im Jahr

---

[1]) Wenn man dies bedenkt, so wird es um so tragischer, dass heute das Proletariat *unserer* Epoche, die Industriearbeiterschaft, vielerorts und ganz besonders in der Schweiz, keinen erbitterteren und verständnisloseren Gegner hat als das Bauerntum, aus dem es — weitere tragische Ironie! — grösstenteils hervorgegangen ist. Dass sich dies ändere, dazu könnte besonders auch die Kenntnis der *Geschichte* beitragen, in der Schweiz gerade die der *wirklichen* schweizerischen Geschichte.

musste der Bauer dem Ritter oder Abt das Feld bestellen und andere Arbeit tun, auch wenn darob seine eigene Ernte auf Acker oder Wiese verfaulte. Es kam vor, dass besonders übermütige Herren oder Herrinnen ihre Hörigen zum Beerenlesen beordneten, gerade wenn die Feldarbeit am dringendsten war. Wenn von einer Familie der Ernährer wegstarb, so wanderte das „Besthaupt", d. h. das beste Stück Vieh, zu den verschwenderischen Rittern oder prassenden Pfaffen, und selten fand sich ein Herr, der für Not und Tränen von Witwen und Waisen ein Herz hatte. Immer wieder setzten die Versuche ein, der abhängigen Bauernschaft den letzten Rest von Freiheit zu rauben, den sie etwa noch besass, sie vollends zur Leibeigenschaft herunterzudrücken oder die schon bestehende Leibeigenschaft noch schwerer zu machen. Dabei wurden, wie ich schon angedeutet, gegen das unwissende und immer wieder gutgläubige Volk auch die Mittel der List und Fälschung nicht gescheut. Rechte besass der Bauer keine, weder politische noch soziale. Er sass in keiner Behörde, hatte nirgends zu wählen oder zu stimmen, es sei denn etwa noch in der Bauerngemeinde. Der Rechtsweg in Streitfällen war aussichtslos, weil zu lang, zu kostspielig und zu wenig eine wirkliche Gerechtigkeit versprechend. Zu dieser politischen und sozialen Rechtlosigkeit gesellte sich die sittliche und kulturelle Entwürdigung. Der Bauer, der doch damals die grosse Mehrheit der Völker bildete, war der verachtete Tölpel und Lastesel (wir werden von dieser Ansicht einige Proben kennen lernen), die Demütigung sein tägliches Brot. Schulen gab es für ihn keine. Seine Religion war ein in fremder Sprache gehaltener Kultus, zum grössten Teil ein Aberglaube. Noch mehr: seine Frau und seine Töchter waren unaufhörlich der Nachstellung der weltlichen und geistlichen Herren ausgesetzt. Was in dieser Beziehung der „gemeine Mann" (die Frau inbegriffen) erdulden musste, können wir uns kaum mehr vorstellen. Enthielt doch sogar das Lehensrecht selbst darüber Bestimmungen (ich denke besonders an jenes jus primae noctis), die, wenn auch wohl meistens nicht benutzt, doch schon durch ihr Vorhandensein uns ungeheuerlich erscheinen.

Dabei verschlechterten sich diese Verhältnisse gerade um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts immer mehr. Fürsten, Adel und Geistlichkeit sahen sich zu grösseren Ausgaben genötigt und zu gleicher Zeit alter Einnahmequellen (z. B. des Söldnerdienstes) beraubt, und liessen sich dazu immer mehr in ein Leben der Verschwendung und Ausschweifung hineinziehen. Für das alles musste der Bauer aufkommen, genau wie heute in analoger Lage das proletarische und halbproletarische Volk.[1])

---

[1]) Wenn die bäuerlichen Verschworenen, Untertanen des Bischofs von

b. Ihre Erhebung.

In diesen Zustand der Versklavung und Entwürdigung, der doch noch durch den Lichtschein der Sage von einstiger und künftiger Freiheit erhellt wurde, fielen um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts zwei Ereignisse von gewaltiger revolutionärer Wirkung, ein kleineres und ein grösseres.

Das kleinere, obwohl an sich auch schon grosse, war die freie Schweiz, die damals durch den sogenannten Schwabenkrieg die feudalen Herren samt den ihnen verbündeten patrizischen Städten niedergeworfen und tief gedemütigt hatte. Diese Tatsache hatte ungeheuren Eindruck gemacht. Das arme, unter dem Uebermut der Herren seufzende Bauernvolk (und auch ein grosser Teil des Städtertums) sah in der Sache der Schweizer Bauern seine eigene siegen. Waren doch die durch die Schweizer Bauern gedemütigten Herren seine eigenen Tyrannen und Blutsauger. Das Wort „Schwyz" wurde zu einem Stichwort, einem Zeichen, einem politischen und sozialen Banner. Es bedeutete fast so viel wie „Bundschuh". Es bedeutete Volksfreiheit, Bauernfreiheit, Bürgerfreiheit. Im Herzen dieses grossen geknechteten Volkes der deutschen Gaue von der Nordsee bis nach Steiermark und Kärnthen lebte die Weissagung auf, dass eines Tages der Schwanenberg (d. h. ein Berg in Franken) mitten in der Schweiz stehen werde. „Wenn es so fort geht," sagte man auch in den Städten, „müssen wir Schweizer werden." Es ging ein Sprichwort im Volke herum:

„Wer mehret Schwyz?
Der Herren Gytz."

Entsprechend gross war der Hass der Fürsten und Herren gegen die Schweizer. Sie galten ihnen als revolutionäre Pest der Christenheit, ungefähr wie einst die Hussiten. Wo man im Kampf aufeinandertraf, gab es keinen Pardon. Es könnte heute vielen Schweizern nicht schaden, zu wissen, wie die Schweiz in ihrer grössten Zeit den Völkern erschien.[1])

Speier, sich begegneten, so war dies das Zeichen: der Eine fragte: „Loset, was ist das nun für ein Wesen?" und der Andere antwortete: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen."

[1]) Leider muss gesagt werden, dass schon anno 1525, wie anno 1925 die Meinung der Völker von der Schweiz zu vorteilhaft für diese war. Was wäre nach dem kaum vollendeten siegreichen Kampf mit dem Feudalherrentum natürlicher gewesen, als dass die Schweiz in das Ringen der deutschen Volksbewegung gegen die gleiche Macht helfend eingegriffen hätte, wie so viele dort erwarteten? Dann wäre diese Bewegung siegreich geblieben und der Schweiz eine gewaltige Rolle zugefallen. Aber schon damals war ein satter und schlauer Egoismus stärker als der Ruf an die Aufgabe. Man hatte jetzt seine „Freiheit", mochten die Andern selbst für sich sorgen. Und Geld zu ver-

Noch viel stärker aber wirkte das andere Ereignis: die religiöse Erhebung und Befreiung, die wir Reformation nennen und als deren gewaltiger, von Volkstümlichkeit umjubelter Führer fast ein Jahrzehnt lang Luther erschien. Wenn diese Befreiung möglich war, sollte es denn die politisch-soziale nicht auch sein, besonders da ja, wie wir gesehen, gerade die geistlichen Herren, deren Existenzrecht durch die Reformation verneint wurde, die ärgsten Unterdrücker und Blutsauger waren? Die durch das neu entdeckte Evangelium verkündigte Freiheit eines Christenmenschen musste auch zur Abwerfung der politischen und sozialen Versklavung führen; die religiöse Demokratie des allgemeinen Priestertums aller Christen war mit der Entwürdigung der Leibeigenschaft unverträglich. Die alte Sage von der verlorenen und wiedergefundenen Freiheit des Volkes wurde nun zur Wirklichkeit — die Stunde der Erlösung schlug.

So begann denn, nachdem schon wiederholt da und dort die Revolte besonders im Zeichen des „Bundschuh" (der Bundschuh war bekanntlich das Symbol des Bauerntums und seiner Ansprüche im Gegensatz zu den Wappen des Adels, der übrigens Stiefel trug statt des bäuerlichen Bundschuhs) sich geregt hatte, die grosse Bauernerhebung, die im Jahre 1525 ihren Gipfel und ihr Ende erreichte. Von Süddeutschland, namentlich von den Bodenseegegenden aus, wo zweifellos das Beispiel der Schweiz anfeuernd gewirkt hatte, breitete sie sich mit der Schnelligkeit eines grossen Brandes, im Osten und Süden nach dem Allgäu, dem Tirolischen, Salzburgischen und weiter, im Norden bis Sachsen, ja zuletzt in einzelnen Ausläufen bis an die Ostsee, im Westen nach dem Elsass, den Rheingegenden bis nach Trier hinunter aus. Aus vereinzelten Haufen wurden grosse Heere, aus Bächlein und Flüssen Ströme, bis zuletzt die gewaltige Welle einer allgemeinen Volkserhebung das ganze damalige deutsche Reich und die Nachbarländer überfluten zu wollen schien, auch einen Teil des Städtertums, ja sogar des Adels und einen besonders grossen der Geistlichkeit mit fortreissend.

Die Geschichte des Bauernkrieges kann hier nicht dargestellt werden. Es muss aber betont werden, dass es nicht von vornherein ein „Krieg" war. Die Bauern taten sich einfach zusammen und forderten von den Herren ihre Rechte, besonders im Anfang immer zu gütlichen Verhandlungen und weitgehendem Entgegenkommen bereit. Ihre Forderungen fassten sie zuletzt in die berühmten zwölf

---

dienen war bei den Bauern nicht! So vollzogen einzelne Orte die Bluturteile der deutschen Feudalherren an flüchtigen Bauernführern — sie hatten Angst für die eigenen Untertanen! Im übrigen spielten die Schweizer, die in dem grossen Kampf auftraten, vorwiegend eine Rolle im Sinne des: Point d'argent, point de Suisse, bis zum Verrat hin. Es ist eine traurige Geschichte.

Artikel zusammen, jene Magna Charta der Freiheit des Bauerntums, die freilich eine ungleich tragischere Geschichte gehabt hat, als die berühmte englische des Mittelalters. An die Spitze stellen die zwölf Artikel bezeichnenderweise die Freiheit für die Predigt des lauteren Wortes Gottes. Im Einklang damit verlangen sie die Wahl des Pfarrers durch die Gemeinde. Dann kommt freilich die Entlastung von ungerechten Abgaben und Diensten, das Recht auf Wald, Wasser, Weide und Schutz gegen das Wild; dazu elementare politische und soziale Gleichheit. Es sind lauter Dinge, die sich heutzutage von selbst verstehen. Sie werden in äusserst gemässigtem und friedlichem Ton vorgeschlagen und überall mit der Bibel begründet, auch zum Schluss das, offenbar durchaus aufrichtige, Anerbieten gemacht, dass man alles ändern wolle, wovon man beweisen könne, dass es mit dem „Wort Gottes“ (d. h. der Bibel) nicht übereinstimme.

Dieser religiöse Grundcharakter des Dokumentes, wie der ganzen Bewegung, ist das, worauf ich allen Nachdruck legen möchte. Die Bauern fassen ihre Erhebung durchaus als eine selbstverständliche Konsequenz des neu entdeckten Evangeliums auf. Das Verlangen nach seiner ungehinderten Verkündigung und nach der politisch-sozialen Befreiung, die religiöse und die weltliche Reformation sind in der Bewegung untrennbar verbunden und bilden *einen* Strom. Es ist einfach die *volkstümliche, laienhafte* Form der Reformation, während die Luthers und Calvins, mehr oder weniger auch Zwinglis, die *theologisch-kirchliche* darstellt. Und zwar ist zu betonen, dass, namentlich am Anfang, aber auch später, es keineswegs die Wiedertäufer sind, die der Bauernerhebung ihr besonderes Gepräge geben; diese fühlt sich überwiegend als „lutherisch“ und wird von den Gegnern auch so verstanden. Die Bauern wollen die „göttliche Gerechtigkeit“ auch im politischen und sozialen Leben herstellen. Sie verlangen immer wieder, dass man dieser göttlichen Gerechtigkeit „einen Beistand thue“. Ihre Organisation nennen sie „evangelische Bruderschaft“, sich selbst untereinander „Brüder“. Auf ihren Fahnen steht neben den Bauernzeichen der Gekreuzigte. Was diese Massen bewegt, ist ganz einfach die naive, von keiner theologischen Subtilität gehemmte Ueberzeugung, dass die Wahrheit Christi alles Leben beherrschen müsse, dass freie Christenmenschen und Brüder in Christus nicht zu einander im Verhältnis von Herren und Sklaven, ja fast von Mensch und Vieh stehen dürften, dass das Freiheitslicht des Evangeliums nicht in einem zum Tier entwürdigten Menschen brennen könne.

Aus der religiösen Grundüberzeugung, die die Bauern mit der ganzen Reformation teilen, erheben sich freilich Gedanken, die noch weiter gehen. Wenn sie ein durch die neu entdeckte Wahrheit

erneuertes Reich und Kaisertum verlangen, so bewegt sich das zwar noch auf der Linie des von Luther in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ Geforderten. Aber darüber hinaus gehen die Gedanken einer allgemeinen religiös demokratischen Volksfreiheit, die in diesen Kreisen lebendig und besonders auch von den mit den Bauern verbundenen Angehörigen anderer Volksklassen vertreten werden. Und zuletzt erhebt sich aus dieser Gärung auch die uralte, immer wieder verschüttete und immer wieder (z. B. in der gewaltigen Hussitenbewegung) auftauchende Wahrheit des religiösen Sozialismus, ja Kommunismus, der freien, laienhaften Theokratie, des Reiches Gottes auf Erden.

Hier ist dann der Einfluss jener Gedanken deutlich, die in der Bewegung der Wiedertäufer gipfeln. Während besonders Luther und das Luthertum nach einem ersten Anlauf anderer Art und neben späteren Versuchen einer Ergänzung der inzwischen herrschend gewordenen Tendenz das Evangelium endgiltig zu jenem Individualismus der Seligkeit verengern, der zum schlimmsten und gefährlichsten aller Egoismen wird, zu dem was Blumhardt als „Profitchristentum“ geisselt, taucht bei den Wiedertäufern und ihren Gesinnungsgenossen das echte, ursprüngliche Evangelium auf: die Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde, das gekommen ist und kommt und das der Gerechtigkeit Gottes auf einer erlösten Erde, in Freiheit, Liebe und Reinheit eine Stätte schafft. Es ist besonders die tragische Gestalt des Thomas Münzer, in der dieses Evangelium eine die Volksmassen mächtig ergreifende Verkörperung gewinnt. Auch dieser Mann, der als Unterliegender, durch die Geschichtsschreibung der Sieger, besonders auch der geistlichen, von Jahrhunderte lang lastenden Bergen der Entstellung und Lüge zugedeckt worden ist, harrt noch des Tages der Wahrheit und Gerechtigkeit. Aus der Seele dieses Jünglings brechen vulkanisch — und darum gewiss auch durch fremde Elemente verunreinigt — jene Wahrheiten, die, in ihm und seiner Bewegung durch Blutströme erstickt, auf grossen weltgeschichtlichen Umwegen die neue Zeit heraufgeführt haben und in ihrem letzten Sinne noch der vollen Offenbarung und vollen Klarheit harren: das Reich Gottes als das Reich der vollkommenen religiösen, politischen und sozialen Freiheit und Bruderschaft, die Herrschaft des Geistes auch in der Religion anstelle eines Wortkultus an der Bibel, das Ende von Kirche und Staat vor Christus

c. Sieg und Untergang.

Kehren wir zum Verlauf der Bewegung zurück. Sieghaft dringt sie vor. Die alten Herren auf den Burgen droben wie in den Klöstern und städtischen Rathäusern erzittern. Zu gewaltigen „Haufen”, d. h. Heeren schwellen die Bauerscharen in Oberschwa-

ben, im Allgäu, im Württembergischen, am Rhein, in Elsass-Lothringen, in Franken und Thüringen an. Der Sieg scheint ihnen sicher. Aber es fehlt ihnen dafür an wesentlichen Bedingungen. Sie haben keine oder zu wenig ganz grosse und lautere, der ungeheuren Aufgabe gewachsene Führer. Wohl ragen aus der Masse neben Thomas Münzer Gestalten hervor wie ein Florian Geyer, der adlige Rittersmann, der zum Volke geht und sich seiner Sache opfert, sein Standesgenosse Wendel Hippler, ein Mann wie der grosse Tiroler Geismayer, oder der von Luther misshandelte Prediger Schappeler von Memmingen, und stehen neben ihnen viele, viele, weniger bekannte Männer und Frauen (die Frauen zeigen sich durchgehends tapferer und zäher als die Männer!), die sich in lauterster Treue der Sache opfern; aber neben ihnen walten Unfähige, ja Verräter oder des Verrats dringend Verdächtige, zu denen Götz von Berlichingen, der ritterliche Biedermann des Goetheschen Stückes, gehört. Es fehlt an Einheit des Planes und der Aktion. Die einzelnen Haufen, die vereinigt unwiderstehlich wären, lassen sich getrennt schlagen. Es fehlt ihnen an kriegerischer Schulung, dazu an Waffen. Vor allem aber: sie verstehen es nicht, sich auf der Höhe ihrer Sache zu halten, sondern überlassen sich dem Trunk, der Plünderungslust, oft auch dem Hass — wie sollten sie auch anders, diese der Freiheit so lange entwöhnten, bis aufs Blut geplagten, unter das Tier entwürdigten, im Heiligsten geschändeten Massen? Neben von vornherein zum Verrat Entschlossenen mischt viel Gesindel sich bei — selbstverständlich. Auch an innerer Entzweiung fehlt es nicht. Eine grosse Rolle spielt der Wein, der aus den Kellern der Burgen und besonders der Klöster den Bauern zufliesst. So musste wohl, trotz des gewaltigen Anfangs, kommen, was kam.

Furchtbar war der erste Vorstoss, nachdem die gütlichen Verhandlungen gescheitert waren. Es kam ein Gottesgericht von unerhörter Wucht über die Herrenwelt jener Tage. Weit über die deutschen Lande hin, nach Osten, Westen und Norden loderte die Brandfackel der Rache auf. Besonders heftig entlud sich die Wut über die entarteten Diener Christi. Tausende von Burgen und Klöstern sanken in Trümmer, die meisten, um nie wieder zu erstehen. Ueber Wälder und Berge leuchtete weithin die Götterdämmerung der feudalen und klerikalen Welt. Da kam der Umschlag. Wie ein schwarzes Omen erhebt sich die von einigen Bauernhaufen zu Weinsberg begangene Gewalttat, wo vierzehn hochadelige Herren, mit einigen ihrer Knechte, unter entsetzlichen Begleitumständen, durch die Spiesse der Bauern laufen müssen. Der zuerst völlig eingeschüchterte Gegner sammelt sich. Er siegt, nicht durch seine gerechte Sache (die er nicht hat), auch nicht durch Tapfer-

keit, sondern durch überlegene Bewaffnung und strategische Kunst, durch das Geld der Bestechung, vor allem durch skrupellose Treulosigkeit, Vertragsbruch, Arglist, denen auf Seite der Bauern eine treuherzige Glaubensseligkeit und Verhandlungsbereitschaft entspricht. In fast allen Schlachten werden die Bauern geschlagen, nicht etwa weil sie feige wären, sie wehren sich in allen entscheidenden Kämpfen wie die Löwen — klafterhoch, schildert ein Augenzeuge, decken sie nach der Schlacht bei Scherweiler im Elsass das Schlachtfeld — sondern durch Unfähigkeit und Verrat der Hauptleute, vor allem durch Mangel an Einheit. Bei Leipheim, Wurzach, Böblingen, Frankenhausen, Königshofen und anderswo, überall waltet das Verhängnis über ihnen. Sie werden geschlachtet wie riesige Viehherden, zu Tausenden und Abertausenden, als Gefangene aber schlimmer denn Vieh behandelt. Es sinken Münzer und Florian Geyer heldenhaft, es fällt als Letzter der grosse Führer Geismayer durch von den Herren gedungenen Dolch. Tiefe Ströme von Bauernblut fliessen aus den Todeswunden von etwa hunderttausend Bauern durch Mittel- und Süddeutschland; neben dem erlöschenden Feuerschein der Burgen und Klöster lodert der von hunderten und hunderten von verbrannten Dörfern und kleinen Städten auf. Die Marktplätze der Städte werden rot vom Blut enthaupteter Bürger, die es mit den Bauern gehalten, und die Dorfanger von dem der Bauern; Bauernkinder werden ins brennende Feuer ihrer Elternhäuser geworfen, Bauernfrauen und Bauernmädchen ohne Zahl vergewaltigt. In Wäldern birgt sich oder ins Ausland flieht, was fliehen kann, aber fast alle bedeutenden Führer sterben durch des Scharfrichters oder des Henkers Hand. Schwerer als vorher fällt das Joch auf den Hals des grössten Teils des Volkes. Die Fürsten und Pfaffen — beider Konfessionen! — haben gesiegt.

Es ist eine ungeheure Tragödie. Man kann den Bericht darüber nicht lesen, ohne dass einem das Herz blutet und das Auge von Tränen überquillt.

„Und Gott hat es gelitten,
Wer weiss, was er gewollt.“

Gewiss haben alle jene Mängel die Bauernsache belastet, gewiss hat sie sich da und dort im Kleinen und Grossen versündigt, gewiss stand sie unter dem Gericht des Wortes: „Wer das Schwert zieht, der soll durch das Schwert umkommen,“ aber galt dies alles nicht in noch tausendfach verstärktem Masse von ihren Gegnern?

2. Luther.

Eine Hauptschuld, wenn nicht sogar d i e Hauptschuld, an diesem Ausgang trägt Luther. Das ist eine Tatsache von gewaltiger Tragweite und die auch heute noch ihre Bedeutung hat.

a. Vom Revolutionär zum Reaktionär.

Um 1525 war Luther aus dem Propheten und Reformator, der die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ geschrieben, schon der Theologe und neue Kirchenmann und aus dem stürmischen Revolutionär eine Stütze des Bestehenden geworden. Von Anfang an sah er die Erhebung der Bauern nicht gern. Sie war nicht von ihm direkt ausgegangen, und was nicht von ihm ausging, war von vornherein seiner Opposition oder Geringschätzung sicher. Noch mehr: sie stand stark unter dem Einfluss derer, die er als seine Gegner grimmig hasste und mit allen Mitteln, die gemeinsten nicht ausgenommen, verfolgte: von Karlstadt, Thomas Münzer und ihren mehr oder weniger radikalen oder gemässigten Gesinnungsgenossen. Er, der Bauernsohn, der nun schon ein wenig ein neuer Papst geworden war und zu Wittenberg im Schutze eines Fürsten sicher sass, hatte für die Not der Bauern kein Herz. Diese Behauptung stelle ich mit Festigkeit auf. Denn in den Schriften Luthers in dieser Sache spürt man nichts von einer Empfindung für die Lage der Bauern und das Recht ihrer Forderungen. Alles, was er nach dieser Richtung hin sagt, ist kalt und bloss notgedrungen, während Zorn und Abweisung freilich sehr warm und echt sind! Der religiöse Egoismus, der in seiner Art, das Evangelium zu verstehen, von vornherein angelegt war, der aber in der ersten Periode seines Auftretens doch hinter dem Eifer für die Gerechtigkeit Gottes *in der Welt* zurücktritt, so dass Luther in der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ neben die gewaltige und ewig giltige Formel: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemanden untertan — durch den *Glauben*,“ die andere, ebenso grosse, ja noch grössere stellt: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die *Liebe*“ — dieser Egoismus tritt nach und nach stärker und stärker hervor. Das Erlebnis, dass er, Luther, der auf dem Wege eigener Gerechtigkeit nur tiefer in die Verdammnis geriet, auf dem Wege des Glaubens „einen gnädigen Gott kriegte“, d. h. seinen Seelenfrieden gewann, ist ihm so entscheidend, dass er darob nichts Anderes mehr schätzt. Trotzig versteift er sich darauf gegen Welt, Tod und Teufel und vor allem gegen Rom, aber er ruht auch darauf aus, nicht in Behagen, gewiss nicht, aber in einer Selbstbehauptung, in der doch viel von jenem Titanismus steckt, den man heute in der Theologie so sehr bekämpft, während man doch so stark in Luthers Bahnen geht. Was Kern und Stern der Bibel und *das* Evangelium ist: Gottes Herrschaft über alle Wirklichkeit durch den Einbruch seiner Gerechtigkeit (die auch und in letzter Instanz allein *Liebe* ist) in die widergöttliche Welt, das gekommene und kommende Reich Gottes, das sieht Luther gar nicht in seiner Bibel, das bekämpft, hasst, verspottet er, wo es ihm bei andern entgegentritt. Paulus tötet Jesus. Das

eigentliche Evangelium ist für Luther Schwärmerei und Schlimmeres, er übergiesst es und seine Träger mit dem ganzen unerschöpflichen Strom seiner Fluch- und Schimpfvirtuosität.

b. Die Schuld.

So entsteht die ungeheure Tragik, dass sich ausgerechnet der Mann, dem die Welt als dem Wiederentdecker des Evangeliums zujubelt, sich diesem als sein erbittertster Gegner entgegenwirft, wo es ihm auf den Wellen einer gewaltigen Volksbewegung begegnet. Die Bauern und ihre Gesinnungsgenossen sehen in ihm immer noch den grossen Volksmann und Befreier, während er schon der grösste aller Gegner der Demokratie und politisch-sozialen Befreiung geworden ist. Sie berufen sich treuherzig auf ihn — ihren schlimmsten Feind! Schon in der ersten der Schriften Luthers zu dieser Sache, der „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" herrscht gegen die Bauernsache und ihre Vertreter ein kühler Ton und eine verdrossene Stimmung. Sehr von oben herab redet dieser Bauernsohn zu seinen einstigen Standesgenossen. Die in Bewegung geratenen Bauernhaufen, welche die Christusfahne tragen und zu dieser Zeit, bevor sie von den Herren auf alle Art betrogen worden sind, sich so friedlich und verständigungsbereit halten, sind ihm bloss „toller Pöbel". Natürlich, sind sie doch zum Teil von Männern geführt, die er als seine theologischen Gegner hasst. Wohl liest er den Fürsten pro forma auch ein wenig den Text — Luther muss doch zeigen, dass er auch über denen steht! — aber warm wird er erst, wenn's gegen die Bauern geht. Er gibt ihnen und den Herren den allzuwohlfeilen Rat, Unterhandlungen zu pflegen, während doch die Bauern schon längst bei solchen, zu denen sie anfangs so willig waren, die Perfidie der Herren, die vor keinem Vertragsbruch zurückscheuten und die mit Verhandlungen immer nur Zeit gewinnen wollten, reichlich erfahren hatten. So oberflächlich, unrealistisch und bequem sollte ein Gottesmann in entscheidungsvoller Stunde nicht handeln. Es rächt sich auch darin die ganze lutherische Sophistik in der Auffassung des Verhältnisses von Gottesreich und Weltreich. Einige der zwölf Artikel muss er zwar, widerwillig genug, anerkennen. Mit echter Ueberzeugung geschieht dies aber nur gegenüber der Forderung freier Predigt des Evangeliums, worunter er freilich bloss das *seinige* versteht[1]): „Ergreifet im Glauben an Christus den gnädigen Gott und — behandelt eure Untertanen als Sklaven und lasst euch so behandeln," nachher aber beginnt sofort das Eifern für die durch die Bauern verletzten Rechte der Herren. Sogar die Leibeigenschaft findet Luther ganz in der Ord-

---

[1]) Er sagt ausdrücklich: „mein Evangelium".

nung und fährt die Bauern hart an, dass sie der dummen Meinung sind, ein freier Christenmensch dürfte keinen Bruder zum Sklaven machen oder sich von ihm zum Sklaven machen lassen, natürlich mit Berufung auf Paulus (1. Kor. 7, 20 und 21.[1]) Das Evangelium reduziert sich für Luther in diesen Schriften wie für viele heutige „positive“ und „freisinnige“ Christen sehr stark auf Römer 13, 1: „Seid untertan der Obrigkeit“ (wie er übersetzt[2]). Die Sünde aller Sünden ist ihm der Aufruhr gegen die Obrigkeit. Er, der eine ganz unvergleichlich revolutionäre Erhebung gemacht hat, die Erhebung gegen eine Autorität, die für die Menschen viel mehr bedeutete, als der „Staat“, und dies grundsätzlich gesprochen mit Recht, tobt nun gegen Leute, die sich gegen viel, viel unwichtigere Autoritäten erheben. Ihm wird die „Obrigkeit“ zum Papst. Ist das wirklich der ganze Fortschritt seiner Reformation? Nachdem er seine Revolution soweit gemacht, als es ihm persönlich passte, soll die Welt an der Stelle stehen bleiben, wo er Halt gemacht hat. Er, der die „Obrigkeit“, das heisst, diese ehrlosen, das Mark der Armen in Schwelgerei und Unzucht verprassenden, ihre Unteranen anlügenden und verratenden geistlichen und weltlichen Herren, mit Nachdruck als „christliche“ in Anspruch nimmt, bestreitet den Bauernvereinigungen das Recht, sich diesen Namen beizulegen, den sie doch wahrhaftig mit hundertmal grösserem Rechte führen.

Das Aergste aber dünkt mich, wie nun Luther diesen armen Volksmassen, die eben aus dumpfem Schlaf zum Licht eines geistigen Lebens auftauchen, gerade diejenigen Partien des Evangeliums entgegenhält, die ihm selbst im Grunde Utopie bedeuten, die Bergpredigt und die Nachfolge Christi. Ein Christ, sagt er ihnen, soll dem Uebel nicht widerstehen, soll mit dem, der ihn eine Meile zwingen will, zweie gehen, wer ihm den Mantel nimmt, auch den Rock geben, wer ihm auf die rechte Backe schlägt, auch die andere bieten. „Aus diesen Sprüchen greift ein Kind wohl, dass christliches Recht sei, nicht sich sträuben wider Unrecht, nicht zum Schwert greifen, nicht sich wehren, nicht sich rächen, sondern dahingeben Leib und Gut, dass es raube, wer da raubt. Wir haben doch genug an unserm Herrn, der uns nicht lassen wird, wie er verheissen hat. Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz, ist der Christen Recht und kein anderes.“

Das also ist’s, was diesen Mann, der sichs in Wittenberg nun

---

[1]) „Jeder bleibe in der Berufung, worin er berufen ist. Bist du als Sklave berufen? Was kümmerts dich?“

Hierin ist denn Zwingli doch anders gewesen. Er hat mitgeholfen, dass die Leibeigenschaft im zürcherischen Gebiet endgültig abgeschafft wurde und sich überhaupt zur Bauernbewegung ganz anders gestellt als Luther.

[2]) Wörtlich heisst es: „Jedermann ordne sich den regierenden Gewalten unter.“

doch ganz ordentlich wohl sein lässt, diesen Volksmassen zu sagen hat, deren Zustand wir angedeutet haben, Volksmassen deren leibliche und seelische Not unerträglich geworden war! Hätte er es ihnen aber doch wenigstens in anderem Tone gesagt, im Tone tiefsten Erbarmens und eigener Mitnot! Aber er redet diese Worte hochmütig und hart von oben herab, so dass sie wie Hohn klingen. Und was das Schlimmste ist: er redet sie nur zu den Bauern, nicht zu den Herren! Ich gestehe frei und offen und weiss, was ich sage: ein so schamloser und heuchlerischer Missbrauch mit dem Eangelium ist in der ganzen Geschichte des Christentums nicht leicht einmal getrieben worden, wie von diesem Wiederentdecker des Evangeliums bei diesem Anlass!

Jene Worte stehen zu Recht, gewiss. Aber einmal ist es ja, wie schon bemerkt, Luther selbst, der sie sonst zur Utopie macht, der jedenfalls mehr als irgend ein Anderer getan hat, um ihre Geltung in der Christenheit zu unterdrücken, der auch in seinem persönlichen Leben wenig von diesem Christentum verrät — was ich ihm im übrigen nicht vorwerfen will (wer hätte das Recht dazu?), nur dass er darum das Allergrösste nicht auf solche Art diesem armen Volk vorhalten durfte! Aber auch abgesehen davon: war es am Platze, diesen Volksmassen, die man wie Tiere behandelt hatte, nun mit den letzten und schwersten Forderungen der Nachfolge Christi zu kommen? Heisst das nicht, mit diesen Schindluderei treiben? War es nicht die erste, selbstverständliche Aufgabe eines wirklichen Jüngers Christi, dessen, von dem es heisst: „Ihn jammerte des Volkes“ und „Er verkündigte ihnen das Reich Gottes und heilte alle Krankheit und alles Uebel“, diesem Volke in seiner materiellen Not beizustehen, sein Recht gegen die Grossen machtvoll zu vertreten? Gerade von Luthers sonst scharf genug betontem Standpunkt aus wäre dies das allein Richtige gewesen. Er hält ja streng das Reich Gottes und das Reich der weltlichen Ordnungen auseinander. Man soll nach ihm beide nicht verwechseln. Gut, dann hätte er den Bauern sagen sollen: „Euer Begehren ist nicht Evangelium im höchsten Sinne, aber ihr habt vom weltlichen Standpunkt aus recht und Recht muss euch werden. Nachher wollen wir dann weiter vom Evangelium reden.“ Ein einziges Mal deutet er mit ein paar Worten — in zwei Nebensätzchen — diesen Gesichtspunkt an, aber dabei hat es sein Bewenden. Im übrigen befolgt er eine andere Methode. Bald hält er den Bauern den Unterschied zwischen Evangelium und weltlicher Ordnung vor, bald aber wieder das Evangelium, das nach seiner Meinung nicht hieher gehört und zeigt mit allem, dass er in dieser Sache unehrlich ist, unehrlich aus rechthaberischer Leidenschaft — dass seine ganze Haltung in dieser Sache eine grosse Heuchelei bedeutet, einen schweren Missbrauch des Evangeliums, der diesem für lange bei den grossen

leidenden Volksmassen allen Kredit geraubt hat. „Das Evangelium nimmt sich weltlicher Sachen gar nichts an“ — das tönt nun fluchvoll durch die Jahrhunderte und tönt uns von rechts und von links her entgegen, wenn wir Christen und Sozialisten das Evangelium vom Reiche Gottes für die Erde verkündigen möchten.

Die Bauern hörten selbstverständlich nicht auf dieses harte, subtile und unaufrichtige Evangelium des satt und herrschsüchtig gewordenen einstigen Mönchs und Reformators. Die Bewegung drang gewaltig vor. Als Luther durchs Land fuhr, um mit der Macht seines Wortes sie zu stillen, machte er die Erfahrung, dass „sein Evangelium“ die Volksmassen kalt liess, ja sie gegen ihn aufregte, so dass er fluchtartig heimkehren musste. Das reizte natürlich sein empfindliches Selbstgefühl zum Aeussersten. Dazu kamen die Berichte über Ausschreitungen der Bauern, wirkliche und erfundene oder doch gewaltig übertriebene, und nun brach der angehäufte Groll los und entlud sich in der furchtbaren und fluchvollen Flugschrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“. Sie ist bekannt, traurig bekannt, dem Namen nach, doch sollte sie jeder lesen, der über all diese Dinge urteilen will. Man kennt die furchtbaren Stellen. Man soll den Aufrührer töten, wo man ihn antrifft: „Wer am ersten denselben erwürgen kann und mag, recht und wohl tut. Denn über einen öffentlichen Aufrührer ist ein jeglicher Mensch beides, Oberrichter und Scharfrichter.“ „Darum soll hier zerschmeissen, würgen und stechen, heimlich (!) oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, dass nichts Giftigeres Schädlicheres, Teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich, als wenn man einen tollen Hund totschlagen muss; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.“ Und ein solcher Mann hält den Bauern die Bergpredigt vor! Wenn das nicht gottlose Heuchelei ist, so weiss ich nicht; was Heuchelei ist! — „Man soll,“ heisst es weiter, „sich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluss (ob sie es wohl nicht wert sind) zu Recht und Gleichem erbieten, darnach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwerte greifen.“ „Also kanns geschehen, dass, wer auf der Obrigkeit Seite erschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott sei wiederum was auf der Bauern Seite umkommt, ein ewiger Höllenbrand ist.“ „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, dass ein Fürst den Himmel mit Blutvergiessen verdienen kann besser, denn andere mit Beten.“ „Hundert Tode sollte ein frommer Christ leiden, ehe er ein haarbreit in der Bauern Sache bewilligt.“ „Darum, liebe Herren, loset hier, rettet hier, helft hier, erbarmt euch (!) der armen Leute, steche, schlage, würge hier, wer kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seliglicheren Tod kannst du nimmermehr überkommen.“ Das war also jetzt das einzige „Werk“, durch das man nach Luther selig werden konnte: „Stechen, Schlagen, Würgen“ armer Bauern,

während man im übrigen bloss durch den „Glauben“ selig wurde. Wunderliches Evangelium!

Die Fürsten und Herren beeilten sich, auf diese Art „selig“ zu werden. Sie schlachteten, wie wir gezeigt haben, die wehrlosen Bauern zu Zehntausenden ab wie Vieh, verbrannten ihre Dörfer, töteten, vierteilten für e i n e n Adeligen hundert Bauern, liessen einige ihrer Anführer an Bäume binden, umgaben diese in weitem Kreis mit Holz, zündeten es an und schauten zu, wie die langsam Verbrennenden stundenlang im Wahnsinn des Schmerzes um den Baum sprangen, und legten dann den Massen das Joch schweren Unrechtes für Jahrhunderte wieder auf — sie wurden nach Luthers Rezept selig. Luther aber heiratete währenddessen, hielt Hochzeit zwischen Scheiterhaufen und Blutströmen!

Es sind doch ob dieser Haltung Luthers viele seiner treuesten Anhänger aufs Aeusserste erschrocken. Besonders zeigten sich ihm die evangelischen Laien in der P r a x i s des Evangeliums bei weitem überlegen. Das Echo war diesmal anders als früher. Nun hatte Luther die Besten des deutschen Volkes gegen sich. Auch in den Augen seiner Gegner sank er tief. Unwillig raffte er sich zu einer Verteidigungsschrift auf: „Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern,“ machte aber seine schlechte Sache dadurch nur schlechter. Wer gegen die Strenge der Herren aufbegehrt, denen „soll die Obrigkeit auf die Haube greifen, dass sie das Maul zuhalten und merken, dass Ernst sei.“ „Ein Aufrührerischer ist nicht wert, dass man ihm mit Vernunft antworte; denn er nimmts nicht an; mit der Faust muss man solchen Mäulern das antworten, dass der Schweiss [d. h. das Blut] zur Nase ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, liessen sich gar nicht sagen [was eine grobe Unwahrheit ist], da musste man ihnen die Ohren aufkneuflen mit Büchsensteinen [d. h. Kanonenkugeln!], dass die Köpfe in die Luft sprangen. Zu solchen Schülern gehört eine solche Rute. Wer Gottes Wort [!] nicht hören will mit Güte, der muss dem Henker hören mit der Schärfe.“ Dabei ist nach Luther selbst „Gottes Reich ein Reich der Gnade und Barmherzigkeit, und nicht ein Reich des Zornes oder der Strafe!“ Und dann wieder: „Ich bin ein geistlicher Mann genannt und führe des Wortes Amt. Aber doch, wenn ich eines türkischen Herrn Knecht wäre und sähe meinen Herrn in der Gefahr, ich wollte meines geistlichen Amtes vergessen und frisch zustechen und hauen, weil ich eine Ader regen könnte; würde ich darüber erstochen, wollte ich in dem Werk von Mund auf gen Himmel fahren.“ Immer der Mann der Bergpredigt — für die Bauern! Die ganze reaktionäre Grundgesinnung Luthers erhellt aus dem Worte: „Aufruhr ist kein Scherz und keine Uebeltat auf Erden ist ihr gleich. Andere Untugenden sind einzelne Stücke; Aufruhr ist eine Sindfluss [= Sündflut] aller

Untugend. Und endlich der kalte Hochmut gegen das Volk: „Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein; das wusste Gott wohl. Darum gab er der Obrigkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand.“ Dazu das fast noch schlimmere Wort: „Die Bauern wussten nicht, wie ein köstliches Ding es sei um Friede und Sicherheit, dass einer mag seinen Bissen und Trank friedlich und sicher geniessen, und dankten Gott nicht darum. Das musste er bis jetzt auf diese Weise lehren, dass ihnen der Kitzel verging.“ So wagt dieser „Mann Gottes“, der sich einen Jünger Christi nennt, ein Mann, dem es in dieser Beziehung zu Wittenberg ganz gut geht, von Volksmassen zu reden, deren Zustand durch den Ausruf eines jungen Bauern illustriert wird, der, bevor der Scharfrichter der Herren ihn schlachtete, jammerte: „O weh, ich soll schon sterben und habe mich mein Leben lang kaum zweimal an Brot satt gegessen!“

Bei alledem muss man bedenken, dass diese Schrift geschrieben wurde, als Luther schon die unerhörten, noch beim blossen Lesen davon für ein Menschenherz fast nicht erträglichen Greuel kannte, deren sich diese „christliche“ Obrigkeit, d. h. die ihre erschütterte Herrschaft befestigenden und ihre angetastete Eigenliebe rächenden fürstlichen Bluthunde (evangelische wie katholische) und ihre Diener sich hatten zu schulden kommen lassen. Dafür hat er nur ein paar matte Worte, denen man nur zu gut anmerkt, dass er sie sich bloss pro forma abnötigt; seine Wut geht wieder gegen die Bauern, die Niedergeworfenen, Geschlachteten, wie Hunde behandelten. Welch ein Adel der Gesinnung! Dazu muss man schon ein „Gottesmann“ sein! Denn wer hat ein Herz so aus Stein, dass er nicht wenigstens Erbarmen gegen den Besiegten und Vernichteten empfände? Von einem Eintreten für das Recht der Bauern — jetzt, da sie am Boden liegen und kein Aufruhr mehr da ist — natürlich keine Spur, vielmehr das Gegenteil!

c. Die Entschuldigung.

Das ist Luthers ungeheure Schuld gegen Gott, das Volk und das Evangelium — solcher Art das Jubiläum des Jahres 1525!

Es ist mir ganz klar: man wird mir wahrscheinlich Vorwürfe machen, dass ich sie so grell ins Licht stelle. „Mag Luther damals, in Verblendung der Leidenschaft schwer gefehlt haben, warum das nicht vergessen sein lassen? Warum nachträglich Totengericht üben?“ Das wäre richtig, wenn es sich sozusagen um einen privaten Fehler handelte. Dann wäre Schweigen am Platz. Aber es ist ein Fehler, der das öffentliche Werk Luthers und der ganzen Reformation angeht. Und es handelt sich nicht um eine tote, sondern um eine äusserst lebendige Sache, die anno 1925 so aktuell ist, wie

anno 1525. Denn jener Kampf geht weiter. Ich will nicht Luther richten, sondern ich wende mich gegen den verhängnisvollen Einfluss, den das Falsche an Luther immer noch hat und augenblicklich bei den Theologen mehr als seit langem. Ich sage: „Kann der Mann, der in grosser Stunde sich so gestellt hat, der rechte Ausleger der Sache Christi sein? Müssen wir nicht einen andern Weg gehen?“ Nein, ich kämpfe nicht gegen den toten, sondern gegen den lebenden Luther. Ich fühle mich auch einfach durch die Wahrheit und Gerechtigkeit, auch durch die Liebe, und damit meine ich: durch die Sache der Liebe im allgemeinen und im besondern das Erbarmen für jene Bauern genötigt, das zu sagen, was ich gesagt habe.

Man hat natürlich Luther zu entschuldigen versucht. Ich weiss selbstverständlich, was man für ihn anführt: „Luther ist heftig geworden, allzu heftig. Das war seine Natur, aber diese gigantische Natur, diese Gott Thor-Natur, war nötig, wenn er sein Zertrümmerungswerk an einer ganzen Welt tun und den ungeheuren Durchbruch in eine neue Welt zustande bringen sollte. Luther verteidigte sein Werk. Wenn die Bauern gesiegt hätten, dann wäre das Evangelium eine weltlich-politische Sache geworden, seine Innerlichkeit verloren gegangen. Es galt, die neue Freiheit zunächst einmal im Zentrum zu befestigen, später konnte dann der Umkreis des Lebens von ihr ergriffen werden. Wenn Luther geschwiegen hätte, dann wäre seine Sache mit den Greueln der Bauern verwechselt worden und darin untergegangen. So wehrte er sich verzweifelt für sein Werk, wollen wir es ihm so hoch anrechnen, dass er dabei in der Leidenschaft eines weltgeschichtlichen Kampfes zu weit gegangen ist?“

Ich habe diese Sache viel und mit dem ernstesten Willen zur Gerechtigkeit bedacht, bin aber immer entschiedener zu einer andern Meinung gekommen.

Es ist klar, dass es sich nicht darum handelt, Luther seine übergrosse Leidenschaftlichkeit vorzuwerfen. Dass ich persönlich dazu nicht gerade berufen wäre, ist mir ganz gut bewusst. Auch weiss ich: „Pour faire des grandes choses, il faut avoir de la passion.“ Nein, es handelt sich nicht um die F o r m, sondern um den I n h a l t, es handelt sich nicht darum, ob Luther eine Sache mit mehr oder weniger Leidenschaft vertreten, sondern ob diese Sache gut sei oder nicht. Vielleicht noch richtiger gesagt: es handelt sich darum, ob Luther R e c h t gehabt habe oder nicht. Das leugne ich mit höchster Entschiedenheit und zwar aus den folgenden Gründen.

Einmal: jene Trennung zwischen der Innerlichkeit des Evangeliums und den Weltdingen, durch die man Luther rechtfertigen will, ist gerade sein verhängnisvoller Irrtum.

Sodann: wenn die Volksbewegung in Gefahr stand, in Blut und Gewalt zu entarten, war das dann nicht gerade auch Luthers Schuld? Warum ist er nicht in sie hineingegangen, hat sie leiten, im rechten Geleise halten helfen, statt auf seiner Studierstube im sichern Wittenberg zu bleiben und in den Sturm, den doch er selbst entfesselt, törichte Worte hinauszuschimpfen und erst, als es zu spät war, und dann auch auf ganz falsche Weise und ohne Ausdauer, Aug in Auge zum Volke selbst zu reden?

Weiter: Wenn sein Werk durch von den Bauern verübte Greuel befleckt wurde und daran unterzugehen drohte, wurde es denn durch die hundert- und tausendmal grösseren von den Herren vor, in und nach dem Kriege verübten nicht befleckt, wenn er so redete, wie er tat, und ist es darin nicht, in einem tieferen Sinne, untergegangen?

Gewiss, dieses Motiv hat bei Luther wohl eine grosse Rolle gespielt. Er fürchtete, er und sein Werk werde durch die Bauernerhebung kompromittiert, sein Auftreten erscheine als eine Sache, die Aufruhr und Unordnung erzeuge, die bestehenden weltlichen Ordnungen erschüttere. Darum zum guten Teil hat er gegen das arme Volk so unsinnig losgewütet. Ich finde dies nun aber, weit davon entfernt, darin eine Entschuldigung zu erkennen, erst recht schlimm, nämlich unedel und ungöttlich. Gewiss ist das bis auf diesen Tag die übliche Methode auch moderner „Gottesmänner", aber die Methode menschlichen Edelsinns oder gar des Evangeliums ist es nicht. Ein edler Mensch sucht nicht selbst davon zu kommen, während andere an den Folgen seines Tuns leiden; vollends aber ist der Kern der Moral des Evangeliums nicht, dass man Andere beschuldigt, sondern dass man selbst die Schuld auf sich nimmt, und zwar nicht nur die eigene, sondern auch die der Andern. Luther hat sich dadurch, dass er das Gegenteil tat, gerade gegen sein Evangelium von Christus versündigt. Er war übrigens wirklich schuld an der Bauernerhebung; ob mit oder ohne seinen Willen, tut nichts zur Sache. Seine anfänglich unerhört revolutionäre Haltung, seine ersten reformatorischen Schriften, sein Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen m u s s t e n diese Wirkung haben. Wäre er nun ein wirklich adeliger, im Sinn des rechten Evangeliums frommer Mensch, ein Gottesmann im Geiste des neuen Bundes gewesen, dann wäre er als ein, im tiefsten Sinn, Schuldiger unter dieses Volk gegangen, hätte seine Rechte vertreten und seinem Unrecht gewehrt, und wäre, wenn alles misslungen, mit ihm untergegangen. Dann wäre er, statt die Fürsten durch Morden und Brennen zu „Märtyrern" — aber Märtyrern des Teufels — zu machen, selbst ein Märtyrer geworden, aber ein Märtyrer Gottes; er hätte, statt zwanzig Jahre später nach einem guten Mahl in seinem Bette zu sterben, vielleicht auf einem Schaffot geendet oder wäre

im Aufruhr, ihm wehrend, erschlagen worden, aber seine Sache wäre aus Tod und Schande wunderbar aufgeglänzt zum Heil der Christenheit.

d. Folgen und Aufgaben.

Luthers Haltung ist unverantwortlich. Sie ist nicht bloss die Verirrung eines dunklen Augenblicks, sondern es brechen in dieser Tat alle Fehler seiner Natur wie seines Werkes verhängnisvoll auf.

Dass dies in Bezug auf sein Werk gilt, hoffe ich genügend gezeigt haben. Was aber seine Natur betrifft, so muss doch gesagt werden, dass Luther sich auch sonst oft genug in einer Weise unedel gezeigt hat, die über das, was man übersehen könnte, allzuweit hinausgeht. Wie wenig genau nimmt er es im Kampf mit seinen Gegnern mit der Wahrheit und Gerechtigkeit — um von der Liebe zu schweigen. „Gegen ihre Schalkheit und Täuschung, sagt er einmal, „halte ich, wegen des Heiles der Seelen, mir alles für erlaubt." (Aehnlich dachte Lenin!) Das haben besonders auch die Schweizer im Abendmahlstreit erfahren. Die Art, wie er sich über Zwinglis Tod freut und seine Freude ausdrückt, ist empörend bis aufs Mark. Dass der zu Tode gequälte Thomas Münzer in seinem Fieberdurst grosse Mengen Wasser trank, rechnete man ihm in Wittenberg im Kreise Luthers als — Todesangst an. Ich sage: wenn das Wort Jesu selbst wahr ist: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," so muss an einem „Evangelium", das solche Früchte trägt, etwas Entscheidendes nicht in Ordnung sein.

Luther soll freilich damit auch für uns nicht erledigt sein. Ich werde, soviel an mir liegt, in Bälde zu zeigen versuchen, wo, sogar gegen Zwingli und Calvin, sein Recht liegt und wo wir bei unserem heutigen Werke bei ihm anknüpfen können. Dabei leitet uns die Erkenntnis, dass ein Mensch auch bei grossen Fehlern und Sünden Träger von giltiger Wahrheit und Werkzeug Gottes sein kann. Aber inzwischen muss zweierlei mit aller Klarheit und Entschiedenheit festgestellt werden.

1. Luther tritt uns in dieser Sache (und eben nicht bloss in dieser) so entgegen, dass er uns nicht in der Weise Autorität sein kann, wie er es bis jetzt immer wieder gewesen und geworden ist. Seine rein persönliche Haltung, wie seine theoretische Stellung ist so durch und durch unwahr und verhängnisvoll, dass einem Blinden klar sein muss: hier muss eine ungeheure Verirrung gewaltet haben. Das Evangelium als Ganzes muss ganz anders sein. Wir müssen zuerst ganz frei von Luther werden, bis wir wieder von ihm lernen können und dürfen.

2. Wir haben die furchtbaren Folgen zu bedenken, die Luthers Verhalten gehabt hat. Davon wollen wir hier nicht lange reden, dass durch die Niederwerfung der bäuerlichen Freiheitsbewegung

und der Aufrichtung des fürstlichen Despotismus, dessen festeste Stütze Luther und das Luthertum wurden, dem deutschen Volk das Rückgrat gebrochen und seine höchste weltgeschichtliche Berufung (das führende Volk der Erde zu werden) geraubt worden ist, obschon national gesinnte Deutsche gerade dies bedenken sollten. Wichtiger ist das Werk der Reformation selbst. Dieses ist durch den Luther von 1525 endgültig aus einer Volksbewegung zu einer Theologen- und Kirchensache und das Luthertum aus einer Erneuerung der Christenheit zu einer Sekte geworden. Wohl hat man nachher Luther durch eine frisierte Geschichtsdarstellung wieder populär gemacht, so gut es ging, aber ganz das Herz des Volkes hat er nie mehr gewonnen. Evangelium und Volksfreiheit sind damals auseinandergegangen. Und als eines Tages der Ruf nach sozialer Gerechtigkeit, nach der Gerechtigkeit Gottes, den Luther mit seiner egoistisch entartenden Lehre von der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein“ (deren wahren Kern ich natürlich nicht leugne, nur dass sie nach meiner und, wie ich glaube, nach des Evangeliums Meinung, in ein Grösseres eingeordnet werden muss) in Theologie und Blut erstickt hat, in den Volksmassen wieder erwachte, da geschah es gegen Christus. Diese Tatsache ist vor allem Luthers Schuld — eine Riesenschuld! Die ganze Fehlentwicklung, die zur Weltkatastrophe, zum nationalen Völkerkrieg und sozialen Bürgerkrieg geführt hat, fällt zu einem besonders grossen Teil auf seine Schultern.

So beleuchtet das Jahr 1525 mit blutigem Feuerschein das Jahr 1925 und auch die dazwischen liegenden Perioden. Es ist eine ähnliche, ja schlimmere Fehlentwicklung gewesen wie Nicäa. Durch Nicäa wurde das Reich Gottes in den Intellektualismus, durch Wittenberg in den Egoismus hinein verschoben. Die Aufgabe, die im blutigen Glanz des Jahres 1525, wie dem der Jahre 1914 bis 1925 uns entgegenleuchtet, ist, dass wir, unter Benutzung des andern Luther, das wirkliche Evangelium Christi, das, welches in viel Irrtum Thomas Münzer gemeint, das Zwingli und Calvin auf ihre Art, auch in manchem Irrtum, vertraten, wiederfinden. Wir werden, um es zu finden, nicht nur nicht bei Luther, sondern auch nicht bei Münzer, Zwingli, Calvin —, auch nicht etwa bei Blumhardt! — stehen bleiben, sondern uns durch den lebendigen Gott und seinen Christus, anhand der Bibel, lehren lassen; wir werden nicht die Sünden und Mängel vergangener Tage hochmütig richten, sondern, sobald wir sie eingesehen, sie zu unserer eigenen Warnung und Demütigung benutzen. So feiern wir ein notwendiges, gewaltiges Jubiläum von 1525 — in Busse und Hoffnung!

L. Ragaz.

Casoja.[1]) **Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage 1925.** Allen Zweiflern zum Trotz dürfen wir sagen, dass wir mit 16 (ab und zu 20) jungen Menschen in voller Freiheit, in herzlicher Gemeinschaft zwei Monate gelebt und gearbeitet haben. Es waren Menschen aus allen Klassen und aus verschiedenen Berufen, vom Fabrikmädchen bis zur Schülerin der höhern Töchterschule, vom Bauernmädchen bis zur reichen Bürgerstochter und einfachen Proletarierin, von den Mädchen, die nur zur Erlernung des Kochens gekommen waren, bis zu den zielbewussten jungen Menschen, die den Glauben an das kommende Reich Gottes haben, vom schüchternen, in sich gekehrten Mädchen bis zum Mädchen der Jugendbewegung, vom Schulmädchen, das nur sein Schulwissen hatte, bis zum reifen, im harten Kampf ums Dasein ringenden Mädchen, vom Mädchen aus der Sekte bis zum Mädchen, das ohne Religion aufgewachsen war. Diese heterogene Schar galt es zu einen. Alles ging so einfach, selbstverständlich und natürlich zu, dass es uns fast eigen anmutet, wenn wir es erwähnen, und doch tun wir es, um denen, die auch so arbeiten möchten und vielleicht noch zweifeln, Mut zu machen. Versucht es nur, es wird schon gehen, und sollte der Versuch scheitern, so weiss man, wo man ein anderes Mal neu anfangen muss; auch wir mussten Tag für Tag lernen. Vier Wochen leiteten wir die Mädchen an, ihre Arbeit gründlich und gut zu verrichten; wir teilten die Arbeit ein, versuchten aber von Anfang an, sie so frei als möglich arbeiten zu lassen. Vier Wochen waren die Mädchen Herrinnen im Haus; sie hatten die Verantwortung für alles, Einkäufe, Speisezettel, Arbeitseinteilung und -Verteilung; wir standen ihnen auf Wunsch mit Rat und Tat bei. Wo am Anfang noch das eine oder andere versuchte, sich die Arbeit etwas leicht zu machen, gabs am Schluss nur noch ein gegenseitiges Helfen und Dienen, und wo eines seinen Eigenheiten nachgehen wollte, da liess man es gewähren, bis es selbst sich meldete und aus freiem Willen mithalf. Froh und rasch wurde alle Arbeit getan, und wenn sogar das eine oder andere sich mit einem Buch zurückzog, um für sich eine Frage zu studieren, da es zu Hause nie Zeit für sich hatte, so traten die Andern wortlos an seinen Platz und verrichteten die Arbeit. Einige Lernbegierige taten sich zusammen und lasen einen Teil des „Sozialistischen Programms", vier andere „Selbstbehauptung und Selbstverleugnung", andere stickten, flickten und nähten oder bastelten, oder dann zogen alle in den grossen Heidewald und sammelten Holz und fuhren es über den See zum Häuschen. Oder wir holten Spaten, Hacken und Schaufeln der Arbeiter von Neu-Casoja und ebneten uns einen aus Schutt aufgefüllten Sumpf zum Spielplatz. Da konnten wir an einem Beispiel die Gildenarbeit erklären. Die ganze Zeit des Mittelalters erstand vor uns, mit ihrem Ideal des Dienens, und auf der Ruine Belfort spielten diejenigen, denen das Treiben auf den Burgen bekannt war, die Ritter und Ritterfräulein, die Minnekönigin wurde erwählt und ihr in Liedern Huldigungen entgegengebracht.

Die Stunden waren Stunden der Besinnung und der Aufrüttelung aus einer gewissen geistigen Trägheit, die uns von der Schule her anhaftet. Das selbständige Denken und das Stellungnehmen zu einzelnen Fragen fiel manchem schwer. Die innere Freiheit fehlte noch, noch gab es kein festes Ziel, das alle vereinte; aber Jedes wollte dem G u t e n dienen und versuchte sein Bestes zu geben. Das scheint vielleicht recht wenig und nicht genügend, um eine

[1]) Dieser Bericht, der schon im Juli/Augustheft der „Neuen Wege" hätte erscheinen sollen, bezieht sich, wie man sieht, bloss auf den von Anfangs Mai bis Ende Juni stattfindenden Haushaltungkurs, nicht auf die Ferienkurse.

wahre Gemeinschaft zu begründen und befestigen; aber liegt nicht vielleicht auch im Suchen nach dem Ziel, im Suchen nach der Wahrheit ein Gemeinschaft begründendes Element? Noch dürfen wir nicht sagen: „Gott war uns allen Zentrum, Wirklichkeit," aber ich glaube, Alle suchten bewusst oder unbewusst, und ich hoffe, es möchten Alle einmal Findende, Besitzende werden; dann sind wir vielleicht reif für eine grössere, freiere Gemeinschaft.

Wir gingen ein Stücklein Weges gemeinsam. Wir hätten keines missen wollen. Wir mochten jedes, wie es war. Wir hoffen nur, dass wir uns alle zu dem emporarbeiten, zu dem wir bestimmt sind.

Frühlingszauber, Bergespracht umgab uns, und wo ein Herz dem Menschen gegenüber noch verschlossen blieb, da öffnete es sich der Natur, und dort redete Gott.

Wir schieden ohne viel Worte; es war ein Grüssen von Menschen, die, eine kurze Spanne Zeit, in Freundschaft verbunden, zusammengelebt hatten und denen das Erlebte nicht genommen werden kann, wo es darum kein Trauern gibt um Vergangenes. Keines war Nehmendes nur gewesen, alle waren Gebende und Nehmende zugleich. G. Ruegg.

Rundschau

Noch einmal Hindenburg. Ich erfahre, dass meine Bemerkungen über die Wahl Hindenburgs im Maiheft der „Neuen Wege" die Mehrzahl der deutschen Leser (und noch andere Leute) ziemlich aufgeregt und verärgert haben. Gerne will ich darüber noch ein Wort sagen, obschon ich etwas bezweifle, ob damit der Konflikt beigelegt wird. Denn es handelt sich in dieser Sache bei mir um Dinge, mit denen ich stehe und falle.

Zugeben will ich, dass es wohl möglich gewesen wäre, das, was ich zu diesem Thema gesagt habe, anders, zurückhaltender, schonender zu sagen. Ich stand eben unter dem frischen Eindruck jener Tatsache und auch ihrer Kommentare in der ausserdeutschen Presse. Man hat da noch ganz anders geredet als ich und zwar keineswegs vor allem die „Deutschfeinde", denen die Wahl Hindenburgs ganz recht sein konnte, sondern gerade die wirklichen Freunde des deutschen Volkes. Auch kann ich halt nicht gut eine verschleiernde, bloss andeutende, diplomatisch nach allen Seiten hin Rücksicht nehmende Sprache reden, sondern rede, wie ich denke — es sei denn eine besondere Rücksicht der Pädagogik und Liebe wirklich nötig. Trotzdem, die Form hätte wohl ein wenig anders sein können. Man muss eben bedenken, dass ein Redaktor sich oft nicht allzulange Zeit gönnen darf. Gerade, weil die „Neuen Wege" nur alle Monate einmal erscheinen, ist oft für irgend eine Aeusserung Eile not; denn nach einem Monat käme sie post festum. So kann ich mich keineswegs immer einen Monat besinnen, sondern muss oft flinker sein, als der Redaktor einer Tages- oder Wochenzeitung.

In der Sache kann ich nichts ändern oder gar zurücknehmen, sondern bloss einige Erläuterungen geben.

Man hat da und dort gemeint, die Wahl Hindenburgs sei eine Angelegenheit, welche die Deutschen unter sich abzumachen und zu verantworten hätten, und sie dürften sich verbitten, dass wir ihnen dreinredeten. Eine solche Meinung müsste ich schon für sehr veraltet halten. Die Wahl Hindenburgs ist ein Ereignis von europäischer, überhaupt internationaler Tragweite. Sie kann zu einem Verhängnis Europas, ja der Welt werden. Sie ist jedenfalls ein Symptom von weittragender Bedeutung. Unser aller Tun und Schicksal wird dadurch beeinflusst. Sollten wir darüber also nicht unsere Meinung sagen dürfen? Reden deutsche Blätter nicht auch über entspre-

chende auswärtige Ereignisse und das mit Recht? Dieser Einwand also kann nicht ernst genommen werden. Ich hoffe, dass wenigstens kein Leser der „Neuen Wege“ ihn erhoben hat.

Gestossen haben sich aber manche unter ihnen an meinem Urteil über Hindenburg. Hier kann ich nun freilich erklären, dass es mir nicht einfiel, über den Privatmann Hindenburg etwas zu sagen. Was aber den Feldherrn und Politiker Hindenburg betrifft, so lasse ich selbstverständlich den Strategen aus dem Spiel. Im übrigen aber steht zwischen mir und jenen deutschen Lesern Einiges, was den Unterschied des Urteils erklärt. Einmal muss doch gesagt werden, und ich bitte dafür um Verzeihung: die deutschen Freunde wissen eben manches nicht, was wir wissen. Hindenburg hat Aussprüche getan, die der Welt als Ausdruck aller Roheit des militaristischen Geistes erschienen sind und die sie nicht vergessen hat; Hindenburg hat die Mitverantwortung für diejenigen Verwüstungen Nordfrankreichs, die keinen militärischen Zweck hatten und die nun so furchtbar auf der Welt lasten, er hat die Mitverantwortung für Akte, wie z. B. die Deportation der Frauen von Lille, Akte, die die Welt in jene Verbitterung versetzt haben, aus der dann alles Böse des Friedensvertrages und was darauf gefolgt ist, entsprang; Hindenburg hat den verschärften Unterseebootkrieg, der zum schweren Fluch geworden ist, zugestimmt, ihn warm empfohlen; Hindenburg hat den Verständigungsfrieden nach Möglichkeit verhindert; Hindenburg hat sich auch später wie zum Monarchismus, so zum alten militaristischen System und zur Revanche bekannt. Mögen auch in alledem Ludendorff und andere die treibenden Kräfte gewesen sein, so war Hindenburg doch ihr allzuwilliges Organ. Wenn das deutsche Volk also gerade diesen Mann zu seinem obersten Leiter wählte, so musste die übrige Welt das als ein Bekenntnis und eine Herausforderung schwerster Art auffassen.

Ich berühre damit ein Zweites, das zwischen uns steht: das ist mein Antimilitarismus, speziell meine Einschätzung dessen, was ein General ist. Zu einem General schauen nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz viele immer noch auf wie zu einer Art von Heiligen; Generale sind die einzigen Heiligen, die sie kennen. Mir ist ein General ein grosser Menschenschlächter, etwas, von dem wir uns mit Entsetzen abwenden müssen. Wohlverstanden: ich meine dabei nur den General, nicht den Privatmann. Ein grosser Kriegsgeneral ist mir ein blutiger Götze. Wo ein Volk also ausgerechnet einen General an seine Spitze stellt, so betrachte ich das nach dem Weltkrieg als eine Torheit und Sünde. Wenn die Franzosen ihren siegreichen Foch zum Präsidenten gewählt hätten, so hätte ich das ebenfalls als Torheit und Sünde, als Herausforderung der Welt betrachtet und hätte dafür Gericht erwartet.

Die deutschen Leser müssen also begreifen, warum diese Wahl mir harte Worte eingab. Hindenburg ist in meinen Augen trotz Tannenberg und Anderem nicht ein Mann, der Deutschland Segen, sondern einer, der ihm Fluch gebracht hat. Ein ganz grosser Deutscher (nicht etwa Förster) hat ihn sogar mit Ludendorff zusammen einen Teufel Deutschlands genannt! Und Hindenburg ist ein General, im ausgeprägten Sinn, nicht einer wie Schönaich und Deimling, die heute den Krieg bekämpfen, sondern einer, der den Krieg repräsentiert; einen solchen aber jetzt, nach dem Weltkkrieg, an der Spitze eines Volkes zu sehen, ist mir direkt ein Greuel, und ich erwarte davon für ein Volk nur Fluch und Gericht.

Die Deutschen müssen bedenken, was für einen unheilvollen Eindruck die Wahl Hindenburgs bei den andern Völkern gemacht hat. Einer der führenden Männer des nichtdeutschen Europa, der gerade für Deutschland von Wichtigkeit ist und der mich in jenen Tagen besuchte, war schon über seine Kandidatur erregt und unglücklich. Der moralische Kredit Deutschlands, der im Steigen begriffen war, ist damit sofort tief gesunken, das Misstrauen

gegen es gewachsen, die Friedens- und Versöhnungsarbeit gehemmt worden. Die Pickelhaube ist eben ein Zeichen, das die Welt hasst. Hindenburg aber bedeutete für die Welt eben die neue Erhebung der Pickelhaube zum Zeichen Deutschlands, das neue Bekenntnis zu ihr und allem, was dazu gehört. Und man täusche sich nicht: mag auch seit der Wahl Hindenburgs nichts besonders Schlimmes, sogar einiges Gute geschehen sein, mag Hindenburg selbst bisher wenig für die Pickelhaube getan haben, die böse Frucht dieses Zeichens Hindenburg wird zuletzt nicht ausbleiben. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

Ganz anders steht die Frage, ob es wohl für die Deutschen richtiger gewesen wäre, Marx, den Katholiken, zu wählen. Darüber möchte ich nicht zu viel sagen, um so mehr, als dies nun schon viel mehr eine innerdeutsche Angelegenheit ist. Ich habe es selbst als eine tragische Sache bezeichnet, dass viele Deutsche sich vor dieses Dilemma gestellt sehen mussten. Was ich über die Schuld des deutschen offiziellen Protestantismus an dieser Lage gesagt habe, bleibt meine Meinung und ich kann davon nichts zurücknehmen. Dagegen will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass eine Anzahl von führenden deutschen Protestanten, so Baumgarten, Harnack, Jülicher, Rade, den sehr grossen Mut gehabt haben, unter solchen Umständen öffentlich für Marx einzustehen, und dafür die schwerste Anfechtung und Schmähung auf sich zu nehmen. Ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Stellungnahme bedeutet die Tapferkeit und Geistesfreiheit, die darin zum Ausdruck kommt, eine Ehre für Deutschland und für den Protestantismus.

Das sind die Motive, die mich in dieser Sache bestimmt haben. Irgend etwas „deutschfeindliches" ist jedenfalls nicht dabei. Wie ich schon gesagt, konnten wirkliche Deutschfeinde sich über diese Tat des deutschen Volkes nur freuen. Jedenfalls haben sich darüber alle Nationalisten und Militaristen hoch gefreut — ist es da zum Verwundern, wenn *ich* mich nicht gefreut habe? Was aber eine gewisse Schärfe der Haltung gegenüber deutschen Vorgängen betrifft, so mögen die deutschen Leser bedenken, dass ich von der Schweiz noch ganz anders rede und dass ich nie gegen deutsche Taten *so* scharfe Worte gebraucht, wie zu wiederholten Malen gegen französische. Sie beachten das bloss nicht, weil sie *solche* Worte für selbstverständlich halten, während das, was Deutschland trifft, ihnen ungerecht vorkommt. Ich bin entschiedener Gegner des Alldeutschtums, des „preussischen" Stils, des Hohenzollerntums, des reaktionären lutherischen Pastorentums und der entsprechenden Intellektuellen, aber ebenso entschiedener Freund des „andern" Deutschland und überhaupt aller *Völker* Freund. Ich bin Schweizer, aber auch Europäer (und möchte gerne noch etwas Grösseres sein!) und rede von *diesem* Boden aus.

Die schweizerische Sozialdemokratie und die Abrüstung. Etwas unerwartet ist aus der Mitte der sozialdemokratischen Partei, in Form eines Antrages der Sektion Lausanne an den Parteitag, der Vorschlag zu einer Initiative auf Reduktion der schweizerischen Armee und ihres Budgets auf die Hälfte des bisherigen Standes aufgetaucht. So sehr man sich über dies Zeichen, dass die Militärfrage in der Sozialdemokratie, wie unter uns überhaupt, einem Endkampf zutreibt, freuen konnte, musste man doch im Interesse der Sache den Vorschlag selbst ablehnen. Wie sofort, gerade auch von unsern engern Gesinnungsgenossen in dieser Sache erklärt worden ist, hätten wir uns mit seiner Annahme in eine schwierige Lage begeben und hätten der Sache, der wir dienen, vielleicht eine verhängnisvolle Niederlage zugezogen. Man hätte uns mit Recht ein Entweder—Oder entgegenhalten können: „Entweder wollen wir eine wirkliche Armee haben, eine, die etwas taugt, dann sind die heutigen Militärausgaben nicht zu gross, im Gegenteil viel zu klein,

oder wir wollen die Armee überhaupt abschaffen," man hätte uns der Halbheit, ja Unaufrichtigkeit bezichtigen können, und es wäre uns schwer gefallen, dagegen aufzukommen. Hätten wir gesiegt, dann hätten wir damit das Prinzip der Armee gekräftigt und eine vollständige Abrüstung, die doch unser Ziel sein muss, auf lange hinaus verhindert, wären wir aber — was freilich viel wahrscheinlicher gewesen wäre — unterlegen, so hätten die Militaristen ihren Sieg als Aufforderung zu noch viel tollerem Rüsten aufgefasst, und zu einem neuen Vorstoss hätte es langer Zeit bedurft. Umgekehrt, wenn wir mit einer Initiative auf völlige Abrüstung unterliegen, dann hat das wenig zu bedeuten, ist vorläufig fast selbstverständlich und kann ganz wohl ein moralischer Sieg sein.

Der Parteitag hat denn auch aus diesen oder ähnlichen Gründen den Vorschlag der Lausanner abgelehnt und eine Kommission beauftragt, die Militärfrage weiter zu verfolgen, was in diesem Fall gewiss keine Verschiebung ad Calendas Graecas bedeutet. Der Stein ist auch hier ins Rollen gekommen. Man darf sich darüber freuen, dass nun doch der konsequente Antimilitarismus die ganze Partei ergreift und jenes marxistische Dogma, dass es gelte, zuerst den Kapitalismus zu stürzen, womit dann der Militarismus von selber falle, von Tag zu Tag seine letzten Anhänger immer mehr verliert. Ob die Partei in dieser Sache, wie in andern Dingen, um die gründliche Auseinandersetzung der in ihr doch vorhandenen verschiedenen Denkweisen endgültig herumkommen kann und soll, ist eine Frage, die ich freilich nicht bejahen kann.

Die völlige Abrüstung der Schweiz nach dem Beispiel der in Dänemark geplanten, das muss nun, scheint mir, unser Ziel sein. Darauf müssen wir alle unsere Kräfte spannen. Lange sollten wir auch mit der Initiative nicht mehr warten. Nichts könnte unserm Volke besser tun, als ein Kampf um solche Dinge.

Ein Wort an die Soldaten. Das folgende Flugblatt ist an mehreren Orten der welschen Schweiz, dann vor der Kaserne in Zürich und in den Strassen der Stadt durch Ceresole und einige junge Freunde verteilt worden. Ceresole, der so ritterlich gewesen ist, dem Zürcher militärischen Kommando (das übrigens auch sehr anständig antwortete) diese Verteilung zum voraus anzukündigen, wurde dreimal verhaftet, aber sofort wieder freigelassen und im übrigen ernstlich verwarnt, während man in der welschen Schweiz das Flugblatt bis nach Beendigung der Kurse konfiszierte, was übrigens zur Folge hatte, dass es in allen sozialistischen und einigen andern Blättern abgedruckt wurde. Die Aktion geht weiter.

Ein ernstes Wort an unsere Soldaten.

Du, lieber Eidgenosse, bist Soldat — bist überzeugt, dass du es nur bist, weil es für die Verteidigung des Vaterlandes nötig ist.

Du weisst, oder solltest wissen, dass jeder Soldat in jedem Land in guten Treuen das gleiche glaubt.

Jeder, in jedem Lande, meint, er sei Soldat, z. B. um nötigenfalls die Mutter, die Frau, die Schwester gegen eine Schandtat der Feinde zu schützen.

Wann sind aber in unserem modernen Leben und in unserem Teile der Welt Frauen wirklich gefährdet? Eigentlich — abgesehen von ganz vereinzelten Fällen — nur in Zeiten eines Krieges, nur in Zeiten, wo Armeen aufeinander stürzen.

Frauen sind also ernstlich gefährdet, weil Heere auf einander losschlagen können, weil Heere überhaupt existieren, weil du dich, gerade wie alle Soldaten aller Länder und im gleichen Geiste, dem Militärsystem als williges Werkzeug zur Verfügung stellst.

Wenn Mutter, Braut oder Schwester einmal ernstlich bedroht werden, so bist du mit daran schuld.

Die Mehrheit unseres Volkes meint immer, die Armee sei unentbehrlich. Ist damit etwas bewiesen? Das gleiche wurde auch von andern Völkern vor 1914 fast einstimmig geglaubt. Doch brachte ihnen die Armee nichts als Ruin und Demütigung. Eine ähnliche Erfahrung könnte uns auf die Dauer nicht erspart bleiben.

Du meinst, lieber Eidgenosse — und es wird dir von allen Seiten wiederholt — dass du dir mit der ernsten Erfüllung deiner sogenannten „Militärpflicht" ein Recht auf unsere Dankbarkeit erwirbst.

Nun halten es aber die unterzeichneten Frauen und Männer — die gewiss noch im Namen Tausender von Eidgenossen sprechen — für ihre Pflicht, dir feierlich zu erklären, dass sie dich als Soldaten nicht als einen Schutz, sondern als eine Gefahr für das Land betrachten.

Wenn du nach all den Greueln des Weltkrieges noch Freude am Militär empfinden kannst. so sei dir das gegönnt. Auf unseren Dank aber darfst du als Soldat nie und nimmer rechnen.

Dieser Dank gilt heute demjenigen, der die kaltblütige Vorbereitung der Gewalttat aufgibt und Vertrauen in der Welt aufkommen lässt.

Das sagen wir dir nicht, um dich zu ärgern, nicht um dich gegen irgend jemanden aufzuhetzen, nicht mit irgend einer politischen Absicht — der rote Soldat scheint uns ebenso gefährlich wie du selbst — wir sagen es nur, weil es uns damit bitter ernst ist und weil wir der Katastrophe, die du mit allen Soldaten der Welt allmählich über uns wieder heraufbeschwörst, in jeder Weise steuern möchten.

Wenn du mit gutem Gewissen Militärdienst tun kannst, so tue es, beunruhigt dich aber dein Gewissen, so übertäube diese deine Unruhe in dir nicht, sondern wisse, dass Unzählige wie du beunruhigt sind und nicht zur Ruhe kommen können und wollen, bis sie den Weg gefunden haben, der unser Volk und die ganze Menschheit vor einem neuen Krieg rettet. Suche Fühlung mit ihnen und hilf ihre Reihen enger schliessen.

Wisse, dass da Leute sind — mehr als du denkst — die deine Unruhe verstehen, teilen und dich vor der Oeffentlichkeit, wie sie das können, moralisch decken und unterstützen.

Mit eidgenössischem Grusse
Schweiz. Zentralstelle für Friedensarbeit.
Jugendgemeinschaft „Nie wieder Krieg".
Jugendorganisation „Freischar".

Alle Zuschriften, die sich auf obige Mitteilung beziehen, sollen an Pierre Ceresole, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, gerichtet werden.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege" und des „Aufbau", Sonntag den 18. Oktober, abends 8 Uhr, im „Grünen Saal" des Volkshauses (Hoteleingang). Vortrag von Dr. F. Wartenweiler vom Nussbaum, Frauenfeld, über Grundtvig, den Begründer der dänischen Volkshochschulen. Zu dieser Veranstaltung ladet alle Freunde unserer Sache herzlich ein und bittet sie, auch Gäste mitzubringen der Ausschuss.

Von Büchern

Zwei Bücher vom Reiche Gottes.

1. Ein Pionier.

Es war am 27. November 1904. Der grosse Saal der Burgvogtei in Basel war von einem buntgemischten Publikum besetzt. Neben den Sozialdemokraten,

die die Mehrheit bildeten, sassen Vertreter der religiösen Kreise, Gemeinschaftschristen, einige Pfarrer (einer von ihnen ich selbst) und derartiges Volk. Es war ein etwas seltsames Vortragsthema angekündigt: „Die ideale Volksherrschaft oder: Warum kann die von Christus gewollte Gottes- und Volksherrschaft bei uns in der freien Schweiz und zunächst in Basel leichter verwirklicht werden als anderswo?" Nebenbei: Das Thema selbst, das heute nur ein ganz Naiver noch ohne Ironie lesen kann, erschien damals noch nicht ohne weiteres als lächerlich. Wohl aber als seltsam: denn was war das: „Die von Christus gewollte Gottes- und Volksherrschaft?" Davon hatten damals noch die Wenigsten eine Ahnung. Und nun vollends der Sprecher: ein ehemaliger Missionar und dazu Angehöriger der frommen bürgerlichen Basler Kreise — und ein solcher redet in der Burgvogtei zu den Sozialisten, und zwar nicht etwa, um sie im üblichen Sinne zu „bekehren", sondern um ihnen weitgehend Recht zu geben, bloss mit dem Vorbehalt, dass ihre Sache mit Christus verbunden und auf die Höhe der von ihm verkündigten kommenden Gottesherrschaft erhoben werden müsse. Es war ein Kuriosum — ein Kuriosum dass ein Mann, der aussah wie ein richtiger ehrwürdiger Pfarrer und Missionar nach der gangbaren Vorstellung, im schwarzen Gehrock, mit lang wallendem Bart, in der roten Burgvogtei vor den Sozialisten gegen den Kapitalismus und Mammonismus redete und Sätze aussprach wie diesen: „Die von Christus und den Aposteln verkündigte Gottes- und Volksherrschaft ist gleichbedeutend mit der richtig verstandenen internationalen Sozialdemokratie," allerdings mit dem Zusatz: „mit welcher freilich die jetzige unreife ‚sozialdemokratische Partei' nicht verwechselt werden darf." Das Charakteristische an dem Vortrag war, dass darin biblische Gedankengänge und Ausdrücke neben modern sozialistischen hergingen, wie zwei Flüsse von verschiedener Farbe in demselben Strom. Und das war eben auch das Seltsame. Denn ein christliches Bekenntnis zum Sozialismus in moderner Sprache wäre auch damals in der Burgvogtei zwar aus dem Munde eines frommen, bürgerlichen Baslers höchst sensationell, aber nicht ein Kuriosum gewesen. So wurde der Vortrag wohl nicht allzu ernst genommen. Als vollends nach der Diskussion, in der vor allem ein junger Vertreter des Katholizismus und ein Führer der Sozialdemokratie ihren Spruch gesagt hatten, jener theatralisch, dieser (übrigens auch ein getaufter Katholik) ehrlich, der Referent das Schlusswort sprach und es leider etwas zu pastoral-erbaulich ausklingen liess, worauf ein Schalk aus dem Saale „Amen" rief und die Versammlung unter Gelächter auseinander ging, da war der Eindruck des ganzen Abends schon ziemlich „gemischt".

Und doch war der Mann und seine Sache sehr ernst zu nehmen. Denn Ludwig Reinhardt war ein Pionier dessen, was heute in immer stärkerer Bewegung zum Durchbruch ringt: der Reichsgotteshoffnung als Zentrum der christlichen Botschaft, worin das soziale und das religiöse Problem zusammenfliessen und ihre Lösung finden. Ich erinnere mich wohl, dass seine Schriften, besonders die um die Jahrhundertwende erschienenen, ein gewisses Aufsehen erregten, allerdings, wie mir schien, mehr in den christlichen Kreisen Basels und verwandten anderswo, nicht in der breiten Oeffentlichkeit. Was mich selbst betrifft, so kann ich mich nicht genug verwundern, dass ich, der ich doch längst mich auf ähnlichen Wegen befand, an dem Manne vorbeigegangen bin. Vielleicht war ich doch selbst noch zu unfertig, um eine mir zunächst etwas fremde Art, diese Sache zu vertreten, recht verstehen und gelten lassen zu können, vielleicht auch mit dem Hintergrund seiner Gedanken zu wenig vertraut oder darin selbst zu wenig entwickelt. Er war mir, das weiss ich noch, mit der Art, wie er Sozialdemokratie und Christentum zusammen bringen wolle, etwas zu utopisch; auch das Utopische in jenem Thema war mir klar. Aber er war mir damals wohl auch etwas zu biblisch, ich meine: biblisch in der Form. Ich glaube auch, ohne es ganz genau zu wissen, dass mir damals noch der biblische Realismus des Reiches Gottes im Gegensatz zum Plato-

nismus, besonders in der Jenseitsfrage, aber auch in anderer Beziehung, nicht so klar war wie später und jetzt. Jedenfalls freue ich mich herzlich, dass nun das Lebenswerk dieses Mannes etwas wie eine Auferstehung erlebt und zugleich uns Andern unerwarteter Weise leicht zugänglich gemacht wird. Das geschieht durch Professor Ernst Stähelin in Basel, der aus den Schriften Reinhardts dasjenige herausgegriffen hat, was ihm wesentlich und von dauernder Bedeutung schien, es durch einigen Briefwechsel Reinhardts (u. a. mit Bernstein, Bebel, Wilfred Monod und Blumhardt), sowie Besprechungen seiner Schriften ergänzend[1]), alles in einen bescheidenen biographischen Rahmen stellend und mit einem eigenen kritischen „Nachwort" abschliessend.[2])

Man muss, wenn man die Entwicklung dieses Mannes verfolgt, wirklich staunen, wie dieser Mann, der doch aus sehr konservativen Kreisen hervorgegangen ist, auf wahrhaft revolutionäre Weise Wahrheiten vorausgenommen hat, die erst in den letzten Jahrzehnten, da und dort aufbrechend, eine allgemeine Bedeutung gewonnen haben. Deutlich erkannte er, wie schon angedeutet worden ist, dass in der christlichen Geschichte jene grosse Entartung vorgegangen sei, die an Stelle des Reiches Gottes für die Erde eine platonische „Unsterblichkeit der Seele" setzte, und damit ein Jenseits, von dem die Bibel nichts weiss, an Stelle des biblischen Auferstehungsglaubens. Er sah die ratlose Verlegenheit, worin auf diesem falschen Weg Kirche und Christentum in unsern Tagen geraten, und sah, dass nur jene ursprüngliche Wahrheit ihnen und unseren ganzen „Kultur" neue Einheit und Kraft zu verleihen vermögen. Er lernte nicht nur die ganze Geschichte, sondern auch die Bewegungen unserer Zeit auf allen Lebensgebieten, so z. B. die Entwicklungslehre, sogar den Materialismus, vor allem aber die soziale Frage im Lichte der Bewegung auf das Eine grosse Ziel hin schauen. Und er hatte den Mut, diese rettende Wahrheit in die Welt hinauszutragen, sogar in die sozialistische Zeitung und Volksversammlung. Das ist alles des Dankes und der Bewunderung würdig.

Der grösste Wert des Buches besteht, wie mir scheint, darin, dass man hier sozusagen die ganze Reichgottesbewegung und Reichgotteshoffnung in einer konkreten Form vor sich sieht, ihren Gang durch die Geschichte (sogar des Heidentums), die alte und neue Gegnerschaft, womit sie es zu tun hat, die neuesten Probleme, mit denen sie ringt. Das Letztere wird besonders durch das „Nachwort" des Herausgebers bewirkt. Man kann also allen denen, welche „auf das Reich Gottes warten", warm anraten, durch dieses nicht umfangreiche Buch ihr Nachdenken über diese höchsten Dinge anregen, ihr Glauben und Hoffen vertiefen und stärken zu lassen. Für Leser, die nicht aus „positiven" Kreisen stammen, hängen freilich ein bischen zu viel philosophische und theologische Eierschalen daran, die sie etwas abschrecken mögen, doch sollten sie sich dadurch, falls es sie im übrigen in diese Richtung des Denkens und Glaubens zieht, nicht abschrecken lassen.

Eine kritische Stellungnahme meinerseits ist nicht nötig. Denn eine solche ist ja in dem „Nachwort" enthalten, dem ich im allgemeinen durchaus zustimmen kann und das viel tiefes und ernstes Denken verrät. Meinerseits könnte ich vielleicht noch hinzufügen, dass, wie ich schon angedeutet, Reinhardts Versuch, Sozialismus (oder Sozialdemokratie) und Gottesreich zusammenzufügen, mir auch jetzt, wie damals, etwas utopisch und in gewissem Sinne zu oberflächlich vorkommt, was aber der Achtung vor dem Mut und der Originalität,

---

[1]) Ganz besonders interessant für Theologen ist die von Albrecht Ritschl, dem berühmten theologischen Führer einer ganzen Generation, der dem Reinhardten Reichsgottesglauben völlig zuzustimmen scheint, was doch unerwartet ist.

[2]) Ludwig Reinhardt. Im Bannkreis der Reichsgotteshoffnung. Bearbeitet von Ernst Stähelin. Verlag von Ernst Reinhardt, München.

die doch damals in dem Versuch lagen, keinen Eintrag tut. Was das „Nachwort” betrifft, so ist es jedenfalls ein grosses Verdienst, dass der Herausgeber die Botschaft Reinhardts davor bewahrt, nicht ganz ernst genommen zu werden, dadurch, dass er sie in seinen tieferen Zusammenhang bringt, sie von Flachheiten, die grösstenteils zeitgeschichtliche Irrtümer sind, reinigt, sie gleichsam zu ihrer eigenen Tiefe zurückführt. Es dürfte höchstens die Frage erlaubt sein, ob die Botschaft vom Reiche Gottes nicht auch einer grösseren Einfachheit fähig sei, ohne irgend etwas an Ernst und Tiefe zu verlieren. Ich glaube, dass der verehrte Verfasser des „Nachwortes” dies wohl nicht leugnen wird. In Bezug auf seine Lösung des Problems der Prädestination möchte ich noch ein kleines Fragezeichen anbringen und einen etwas andern Weg vorschlagen, und was den Einfluss des Platonismus, speziell seiner Jenseitsorientierung, betrifft, so würde ich doch eher der Schärfe der Reinhardtschen Gegenüberstellung der beiden Recht geben, allerdings mit ihm den Wert jener einseitigen christlichen Jenseits (-Himmels)-Orientierung anerkennend, und seine mit der der „Ernsten Bibelforscher“ übereinstimmende Lehre vom Schicksal der Seele nach dem Tode (vor dem endgültigen Sieg des Gottesreiches und nachher) ablehnend. Ebenso halte ich einen schärferen Widerspruch gegen die Einseitigkeit der offiziellen Reformation für notwendig (wie mein Aufsatz: „Zur Weltlage“ in diesem Heft zeigt), obschon auch ich die Anknüpfung an sie, besonders an Calvin und Zwingli, stets für ebenso notwendig gehalten habe und jetzt noch halte.

Doch das sind kleine Meinungsverschiedenheiten, die einerseits hier nicht weiter erörtert werden können, anderseits gegenüber der Uebereinstimmung im Ganzen nicht in Betracht kommen. Viel lieber möchte ich noch einmal meine Freude darüber äussern, dass jener verkannte Mann, der einen so einsamen Weg gegangen ist, nun zu seinem Rechte kommt.[1]) Und darauf hinweisen möchte ich gern wieder einmal, dass dieser Mann mit seiner weiten, kühnen Botschaft aus dem P i e t i s m u s und aus der M i s s i o n hervorgegangen ist. Es haben ihn auch jene grossen schwäbischen Pietisten beeinflusst, bei denen in der neuern Zeit besonders original und tief die Reichgotteswahrheit wieder auftaucht: Bengel, Oettinger, Auberden, Beck. Auch früher ist nach der Erstarrung des Evangeliums in der Orthodoxie inmitten des Pietismus diese Wahrheit zuerst wieder erschienen. Es ist gut, das zu bedenken, wenn man erfährt, wie heute gerade ein gewisser Pietismus der erbittertste und gehässigste Feind dieser Botschaft ist, und es ist erlaubt, ja geboten, darauf Hoffnung zu bauen. Was aber die Mission betrifft, so ist sie ja immer sozusagen eine oft freilich noch verhüllte Form der Gottesreichbewegung gewesen und es ist nichts begreiflicher, als wenn ein Missionar in dieser allein die Zukunft der Mission erkennt. Reinhardt ist nicht der Einzige dieser Art geblieben.

Im Basler Missionshaus, wo Reinhardt zu seinem Beruf herangebildet wurde, hat ja einst auch Blumhardt, der Aeltere, gewirkt und Anregung zu seinem späteren Denken empfangen. Mit Blumhardt dem Sohn hat Reinhardt, wie ich angedeutet, Beziehungen gehabt. Aber was mir auffällt, ist, dass er nicht von ihm und nicht von seinem Vater den Anstoss zu der Revolution erfahren hat, die in ihm vorgegangen ist. Von Blumhardt hätte er ja besonders seine Weite des Blickes haben können, der alle Weltbewegungen, auch scheinbar feindselige, in einer Beziehung zum Kommen des Reiches sieht. Man erkennt an dieser Unabhängigkeit Reinhardts von Blumhardt wieder, wie gewisse Wahrheiten, einmal zur Offenbarung reif geworden, gleichzeitig an verschiedenen Orten und auf verschiedene Art, ohne äussern Zusammenhang, aufbrechen.

---

[1]) Dass dieses Verkanntsein gelegentlich zu seltsamer Selbstüberschätzung führte, ist nicht unbegreiflich.

Und zum Schlusse möchte ich noch einmal meine Ueberzeugung aussprechen, dass das Buch, das uns so geschenkt worden ist, gerade in diesem Moment, wo der Glaube an das Kommen des Reichs geschwächt scheint, von besonderem Werte ist und dessen Sache einen bedeutenden Dienst leisten wird.

L. R.

2. Ein Abgefallener.

In die gleiche Bewegung hinein, wie das Buch von Reinhardt-Stähelin, gehört das von Hans Mühlestein: „Russland und die Psychomachie Europas".[1]) Der Titel ist seltsam und kommt mir, offen gestanden, etwas modern aufgemacht vor. Aber es ist ein Buch, über dem man allerlei bedenken kann und in dem allerlei Gutes, Wahres und Grosses steht. So z. B. über die Entwicklung des Sozialismus und sein Verhältnis zur Religion. Es stehen darin auch Gedankengänge, wie ich sie in dem diesmaligen Aufsatz „Zur Weltlage" und übrigens auch früher schon mannigfach entwickelt habe. Alles in einer breit und rasch strömenden, oft hinreissenden Darstellung.

Und es ist auch ein Buch vom Reiche Gottes. Aber freilich in anderem Sinne als das von Reinhardt-Stähelin. Denn es ist das Buch eines Abgefallenen. Allerdings muss nun dieses Stichwort erläutert werden. Die These Mühlesteins ist in Kürze folgende: Der Sinn des Christentums ist das Reich Gottes auf Erden. Alles andere ist Entstellung. Dieses Reich Gottes ist aber am Jenseits orientiert. Unter dieser Gestalt — als aus dem Jenseits hereinbrechendes Reich Gottes auf Erden — ringt es in der „christlichen Geschichte" mit der Kirche und Orthodoxie, den Priestern und Schriftgelehrten, in der Absicht, eine demokratische und soziale Demokratie aufzurichten. Ein besonders grossartiger Ausbruch dieser Geistesmacht ist die Wiedertäuferbewegung mit Thomas Münzer an der Spitze, der von der offiziellen Reformation im Bunde mit den weltlichen und geistlichen Machthabern erdrosselt wird. Damit ist das Christentum als allgemeine Volksbewegung, Volkskultur und soziologische Lebensform im Westen Europas erledigt. Einige Elemente dieses echten Christentums machen sich allerdings in Zwingli und Calvin und in der englischen religiösen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts geltend, trotzdem ist die Folge jener Katastrophe der Untergang des Christentums in Westeuropa. Amerika inbegriffen. Es entartet zu Kirche und Pfaffentum und wird einerseits eine Beute Roms, anderseits der modernen Wissenschaft und Aufklärung. Der Sozialismus, in dem die apokalyptische (d. h. auf das Reich Gottes auf Erden gerichtete) Grundtendenz des Christentums noch einmal auflebt, gerät in dieser vom ursprünglichen Geiste des Christentums verlassenen modernen Welt in das Geleise des Materialismus.

Da taucht ein letzter grosser Versuch auf, das Christentum und damit die Welt zu retten. Er kommt von Russland her. Was dort im neunzehnten Jahrhundert die Grössten, vor allem Dostojewsky und Tolstoi, wollen, ist das Millennium, d. h. die Aufrichtung des Reiches Christi auf Erden. Damit wollen sie auch den Westen vor dem geistigen Untergang bewahren. Aber es offenbart sich auch an diesem, an sich grossartigen Versuch die Tragik aller bisherigen, der eigentlich christlichen, Reichsgotteshoffnung: sie ist am Jenseits orientiert, am jenseitigen Gott und am jenseitigen Ziel. Sie weiss mit der Erde nichts anzufangen. Darum musste auch der russische Chiliasmus (= Millennium) zusammenbrechen und sein Liquidator der Bolschewismus sein.

Damit aber ist des Christentums Ende da. Was nun kommen muss, das ist freilich auch die Gottesherrschaft, das Reich Gottes auf Erden, aber ein am Diesseits orientiertes, auf die Freiheit und Göttlichkeit des Menschen, dessen Organ Vernunft und Wissenschaft bilden, gegründetes. Es wird freilich Einiges vom Besten aus dem Erbe Christi übernehmen: den Wert der

[1]) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Seele, der Persönlichkeit, den Glauben an das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens. Aber es wird neue Propheten, Apostel, Christusse haben, vor allem zwei: Friedrich Nietzsche und Fritz Unruh — Propheten, Apostel, Christusse des Diesseits, des Lebens, der Freiheit, des selbständigen Menschentums und der autonomen Gestaltung des Weltlebens. So entsteht in Anknüpfung an die alte eine neue Religion. Sie wird die Welt retten, indem sie ihr eine neue Einheit und Kraft und damit eine neue Lebensmöglichkeit verschafft. Auch der Sozialismus wird sein Werk nur tun können, wenn er religiös wird. Dann wird er auch Rom besiegen helfen.

Man sieht, dass Ibsens „Drittes Reich" bei Mühlestein in neuer Form auftaucht.

Wenn ich zu dieser Mühlesteinschen These ein paar Worte sagen soll, so bin ich im allgemeinen natürlich damit einverstanden, dass der Sinn des Christentums, d. h. für mich: der Bibel, das Reich Gottes für die Erde ist. Ich würde nur nicht von „Chiliasmus" (= Millennium) reden, weil das schon eine besondere Form, ja eine Entartung jenes Sinnes ist. Aber dann zweigt mein Weg von dem Mühlesteins freilich ab. Und hier ist die Hauptfrage zu stellen: Was versteht Mühlestein unter der Jenseitsorientierung? Versteht er darunter ein unirdisches, d. h. in ein blosses Jenseits der Schöpfung, in einen „Himmel" weisendes Ziel? Dann irrt er sich gar sehr und wäre ihm die Lektüre Reinhardts (oder auch der Bibel!) zu empfehlen. Denn das Reich Gottes, wie es die Bibel verkündigt, ist ganz und gar diesseitig, weltlich. Es ist realistisch, ja materialistisch — dieses im Sinn des Wortes, dass das Ende der Wege Gottes Leiblichkeit sei oder des grösseren: „Das Wort ward Fleisch." Mühlestein verfällt seltsamerweise, vielleicht durch Nietzsche und Unruh verführt, in den alten Irrtum einer Verwechslung von Neuplatonismus und biblischer Reichsgottesbotschaft. Meint aber Mühlestein mit dem „Jenseits" die Ueberweltlichkeit Gottes und die Weltunterschiedenheit seines Reiches, so ist freilich in diesem Sinne die Reichsgotteserwartung „jenseitig", aber ohne diese „Jenseitigkeit" gibt es gar kein Reich Gottes, sondern nur Weltreich; ohne diese Jenseitigkeit gibt es keine Kraft der Welterlösung und Weltverwandlung.

Das führt zu einem zweiten Einwand: Mühlestein befindet sich in einem grossen Irrtum, wenn er meint, dass gewisse Wahrheiten sich festhalten liessen, auch wenn sie von ihrer Wurzel, dem alten Christusglauben, losgelöst würden. Darüber könnte ihn gerade Nietzsche eines Besseren belehren, der an einer bekannten Stelle, die ich augenblicklich, fern von meinen Büchern, nicht wörtlich zitieren kann, es als eine Oberflächlichkeit bezeichnet, wenn man die christliche Moral haben wolle, ohne den christlichen Glauben, mit dem sie stehe und falle.

Drittens: es gibt kein „drittes Reich" und keine „neue Religion", sondern nur ein Entweder Religion Oder Reich Gottes, oder auch Entweder Heidentum oder Christentum (hier Israel eingeschlossen). Nur diese zwei „Prinzipien" oder „Mächte" ringen miteinander, tertium non datur.[1])

Viertens: was Russland betrifft, so scheint es mir sehr fraglich, ob Mühlestein die Russen richtig verstanden hat. Ich vertehe sie nicht so wie er. Vor allem aber hat er sich eines fast unverzeihlichen Kurzschlusses schuldig gemacht. Er redet vom Ende des russischen Christentums und dabei ist höchst wahrscheinlich, dass wir vor einer neuen, gewaltigen Erhebung dieses Christentums stehen. Siebentausend Gemeinden mit etwa zehn Millionen Mitgliedern sind in den letzten Jahren in diesem Russland entstanden, Gemeinden, in denen das Urchristentum wunderbar wieder auflebt. Und anderes Leben dieser Art blüht aus den Ruinen.

Endlich noch mit einem Wort die Hauptsache, die Mühlestein merkwür-

---

[1]) Ein Drittes gibt es nicht.

digerweise übersieht: es kommt doch wohl nicht darauf an, ob wir Religionen machen oder abtun, sondern ob der Gott lebt, den die Bibel verkündet. Lebt er, so kommt auch sein Reich. Ich glaube, dass er lebt.

Auf Grund dieser Einwände sage ich: Dieser Abgefallene hat sich, in der modernen nervösen Hast, zu rasch abgewendet. Jene Bewegung, weit davon entfernt, erstorben zu sein, kommt erst jetzt mit Gewalt; von allen Seiten her bricht sie herein. Und sie ergreift die Welt, sie zu gestalten. Mühlesteins Buch aber muss, und das scheint mir sein Wert, zeigen, dass man ihr nicht mehr entrinnen kann. Es ist daneben auch ein gutes Zeichen, dass ein Dichter sich so leidenschaftlich mit solchen Problemen beschäftigt.

L. R.

Arbeit und Bildung.

Gartenhofstrasse 7, Zürich.

Programm für das Wintersemester 1925/26.

Erste Hälfte: Oktober bis Neujahr.

I. **Geld und Gut.** In fünf Abenden.

1. Was ist das Geld und was bedeutet es im Wirtschaftsleben?
2. Was ist das Geld im Kapitalismus?
3. Was bedeutet das Eigentum?
4. Was sagt die Bibel von Geld und Gut?
5. Wie verwenden wir den Besitz?

Der Kurs findet jeweilen am Freitag, abends 8 Uhr, statt und beginnt am 6. November. Referenten: Redaktor B. Mani, Romanshorn; Dr. Max Weber, St. Gallen; L. Ragaz, Zürich.

Der Kurs ist als freie, volkstümliche Aussprache über dieses hochwichtige und brennende Thema gedacht. Wenn das Bedürfnis nach vertieftem Studium desselben sich kundtut, wird dafür ein besonderer Kurs angesetzt.

II. **Zollfragen.** Kurs von Nat.-Rat Weber in Wetzikon.

Der Kurs findet jeweilen Mittwoch, abends 8 Uhr, statt. Beginn 4. November.

Es ist uns eine besondere Freude, dass es uns gelungen ist, für dieses so aktuelle Thema einen Referenten zu finden, der wie Herr Weber in dieser Materie daheim ist.

III. **Frauengruppe Oberstrass.** Thema für den Winter: **Was kann die Frau für das Kommen einer neuen Ordnung tun?** (Im sozialen, wirtschaftlichen, politischen Leben, in Familie und Menschengemeinschaft.) Leitung Frau D. Staudinger. Alle vierzehn Tage, Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn 8. Oktober. Lokal Scheuchzerstrasse 36. Bücherverleih (auch an Nichtmitglieder) ebenda, vor Beginn der Abende.

IV. **Vom rechten Haushalten:** Kurs für Frauen. Leiterin: E. Früh, Haushaltungslehrerin. Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr. Beginn: 20. Oktober.

Dieser Kurs wendet sich besonders an Frauen aus der Arbeiterschaft. Er will die Fragen behandeln, die mit dem häuslichen Leben einer Familie unserer Tage verbunden sind. Im Anschluss daran finden auf Wunsch an Sonntagnachmittagen familiäre Zusammenkünfte statt.

V. **Dantes Göttliche Komödie oder der Erlösungsweg der Seele.** Leiter: L. Ragaz. Jeden Samstag, abends 8 Uhr. Beginn 10. Oktober.

Auf vielfach geäusserten Wunsch soll die Erschliessung dieses grossartigen Werkes für jedermann versucht und es sollen im Anschluss daran die Grundprobleme des Lebens erörtert werden. Es ist zugleich eine Fortsetzung des Faustkurses.

Um ein Zuviel zu vermeiden, werden die Bibelbesprechungen für den Winter ausgesetzt.

VI. **Einführung in die Philosophie.** Leiter: L. Ragaz. Jeden Montag, abends 8 Uhr. Beginn 19. Oktober.

Es wird mehr an eine Studiengruppe, einen kleinen Kreis solcher gedacht, die, mitarbeitend, sich mit den verschiedenen Denksystemen bekannt machen möchten.

VII. **Monatsabende** jeden vierten Dienstag des Monats, abends 8 Uhr. Beginn 27. Oktober.

Thema vorläufig: **Meine Arbeit.**

Erörterung der mannigfachen Fragen und Aufgaben des heutigen Arbeitslebens, an Hand von persönlichen Darlegungen.

VIII. **Musikalische Abende. Einführung in die Entwicklung der Klavierkunst.** Leiterin: Fräulein S. Widmer, Höngg. Alle vierzehn Tage am Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn 29. Oktober.

Es wird zunächst eine Auswahl von Klavierwerken der alten Meister vor Bach zum Vortrag gebracht und erläutert und dann zu Bach und Händel vorgeschritten.

Diese Abende sollen der Kunst breitern Raum in unserer Arbeit schaffen und zugleich dem freien Zusammensein dienen.

Alle Anlässe finden, wo nichts anderes angegeben ist, im Heim der Arbeitsgemeinschaft, Gartenhofstrasse 7, statt.

Für den Kurs I wird ein Kursgeld von 2 Fr., für die Kurse II, V und VI ein solches von 3 Fr. erhoben. Anmeldungen für die Kurse entweder schriftlich an Herrn Braun-Engler, Schöntalstrasse Nr. 24, oder am Donnerstag, abends 6—8 Uhr, Gartenhofstrasse 7, erwünscht.

Jedermann ist herzlich willkommen.

Das Komitee.

Für die zweite Hälfte des Wintersemesters stehen neben Dante in Aussicht: 1. Ein Kurs über Grundlagen der Kommunalpolitik von Dr. Hs. Opprecht und 2. ein Kurs über Pestalozzi von Pfarrer Weidemann in Kesswil.

Aufruf zum Dienen.[1])

Der Zweck des Lebens ist dienen; das Gesetz des Lebens ist opfern; der Geist des Lebens ist göttliche Gemeinschaft.
(M. E. MacDonald.)

Auf einem Hügel, dreiseitig vom Meer umspült, liegen die Ruinen des Schlosses von Scarborough. Hier wurde während der Jahre 1664—66 der erste Quäker gefangen gehalten: Georges Fox, der den Glauben an das innere Licht in jedem Menschen verbreitete, der kein Dogma und keinen festgelegten Glaubenssatz, keine Klassen-, keine Rassenunterschiede duldet, sondern in sich selbst eine unversiegliche Quelle schöpferischer Ideen ist.

Nahe dieser historisch interessanten Stätte fand dieses Jahr die Jahresversammlung der Gesellschaft der Freunde (Quäker) statt.

Im Mittelpunkt der Versammlungen stand diejenige mit dem Titel: Der Ruf zum Dienen. John W. Graham stellte in seinem Swarthmore-Vortrag am Abend vor der Eröffnung der Jahresversammlung die Frage, was die Gesellschaft der Freunde einer Welt geben könne, in der wir die „Erniedrigung Gottes im Leben des Slum[2]) und im Tod des Soldaten“ sehen. Und die Agenda wurde zusammengestellt „in der Hoffnung, dass die Freunde sich in Scarborough treffen werden im Geiste des Gebets: „Herr, was willst du, dass ich tue?“

So zog sich als rotglühender Faden durch alle Zusammenkünfte der Freunde während der zehn Tage in Scarborough der tiefe Wunsch nach Aufopferung des Ichs im Dienste der sich höher entwickelnden Menschheit. Es wurde betont, dass bessere wirtschaftliche Zustände, bessere Beziehungen zwischen Nationen, Klassen und Rassen nicht zu erreichen sind, ohne dass neue Menschen werden; denn es sind ja die Menschen, die die Verhältnisse schaffen.

Der einzelne Mensch muss stille werden, sich versenken in den Gedanken, was Gott mit und durch ihn tun will, welche Aufgabe der Menschheit als Ganzem und ihm als Einzelwesen gestellt sei. Doch „wie selten ist eine Seele so still, dass sie Gott reden hört.“

Die grosse Forderung an jeden Einzelnen ist, allen Menschen gegenüber als Bruder zu handeln; nicht zu vergessen, dass grosse Dinge in kleinen, alltäglichen Dingen begonnen werden müssen; nicht zu predigen, sondern zu tun.

Die Jugend von heute will keine Predigten, keine guten Rat-

---

[1]) Zusammengestellt nach Notizen, aufgenommen während der Jahresversammlung der Gesellschaft der Freunde (Quäker) in Scarborough (England), Mai 1925.

[2]) Slums = Sümpfe heissen die schlimmsten Elendquartiere der grossen Städte.

schläge hören, sie will zu Taten aufgefordert werden und will selbst Taten tun.[1])

Wenn die durch Ueberzeugung neu hinzugetretenen Mitglieder von der Schönheit des Quäkertums reden, so meinen sie nicht die alten Traditionen, sondern die alte Erfahrung des „inneren Lichtes", die sich in ihnen erneute.

Wir wurden an das Wort: „Folge mir nach!" erinnert. Darauf hörten wir: Wissen wir denn wirklich, was das heisst, Jesu nachfolgen? Wir haben von dem Elend und von der Not im nationalen und internationalen Leben gehört, von Gefängnissen und sozialen Misständen, von Opiumhandel, Kriegsgefahr, mangelhaften Erziehungsmethoden, von Sklavenhandel und Schwierigkeiten der Geburtskontrolle. Und in unserem „book for discipline" finden wir am Schluss die Worte John W. Rowntree's: „Bekehre du, Christus, uns durch deinen Geist; durchströme uns mit deiner göttlichen Leidenschaft; ertränke unsere Selbstsucht in deiner hereinströmenden Liebe; lege auf uns das Leid der Welt; treibe uns an, hinauszugehen mit der Glut der Apostel! Nur so können wir unsere Botschaft verkünden." Wissen wir, was das heisst: „deine göttliche Leidenschaft?" Es bedeutet zu wandern durch Staub und Schmutz der Strasse, ohne Besitz; mit Armen und Ausgestossenen zu sprechen wie mit Gelehrten und Besitzenden; Stunden und Nächte in der Einsamkeit zu harren auf die Stimme Gottes in der eigenen Seele. Sind wir bereit dazu? Sodann: „Ertränke unsere Selbstsucht in deiner hereinströmenden Liebe." Das bedeutet Liebe und Vertrauen zu allem und jedem Menschen, unter den schwierigsten Verhältnissen, Hilfsbereitschaft und Liebe immer und stets, wenn wir selbst auch verachtet und verleugnet werden. Sind wir bereit dazu? Und dann: „Lege auf uns das Leid der Welt," sind wir dazu bereit? Bereit, mitzuhelfen bei der Verminderung des Leids und Elends der Welt ringsum, mitzuhelfen in unserem täglichen Leben, jeden Tag, jede Minute? Bereit, täglich und stündlich eine lebende Religion auszuleben? Und nur so können wir Jesu Botschaft verkünden.

Wenn wir Gottes Kinder sein wollen, müssen wir allen Menschen Brüdern und Schwestern sein. Kinder Gottes können wir nicht sagen: wir glauben an Gott; ebenso können wir nicht sagen: wir glauben nicht an ihn. Aber wir suchen ihn, wir wollen ihn suchen, unermüdlich, jeden Tag mehr und inniger suchen, ihn und seine Verwirklichung im täglichen Leben, „mit Feuer in unseren Gliedern," und wir wollen versuchen, Jesu nachzufolgen, der uns zeigte, was Liebe ist.

Wir wollen uns nicht gegenseitig kritisieren, sondern in die Zukunft blicken und für die Zukunft denken und schaffen, uns der Füh-

---

[1]) Wenn dem nur so wäre! D. Red.

rung Gottes übergebend. Die Quelle all unseres Tuns soll sein die tiefe innere Erfahrung der Führerschaft des Geistes eines lebendigen Gottes. Wenn wir die Berührung von Christi Geist spüren, sind wir zu Handlungen fähig; dann werden wir lernen, nicht nur für einander zu denken, sondern auch mit einander, und die heilige Gemeinschaft eines mit dem andern zu verwirklichen. Und die Frucht dieser heiligen Gemeinschaft, die in unsern sonntäglichen Zusammenkünften ihren Herzpunkt hat, wird sein Bereitschaft und Fähigkeit zum Dienen. Zum Dienen von Freund an Freund, unter Ausschaltung des Begriffs Fremdling, und in grosser Demut. Denn alles wahre Dienen ist gegenseitig, wie alle Hilfe gegenseitig ist. Wir wollen Dienende sein und Bediente, Helfende und Hilfe Erhaltende.

Gewiss, wir alle fehlen und versagen oft und viel, doch dies soll uns nicht entmutigen. Wir kamen hier zusammen am Ufer des Meeres, wo wir täglich Ebbe und Flut sehen. Unser Wollen und Versagen ähnelt Ebbe und Flut. Wir gehen zurück, aber wir gehen auch wieder vor. Nein, wir wollen uns nicht entmutigen lassen; wozu wäre es denn wert, Ideale zu haben, wenn wir nicht immer und immer wieder, trotz aller Verirrungen, versuchen würden, uns zu ihnen hinaufzuleben?

Und was wir selbst nicht ausleben können, wollen wir der nächsten Generation übergeben, wie ein alter Freund zu einem jungen sagt: „Gott segne dich und mache dich fähig, mein Werk zu Ende zu führen.“ Tunas.

Das Werden der Gesellschaft der Freunde.[1])

Im vergangenen Juli feierten die Quäker das 300-jährige Geburtsfest ihres Gründers Georges Fox. Still und bescheiden begingen sie den Gedenktag des ersten Quäkers, dessen herzwarmes und eigentümliches Gottsuchen einen so grossen Einfluss hatte, und immer noch hat, auf das innere Leben reformierter Reichgottesarbeit.

Georges Fox wurde im Juli 1624 zu Trayton, in Leicestershire, Ayland, geboren als Sohn puritanisch gesinnter Webersleute, die noch äusserlich der bischöflichen Staatskirche angehörten und sich einer gewissen bürgerlichen Wohlhabenheit erfreuten. Der Knabe, der sich durch ein grüblerisches Wesen, gepaart mit Leidenschaftlichkeit, auszeichnete, erhielt die dürftige Schulung seiner Zeit,

---

[1]) In dieser Zeit, wo die vorher auf dem Festland wenig bekannte „Gesellschaft der Freunde,“ gewöhnlich Quäker genannt, durch ihre verneinende Stellung zum Kriege und ihre grossartige Liebesübung die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregt haben, werden die zwei Aufsätze, die von ihnen handeln, Vielen willkommen sein. Der Zweite schildert mehr persönlich Erlebtes. Die Red.

die ihn befähigte, Gedrucktes und Geschriebenes zu lesen, aber ihn in der Schreibkunst über ein ungefüges Malen nicht hinausbrachte. So blieb seine Kunst immer schwerfällig, und die zahlreichen Briefe und Erlasse seines späteren Lebens hat er meistens Freunden in die Feder diktiert. Nach der Ansicht der Verwandtschaft sollte der Knabe Geistlicher werden. Allein die Verhältnisse in der Familie und wohl auch sein eigener Wille erlaubten dies nicht und er kam in seinem 12. Altersjahr zu einem Schuhmacher, Wollhändler und Schafhirten in Nottingham in die Lehre. Im Geschäfte tat er sich tätig um, und auf seine Treue und Umsicht konnte man zählen. Er wurde mit grösseren Unternehmungen betraut und „so lange ich bei ihm war, war er gesegnet; aber nachdem ich von ihm gegangen war, brach das Geschäft zusammen und es blieb ihm nichts," erzählt Fox in seinem Tagebuch. Sein ganzes Wesen zeugte damals von einer ernsten Frömmigkeit und Zuverlässigkeit. „Während dieser Zeit übervorteilte ich keinen Mann noch eine Frau, denn Gottes Kraft war mit mir und über mir, mich zu behüten. Während ich in jenem Dienste war, brauchte ich in meinen Geschäften das Wort „verily", d. h. wahrhaftig, und es war unter meinen Bekannten zum Sprichwort geworden: Wenn Georges „verily" sagt, dann kann ihn nichts herumbringen. Der Herr lehrte mich in allen Dingen wahrhaftig zu sein und auf zwei Arten der Wahrhaftigkeit gemäss zu handeln, d. i. innen gegen Gott und aussen gegen die Menschen und sich zum Ja und zum Nein in allen Dingen zu halten." So war sein ganzes Wesen immer auf seine Rechtfertigung vor Gott hin gerichtet, und mehr und mehr durch die Vertiefung in die Bibel, die er ausgezeichnet kannte und deren Stil sein Reden und Schreiben durchaus beherrschte, suchte er in ein klares Verhältnis mit seinem Vater im Himmel zu kommen. Zu diesem Versuch wurde er auch noch von aussen angetrieben durch die Flut religiösen Erwachens, die durch England zur Zeit Cromwells peitschte und in seinem „Heere der Heiligen" revolutionäre Gestalt annahm zur Sprengung der bischöflichen Staatskirche und des Königtums.

Da hatte er ein Erlebnis, welches ihm seinen Lebensweg andeutete und an sich geringfügig, doch die ganze Wucht innerer Glut herauslodern liess in sein Handeln, die ihn von da an sein ganzes Leben hindurch nie mehr verliess. Als er 19 Jahre alt war, traf er auf einer Geschäftsreise mit seinem Vetter und dessen Freund zusammen, beides Professoren, welche ihn zu einem Glas Bier einluden. Da er durstig war, ging er mit, „denn ich liebte jeden, der ein Gefühl für das Gute hatte, oder den Herrn suchte." Die Professoren hatten aber an einem Glas nicht genug und sie kamen überein, weiter zu trinken und dass der, der nicht mehr trinken wolle, alles bezahlen solle. „Sie betrübten mich heftig, denn nie war mir so etwas bei irgend einer Volksklasse zugestossen; deshalb stand

ich auf und indem ich aus meiner Tasche einen Heller auf den Tisch legte, sagte ich zu ihnen: „Wenn es so ist, dann will ich gehen." So ging ich weg; und als ich meine Geschäfte erledigt hatte, ging ich heim, aber ging jene Nacht nicht ins Bett und konnte auch nicht schlafen. Bald ging ich auf und ab, bald betete ich zum Herrn, welcher zu mir sagte: Du siehst, wie das junge Volk in Eitelkeit aufgeht und die Alten in die Erde gehen; du musst alle verlassen, beide, die Jungen und die Alten und dich von allen fern halten und wie ein Fremdling unter ihnen sein." Und er folgte der Gottesstimme jener Kampfesnacht und am 9. Juli 1643 verliess er seine Verwandtschaft, brach mit der Gemeinschaft, mit allen Jungen und Alten, und begann ein Wanderleben voll der aufreibendsten inneren Kämpfe. Er beriet sich mit den berühmtesten Geistlichen, mit denen er zusammentraf, mit solchen der Freikirchen wie der bischöflichen Kirche, doch fand er nirgends Frieden, obwohl es ihm fromme Baptisten angetan hatten. Von Zweifeln, Versuchungen und dann wieder himmlischen Freuden heimgesucht, rettete er sich allein mit der Bibel ins freie Feld. „Ich frug mich, warum diese Dinge über mich kamen, und ich ging in mich und fragte: War ich je so gewesen?" In der Bibel fand er mehr und mehr Gefallen an der Offenbarung Johannis. Er fand sich leicht in ihre Gesichte und Ankündigungen. „Ich hatte grosse Erleuchtung bezüglich den Dingen, die in der Offenbarung beschrieben sind." Den Priestern und Professoren versicherte er immer wieder, „dass im Menschen eine ‚Salbung' sei, die ihn lehre, und dass der Herr sein Volk selber lehre. Ich war ein Schmerzensmann in jenen Zeiten des ersten Schaffens des Herrn in mir." Mehr und mehr häuften sich die Flüsterungen der Stimme seines Innern und er erhielt Offenbarungen wie: „In Oxford oder Cambridge ausgebildet zu werden ist nicht genügend, um einen Mann zu einem Diener Christi zu machen." Und in seinen Kämpfen sprach einmal die Stimme: „Da ist nur einer, allein Jesus Christus, der deinen Zustand versteht, und als ich sie hörte, da sprang mein Herz vor Freude." Je mehr „das Licht Jesu Christi" in ihm aufging, um so häufiger hatte er Gesichte. Er sah die Liebe Gottes, den Kampf, den er hat mit der Sündenschlange. Er „sah die Berge brennen und die räuberischen, rauhen und krummen Wege und Plätze sanft und gerade werden, damit der Herr in sein Heiligtum kommen möge." 1647 kam er nach Mansfield und erlebte dort den grossen Durchbruch. Er erzählt: „Es war dort ein gewisser Brown, der grosse Prophetien und Gesichte über mich auf seinem Sterbebette hatte. Als dieser Mann beerdigt war, fiel eine grosse Last vom Herrn auf mich zur Verwunderung mancher, welche dachten, dass ich tot sei; und viele kamen, um mich so zu sehen, 14 Tage lang. Ich wurde im Gesichte ganz verändert wie auch am übrigen Aeussern, als wenn mein Körper

neu gebildet worden wäre oder verändert. Währenddem ich in jenem Zustande war, wurde mir eine Empfindungsgabe und ein Unterscheidungsvermögen vom Herrn gegeben, durch welche ich alles klar sah, so dass wenn die Leute von Gott und Christus redeten etc., ich merkte, dass die Schlange in ihnen sprach; aber dies war schwer zu tragen. Doch das Werk des Herrn ging weiter und meine Schmerzen und Wirrnisse begannen zu weichen und Freudentränen stürzten aus den Augen, so dass ich Tag und Nacht weinen konnte mit Freudentränen zu Gott in aller Demut und gebrochenem Herzen. Ich sah in jenes, das ohne Ende ist, Dinge, welche man nicht äussern kann. Denn ich war hindurchgebracht worden durch einen Ozean von Finsternis und Tod, und durch die Macht und über die Macht des Satans, durch die ewige siegreiche Kraft Christi." 1648 lebte er immer mehr in der Freude Gottes und erhielt die Gewissheit seines Berufes als Bote des Lichtes Jesu Christi im Menschenherzen, um die Welt zur Busse zu rufen, zu einem lebendigen Gottesdienst in Geist und Wahrheit. „Nun war ich im Geiste durch das flammende Schwert ins Paradies Gottes gekommen. Alle Dinge waren neu und die ganze Schöpfung gab einen anderen Geruch als vorher, so dass keine Worte es sagen können. Ich wusste nichts anderes mehr als Reinheit und Unschuld und Gerechtigkeit, indem ich erneuert war im Angesichte Gottes durch Christus Jesus, so dass ich sagte, dass ich in den Stand Adams gekommen sei, in dem er vor seinem Falle war. Zu einer gewissen Zeit, als ich durch die Felder wanderte, sagte der Herr zu mir: „Dein Name ist in des Lammes Lebensbuch geschrieben, das vor Grundlegung der Welt war," und als der Herr es sprach, glaubte ich ihm und ich sah es in der neuen Geburt."

So zog er nun hin durch die Lande mit friedsamem Herzen in der steten Klärung durch das Licht Christi in ihm und in fortwährendem Kampfe mit den Geistlichen, besonders der bischöflichen Kirche, indem er ihnen vorwarf, dass sie ein Geschäft aus der Schrift machten; im Kampfe mit den Richtern, dass sie gerecht richten sollten, ohne Ansehen der Person; im Kampfe mit den Wirten, dass sie das Volk nicht zum Trinken verführen sollten mit ihren Festen und Anlässen; im Kampfe mit den Obrigkeiten, dass sie Ordnung hielten und nicht Gewalttat ausübten; im Kampfe mit dem Volke, es zur Busse aufrufend. Er muss einen ungewöhnlich starken Eindruck auf alle Betroffenen gemacht haben. Seine Rede war mühsam und abgerissen, aber in jedem Worte fühlte man sein Herz, das glühte und einen Willen, der unablässig darnach rang, ein Kind des Lichtes zu werden. Tiefer Ernst lag über seiner Person, der in jeder Versammlung ansteckend wirkte. Er hatte eine jeder Gefahr trotzende Beharrlichkeit, die sich durch Gericht und Steinwürfe, Gefängnisse und Peitschung nicht zurückhalten liess, durch die

Predigt das Volk vor Gottes Angesicht zu rufen. Besonders rühmten seine Zeitgenossen die Inbrunst seiner Gebete, in denen man Gottes Nähe fühlte. Sein ganzes Arbeiten war ein ruckweises. Wie der Geist, die innere Stimme ihn trieb und stiess, so handelte er. Er war in ein Gewand, ganz aus Leder gemacht, gekleidet. Die Haare beschnitt er nicht, denn das sei weltlich. Zu jedermann sagte er „du", grüsste niemanden auf der Strasse und wich keinem aus und nahm den Hut vor keinem Menschen ab, denn Menschen sollten von einander nicht Ehre nehmen, die Ehre, die Gott allein gebührt. Seine Wanderungen legte er meistens zu Fuss zurück; hin und wieder ritt er. Er nächtigte, wo seine Predigt ein Herz und eine Haustüre für ihn öffnete. Wurde er nicht eingeladen, dann schüttelte er den Staub von den Füssen und ging weiter, wanderte ganze Nächte in Sturm und Regen. Er hungerte tagelang, weil er von den erbosten Leuten nichts bekam und nächtigte im Strassengraben oder unter einem Waldbaum oder kroch in einen seltenen Heuschober. Nur in Gegenden, die von seiner Predigt schon ergriffen waren, hatte er gute Zeit. Da war sein Kommen ein Festtag für die Leute. Von weit her strömten sie zusammen. Die Kanzeln wurden ihm eingeräumt. Die Kirchen und Kapellen waren oft zu klein; vor Tausenden redete er und wo er hindurchzog, lag lange ein tiefer Ernst über der Gegend, ergriffen von seinem Worte.

Welches waren die Grundzüge seiner Lehren? Streng stellte er sich dem Schriftprinzip der reformierten Kirchen gegenüber. Nicht auf das Glauben der Worte der Schrift komme es an, sondern auf das Leben der Schrift. Uebrigens sei auch das Wort der Schrift noch unvollständig. Es ist der Geist, der uns das Leben der Schrift unmittelbar vermittelt in eigener Herzenserfahrung. Die Schrift sei nur ein äusserer Lehrer; aber jeder Mensch habe einen inneren Lehrer, zu dem er durchdringen müsse: Jesus Christus. Die Schrift öffnen heisst über sie hinaus zum unmittelbar erlebten Christus führen, zum Lichte Christi, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Jeder Mensch muss zur Erfahrung des Geistes Gottes in sich kommen. Das Licht Jesu Christi leuchtet plötzlich im Menschen auf, wenn er in stiller Versenkung seiner harrt. Uebermächtig kommt es ins Erkennen, Handeln und Reden hinein; plötzlich, gewaltsam ergreift es den Menschen auch körperlich. Diese Erfahrung der Kraft Gottes, die mit einem mächtigen Schlag den Körper durchdringt und ein heftiges Zittern und Reissen in den Gliedern verursacht, ein Gefühl als wenn alle Sehnen und Bänder zerrissen seien und sich der Betroffene oft hilflos am Boden wälzen muss, kam 1650 zum ersten Male zu Fox und blieb fortan sein steter Begleiter. Das Zittern ergriff aber noch mehr seine Schüler und Freunde, so dass ihr Zittern, zu englisch: quake, zu ihrem Uebernamen und Namen wurde.

1651/52 fand er die ersten missionstätigen Anhänger, die ihm von da an mehr und mehr zuströmten aus allen von der bischöflichen Kirche abgefallenen Kreisen und oft sehr hochgestellte und angesehene Persönlichkeiten aufwiesen. Die meisten waren Jünglinge vom 18. Altersjahr an, die wie Fox auch in die Kirchen eindrangen, die Gottesdienste störten und das Volk durch ihren Bussruf in Aufregung brachten und von einem Gefängnis ins andere wanderten. Diese Anhänger waren oft noch weit enthusiastischer als Fox selber. 1655 schwärmten sie als Missionare in alle Welt bis nach Aegypten, Konstantinopel und Westindien, um die Völker auf das Kommen des Messiasreiches vorzubereiten. Das Schwärmertum nahm immer mächtiger überhand, blieb nicht nur religiös, sondern wirkte sich recht bald auch politisch aus im Kampfe gegen den Lordprotektor Cromwell, in der Hoffnung auf das nächstens anbrechende tausendjährige Reich. Diese Hoffnung verführte den feurigsten und eifrigsten und in London erfolgreichst missionierenden James Nayler 1656 zu seinem Messiaseinzug in Bristol, wo er auf einem Esel reitend als der wiedergekommene Christus verehrt wurde, der erschienen war, um sein Reich aufzurichten. Durch die Wachsamkeit der Regierung schlug dieser politisch-revolutionäre Anschlag fehl und führte damit das ganze Quäkertum in ruhigere Bahnen seiner Tätigkeit, zu denen es schon von 1652 an durch Fox selber geführt worden war, als er damals in Swarthmore, im Hause des angesehenen Richters Thomas Fell, eine zweite Heimat fand. Besonders seine Frau Margarethe Fell, übte einen beruhigenden Einfluss auf Fox aus und ward bald von allen Quäkern als die geistliche Mutter der Glaubensfamilie gefeiert, deren Haus allen verfolgten Frommen stets gastfreundlich offen stand. Dort wurde auch zum ersten Mal durch Fox ein Gottesdienst nach Apostelweise gehalten, in vollkommener Durchführung seiner Lehre vom Lichte Christi in uns. Man kam in tiefem Schweigen zusammen, um auf den Augenblick zu warten, in dem die Kraft Gottes sich in einem Teilnehmer offenbarte. Dieser erhob sich dann, wenn er vermochte, das vom Geiste eingegebene auch auszusprechen. Seit 1653 wurden in Swarthmore, dem Hauptquartier der Quäker, auch die ersten regelmässigen Monatsversammlungen im nördlichen England gehalten.

Den Wendepunkt in der Abkehr vom politisch-revolutionären Gedanken brachte das Jahr 1660. In jener Zeit war auch das Königtum wieder restauriert worden und brachte schwere Verfolgungen über alle nicht bischöflich religiösen Kreise und besonders über das Quäkertum. James Nayler bereute bitter seinen Messiaseinzug und widerrief ihn feierlich als eine Verführung des Satans. Das Schwärmertum und das ungezügelte subjektivistische Freiheitsprinzip mässigte sich und ein Bedürfnis nach einer gewissen festen Ordnung und Regel tat sich kund, in der das Recht des Einzelnen sich

dem höheren Rechte der Gemeinschaft unterzuordnen und einzufügen hatte. 1659/60 brachte auch die erste Gemeindeordnung in London. Sie gebot einen regelmässigen Gottesdienst am 1. Tag = Sonntag, eine Kirchenzucht nach Matth. 18, 15—17. Die Aeltesten sollen durch ihr Beispiel die Gemeinde leiten. Es wurden Vorschriften über Eheschliessung und Registrierung der Geburten gegeben und ein Gebot zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, eine Organisation im Sinne einer wahrhaft frommen Humanität der Armen-, Kranken-, Waisen- und Gefangenenpflege getroffen. Jedem Quäker wird erlaubt, öffentliche Staatsämter zu bekleiden, und die Monats-, Vierteljahres- und Jahresversammlungen werden eingerichtet mit Gleichstellung der Frau in allen Teilen. Es bildete sich eine eigentümliche Gemeindetheologie aus, die durchaus ethisch orientiert ist. Die vom Geiste geforderten guten Werke: unbedingte Einfachheit, Lauterkeit, Wahrhaftigkeit des Herzen und Lebens, Liebe zu den Brüdern wurden als das ausschliessliche Wesen und Kern des Christentums angesehen. Der Wortgottesdienst musste ganz auf den Geist gegründet sein und das Predigtamt als Amt fand keine Anerkennung. Taufe und Abendmahl wurden nach einer Erklärung von Fox 1656/1657 als äussere sakramentale Handlung verworfen, wie auch jedes Kirchenregiment von Menschen. Der Geist allein soll Herr sein, weshalb auch volle Toleranz gewährt und verlangt wird für jede Glaubensart, weil der Geist immer noch neue Seiten der Wahrheit in Jesus Christus offenbaren kann. 1676, in schwerer Verfolgungszeit, fasste Robert Barclay die Quäkerlehren und Eigenarten in einer Verteidigungsschrift als eine Art Glaubensbekenntnis zusammen, der einzigen ihrer Art in der Gesellschaft der Freunde. Die Arbeit des Quäkertums machte sich mehr und mehr die Arbeit der inneren Mission bis zur Erledigung der sozialen Fragen zur Lebensaufgabe.

Fox reiste in Mittel- und Nordamerika und auf dem Kontinent in Holland, eifrig für seine Ueberzeugung werbend und er erlebte noch, obwohl er mit den Jahren mehr und mehr von seinen Mitarbeitern in den Schatten gestellt wurde, die Freude, dass in England 1689 durch die Toleranzakte das bürgerliche und religiöse Recht seiner Gemeinschaft anerkannt wurde. 1691 erkältete er sich im Januar heftig während einer Predigt, und er starb am 13. Januar im 67. Altersjahr tapfer und getrost. Als er von Freunden einige Minuten vor seinem Tode nach dem Befinden befragt wurde, antwortete er: „Fragt nicht darnach. Die Kraft des Herrn ist über alle Krankheit und selbst den Tod. Der Same herrscht, gelobt sei der Herr."

Das Quäkertum fand aber nicht nur Anhänger in Grossbritanien, sondern es breitete sich auch unter den Einwanderern in Nord- und Mittelamerika aus, welche oft auch Quäker waren und die dann Fox besuchte. Das Verdienst an seiner Ausbreitung in Amerika

kommt aber vor allem William Penn zu, dem zweiten Gründer des Quäkertums, wie er schon genannt wurde. Er wurde am 14. Oktober 1644 in London als Sohn eines englischen Adeligen und Admirals geboren. Von seiner Mutter, einer Deutschen, erbte er sein grüblerisches, am Mystischen sich ergötzendes Wesen. Er studierte in Oxford und hielt dort schon mit gleichgesinnten Studenten Erbauungsstunden, bevor er mit Quäkern in Berührung kam. Er bekannte sich in deren Folge nicht mehr zur bischöflichen Kirche und wurde deswegen aus der Universität gewiesen. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, sandte ihn sein Vater zum Studieren in das leichtlebige Paris und nach Italien. Nicht viel geändert kam er heim, nahm zuerst noch teil am Hofleben, aber trotz den Schlägen und der Verstossung durch seinen Vater bekannte er sich 1668 öffentlich zu den Quäkern. Er stand in seiner Bildung auf der Höhe der Zeit und fasste zahlreiche Traktate für seine Gemeinschaft ab, in denen er besonders die Gewissensfreiheit verteidigte. Zweimal sass er wegen seiner Ueberzeugung im Gefängnis, machte später Missionsreisen in England und Irland, ging 1677 mit Fox und Barclay nach Amsterdam und von dort weiter nach Deutschland und durchreiste die Niederlande, um pietistische Schwarmgeister für seine Sache zu gewinnen. Von seinem Vater, der ihn kurz vor seinem Tode wieder als Sohn anerkannte, ererbte er eine grosse Schuldforderung an die Krone, und der König gab ihm 1681 zur Auslösung, als Kronlehen, einen grossen Landstrich am Delaware, das jetzige Pensylvanien, nach ihm so genannt. Den schon längst gehegten Gedanken, für seine verfolgten Glaubensbrüder eine Freistatt zu gründen und seine humanen politischen Prinzipien auszuführen, konnte er nun Raum geben. So gründete er, der Quäker, den ersten modernen Staat, wo zum ersten Mal die Gewissensfreiheit als erstes Menschenrecht und Grundbedingung jeder Religiösität anerkannt wurde und weitestgehende Toleranz geübt wurde. Den Ureinwohnern, den Indianern, wurden selbe Menschenrechte zugebilligt, so dass man auf friedlichem Wege ihnen das benötigte Land abkaufte und durch Verträge sicherstellte und die Aufgabe empfand, sie durch religiöse und kulturelle Mission auf den Stand der Ansiedler zu bringen; sie lobten auch Penn als ihren Vater. Auch gegen den Sklavenhandel schritt er ein und brandmarkte ihn als ein Verbrechen am Menschengeschlecht; und gegen das Ende seines Lebens erlebte er noch die Freude, dass der Staat Pennsylvanien den Verkauf und die Einführung von Negersklaven verbot. Pennsylvanien wurde auch durch ihn die Wiege der heute so gepriesenen und so verschandelten Demokratie, denn „das Volk ist die alleinige Quelle der Gewalt“, war Penns Ueberzeugung. Unter der auf religiös-humanitärem Grund aufgebauten Verfassung blühte das Staatswesen, an dem Sendlinge der verschiedensten Nationen mitarbeiteten. Diese Verfassung wurde

auch zur Grundlage der ersten Staatsverfassung (1776) der nordamerikanischen Republik und damit das Vorbild aller späteren konstitutionellen Verfassungen. So glückte der erste Versuch, durch die Quäker die Glaubensfreiheit und die politische Freiheit ins moderne Staats- und Völkerleben zu tragen und er gehört zu den grössten Taten des Quäkertums in weltgeschichtlicher Beziehung.

Als Penn 1718 in London starb, nahm das amerikanische Quäkertum die religiös-humanen Bestrebungen Penns auf und konzentrierte sich vor allem auf die Sklavenfrage. 1718 erschien der erste Traktat gegen die Sklaverei und 1772 ging der amerikanische Quäker John Woolman nach England, um die dortigen Quäker zur Mitarbeit zu bewegen. Und 1808 war es ihnen gelungen, mit dem Methodisten Wilberforce zusammen, das Verbot des englischen Sklavenhandels zu erwirken, während schon Ende des 18. Jahrhunderts durch ihre Bemühungen in den nördlichen Staaten der Union die Sklaverei aufgehoben wurde.

Es zeigten sich aber bald in den Quäkergemeinschaften Grossbritaniens und Amerikas einzelne Schattierungen in den Auffassungen, die oft so ausgeprägt wurden, dass sie zu Spaltungen führten, bald aus religiösen, bald aus humanitären Gründen. Für uns ist besonders die Spaltung wichtig, die in Amerika aus dem Kriegsproblem entstand. Zur Zeit der nordamerikanischen Freiheitskriege liess sich ein Teil der Quäker in den Kampf mitreissen, eigentlich in Konsequenz des ersten, nun zwar überwundenen, enthusiastischen Stadiums des Quäkertums. Die Kriegsteilnehmer wurden von den eigentlichen Gemeindeversammlungen als wet-(nasse)Quäker ausgeschlossen, währenddem sie mit den dry-(trockenen)Quäkern den Gottesdienst feiern durften.

In Vorstehendem wurde das Werden des Quäkertums in den Grundrissen aufgezeigt; wie es sich heute, vornehmlich in Grossbritanien darstellt, wird ein nächster Aufsatz zeigen.

Willi Kobe.

Wilson-Worte.[1]

Die Grundlagen der Demokratie.

1. Die Erneuerung von unten her.

Wenn ich auf die Entwicklungen der Geschichte zurückschaue, wenn ich die Entstehung Amerikas überblicke, dann sehe ich auf

[1]) Die folgenden Worte, mit denen diese kleine Auswahl von Worten Wilsons abgeschlossen wird, deuten neben seinem demokratischen sein soziales Bekenntnis an und zwar das aus früherer Zeit. Dass eine ausdrückliche Verurteilung des kapitalistischen Systems und Forderung eines besseren, das wir wohl in einem weiten Sinn des Wortes sozialistisch nennen dürfen, eine

jeder Seite seiner Geschichte *eine* Wahrheit geschrieben: dass die Völker von unten, nicht von oben her erneuert werden, dass der Geist, der die Jugend und Tatkraft eines Volkes erneuert, der Geist ist, der in den Reihen des unbekannten Volkes entspringt. Alles, was ich von der Geschichte weiss, jedes Stückchen Erfahrung und Beobachtung, hat zu dieser Einsicht beigetragen, hat meine Ueberzeugung befestigt, dass die wirkliche Weisheit des menschlichen Lebens aus den Erfahrungen gewöhnlicher Menschen gewonnen wird. Die Nützlichkeit, die quellende Kraft, die Fruchtbarkeit des Lebens kommt nicht von oben, sondern von unten; sie kommt, wie das natürliche Wachstum eines grossen Baumes, aus dem Erdreich und steigt durch den Stamm in die Aeste und von dort zum Blattwerk und zur Frucht. Die grossen, kämpfenden, unbekannten Massen, die die Grundlage von allem bilden, sind die bewegende Kraft, die die Gesellschaft jeweilen auf eine höhere Stufe hebt. Ein Volk ist genau so gross und nur so gross, als sein Durchschnitt wert ist.

Darum ist heute die erste und oberste Notwendigkeit für unser Volk, dass in die Teilnahme an der Regierung alle die grossen Körperschaften der ungenannten Masse einbezogen werden, aus denen unsere künftigen Führer aufsteigen und die künftige Kraft Amerikas sich erneut. Und wenn ich dieses Bekenntnis ablege, dies Bekenntnis zum einfachen Volk, so weiss ich genau, was ich sage. Der Mann, der gegen den Strom schwimmt, kennt dessen Stärke am besten. Der Mann, der im Gedränge steht, weiss am besten, was für Schläge ausgeteilt werden und wie viel Blut verströmt wird. Nur der Mann, der erst im Werden ist, kann das beurteilen, was in Amerika geschieht — nicht der Mann, der sein Glück gemacht hat, nicht der Mann, der aus der Flut aufgetaucht ist, nicht der Mann, der am Ufer steht und zuschaut, sondern der Mann, der um sein Leben kämpft und um das Leben derer, die ihm lieber sind als er sich selbst. Das ist der Mann, dessen Urteil euch sagen kann, was in Amerika vorgeht; das ist der Mann, durch dessen Urteil ich für meinen Teil geleitet zu werden wünsche.

Wir haben die falsche oberste Instanz gehabt; wir haben einer falschen Gruppe — nein, ich will nicht sagen einer falschen Gruppe, sondern einer zu kleinen Gruppe — die Leitung der Politik der Vereinigten Staaten überlassen. Der durchschnittliche Mann ist zu wenig befragt worden und in sein Herz ist die Furcht gekommen,

---

seiner letzten öffentlichen Aeusserungen gewesen ist, haben wir seinerzeit in den „Neuen Wegen“ berichtet und dazu das Manifest abgedruckt. Man kann bei Wilson auf ganz einzigartige Weise den innern Zusammenhang zwischen echter Demokratie und echtem Sozialismus beobachten in dem Sinne, dass dieser eine notwendige Konsequenz von jener ist.

Ich empfehle also gerade die folgenden Aeusserungen Wilsons ernsthaften Demokraten, die nicht Sozialisten sind, und dazu sozialistischen Verächtern Wilsons. R.

dass er überhaupt nie mehr werde befragt werden. Darum ist es unsere Aufgabe, eine Regierung zu organisieren, deren Sympathien allem Volk der Vereinigten Staaten offen stehen, eine Regierung, die, bevor sie handelt, einen so grossen Teil als immer möglich des Volkes der Vereinigten Staaten befragt. Denn das grosse Problem der Regierung besteht darin, zu wissen, was der durchschnittliche Mann damit für Erfahrungen macht und darüber denkt. Die meisten von uns sind durchschnittliche Menschen, wenige von uns erheben sich, es sei denn durch einen glücklichen Zufall, über den durchschnittlichen Stand der Gemeinschaft um uns herum, und darum ist der Mann, der die gewöhnlichen Gedanken denkt, der Mann, der die gewöhnlichen Erfahrungen macht, zugleich der Mann, der am besten auslegt, was Amerika ist und sein soll. Ist nicht das der Grund, warum wir so stolz sind auf eine Geschichte, wie der Abraham Lincolns — eines Mannes, der aus dem Volke aufstieg und der Amerika besser darstellt als irgend ein Mann, der aus den privilegierten und gebildeten Klassen Amerikas hervorgegangen wäre?

Die Hoffnung der Vereinigten Staaten in der Gegenwart und Zukunft ist die gleiche, wie sie immer gewesen ist: es ist die Hoffnung und Zuversicht, dass aus den Reihen des ungenannten Volkes Menschen kommen werden, die in der Industrie und in der Politik die Meister und Führer sind. Die Hoffnungsfreudigkeit des Durchschnitts, die Wohlfahrt des Durchschnitts, die Unternehmungslust des Durchschnitts, die Initiative des Durchschnitts der Vereinigten Staaten, das ist das Einzige, was uns reich macht. Wir sind nicht darum reich, weil einige Herren unsere Industrie leiten, wir sind reich durch unsere eigene Intelligenz und unsern eigenen Fleiss. Amerika besteht nicht aus Menschen, deren Namen in den Zeitungen sind. Amerika besteht in politischer Beziehung nicht aus den Männern, die sich selbst zu seinen politischen Führern aufgeworfen haben; es besteht nicht aus den Männern, die darin am meisten das Wort führen; sie haben Bedeutung nur, insofern als sie für die grosse, wortlose Masse sprechen, die den eigentlichen Leib und die rettende Kraft des Volkes bilden. Keiner, der nicht die Gedanken der Allgemeinheit aussprechen kann, der nicht bewegt wird durch den Impuls der Allgemeinheit, ist der Mann, der für Amerika oder für irgend eine seiner künftigen Aufgaben sprechen kann. Nur der ist dafür geeignet, der die Gedanken der grossen Masse der Bürger kennt, der Menschen, die Tag für Tag ihrer Arbeit nachgehen, der Menschen, die vom Morgen bis in die Nacht sich abmühen, der Menschen, die am Abend müde heimgehen, der Menschen, die all das, worauf wir stolz sind, zustande bringen. — — — —

Ich denke daran, wie ich vor nicht langer Zeit in einer Schule gesprochen habe, von der ich wusste, dass fast alle die jungen Männer, die ihre Zöglinge bildeten, Söhne reicher Leute waren, und dass

ich ihnen gesagt habe, ich sehe auf sie mit einem starken Mitleid. „Denn," sagte ich, „die meisten von Ihnen, meine Jungen, sind zu einem dunklen Dasein verurteilt. Sie werden nichts tun. Sie werden nicht versuchen, etwas zu tun, und während so viele grosse Aufgaben unseres Landes auf Erfüllung warten, werden wahrscheinlich gerade Sie ablehnen, sie anzufassen. Einer der gegen den Strom schwimmen musste, Einer der aus der Menge auftauchte, Einer der die Peitsche der Notwendigkeit auf seinem Rücken fühlte, wird aus der Menge auftauchen, wird zeigen, dass er die Menge versteht, dass er die Interessen der Nation, und zwar die geeinten, nicht die gesonderten, versteht — der wird aufstehen und uns führen."

Wenn ich von meinen eigenen Erfahrungen sprechen darf, so habe ich Zuhörerschaften gefunden, die aus einfachem Volk bestanden und die viel rascher begriffen, worauf es ankam, viel rascher ein Argument fassten, viel rascher eine Tendenz unterschieden und einen Grundsatz verstanden, als manches studentische Publikum, dem ich Vorlesungen hielt; nicht weil es den Studenten an Intelligenz gefehlt hätte, sondern weil Studenten nicht im Kontakt mit den Wirklichkeiten des Lebens stehen, während der einfache Bürger Tag für Tag im Kontakt mit dem wirklichen Leben steht und ich ihm nicht lange zu erklären brauchte, was ihm von selbst so nahe liegt. (Aus „Neue Freiheit".)

Heute, wo unsere Regierung so weitgehend in die Hände von speziellen Interessen [sc. der Truste des Grosskapitals] geraten ist; heute, wo man stillschweigend vorauszusetzen scheint, dass nur auserwählte Kreise die für die Regierungsarbeit notwendige Ausrüstung besässen, heute, wo so mancher gewissenhafte Bürger, der durch den Anblick sozialen Unrechtes und sozialer Not betroffen ist, Opfer der Täuschung wird, dass eine wohlwollende Regierung dem Volke durch gutgesinnte Beauftragte des Wohlstandes und Hüter des Wohlergehens getreuer Angestellter zu Teil werden könne — heute vor allem tut es der Nation gut, daran zu denken, dass das Volk gerettet werden wird durch die Kraft, die in seinem eigenen tiefen Herzen schläft oder durch keine sonst; dass es in seiner Hoffnung, seinem Gewissen, seiner Kraft durch die Wasser erneut werden wird, die aus seinen eigenen Quelltiefen strömen. Nicht von oben her; nicht durch die Patronage seiner Aristokratie. Nicht trägt die Blüte die Wurzel, sondern die Wurzel die Blüte. Alles, was in Schönheit unter dem Himmel Gottes blüht, bezieht seine Zierde und seine Kraft aus seinen Wurzeln. Nichts Lebendiges kann von der Blüte zur Frucht reifen, ausser durch nährende Stengel, die tief in die gemeinsame Erde reichen. Die Rose ist bloss der Beweis der Lebenskraft der Wurzel und die wirkliche Quelle ihrer Schönheit, jener Röte, die sie auf ihrer zarten Wange trägt, kommt

aus diesen stillen Wurzeln des Lebens, die verborgen in den Stoffen des Bodens liegen. Aus diesem Boden, aus dem stillen Schoss der Erde, steigen die Ströme des Lebens und der Kraft. Aus dem gemeinsamen Boden, aus dem stillen Herzen des Volkes, steigen heute freudig Ströme der Hoffnung und des Entschlusses, die das Antlitz der Erde in Herrlichkeit erneuern werden.

Ich sage Ihnen, der sogenannte Radikalismus unserer Zeiten ist einfach die Anstrengung der Natur, die edlen Kräfte unseres Volkes zu befreien. (Aus „Neue Freiheit".)

2. Der Segen der Oeffentlichkeit.

Oeffentlichkeit ist eines der reinigenden Elemente der Politik. Das Beste, was ihr mit irgend etwas, das krumm ist, tun könnt, ist, es dorthin zu stellen, wo das Volk sehen kann, dass es krumm ist, und dann wird es entweder grad werden oder verschwinden. Nichts verhindert all die schlimmen Praktiken des politischen Lebens sicherer, als wenn sie öffentlich bekannt werden. Im Lichte kann das Krumme nicht bestehen. Ich weiss nicht, ob man das je versucht hat oder nicht, aber ich wage bloss aus meiner Beobachtung heraus zu behaupten, dass es geschehen kann. (Aus „Neue Freiheit".)

3. Demokratie als Wirklichkeit und persönliche Tat.

Die Hoffnungen der Menschheit können nicht bloss durch Worte, Verfassungen, Theorien des Rechtes und Satzungen der Freiheit aufrecht erhalten werden. Die Aufgabe der Demokratie ist, diese Dinge in das Leben und Tun der Gesellschaft zu verwandeln, ist die Selbstverleugnung und das Selbstopfer heldenhafter Männer und Frauen, die willig sind, ihr Leben zu einer Verkörperung von Recht und Hingebung und erleuchtetem Vorsatz zu machen. Die Gebote der Demokratie sind ebenso gebieterisch, als ihre Vorrechte und Möglichkeiten weit und hochherzig sind. Sie liegt als heiliger Zwang auf uns. Sie wird gross sein und ein grosses Licht für die Leitung der Völker bedeuten, nur wenn wir selbst gross sind und dies Licht zuerst für die Leitung unserer eigenen Füsse hoch tragen.

(Zum Gedächtnis Abraham Lincolns, 1916.)

4. Die Moral als Grundlage der Demokratie.

Ich würde mich unserer Fahne schämen, wenn sie je ausserhalb Amerikas etwas täte, was wir ihr nicht erlauben würden in Amerika zu tun . . . . .

Ich behaupte, dass es manchmal Patriotismus ist, die Ehre des Landes seinem materiellen Interesse vorzuziehen . . . . .

Der beste Patriot ist manchmal der Mann, der auf dem Wege geht, welcher ihm recht scheint, auch wenn er die halbe Welt gegen

sich sieht. Es ist das Gebot des Patriotismus, euch selber zu opfern, wenn ihr glaubt, dass dies der Pfad der Ehre und der Pflicht ist. . . .

Jede Idee muss durch irgend jemand in Gang gesetzt werden, und es ist ein einsames Geschäft, eine Idee in Gang zu setzen. Aber wenn sie in euch lebt, dann müsst ihr sie in Gang bringen — wenn ihr Mannesblut in euch habt und ihr das Land liebt, für das zu wirken ihr behauptet. Es gibt mir manchmal zu denken, wenn ich sehe, dass es Leute gibt, die meinen, Popularität sei in Amerika der Weg zum Erfolg. Der Weg zum Erfolg ist in diesem grossen Lande, mit seinem hochsinnigen Urteil, zu zeigen, dass ihr niemand fürchtet als Gott und sein endgültiges Urteil. Wenn ich das nicht glauben könnte, könnte ich nicht an Demokratie glauben. Wenn ich nicht glauben könnte, dass das moralische Urteil das letzte Urteil sein werde, das endgültige Urteil, sowohl in den Herzen der Menschen, als vor dem Richterstuhl Gottes, dann könnte ich nicht an eine Volksherrschaft glauben. Aber ich glaube daran und glaube deshalb ernsthaft an die Demokratie nicht bloss für Amerika, sondern für jedes aufgewachte Volk, das den Wunsch und die Absicht hat, seine Angelegenheiten selbst zu leiten und zu ordnen.

(Kongressrede vom 16. Mai 1914.)

Denken Sie . . . . nicht, dass die Fragen des Tages blosse Fragen der Politik und Diplomatie seien. Sie sind ganz durchzogen von den letzten Lebensfragen. Wir dürfen nicht von dem Grundsatz abgehen, dass sittliche Wahrheit und nicht Erfolg das ist, was uns leiten muss und dass wir niemals in eine Ungerechtigkeit willigen dürfen, weil sie für uns vorteilhaft ist. Mir scheint, dass dies ein Tag grenzenloser Hoffnung sei, ein Tag des Vertrauens zu einer Zukunft, die grösser sein wird, als die Vergangenheit gewesen ist; denn ich fühle mich zu dem Glauben berechtigt, dass trotz allem, was wir daran zu verbessern wünschen, das neunzehnte Jahrhundert, das nun hinter uns liegt, uns ein grosses Stück näher zu der Zeit gebracht hat, wo wir in langsamem Aufstieg auf dem mühseligen Pfad, der uns zu den letzten Hochebenen führt, den endgültigen Blick für die Pflichten der Menschheit gewinnen. Wir haben einen beträchtlichen Teil dieses Aufstieges hinter uns und werden nun — vielleicht in einer oder zwei Generationen — zu jenen grossen Höhen gelangen, wo ungehindert das Licht der Gerechtigkeit Gottes strahlt.

(Rede an dem Handelskongress des Südens, Mobile, 27. Okt. 1913.)

5. Die Rolle des Staates.

Die Gesellschaft, das muss man sich immer sagen, ist sehr viel grösser und wichtiger als ihr Werkzeug, die Regierung. Regierung soll der Gesellschaft dienen, aber auf keine Weise sie lenken und be-

herrschen, und Regierung darf nie ein Selbstzweck sein; sie ist bloss ein Mittel, das in freier Weise den besten Interessen des sozialen Organismus angepasst werden muss. Der Staat existiert um der Gesellschaft willen und nicht die Gesellschaft um des Staates willen.

(Aus „Der Staat“.)

6. Die soziale Umgestaltung.

Die Tatsachen unserer Lage führen zu dem Ergebnis, dass eine verhältnismässig kleine Zahl von Männern über die Rohstoffe unseres Landes verfügt; dass eine verhältnismässig kleine Zahl von Männern über die Wasserkräfte verfügt, die für die Erzeugung der Triebkraft unserer Maschinen verwendet werden kann; dass dieselbe Zahl von Männern zum grossen Teil über die Eisenbahnen verfügt; dass sie durch gegenseitiges Uebereinkommen über die Preise verfügt, und dass die gleiche Gruppe von Männern über den grössten Teil der Kredite des Landes verfügt.

Wenn wir den notwendig gewordenen Feldzug beginnen, der dieses weitreichende Monopolsystem besiegen und zerstören soll, so schädigen wir nicht das geschäftliche Leben unseres Landes, sondern stellen es wieder her, und wenn wir gewisse Interessen von einander trennen und gewisse Interessen-Gemeinschaften auflösen, so haben wir eine grössere Gemeinschaft der Interessen im Sinn, eine weitere Gemeinschaft der Interessen. . . . Beschränkt die Möglichkeiten, verengert das Feld schöpferischer Betätigung und ihr habt das Herz und die Wurzel aller Wohlfahrt zerstört.

Das Einzige, was je und je ein Land frei machen kann, ist, dass darin ein freies und hoffnungsfrohes Herz unter jeder Jacke schlagen mag. (Aus „Neue Freiheit“.)

Alles, was unser Leben berührt, führt rascher oder langsamer zu den wirtschaftlichen Kräften zurück, die unser Leben tragen. Ich habe oft darüber nachgedacht, welch eine wahrhaft menschliche Ordnung in den Bitten des Unservaters herrscht. Denn wir bitten zuerst: „Gib uns heute unser täglich Brot,“ wissend, dass es keinen Sinn hat, bei leerem Magen um geistige Gaben zu bitten, und dass der Stand der Löhne, die wir empfangen, die Art der Kleider, die wir tragen, die Art des Essens, das wir uns verschaffen können, für alles andere von fundamentaler Bedeutung ist. (Aus „Neue Freiheit“.)

Die Arbeiter tun gut daran, zu bedenken, welche Haltung gegen die organisierte Arbeiterschaft die Herren der vertrusteten Industrien eingenommen haben . . . . Sie sind die hartnäckigsten und erfolgreichsten Gegner der organisierten Arbeiterschaft gewesen und sie haben sie auf allerlei Wegen zu unterminieren versucht. Einige der Methoden, die sie versucht haben, haben das Gewand der Philanthropie und des guten Willens getragen und sind gewiss, so

weit ich sehe, in vollkommen gutem Glauben angewendet worden. Hie und da haben sie Systeme von Gewinnbeteiligung, von Entschädigung für Unfälle, von Gratifikationen und sogar Pensionen geschaffen, aber jeder dieser Pläne hat bloss die Arbeiter enger an sie gebunden. Rechte sind in all diesen verschiedenen Versuchen nicht gesetzliche Rechte, es sind blosse Vergünstigungen, die Angestellte nur so lange geniessen, als sie im Anstellungsverhältnis bleiben und die Vorschriften der grossen Industrien, für die sie arbeiten, befolgen. Wenn sie sich weigern, ihre Unabhängigkeit preiszugeben, können sie auch die ihnen angebotenen Vorteile nicht länger geniessen.

(Aus „Neue Freiheit".)

Ich wünsche nicht, dass die Sorge für die Arbeiter, Frauen und Kinder von den speziellen Interessen [d. h. den Trusten] übernommen werde. Ich wünsche Recht, Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit in allen Gesetzen der Vereinigten Staaten verwirklicht zu sehen und wünsche nicht, dass irgend eine Macht zwischen das Volk und die Regierung trete. Was wir verlangen ist Gerechtigkeit und nicht Patronage, Herablassung und mitleidige Hilfe. Die Truste sind jetzt allerdings unsere Herrscher, aber ich für mein Teil habe nicht Lust, in einem Lande zu leben, das frei heisst, weil es unter wohlwollenden Herren steht. Ich ziehe vor, überhaupt unter keinem Herrn zu leben. (Aus „Neue Freiheit".)

Die Lebenskraft Amerikas liegt in dem Gehirn, der Energie, der Unternehmungslust des Volkes im Lande herum, in der Arbeitsleistung seiner Werkstätten und in der Fruchtbarkeit der Felder, die jenseits der Grenzen der Stadt sich ausdehnen, in dem Reichtum, den es aus der Natur gewinnt und von sich aus schafft durch den erfinderischen Genius, der für alle freien, amerikanischen Gemeinschaften charakteristisch ist.

Das ist der Reichtum Amerikas, und wenn Amerika die örtliche Eigenart, die Gemeinde, die sich selbst genügende Stadt entmutigt, dann tötet es die Nation. Eine Nation ist genau so reich wie ihre freien Gemeinschaften, sie ist nicht so reich wie ihre grösste Stadt oder ihre Metropole. Der in Wall Street angehäufte Geldbetrag ist kein Masstab für den Reichtum des amerikanischen Volkes. Dieser Masstab kann bloss in der Fruchtbarkeit des amerikanischen Geistes und der Produktivität der amerikanischen Industrie durch das ganze Land hin gefunden werden. Wenn Amerika nicht reich und fruchtbar wäre, so gäbe es in Wall Street kein Geld. Wenn die Amerikaner nicht lebenskräftig wären und fähig, für sich selbst Sorge zu tragen, so würden die grossen Börsen zusammenbrechen; die Wohlfahrt, ja die Existenz der Nation ruht auf der grossen Masse des Volkes; sein Gedeihen hängt zuletzt von dem Geist ab, worin die-

ses in seinen verschiedenen Gemeinschaften durch das Land hin an seine Arbeit geht. In dem Masse, als seine Städte und Dörfer glücklich und hoffnungsfreudig sind, wird Amerika die hohen Ziele verwirklichen, die es in den Augen der ganzen Welt charakterisiert haben. (Aus „Neue Freiheit".)

7. Neue Freiheit.

Ihr könnt nicht [schweren Zeiten] standhalten, wenn ihr nicht in eurem Innern eine unvergängliche Nahrung habt, die euch Leben und Mut aufrecht hält, die Nahrung jener Gesichte des Geistes, worin ein Tisch vor uns hingestellt wird mit köstlichen Früchten, Früchten der Hoffnung, Früchten der Einbildungskraft, diesen unsichtbaren Dingen des Geistes, die die einzigen Dinge sind, durch welche wir uns in dieser schweren Welt aufrecht erhalten können, ohne schwach zu werden. Wir haben in unserem Geiste, nachdem sie verdunkelt und befleckt zu sein schienen, die Ideale jener Männer erneuert, die zuerst ihren Fuss auf amerikanische Erde setzten, dieser kleinen Gruppen, die in der Wildnis Fuss fassten, weil die grossen fruchtbaren Völker, die sie hinter sich liessen, vergessen hatten, was Freiheit sei, Freiheit des Gedankens, Freiheit der Religion, Freiheit des Wohnsitzes, Freiheit des Handelns. Seit jenen Tagen hat der Sinn der Freiheit sich vertieft. Aber sie hat nicht aufgehört, ein fundamentales Verlangen des menschlichen Geistes, eine fundamentale Notwendigkeit für das Leben der Seele zu sein. Und der Tag kommt, wo auf diesem geweihten Boden eine neue Freiheit verwirklicht werden soll, eine Freiheit, die so weit und tief geworden ist, dass sie dem grösser gewordenen Leben des modernen Amerika genügen kann, indem sie ihm in Wahrheit die Kontrolle seiner Regierung übergibt, indem sie alle Tore erlaubter Unternehmungslust weit öffnet, seiner Tatkraft die Fesseln abnimmt, die edlen Antriebe seines Herzens erwärmt; ein Prozess der Erleichterung, Befreiung und Inspiration, erfüllt von einem Hauch des Lebens, der so süss und heilsam sein wird wie die Luft, die die Segel des Kolumbus füllte und sowohl die Verheissung als den Stolz einer grossartigen Möglichkeit ausdrückte, vor der Amerika nicht versagen darf. (Aus „Neue Freiheit".)

Konrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem hundertsten Geburtstag. (11. Oktober 1825.)

Es ist gut, dass wir Schweizer neben einem Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Karl Spitteler auch einen Konrad Ferdinand Meyer haben. Jene drei haben uns alle ihre besonderen Gaben zu spenden: Jeremias Gotthelf, der Bauer (wie man wohl sagen darf),

seine realistische Darstellung urtümlichen Volkslebens und entsprechender Geistesmächte, vorwiegend in Gestalt des Bauerntums; Gottfried Keller, der städtische Handwerkersohn, die von einem Hauch der Romantik berührte, bald idealisierende, bald ironisierende und doch in ihrer Art ebenso lebenswahre dichterische Gestaltung der bürgerlich-schweizerischen Welt in Vergangenheit und Gegenwart; Karl Spitteler, in Gegensatz und doch Ergänzung dazu, die Fülle der Gesichte, die, obschon mit dem Schweizerboden verbunden, doch weit über ihn hinaus ins allgemein Menschliche und ins Kosmische führen. Alle drei sind sie, wenn auch in sehr verschiedenem Geist und Stil, Lehr- und Zuchtmeister ihres Volkes. Sie haben aber ihre sehr deutlich ausgeprägten Grenzen. Jeremias Gotthelfs Horizont ist allzusehr der eines konservativen, ja oft geradezu reaktionären Berner Landpfarrers; Gottfried Keller vertritt den Liberalismus seiner Tage und streift in Dingen der Weltanschauung und Lebensauffassung, auf Grund seiner Natur und dazu von Stimmungen und Vorurteilen seiner Zeit beherrscht, oft beinahe an ein kulturseliges Philistertum, wie er denn zu einem Heiligen des schweizerischen Spiessbürgertums (auch des literarischen!) geworden ist, ähnlich wie Jeremias Gotthelf zu einem Heiligen der reaktionären Borniertheit; Karl Spitteler endlich mit seiner mehr literarischen Art, dazu dem Aristokratismus und Pessimismus seiner Weltdeutung, müsste, einseitig herrschend, ohne Ergänzung durch andere Elemente, nihilistisch wirken. Darum sind wir froh, dass wir auch einen Konrad Ferdinand Meyer haben. Er ist vielleicht in mancher Beziehung weniger Schweizer als die andern, sogar als Spitteler. Auch hat er, besonders in „Huttens letzten Tagen", dem Deutschtum des Bismarckreiches zwar in edler Form, aber ohne allzuviel Weitblick gehuldigt. Und doch ist er in anderer Hinsicht wieder mehr Schweizer als jene, und hat gerade wesentliche Züge eines gross verstandenen Schweizertums herausgearbeitet. Er, der Patriziersohn aus der Stadt Zwinglis, der in der welschen Schweiz so tiefe Wurzeln geschlagen, dass er eine zeitlang erwägen kann, ob er nicht das Französische zur Sprache seiner Dichtung machen soll, hat den weltgeschichtlichen Zusammenhang des Werkes der schweizerischen Reformation und damit den höchsten Sinn der Schweiz und ihrer Geschichte in einer Fülle von Gestalten, mit einer Plastik und ergreifenden Gewalt wie keiner sonst herausgearbeitet und in das unvergängliche Licht seiner dichterischen Schöpfung gestellt. Zwingli, Calvin, Coligny, Cromwell, Milton, Herzog Rohan sind uns dadurch so stark und lebendig nahe gerückt, als wäre es Konrad Ferdinand Meyer, der die Reformationsmauer in Genf entworfen und ausgeführt. Dass es daneben an einem Gruss zu Luther und Gustav Adolph wie zu einem Huss hin bei ihm nicht fehlt, gehört zu der Weite dieses Geistes. Durch

diese Art hat er uns, soweit es an ihm liegt, über alle Engigkeit eines Nurschweizertums, das unter uns mit blinder Abhängigkeit vom Ausland abwechselt, erlöst, und das ist ein sehr grosser Dienst. So hat er wohl auch die Natur unseres Landes, besonders seine Alpenwelt, mit dem gewaltigsten Pinsel und doch ohne alle Affektiertheit, sondern schlicht und wahr, aus ihrem tiefsten Leben heraus, dargestellt. Ganz besonders ist es die Bündner Natur in Land und Leuten, die er verstanden und dargestellt hat, wie kein anderer. Dass er der Verwüstung unseres Alpenheiligtums durch den weltverschlingenden Drachen des Mammonismus in Gestalt des Schieberautos, das unsere schönsten Strassen beherrscht und schändet — und nicht nur die Strassen — und in allerlei andern Gestalten dazu, nicht mehr erleben musste, war eine Gunst des Geschickes. Ihm ist die Natur nicht ein Gegenstand ästhetischen Genusses oder ästhetischer Technik, um vom Sport zu schweigen, sondern ein Sinnbild des Grossen und Ewigen. Er ist gewissermassen selbst ein Ton, ein Glanz, ein Gipfel unserer Alpenwelt. Aber er bleibt auch bei diesen immer noch mehr schweizerischen Zusammenhängen nicht stehen, sondern weist uns in alle Welt hinaus, besonders aber in die des Südens und mit besonderer Liebe nach Italien, in das Land Dantes und Michelangelos, uns auch damit vor Engigkeit bewahrend.

Endlich aber — und das scheint mir sein höchster Wert zu sein — führt uns sein Werk über alles Schweizerische hinaus in das Land der ewigen Wahrheit und damit zu den Quellen, von denen letzlich gerade die Schweiz lebt. Er hat *eine sittliche Weltanschauung* zu verkündigen, und mehr als das, einen *Glauben*. Dass er dies als Laie tut, nicht als Berufsmann, als Mensch, nicht als Theologe, in tiefer Auseinandersetzung mit allen Grundmächten des Menschentums, verschafft ihm einen grossen Vorzug gegenüber Jeremias Gotthelf, bei dem diese Wahrheit allzuoft in polterndem oder pastoral erbaulichem Kanzelstil auftritt. Zwei Probleme und Tatsachen sind es, die ihn immer wieder beschäftigen: das Walten der sittlichen Weltordnung, deren Stimme das Gewissen ist, und der Kampf zwischen dem natürlichen und dem geistlichen Menschen, zwischen Adam und Christus, in der Brust des Einzelnen. Dieses zweite Problem führt ihn, unter dem Einfluss von Jakob Burckhardt, besonders zu der Welt der Renaissance; es steht im Mittelpunkt der Geschichte von der „Hochzeit des Mönchs“ wie der „Angela Borgia“, und es tritt in etwas verwandelter Form auch in „Jürg Jenasch“ wie schon im „Hutten“ auf, während die „Richterin“ urgewaltig den Ernst der sittlichen Grundordnung der Welt darstellt und in der „Versuchung des Pescara“ die Lockung der Zeit durch das Licht der nahen, richtenden Ewigkeit beleuchtet und besiegt wird. Diese beiden Tatsachen und Probleme kehren auch in den „Gedichten“ immer wieder und finden oft einen ewig gilti-

gen Ausdruck. Im „Heiligen“ endlich, wo das Problem jenes inneren Kampfes ebenfalls auftaucht, erhebt sich der Dichter vielleicht am allerhöchsten, indem er das Ringen zwischen Staat und Kirche, darüber aber das ewig ketzerische und durch und durch soziale Evangelium Jesu mit wunderbarer Gestaltungskraft und Tiefe darstellt.

Und das ist eben in meinen Augen das Beste und wirklich Grosse, das dieser Vierte unserer Dichtergenien unserem Volke zu geben hat: dass er uns zu den mächtigen und ewigen sittlichen Menschenfragen führt und einen Glauben verkündigt. Dieses Zweite tut er zwar meistens mit Zurückhaltung. Man spürt, dass nicht nur jener Kampf zwischen dem Christen und Heiden das Grundproblem seiner eigenen Seele ist, sondern dass auch der Geist der Glaubenslosigkeit seines Zeitalters auf ihn drückt. Desto ergreifender wirkt das Zeugnis der letzten Tiefe seiner Seele. Und einmal bricht es in schlichter Unmittelbarkeit hervor in jenem bekannten:

„Die Rechte streckt ich schmerzlich oft,
In Harmesnächten;
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten.
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich sich allezeit
Mit uns verbünden.“

Auf ähnliche Weise ergreifend wirkt bei ihm, dem Aristokraten, das Zeugnis seines eigenen sozialen Sinnes wie seines Verständnisses für den sozialen Grundsinn des Evangeliums. Es tritt wie im „Heiligen“ so besonders auch in den Gedichten hervor, am machtvollsten in dem herrlichen „Alle“, dazu in „Allerbarmen“, wie in seinen klassischen Friedensgedichten (er ist ja ein dichterischer Bekenner des Friedensgedankens wie Wenige), aber auch sonst über sein ganzes Werk hin.

So sind wir denn tief dankbar, dass wir auch diesen Grossen haben und hoffen bloss, dass er in seinem Grössten auch unter uns durch ein ernster und tiefer gewordenes Geschlecht immer mehr auch wirklich verstanden werde. Bis heute fehlt es daran noch sehr.

L. Ragaz.

Ohne Gewalt.[1]

Nur eine Prüfung blieb dem Reich noch vorbehalten.
Ein Raubvolk, dem nicht Recht, Vertrag und Friede galten,

[1]) Mit dieser Ueberschrift, die wir selbst gewählt, bringen wir ein Stück

Erklärte, flaue Gründe waren bald erbracht,
Frommhold den Krieg und rüstete das Heer mit Macht.
Zu ernster Tagung rief der König seine Treuen.
„Um eures Rates," hob er an, „mich zu erfreuen,
Seid als die Besten ihr vor meinen Thron beschieden.
Ihr wisst: des Nachbars Ländergier zerbrach den Frieden.
Soll ich des Reiches Mannesblust zusammenraffen,
Die Feinde röchelnd strecken vor die blut'gen Waffen,
Um unseres Volks Gesittung, unser höchstes Gut,
Zu wahren gegen Rohheit und Gesindelwut,
Ja es vielleicht zu retten vor dem Niedergang
Und Ende — oder sollen wir, so frag ich bang,
Der Eisenfaust das Dulderherz entgegensetzen,
Auf Widerstand verzichten und in Feindesnetzen
Ein lahmes Krüppeldasein schmachten, spottumsungen?
Erwäget dies. Getan wird, was dem Geist entsprungen."
Ein grauer Feldherr bat sogleich ums Wort und sprach:
„Vorwerfen wird die Welt uns zwar Verrat und Schmach,
Wenn wir jetzt, ohne nach dem Rächerschwert zu fassen,
Dem Friedensbrecher unsre Gaue überlassen;
Allein was kümmert uns die Torenwut der Welt?
Wir haben unsre Sach' bisher auf Gott gestellt,
Gehalten sei es also auch in dieser Stund."
Der Rede Sinn ergänzend, gab ein andrer kund:
„Wagst du es kühn mit Gott, die Welt schreit: Untergehn!
Tappst du im alten Gleis, so jubelt sie: Bestehn!
Als ob der Schöpfer seiner Schöpfung feindlich wäre
Und sich die Welt selbsttreibend stets ihr Heil gebäre.
Wir haben diesem Dünkelirrtum abgeschworen.
Mag wälzen sich der Feindesschwall aus vollen Toren,
Wir fürchten nichts für Weib und Kind und höchstes Gut;
Wir wissen ohne Schwertwehr uns in Gottes Hut.
Und ging im Augenblicke manches auch in Scherben,
Vertrauen wir: die Sanftmut wird das Land ererben."
Der Rede dankte mancher Freund mit guten Blicken.

---

aus einem Werke, das nächstens im Verlag von F. Schuler in Chur erscheinen wird und den Titel trägt: „Menschwerdung. Eine epische Trilogie." Der Dichter ist Johannes Domenig, der Pfarrer von Davos-Dorf. Wir werden diesen höchst eigenartigen Versuch, jene Gedanken, denen auch die „Neuen Wege" dienen, in dichterischer Form auszusprechen, so bald als möglich eingehend würdigen und wollen durch diesen Abdruck bloss die Aufmerksamkeit darauf lenken. Es haftet an diesem Werke des rätischen Prädikanten ein spannendes Interesse, und zweifellos wird es von sich reden machen. Dass das Thema, das in die Unterthemen: „Adam, Christus, der Geist" zerfällt, in besonderem Sinnne mit Advent und Weihnachten zu tun hat, leuchtet ein.

„Ich höre Stimmen, die mein altes Herz erquicken,"
Begann Wohlrat; „drum darf auch ich am Ort nicht schweigen,
Wo sich Bekennermut und Gotteswärme zeigen.
Vernehmet denn: zwei Wege öffnen ihre Sicht.
Der erste trägt zum Namen: Waffenzuversicht.
Ihm folgend, rufen wir der Männer Kern zur Schlacht
Und bauen Leiberdämme vor die Feindesmacht.
Der zweite heisst: Gewaltverzicht. Ein ganzes Land
Stählt seine Geisteskraft zum Dulderwiderstand.
Doch dann nur soll ein Volk auf diesem Wege ziehn,
Wenn seine Seelenreife weit genug gediehn.
Traut es sich zu, in einem Joch von harten Jahren
Sich selbst und seine höchsten Güter zu bewahren,
Geschmähet, nicht zu schmäh'n, geschlagen, nicht zu schlagen,
Wohlan, dann darf es diese Dulderstellung wagen.
So prüfet denn. Wär' diese Reife nicht vorhanden,
So würden als Verräter wir mit Recht zuschanden,
Wenn wir, statt unser Heer zur Notwehr aufzubieten,
Dem Volk, das nun des Winkes harrt, zur Sanftmut rieten."
Nach einem Schweigen und Bedenken sprachen alle:
„Das Volk ist reif. Geleert sei jede Waffenhalle.
Wie protzig er auch tut, zum Himmel wächst kein Feind.
Des ist die Dauerkraft, der sich mit Gott vereint."
Der König schloss: „Ich habe euch nicht unterschätzt.
Nun sei zum wackern Wort auch frisch die Tat gesetzt."
Befehle flogen aus. Ein schnelles Dienerheer
Versenkte alle Waffen kurzerhand ins Meer.
Da brach der Feind ins Land mit ganzer Truppenkraft
Und stiess ins Leere seines Kampfzorns Leidenschaft.
Er stutzte, staunte; denn er sah des Weges gehn
Die Bürger friedlich all, als wäre nichts geschehn.
Fast schämte sich der Kriegerstolz des Ueberfalls.
Die Feigen, froh des ausgebliebnen Widerpralls,
Benutzten ihre Stunde, um mit Raubesschätzen
Wohlfeil die ungehemmte Habsucht zu erletzen.
Zu tun gabs nichts. Kein Hinterhalt die Wut erfreute.
Da griff der fremde König lachend nach der Beute.
Frommhold, geschätzt vor ihm als harmlos gottesblöde,
Verwies er ungekränkt in eine Waldesöde,
Setzt' eine neue Leitung, riss die Grenzen auf,
Gewärtig des Verkehrs im alten Gang und Lauf,
Belegte feste Plätze mit ergebnen Scharen
Und liess sich raubbeladen wieder heimwärts fahren.
Es ward ihm wenig wohl. Harsch in sein Ohr gegellt,
Flucht' ein Entrüstungsschrei der Edeln in der Welt,

Die durch die Untat seiner Hand geschändet sahn
Den Hort der Völkerziele und die heil'ge Bahn,
Die andre Reiche, die noch der Gewalttat zollten,
Nach dem gewordnen Vorbild aufwärts klimmen sollten.
Wie gings? Die neue Herrschaft fand nichts zu befehlen,
Die fremden Händler quälten nutzlos ihre Kehlen,
Das Volk blieb still für sich und duldete und litt,
Und vom gewohnten Wege wich es keinen Schritt.
Dem fremden Machtbefehl gehorchte notgedrungen,
Wer jedesmal von roher Faust dazu gezwungen.
Zornschnaubend hiess der Willkürkönig Siedlerscharen
Ins spröde Land zur steten Niederlassung fahren,
Um seiner Wirtschaft flaue Gangart zu beleben.
Allein so brünstig er der Hoffnung sich ergeben,
Den alten Geist mit neuem Volke einzudämmen,
Ihn gar mit seinen Geisteskindern wegzuschwemmen,
Sah doch sein Schmerz schon nach Verlauf von kurzen Jahren,
Dass seine Siedler selber umgewandelt waren.
Ergriffen von dem Hochsinn dieser Landessassen,
Die ihren höchsten Gütern Treue nie vergassen,
Die, strotzend vor Gesundheit, Glück und Leben sprühten,
Die wunschlos fast am reinen Herz der Schöpfung blühten
Und jeden Wettbewerber spielend überwanden,
Ward der Erobrer Selbstbehauptungstrotz zu schanden.
Wer als Beamter, Wehrmann oder Siedler kam,
Aus Frommholds Reich ein Teilchen Geistes mit sich nahm.
Der Siegerkönig spürte bald in Volk und Heer
Ein fremdes Geisteswehn. Er setzte sich zur Wehr,
Entschlossen, es mit Schwert und Zuchthaus zu bekämpfen;
Doch Ohnmacht blieb die schärfste Mühe, es zu dämpfen.
Da stieg dem frechen Räuber eine Ahnung auf,
Dass, unvermutet seines Denkens altem Lauf,
Gewalten donnermächtig durch das Weltall wettern,
Die nicht von einem Kriegerhammer zu zerschmettern.
Als hätte er an einem Feuer sich verbrannt,
Zog er im Nu von Frommholds Reich zurück die Hand.
Die Untertanen rief er heim, sie zu entgiften.
Vergebne Müh, das Rohe wiederum zu stiften
In einem Herz, das edler Bildung Reiz genossen.
Was auch der König unternahm, zu hoch geschossen
War schon im Ackergrunde die verhasste Saat.
Verbissen sah er zu und fluchte alter Tat.

Die Befriedung Europas.

Ich unterbreche die Gedankengänge der beiden letzten Betrachtungen zur Weltlage, weil das Ereignis von Locarno doch wohl eine etwas ausführlichere Erörterung heischt. Jene Gedankengänge sollen bald fortgesetzt werden. Locarno steht mit ihnen übrigens auch in engem Zusammenhang. Zudem schliesst, was nun über die Befriedung Europas zu sagen ist, eng an den Aufsatz: „Die Liquidation der Kolonialpolitik“ an.

1. Das Wunder von Locarno.

Wie letzten Herbst die Ereignisse in Genf, die sich schliesslich in dem sogenannten Genfer Protokoll verdichteten, eine Ueberraschung waren, so sind es diesen Herbst die Vorgänge in Locarno, die zu dem Vertrag von Locarno geführt haben, und wie man darum damals von einem „Wunder von Genf“ geredet hat, so kann man jetzt von einem „Wunder von Locarno“ reden. Freilich liegt in dieser Vergleichung auch eine Warnung. Ist nicht jenes Genfer Wunder ziemlich bald in nichts zerflossen? Ist es nicht zu einer grossen Enttäuschung geworden? Und könnte es mit dem „Wunder von Locarno“ nicht ebenso gehen?

Ich meine doch, es sei sachgemässer, umgekehrt zu reden: Zeigt sich nicht nachträglich, dass jenes „Wunder von Genf“ vielleicht doch echt war? Ist nicht der Vertrag von Locarno einfach ein Stück Verwirklichung des Genfer Protokolles und wahrlich ein bedeutsames Stück? War also nicht der Kummer vieler Kurzgläubigen über den Misserfolg des Genfer Protokolls ebenso verfrüht, wie die Freude vieler Ungläubigen (wozu besonders die „Frommen“ gehören) über seine „Beerdigung“? Sind die Vorgänge in Locarno nicht eine Lektion für die Vielen, die allzubereit sind, nach einigen ersten Misserfolgen eine gute Sache preiszugeben, wie für die noch viel zahlreicheren und besonders in der Schweiz allzuverbreiteten neunmal Schlauen, die überall und jederzeit nur das Gräschen des Teufels wachsen hören, um dann freilich mit dem plumpsten Köhlerglauben auf irgend einen Humbug heineinzufallen? Gewiss, wir wollen vorsichtig sein, nicht allzulaut jubeln, Ereignisse solcher Art nicht überschätzen; aber Gott bewahre uns doch auch davor, dass wir ihnen bloss noch einen frommen oder unfrommen Unglauben entgegenbrächten. Dieser Unglaube ist schliesslich der schlimmste Feind. Er stammt wahrhaftig nicht von Gott, sondern von ganz anderswoher, und trage er ein noch so frommes Mäntelchen.

Noch einmal: Vorsicht ist gewiss am Platze. Man braucht den sogenannten Staatsmännern (es sind in Wirklichkeit nur Politiker), die in Locarno verhandelt haben, nicht allzuviel zuzutrauen. Am wenigsten natürlich Mussolini — dass dieser sich in Locarno auf allerlei Weise kräftig blamiert hat, gehört übrigens zu dessen Aktiven.[1]) Aber auch bei Chamberlain und Briand, wie bei Luther und Stresemann, wird man als Motiv vielleicht nicht einen starken Willen zur Gerechtigkeit und Frieden voraussetzen dürfen, sondern bloss die Erkenntnis politischer und wirtschaftlicher Notwendigkeiten. Diese liegen für Frankreich und England (das in Europa die Hände frei bekommen muss) klar zu Tage; bei Deutschland mögen sie wesentlich wirtschaftlicher Natur sein. Man mag, wenn man will, so weit gehen, besonders bei den deutschen Unterhändlern und ihren Hintermännern Gedanken vorauszusetzen, die keineswegs auf die Herrschaft von Recht und Frieden und ein einheitliches Europa zielen, etwa die Absicht, die Kraft ganz nach dem Osten und Südosten zu wenden, eine Erholungspause zu gewinnen, die Entente aufzulösen, kurz, imperialistisch-alldeutsche Machtspekulation. Aus einer lebendigen Friedensgesinnung hat vielleicht nur der Sozialist Vandervelde gehandelt, dessen Verdienst um das Zustandekommen des Werkes jedenfalls nicht klein ist. Dennoch wäre es, scheint mir, verkehrt, sich in dem Urteil über Locarno von solchen Erwägungen bestimmen zu lassen. Es kommt doch nicht in erster Linie auf die Vorder- und Hintergedanken jener Politiker an. Sie sind Organe, Organe jener politischen und sozialen, aber — füge ich hinzu — auch geistigen Notwendigkeiten. Wenn Locarno wirklich ein Friedenswerk ist, wirklich die Befriedung Europas (wenigstens als Verheissung) bedeutet, so ist es die Frucht all des schweren Ringens dieser Jahre nach einem wahren Frieden und einer aus einem neuen Sinn geborenen neuen Gestalt Europas. Dann dürfen wir alle sagen, dass wir an diesem Werk von Locarno mitgearbeitet haben.

Vor allem aber ist eines zu bedenken: Wenn die Politiker Locarno als Friedenswerk erklären und die Welt es als solches auffasst, so ist das die überragende Tatsache, die unser Urteil bestimmen muss. Solche Ereignisse gehen über Sinn und Absicht ihrer Urheber weit hinaus. Grundsätze, wie die von Locarno verkündigten werden nicht umsonst verkündigt, Vereinbarungen, wie die dort getroffenen nicht umsonst getroffen; sie haben ihr eigenes Recht, sie werden stärker als ihre Macher. Man hat das an den

[1]) Ich möchte mich bei dieser Gelegenheit einer Pflicht entledigen: der Pflicht, gegen die neueste, von den Faschisten veranstaltete „Mordnacht von Florenz“, der in Florenz und der Toscana 18 Tote und 50 Verwundete zum Opfer fielen, die Stimme des menschlichen Gefühls und Gewissens zu erheben. Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra? — wie lange noch wird dieses Regiment dauern?

Losungen der Führer der Entente erlebt, man erlebt es am Völkerbund (wobei ich nicht an Wilson denke, der es immer ehrlich meinte), man wird es an Locarno erleben.

Kurz, man darf an das Wunder von Locarno glauben. Wunder gibt es ja nur für den Glauben.

2. Im Zeichen des Mephisto.

Diesen Glauben können nun freilich allerlei Leute nicht aufbringen. Wenn es halt einfach Gewaltgläubige sind, so ist klar, dass sie nicht zugleich Friedensgläubige sein können. Ueberhaupt glauben viele so stark an den Teufel, dass für Gott wenig mehr übrig bleibt.

Das gilt paradoxerweise für allerlei Arten von Frommen. Sie haben Angst, dass Christus zu kurz komme, wenn die Menschen irgend etwas Gutes und Rechtes schaffen. Nur Christus allein kann Frieden schaffen — also stimmen sie inzwischen nicht ohne Begeisterung für Maschinengewehre und erbosen sich über die Antimilitaristen. Dass vielleicht die Menschen nur deswegen jenes Gute und Rechte schaffen, weil Christus nicht umsonst in die Welt gekommen ist, scheint ihnen nicht einzufallen. Arme Christen, die immer Angst haben müssen, ihr Christus komme zu kurz, wenn — sein Programm ausgeführt wird!

Und arme Sozialisten, die sich in Parteidogmatismus oder sonstige Befangenheiten so verrannt haben, dass sie meinen, der Sozialismus verliere seine Ehre, wenn in der Welt etwas vorwärts geschafft wird, ohne dass es ausdrücklich in seinem Namen geschieht, und die sich genötigt sehen, es irgendwie herabzusetzen, nur damit ihr Marx nicht zu kurz komme.

Diese Verlegenheit von Christen und Sozialisten ist eine Strafe, die Strafe dafür, dass sie versäumt haben, im Kampf um die neuen Ziele der Menschheit, die aus dem Geist Christi und dem Geist eines echten Sozialismus stammen, frei und gross voranzugehen. So geraten sie in den Bann des Mephisto und gehen daran zu Grunde, wenn sie sich nicht noch rechtzeitig davon frei machen.

3. Die Verheissung von Locarno.

Wenn wir in diesem Sinn nach der Bedeutung des in Locarno Geschehenen fragen, so wollen wir nicht wiederholen, was darüber schon gesagt worden ist. Ganz zu übersehen werden die Tragweite des Geschehenen erst künftige Zeiten vermögen, die seine Auswirkungen kennen werden. Ich beschränke mich darauf, Einiges hervorzuheben, was mir besonders wichtig zu sein scheint.

Fast unglaublich erscheint die Tatsache, dass zwischen Deutschland und Frankreich ein „ewiger Friede" zustande kommen soll. Wer hätte davon vor kurzem noch zu träumen gewagt? Dass

Deutschland auf Elsass-Lothringen verzichtet, ist zwar gewiss Realpolitik im guten Sinne; denn was hätte es von einer allfälligen Rückeroberung dieser Gebiete, die nun doch einmal nicht zu ihm gehören wollen?[1]) Trotzdem — es ist, so wie die Dinge in Deutschland liegen, eine erstaunliche Tat. Noch fast erstaunlicher ist der Verzicht auf eine gewaltsame Veränderung der Grenzen im Osten, wo sie ja wirklich der Veränderung vielfach bedürftig sind. Gut ist, dass eine Milderung der Besetzung deutschen Gebietes, vielleicht sogar eine baldige Aufhebung der ganzen Besetzung in Aussicht steht. Diese Besetzung war ja immer eine Versündigung an Europa und dem Frieden, und zwar ganz abgesehen von der „schwarzen Schmach". Richtig ist ferner, dass Deutschland koloniale Mandate versprochen werden. Diese Forderung ist in den „Neuen Wegen" immer gestellt worden. Denn wenn ich auch nicht glaube, dass darin für Deutschland irgend ein Vorteil liege, ja sogar eher das Gegenteil glaube, so ist es doch, solange andere Völker Kolonien haben und darauf Wert legen, eine Forderung der Gerechtigkeit, dass Deutschland nicht davon abgehalten werde.

Wichtiger als alle einzelnen Abmachungen sind aber die prinzipiellen Elemente dieser Neuordnung. Da ist einmal die Ersetzung des Prinzips der Gewalt durch das Prinzip des Rechtes und damit die Preisgabe des Krieges. Gerade dieser Bestandteil des Werkes von Locarno wirkt wie ein Wunder. Ist es möglich? Sind wir tatsächlich so weit? Da ist sodann Deutschlands Eintritt in den Völkerbund — dieses so langerwartete, lang erhoffte Ereignis. Da ist überhaupt eine allgemeine Stärkung des Völkerbundes, dem der Vertrag in Form und Inhalt die höchste Ehre erweist.[2]) Da ist die Tatsache, dass man nun wirklich von den „Vereinigten Staaten von Europa" reden darf. Denn der Vertrag von Locarno ist doch wirklich etwas wie ein Statut des einheitlichen Europa. Er schafft auch direkt Organe dieser neuen Einheit Europas, z. B. gewisse ständige schiedsgerichtliche Instanzen. Wenn nun noch eine europäische Zollunion dazu käme — und jetzt sind ihr die Wege geöffnet — und vielleicht noch einige andere freiwillige oder offizielle Zentralinstanzen, so hätten wir so ziemlich das, was man vernünftigerweise unter den „Vereinigten Staaten von Europa" verstehen muss, alles freilich noch in mehr embryonaler Gestalt. Und last not least: es ist

---

[1]) Darüber soll sich nämlich, trotz aller elsässichen Klagen und Autonomiebestrebungen niemand Illusionen machen.

[2]) Die prompte Beendigung eines schon ausgebrochenen Balkankrieges durch den Völkerbund (ich denke natürlich an den griechisch-bulgarischen Konflikt) scheint mir ein glänzender Beweis für dessen Wert und Wirksamkeit. Man wird vielleicht einwenden, es habe sich diesmal nur um zwei kleine Völker gehandelt, gegen grössere würde der Völkerbund nicht vorzugehen wagen. Aber können nicht aus kleinen Konflikten grosse entstehen?

durch diese Neuordnung der europäischen Verhältnisse eine ungeheure Gefahr beseitigt, die seit dem Versailler Frieden und sogar schon vorher über uns hing: die Gefahr, dass Europa durch eine Trennung von Westen und Osten, wobei Russland mit Deutschland verbunden den Osten gebildet hätten, zerrissen, vergiftet und zuletzt zerstört werde. Es wäre zwar wohl falsch, nun zu erklären, Deutschland habe sich durch den Vertrag von Locarno dem Westen angeschlossen. Richtiger ist, zu sagen, dass diese Unterscheidung durch ihn beseitigt und durch ein einiges Europa, dem eines Tages auch Russland anghören werde, ersetzt sei.

Alle diese Elemente des Vertrages von Locarno bedeuten der Sache nach eine Aufhebung des Vertrages von Versailles, auch wenn dieser der Form nach, aus taktischen Gründen, bestehen bleibt. Es ist das, was ich Revision des Versailler Vertrages nach vorwärts nenne.

Man sieht, dass auch damit etwas sich erfüllt, was Viele lange Zeit scheinbar aussichtslos gefordert und gehofft. Wir werden dem Ereignis von Locarno aber noch mehr gerecht, wenn wir seinen Sinn in die umfassendere Formel bringen: Locarno bedeutet den europäischen Frieden und ein einiges Europa. Wobei man hinzufügen muss: ein europäischer Friede wird die stärkste Vorbereitung des Weltfriedens sein!

Also wahrhaftig Dinge, gross genug für Staunen, Dank und Freude.

4. Die Aufgaben von Locarno.

Das alles kann Locarno bedeuten. Mehr möchte ich nicht sagen. Denn selbstverständlich stellt Locarno nicht bloss ein Ergebnis, sondern vor allem auch eine Aufgabe dar. Der Vertrag muss von den Parlamenten ratifiziert werden. Das scheint gesichert zu sein. Wichtiger ist, dass er von den Völkern ratifiziert werde. Denn selbstverständlich muss seine Ausführung und Weiterführung von einem entsprechenden, ja ihm noch überlegenen Geiste der Völker getragen sein, wenn er nicht tötender Buchstabe werden soll. Wir werden uns darüber klar sein, dass zu einer wirklichen und dauernden Befriedung Europas auch soziale Aenderungen nötig sind und dass die sozialen in geistigen wurzeln müssen. Und da wäre es schon sehr gefährlich, wenn wir vergässen, wie viel dämonisches Wesen noch auf der Welt lastet, das durch kein gescheites diplomatisches Werk zerstört wird.[1]) In alle-

[1]) Aktionen wie jene Kriegsfeier in Leipzig, die einen Tag nach dem Zustandekommen des Vertrages von Locarno stattfand, die nach demokratischen Zeitungen 120,000 Teilnehmer zählte und die „alte heilige Kriegsflagge" Deutschlands zum Mittelpunkt hatte (das ist moderner Kultus) sind natürlich der Verwirklichung dessen, was Locarno meint, nicht günstig. Und wenn

dem muss weiter gearbeitet und gekämpft werden. Aber Locarno liefert uns dafür eine neue, wertvolle Basis.

Sodann entstehen uns im Einzelnen besondere Aufgaben von grosser Tragweite. Ich hebe folgende heraus, die mir besonders wichtig vorkommen.

1. Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, so erwünscht und notwendig er ist, schliesst für diesen grosse Gefahren in sich. Hier entsteht besonders für diejenigen Deutschen, denen es um die Zukunft Europas und der Welt ernstlich zu tun ist, die dringende Aufgabe, dafür zu sorgen, dass Deutschland seine Mitgliedschaft im Völkerbund nicht bloss unter dem Gesichtspunkt betrachte, dass es dabei um jeden Preis möglichst viel für sich selbst herausschlage, sondern bereit sei, an der neuen Ordnung Europas und der Welt aufrichtig und sachlich mitzuwirken. Es wird, wenn es die zweite Linie befolgt, dabei auch selbst am besten fahren. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen."

2. Es muss ein neues Verhältnis zu Russland gesucht werden.

Das ist der Punkt, wo das Misstrauen gegen Locarno bei Vielen einsetzt. Man ist geneigt, im Vertrag von Locarno geradezu eine Vorbereitung des Krieges gegen Russland zu sehen, indem alle Kräfte des Westens (Deutschland nun inbegriffen) gegen dieses zusammen gefasst werden sollten. Ich halte dieses Misstrauen für unberechtigt, für des Realismus entbehrend. Die westlichen Regierungen haben andere Sorgen, als den Kampf gegen den Bolschewismus, wenigstens den mit Waffen. Sie wissen auch ganz wohl, dass ein solcher „Kreuzzug" gegen Russland für sie alle Bruderkrieg bedeutete und im blutigen Chaos endete. Wie könnte besonders ein englischer Staatsmann bei der jetzigen Stimmung der englischen Arbeiterschaft an ein solches Unternehmen denken?

Ich möchte aber auch vor einem allzuweit getriebenen Misstrauen gegen Russland selbst warnen. Es könnte sich als kurzsichtig erweisen.

Dass ich kein Freund des Bolschewismus bin, werde ich in den „Neuen Wegen" nicht extra zu sagen brauchen.[1]) Auch will ich

---

Hindenburg zu dieser Feier ein Begrüssungstelegramm schickte, so zeigt sich eben doch der schlimme Einfluss des Zeichens Hindenburg.

[1]) Wenn ich, trotzdem kein Mensch in der Schweiz den Bolschewismus mit grösserer Anspannung der Seele und grösserem Einsatz als ich bekämpft hat, trotzdem in weiten Kreisen als offener oder versteckter Bolschewist gelte, so ist das selbstverständlich. Wer ist in der Schweiz ein Bolschewist? Wer nicht die Politik der Bürgerparteien treibt und nicht an Schulthess-Scheurer-Laur glaubt, oder auch: wer einen andern Gott hat als den Geldsack. In katholischen Kreisen der welschen Schweiz hat man für meine Haltung das Stichwort: Tolstoisme bolschevisant (bolschewisierender Tolstoismus)

natürlich nicht leugnen, dass zu einem gewissen Mass von Misstrauen gegen die Sowiet-Politiker Grund vorhanden ist. Könnte die Sache aber nicht auch umgekehrt so liegen, dass Russland seinerseits glaubte, vor einer europäischen Reaktion, die sich eines Tages vereinigt gegen es wenden könnte, auf der Hut sein zu müssen? Jedenfalls bleibt die Aufgabe, Russland mit Europa neu zu verbinden. Es macht mir immer Eindruck und ist mir ein Trost, wenn Männer, wie Masaryk und Benesch, die doch gewiss keine Bolschewisten sind, von einer europäischen Befriedung ein neues Verhältnis Russlands zu Europa erwarten und an Russlands Bereitschaft dafür glauben. Diese Männer verstehen sowohl von Russland als von praktischer Politik immerhin etwas mehr, als unsere Kannegiesser, vom Dorfwirtshaus bis zum Bundesrat „hinauf". Man vernimmt übrigens, dass Russland sofort nach Abschluss des Vertrages von Locarno sowohl mit Polen als mit Rumänien wegen Abschluss eines Sicherheitspaktes in Verhandlungen getreten sei.[1])

3. Eine weitere wichtige Aufgabe ist die Einordnung der sogen. Minoritäten in ein neues Europa. Darüber ist hier schon genügend geredet worden. Es sei darum bloss noch darauf hingewiesen, dass gleichzeitig mit der Konferenz von Locarno in Genf eine solche der europäischen Minoritäten stattgefunden und dass diese sich auf den auch hier stets vertretenen Standpunkt gestellt hat, dass es für die Minoritäten gelte, sich nicht gegen ihren neuen Staatsverband aufzulehnen und im Sinn einer Irredenta nach staatlicher Vereinigung mit der Mehrheit ihrer Nation zu streben, sondern im jetzigen Staatsverbande loyal mitarbeitend um eine volle kulturelle und nationale Autonomie zu kämpfen und im übrigen nach einem einheitlichen Europa auszuschauen, in dem die Grenz-

---

geprägt. Wundervoll! Das ist etwa so logisch, wie jesuitischer Protestantismus oder brennendes Eis. Diese Leute wissen offenbar weder was Tolstoi, noch was Bolschewismus ist. Ich bin im übrigen so wenig „Tolstoianer" als ich Bolschewist bin.

[1]) Ich lese soeben in der amtlichen Erklärung von Benesch über den Vertrag von Locarno folgendes: „[Der Vertrag von Locarno] bedeutet die Bildung einer neuen europäischen Psychologie, eines neuen europäischen Gleichgewichtes, neuer internationaler Beziehungen überhaupt. Er bedeutet auch den Versuch einer moralischen Abrüstung, einer neuen moralischen und darum auch politischen und ökonomischen Konsolidierung .... Er bedeutet schliesslich, dass das heutige Russland sich davon Rechenschaft geben muss und sich, gern oder ungern, genötigt sehen wird, endgiltig damit zu rechnen, sich folglich darnach zu richten und sich mit Europa zu verständigen. Ich möchte schon heute die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit lenken, dass wir uns ebenfalls auf eine entsprechende Haltung gegenüber Russland vorbereiten. Ich glaube, es wird nicht mehr lange gehen, bis wir zu einem zweiten Locarno gelangen, wo ganz Europa sich mit Russland verständigen wird. [Von Benesch selbst unterstrichen, gewiss mit gutem Grund.] Das wird sowohl für Russland wie für Europa in höchstem Grade zum Wohl gereichen."

pfähle ungefähr so viel zu bedeuten haben, wie die, welche in der heutigen Schweiz die Kantone trennen. Ein geschriebenes oder ungeschriebenes Minoritätenstatut wird ein wichtiger Teil des Gesamtstatus eines neuen Europa sein. Damit erweist sich die so gefährliche Minoritätenfrage, die ein Sprengstoff sein könnte, woran ein unbefriedetes Europa eines Tages in die Luft flöge, freilich als Sprengstoff, aber bloss für ein veraltetes, verstaatlichtes, nationalistisches Europa, und damit als Wegöffner für ein neues. Wieder einmal bewährt es sich: „Es ist ein Keim des Guten in dem Bösen."

4. Nur in Kürze sei auch noch einmal auf das Balkanproblem hingewiesen, dessen Lösung notwendig zur Befriedung Europas gehört. Jener über Nacht aufflammende kurze Krieg zwischen Griechenland und Bulgarien zeigt grell genug, was für Geister dort noch am Werke sind. Allerdings taucht auch die Nachricht von einem Balkanpakt, analog dem europäischen Sicherheitspakt, immer wieder auf. Hier ist jedenfalls ein dringliches Werk zu tun und dieses wird nicht getan werden können ohne Gerechtigkeit für Bulgarien, das vor allem Zugang zum Meere bekommen muss, und Anwendung des Prinzips der Autonomie der Minoritäten in Mazedonien.

Dass man endlich im Interesse des europäischen und Weltfriedens Mustapha Kemals und damit des blutigen Jungtürkentums Sturz ebenso innig wünschen muss, wie den Mussolinis, sei hier noch anhangsweise bemerkt.

5. Endlich muss zur Befriedung Europas sich ein neues Verhältnis zu Asien und Afrika gesellen. Auch in diesem Punkte liegt die Sache so, dass einzelne Skeptiker meinen, der Vertrag von Locarno sei bloss als ein Auftakt zu der gewaltsamen Auseinandersetzung Europas mit Asien und Afrika gemeint. Nun mag ja sein, dass sowohl Chamberlain als Briand wirklich die Hände dafür frei bekommen möchten. Aber damit ist doch wieder bei weitem nicht gesagt, dass eine solche gewaltsame Auseinandersetzung geplant und Locarno daraufhin berechnet sei. Ich traue sowohl den engli-

---

Gleichzeitig erklärt in Nr. 516 der „Nationalzeitung" ein offenbar sehr gut orientierter regelmässiger Korrespondent über russische Dinge, der alles eher als ein Bolschewistenfreund ist, dass die russische rote Armee nicht mehr zu fürchten, sondern „für absehbare Zeit zur Lethargie verurteilt," Polizei gegen den „innern Feind" werde. Das wird bei uns allen denen arg sein, denen der Popanz der roten Armee eine Hauptstütze des schweizerischen Militarismus ist. Wenn wir gestützt auf Tatsachen und im höchsten Grade kompetente Zeugen erklären, dass jener Popanz eben ein Popanz sei, dann erheben diese unwissenden Schreier einen Lärm, als ob wir Wahnsinn behauptet hätten. So letzthin einer im katholischen „Courrier de Genève", der sich als einstigen sozialistischen Jugendführer ausgibt und auch noch den verflossenen Münzenberg als Nothelfer für den bedrohten Moloch beschwört. Armselige Gesellschaft!

schen als den französischen politischen Führern trotz allem etwas mehr Weitblick zu. Mir scheint umgekehrt einer der bedeutsamsten Züge von Locarno zu sein, dass es freilich die Auseinandersetzung Europas mit Afrika und Asien vorbereitet, aber keineswegs eine gewaltsame. Es handelt sich hier um eine Aufgabe, und zwar eine, die uns Allen gestellt ist. Rasch müssen nun offizielle oder, wo dies nicht möglich ist, inoffizielle Schritte getan werden, um in Verhandlungen mit den aufstrebenden Völkern Asiens und Afrikas zu treten und mit ihnen eine Verständigung zu erzielen. Diese könnte ja vorläufig wohl bloss informatorischer Natur sein, erste Aussprache, Bezeugung der Achtung und des guten Willens. Das Uebrige wird dann langsam folgen. Da, wie gesagt, die Regierungen wohl noch nicht dafür zu haben sein werden (obschon die geplante Zollkonferenz mit China immerhin ein Versuch dieser Art ist) und auch der Völkerbund dafür noch nicht reif ist, so sollten freie Bewegungen und Organisationen vorangehen, z. B. der Versöhnungsbund, die Konferenz For Life and Work, vielleicht ein künftiger paneuropäischer Kongress. Noch wäre wohl Zeit dafür, bald kann es zu spät sein.[1])

Ich bemerke dazu noch, dass auch das neue Verhältnis zu Russland von dieser Neuordnung der Beziehungen zu Asien und Afrika abhängt. Wenn Russland sieht, dass seine Weltrevolution auch in Asien und Afrika versagt, so wird es um so eher bereit sein, mit Europa in ein Verhältnis loyaler Zusammenarbeit zu treten. Sie versagt aber, wenn ein neues Europa auf den Plan tritt und Afrika und Asien die Hand bietet.

6. Endlich — wieder last not least — muss sich die Echtheit des „Wunders von Locarno" in der europäischen Abrüstung bewähren. Es muss das mächtige Signal dafür werden.

5. Und nun mit der Schweiz voran!

Damit komme ich noch auf die besondere Aufgabe, die aus diesen Entwicklungen für die Schweiz erwächst. Sie heisst hier erst recht: Abrüstung, völlige Abrüstung nach dem Muster Dänemarks. Jetzt versagen alle Ausreden. Freilich mache ich mir keine Illusionen. Unsere Militaristen aller Art wollen nicht. Wenn Gott im Himmel selbst ihnen Sicherheit garantierte, sie würden nicht auf ihn hören. Sie wollen halt ihr Militär, ihr Militär haben. Unsere „Armee" ist ja jetzt der Existenzgrund der Schweiz. Es war bezeichnend, wie der Bundesrat zu Locarno geschwiegen hat. Zu jedem Fussball-, Kuhreigen- oder Weinreisendenfest erscheinen

[1]) Ereignisse wie die teilweise Zerstörung von Damaskus durch die französischen Kanonen können freilich die Verständigung mit Asien und Afrika nicht fördern. Der Militarismus ist halt vom Teufel besessen.

einige Bundesräte, aber in Locarno war man unsichtbar. Nichts wäre gegebener, der Lage der Schweiz angemessener gewesen, als wenn einer der Herren dorthin gereist wäre und die Konferenz auf unserm Boden mit allen Segenswünschen begrüsst hätte — diese Konferenz, von deren Ergebnis auch unsere Zukunft abhing. Zum mindesten hätte eine Botschaft des Bundesrates an die Versammlung abgehen sollen. Es wäre ja für unsern Minister des Aeusseren eine glänzende Gelegenheit zur Entfaltung seiner Rhetorik gewesen. Statt alledem bloss eine schnarrende „Verlautbarung“: „Der Bundesrat hatte sich mit dieser Angelegenheit nicht zu befasst.“ Natürlich. Nur immer grossartig, ihr kleinen Gernegrosse! Wir hatten Wichtigeres zu bedenken als die Konferenz von Locarno! Ob wohl unser Herr Motta Angst hatte, seinen bewunderten Mussolini, den Saboteur von Locarno, zu beleidigen?[1]) Oder ob man tapferer Weise den Ausgang abwarten wollte und auch so zu spät kam? Oder endlich, ob dieser für die Herren eine grosse Verlegenheit war? Das Letztere ist wahrscheinlich. Für Herrn Motta, so wie er nun ist, bedeutet Locarno so gut eine Verlegenheit wie für die Herren Scheurer & Cie. Denn wenn es so weitergeht, was wird dann aus „unserer Armee, unserer Armee!“

Wir aber dürfen nun nicht säumen. Nun muss es vorwärts gehen. Nun wollen wir die Schweiz aus den Händen der Herren vom „ernsten Waffenspiel“ retten und vor Gott und den andern Völkern unsere Pflicht tun.

* * *

In diesem Sinne scheint mir Locarno wirklich etwas Grosses, wenn man will, ein „Wunder“ zu sein. Wir dürfen darüber, meine ich, uns wirklich aufs Tiefste freuen — im Glauben. Freilich nicht triumphieren. Noch geht der Kampf weiter und müssen wir auf allerlei Wendungen gefasst sein. Voreiliger Triumph wäre so verkehrt wie vorurteilsvolle Zweifelsucht. Locarno ist eine Verheissung und eine Aufgabe. Beides selbstverständlich innerhalb seiner Grenzen. Beides aber darf uns das Herz stärken.

23. Oktober. L. Ragaz.

Rundschau

Was das Beispiel der Schweiz bedeutet. Von militärfreundlicher Seite wird dem Abrüstungsvorschlag immer wieder entgegengehalten, dass die kleine Schweiz mit der Aufhebung des Heeres den andern, mächtigern Staaten

---

[1]) Dass ein faschistischer Hauptmann einen französischen Journalisten auf unserem Boden wegen eines Artikels, der Moussolini nicht gefällt, ohrfeigen darf und dafür bloss eine väterliche Verwarnung erhält, ist eine Schande für die Schweiz.

niemals vorangehen könne. — „Es ist eine Lächerlichkeit ohnegleichen, wenn wir uns einbilden, dass unsere grossen Nachbarn sich etwa nach der Schweiz richten und eine solche mutige Tat nachahmen würden. Unser Land hat in der Gross-Politik Europas nichts zu sagen, und daher sehen wir uns gerade in der Frage der Abrüstung völlig vom Verhalten unserer Nachbarn bestimmt.“ — Das sind so die gewohnten Ueberlegungen jener, die „an und für sich“ eine allgemeine Abrüstung begrüssen würden. Haben diese Leute recht? Das folgende Erlebnis dürfte zum mindesten diese Gründe als zweifelhaft erweisen.

Im Juni dieses Jahres hörte ich in Marburg einen Vortrag des deutschen Reichswehrministers Gessler über innere und äussere Politik. Dabei kam er auch auf die Frage des Eintrittes Deutschlands in den Völkerbund zu sprechen. Einer der Hauptgründe, die er dagegen anführte, war ungefähr folgender: „Den besten Hinweis auf den Weg, den Deutschland in dieser Frage zu gehen hat, gibt uns — **die Schweiz!** Dieses kleine Land ist seit Jahrhunderten in der ganzen Welt als durchaus neutral und friedliebend bekannt und kein Volk wird seine lautern Absichten bezweifeln. Mit wohlverdientem Recht ist der Schweiz der Ruhm zuteil geworden, ständiger Sitz des Völkerbundes zu sein. — Und was tut die Schweiz, nachdem es das Land des Völkerbundes geworden ist? Sie vor allem hätte doch Grund, sich in der unmittelbaren Nähe des Völkerbundes sicher zu fühlen; sie vor allem dürfte es doch wagen, auf dem Wege zum Frieden und zur Abrüstung voranzugehen. — Aber nein: trotz Völkerbund, trotz allbekanntem Ruf der Neutralität und Friedensliebe findet es die kleine Schweiz für notwendig — nicht etwa ihr Heer abzubauen und zu dezimieren —, nein, es vielmehr auf den neuesten Stand der Kriegstüchtigkeit zu erheben. Mit der soeben erfolgten Einführung neuester Waffen[1]) und moderner Truppenordnungen besitzt die kleine Schweiz eine bessere Heeresmacht als das grosse, ohnmächtige Deutschland. — Ist dieses Verhalten der neutralen Schweiz nicht ein deutliches Zeichen, wie sicher sie sich unter den Fittichen des Völkerbundes fühlt? Damit wissen wir, was wir zu tun haben! Deutschland tritt in einen solchen Völkerbund nicht ein, wenn seine eigenen Mitglieder so wenig Vertrauen zu ihm aufbringen.“

Vielleicht wäre die neue Truppenordnung und die Einführung des leichten Maschinengewehres doch etwas in Frage gestellt worden, wenn wir dieses Urteil des Reichswehrministers dem Nationalrat und Bundesrat hätten zum voraus „unter die Nase reiben“ können! (Wir werden dies aber auch jetzt noch tun; vielleicht vergeht dann die Lust, über die Verwendbarkeit von Tanks Versuche anzustellen.) — Und den Abrüstungsgegnern zeigt dieses interessante Beispiel, wie die Schweiz und ihr Verhalten dem Ausland gegenüber doch etwas, ja sogar sehr viel zu bedeuten hat. Trotzdem wir die kleine Schweiz sind — nein, gerade weil wir den Ruf eines neutralen Landes besitzen, müssen wir in der Abrüstungstat vorangehen. Und dann machen wir uns nicht mehr der schweren Anklage schuldig, mit unserm Verhalten den Völkerbund und seine Ideale zu schädigen und zu untergraben.

K. Maurer.

Kirche und Reichskriegertag! Die ganze Tragik des Abfalls der protestantischen Kirche von Christus und das Hingegebensein an den mit den besten deutschen Ueberlieferungen in Widerstreit stehenden Nationalismus illustrierte wieder einmal der Reichskriegertag. Angesichts des Vertragsabschlusses von Locarno diese Riesendemonstration des Deutschland von 1914! Die Stadt Leipzig ein unübersehbares schwarz-weiss-rotes Flaggenmeer, mit zum Teil funkelnagelneuen Fahnen. In der Bevölkerung ein wahrer Taumel der Begeisterung —

---

[1]) leichter Maschinengewehre.

Götzentaumel! Und das im Freistaat Sachsen, wo wie in keinem anderen Industriegebiet des Reiches die Zerklüftung des Volkes ungeheur gross ist. Sollte es hier nicht angesichts dieser Tatsache viel mehr zu ernstestem Ringen um eine wahre Volksgemeinschaft, dargestellt durch Versöhnungsgeist und soziale Gerechtigkeit, kommen? Statt dessen ein fünfstundenlanger Zug zur Feier des Krieges! Die Tatsache, dass dieser Tag möglich war, ist ein gewaltiges Zeichen unserer wahrhaft vaterländischen Not — nicht nur der eingebildeten. Die Herrschaft der nationalen Phrase im Einklang mit der sozialen Reaktion hat ihren Triumph. — Am Vorabend des Reichskriegertages wurde im Alten Theater Unruhs „Heinrich aus Andernach" gegeben. Das Haus zur Hälfte gefüllt, mässiger Beifall. Der Zufall des Spielplans wird dieses Stück gerade an diesem Tage noch einmal auf der Bühne haben erscheinen lassen, und doch lag gerade darin eine tiefe Symbolik. Für den Menschen ausserhalb des Reichskriegertages und der ganzen zu ihm gehörigen Atmosphäre, dessen Liebe dem „anderen Deutschland" gehört, wirkte dieses Stück mit seiner die Christuslösung der irdischen Konflikte direkt aufzwingenden Tendenz wie eine Mahnung: Jetzt gilt es erst recht, reinen Herzens zu bleiben, ausserhalb jeglicher inneren und äusseren Gemeinschaft mit den Ereignissen der beiden kommenden Tage, von deren Geiste die Menge beherrscht werden wird. Gelingt es nicht, diesen Geist abzudämmen, dann führt er mit Notwendigkeit, kraft seiner innewohnenden Dämonie, zu einem zweiten 1914 — trotz Locarno und Genf — und das Ende wird die europäische Vernichtung durch Gas und Bakterien sein!! — Das Verhängnisvolle der von Christus gelösten Volksseele tritt bei solchen Ereignissen besonders in Erscheinung und legt allen Einsichtigen die ganze Problematik der „Demokratie" wie eine Last auf die Seele. Man macht sich klar, dass das die Massen sind, die 1914 bis 1918 die Hauptträger alles Leidens gewesen sind und seitdem die Last der Liquidation des grossen Mordens fast ausschliesslich tragen mussten. Wahrlich alle bloss diesseitige Menchen- und Weltverbesserung kommt gegenüber diesen Offenbarungen der Massenseele unweigerlich zu Falle. Die ewige Wahrheit des Evangeliums, das uns im raschen Wechsel der Bilder vom „Hosianna" zum „Kreuzige" führt, wird hier erkannt.

So schmerzlich solche Erkenntnisse sein mögen, sie wären leicht zu tragen, wenn die Gemeinde Christi als die Macht vorhanden wäre, die unbestechlich, erneuert im heiligen Geiste der Busse für die Sünde ihres Abfalls zum Cäsar an diesem Tage die Botschaft Christi in ihrer ganzen Anstössigkeit verkünden würde Und somit sich als sichtbarer Leib des überirdischen Christus selbst kundtäte. Aber statt dessen kommt einem das Wort der Offenbarung nicht aus dem Sinn: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist . . ." (Offenbg. 3, 15.) Tatsache ist, dass das ganze kirchliche Leben der protestantischen Landeskirche an diesem Tage offiziell in den Dienst der Kriegsvergötzung gestellt worden ist. Nahezu tragikomisch wirkt es, dass der Kirchenchor einer Arbeitervorstadtgemeinde als mitwirkender Teil bei dem ganz vom germanisch-völkischen Schwertgedanken beherrschten „Weihefestspiel" am Völkerschlachtdenkmal sich betätigte.

Freunde des „Versöhnungsbundes' verteilten vor einigen Kirchentüren eine christliche Friedensschrift und mussten sich dabei von einem von dritter Seite herbeigeholten Pfarrer den Vorwurf der Taktlosigkeit gefallen lassen, denn an diesem Tage verteile man nicht eine derartige Schrift.

Und doch auch hier ein schwacher Lichtblick: Ein junger Mensch aus der evangelischen Jugendbewegung kommt und bittet für sich und seine ganze Schar um diese Schrift. Die neue protestantische Jugend — auch hier das Reis mitten im harten deutschen Winter! Rudolf Grabs (Leipzig).

Von Völkerbund und Friedenskongress. 1. Von der diesjährigen Völkerbundsversammlung ist nichts Besonderes zu berichten. Sie war wohl

nicht so schlecht, wie eine immer aufs Sensationelle ausgehende Berichterstattung es gern darstellte. Am Genfer Protokoll wurde doch festgehalten und der Eindruck, dass der Völkerbund nun dauernd gefestigt sei, wurde vermehrt.

Hervorgehoben sei bloss ein Geschehnis: der auf Antrag Loucheurs, eines Führers der französischen Grossindutrie, gefasste Beschluss, eine Weltwirtschafts-Konferenz einzuberufen, deren Aufgabe wäre, das Wirtschaftsleben der Welt mehr im Sinne der Solidarität der Völker zu orientieren. Damit betritt der Völkerbund den Boden, auf dem er vielleicht das Weittragendste zu leisten berufen ist. Das Ideal einer wirtschaftlichen Weltgemeinschaft der Völker, ein sozialistisches und in seinem letzten Sinne religiöses Ideal, erhebt sich vor ihm. Gerade diese Linie müssen wir mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen und fördern; sie führt sozusagen nahe ans Herz der Zukunft.

2. Auf dem Welt-Friedenskongress in Paris scheint es diesmal etwas stürmisch zugegangen zu sein, zum Teil wegen der allerdings sehr taktlosen Beteiligung des deutschen Reichstagspräsidenten und „Pazifisten" Löbe an einer Anschlusspropaganda in Wien, zum Teil infolge des Eingreifens der französischen Regierung und halboffizieller Faktoren in den Gang der Verhandlungen. (Wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass dafür die französische Regierung sich zu dem Kongress unvergleichlich viel freundlicher gestellt hat, als die deutsche, Ebert inbegriffen.) Es kam diesmal auch nicht zu so radikalen Beschlüssen, wie das letzte Jahr in Berlin. Ein Antrag, der darauf zielte, das Recht zur Dienstverweigerung durchzusetzen, blieb in der Minderheit, allerdings, wie gemunkelt wird, bloss infolge unkorrekter Abstimmung. Indess ist schon die Stellung dieses Antrags und die Tatsache, dass er immerhin beinahe die Hälfte der Stimmen erhielt, ein bedeutsames Symptom der Lage. Und sein Hauptverteidiger, Georges Pioch, muss sich nach dem geradezu überschwänglichen Bericht der „Friedenswarte" als ein Kämpfer allerersten Ranges für unsere Sache erwiesen haben. Es wäre der Mühe wert gewesen, meint die „Friedenswarte", drei Monate lang Tag und Nacht zu reisen, nur um diesen Mann zu hören. Das ist freilich nicht wenig gesagt. Möge es so sein.

Die Konferenz der internationalen Kriegsdienstverweigerer fand vom 3. bis 6. Juli in High Leigh statt. 43 Gruppen und Vereinigungen aus 19 verschiedenen Ländern waren vertreten. Eine beträchtliche Anzahl von Freunden, besonders aus Russland, Bulgarien, Polen und Frankreich waren nicht imstande, der Konferenz beizuwohnen, weil ihre betreffenden Regierungen ihnen die Erlaubnisscheine verweigerten, um das Land zu verlassen.

Aus den ausserordentlich interessanten Berichten der Vertreter über die Stellung der Bewegung in den verschiedenen Ländern treten zwei Punkte klar hervor:

1. Innerhalb der letzten fünf Jahre ist die Bewegung der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen tatsächlich international geworden. Der einzelne Kriegsdienstverweigerer (C. O.) ist nicht länger isoliert, denn in jedem Lande hat er Freunde, die hinter ihm stehen. Das gibt der Bewegung grosse moralische Kraft für die Zukunft.

2. In allen Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht ist die Arbeit der Kriegsdienstverweigerer sehr schwierig, besonders in den östlichen Ländern geht es öfters auf Leben und Tod. Daher ist in diesen Ländern das Bemühen, allgemeine zwangsweise Aushebung abzuschaffen oder gesetzmässige Anerkennung für die Verweigerung des Militärdienstes aus Gewissensgründen zu erlangen, eine ausserordentlich wichtige Sache.

Unter den zahlreichen Angelegenheiten, die auf der Konferenz erörtert wurden, nahm diejenige, welche die Stellung behandelt, die die internationalen Kriegsdienstverweigerer dem Zivildienst gegenüber einnehmen sollten, einen

hervorragenden Platz ein. Alle Teilnehmer blieben dabei, dass grundsätzlich auch „alternativer" Dienst verweigert werden müsse, jedenfalls im Kriegsfalle. In Berücksichtigung der Schwierigkeiten, die in gewissen Ländern bestehen, sollte es jedoch den Gruppen in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht gestattet sein, für „alternativen" Dienst in Friedenszeit zu arbeiten.

Es ist bemerkenswert, dass unter den Teilnehmern an der Konferenz Anhänger der abweichendsten politischen, philosophischen und religiösen Gedankenrichtungen waren: radikale Anarchisten, religiöse Anarchisten, Freidenker und Mitglieder der allerverschiedensten Zweige der christlichen Kirche.[1])

NB. C. O. = Conscientions Objector, d. h. Dienstverweigerer aus Gewissensgründen. — „Alternativ" = als Ersatz für Militärdienst eintretend.

Stockholm. Ueber die Stockholmer Konferenz ist nachträglich noch viel geschrieben worden und die Verhandlungen sind noch nicht zu Ende. Einige Züge an dem Bild dieses Ereignisses treten nach all diesen Berichten und Urteilen etwas schärfer hervor.

Einmal scheint es, dass die Konferenz in stärkerem Masse, als die ersten Berichte vermuten liessen, ein Misserfolg war. Sie muss durch Krisen gegangen sein, die beinahe tötlich verlaufen wären. Die Botschaft, worin sich das Ergebnis der Verhandlungen verdichtet, bedeutete eine allgemeine Enttäuschung. Wenn die Kirchen in einer solchen Weltstunde nicht mehr zu sagen hätten, dann hätten sie moralisch abgedankt.

Es scheint sodann Einstimmigkeit zu herrschen, dass an diesem Misslingen vor allem die deutsche Delegation schuld war. Sie kam, wie berichtet wird, von vornherein mit Gedanken nach Stockholm, die man beinahe als Willen zur Sabotage bezeichnen muss. Nationale, ja nationalistische, nicht christliche und ökumenische Gesichtspunkte waren es, die ihre Haltung bestimmten. Mit Mühe konnte sie davon abgebracht werden, durch Aufrollung der Schuldfrage (in deren Diskussion sie übrigens allerlei hätte erleben können!) die Konferenz zu sprengen. Ihr ist es auch zu verdanken, dass die Erklärung über den Krieg in der Botschaft so armselig ausfiel und nicht einmal der Völkerbund erwähnt werden durfte. Erst in Oslo (= Christiania), auf einem spezifisch lutherischen Kongress, durften sich diese Jünger Christi von dem Anhören von Reden über das Reich Gottes, die Bruderschaft der Menschen, den Völkerfrieden, die soziale Gerechtigkeit, die ihnen in Stockholm so sehr auf ihre lutherischen Nerven gegeben hatten, erholen. Ein eigenartiges Schauspiel! Und hinterher gab man dann doch noch eine Erklärung zur Schuldfrage ab, die sozusagen die Konferenz noch nachträglich sprengte.

Es muss aber betont werden, dass diese Haltung der deutschen Delegation keineswegs der Ausdruck des gesamten heutigen deutschen Christentums ist. Die Wahl der Delegation war die denkbar einseitigste und unglücklichste gewesen: hauptsächlich reaktionäre Kirchenleute und sonstige Reaktionäre, daneben allerdings auch einige Andere, die aber nicht alle durch Lauterkeit und kräftiges Rückgrat bekannt sind. Die deutschen Männer und Frauen, die vor allem nach Stockholm gehört hätten, fehlten in dieser Delegation so ziemlich ganz. Dieser Tatbestand ist denn auch in unabhängigen Organen des deutschen Christentums mit aller Deutlichkeit gekennzeichnet worden. Die „Christliche Welt" bringt aus der Feder mehrerer Berichterstatter, besonders Prof. Heilers, eine Kritik dieser Haltung der deutschen Delegation, die eine Rehabilitation des durch jene in Stockholm schwer kom-

---

[1]) Ein trefflicher Bericht über diesen höchst wichtigen Kongress ist unter dem Titel: „Die Kriegsdienstgegner der ganzen Welt" vom Generalsekretariat der „Internationale der Kriegsdienstgegner", Runham Brown, Enfield, 11 Abbey Road, England, herausgegeben worden.

promitierten deutschen Protestantismus bedeutet. Jedenfalls wird Stockholm zu jener Gärung und Auseinandersetzung in seiner Mitte, die ich als notwendig erklärt, wirksam beitragen.

Wenn ich von einem „Misserfolg" der Konferenz rede, so will ich damit das, was ich im vorletzten Heft von ihrem Werte gesagt, nicht aufheben. Dieser Wert besteht, wie ich dort zu zeigen versucht, darin, dass sie ein Zeichen ist — das Zeichen einer bestimmten Entwicklung, die die Sache Christi nun genommen hat. Jener Misserfolg beleuchtet die heutige Lage und kann damit ein stärkeres Stimulans werden, als der Scheinglanz eines allzuleichten Erfolges. Es wäre darum der Sache der Konferenz wenig gedient, wenn man den wahren Sachverhalt verschleiern wollte, um das kirchliche Publikum nicht zu enttäuschen. Dieser Misserfolg auf der direkten Linie darf ruhig zugegeben werden, die indirekte Wirkung Stockholms kann desswegen doch gross sein. Ich glaube auch jetzt noch, dass sie es sein wird und dass die Konferenz ein hoffnungsvolles Zeichen war.

Anmerkung. In der „Reformierten Kirchenzeitung" entrüstet sich Pfarrer Adolf Keller, der Vizesekretär des „Weltbundes der Kirchen", ziemlich stark über meine Ausführungen zu der Stockholmer Konferenz im Septemberheft der „Neuen Wege". Meine in seinen Augen zu wenig ehrfürchtigen Bemerkungen über Theologen, Erzbischöfe und Generalsuperintendenten haben ihm offenbar stark auf die Nerven gegeben. Daneben wirft er mir vor, dass ich behauptet habe, es hätten die Frauen gefehlt und die Láien eine mehr „dekorative Rolle" gespielt. Ich gebe zu, dass ich darin nicht ganz richtig informiert war. Es waren eine grössere Anzahl Laien und Frauen dabei, als ich meinte. Was speziell die Laien betrifft, so halte ich freilich daran fest, dass sie eine mehr „dekorative Rolle" spielten, und überhaupt scheint mir Pfarrer Kellers Korrektur höchst nebensächlicher Art zu sein. Er wird selbst nicht ernstlich leugnen können, dass es im Wesentlichen eine Konferenz von Theologen und Kirchenmännern war. Ich habe eine grössere Anzahl Berichte über Stockholm gelesen und jeder hat unzweideutig diesen Eindruck hinterlassen, nicht zum wenigsten die von Pfarrer Keller selbst.

Im übrigen verkennt Pfarrer Keller Zweierlei. Einmal, dass das, was ich an nicht ganz Respektvollem über Theologen und kirchliche Würdenträger gesagt, nachher sofort aufgehoben und als ungenügender Standpunkt bezeichnet wird. Es war eben bloss eine Aussprache allgemein vorhandener Bedenken. Man erkennt an dem Eindruck, den diese im Grunde harmlosen und bei Leuten aus meiner Welt selbstverständlichen Stellen über niederen und höheren Klerus gemacht haben, wie gefährlich das Klima einer solchen Konferenz für den Protestantismus ist. Pfarrer Keller hat ob dieser Empfindlichkeit in einer Nebensache vollkommen die Hauptsache übersehen: dass nicht leicht eine Stellungnahme zu Stockholm dieses so wichtig genommen hat, wie mein Aufsatz. Eine ganze Reihe von Freunden, darunter mehrere Pfarrer, haben ihn viel zu anerkennend gefunden. Hätte für Pfarrer Keller diese Würdigung der Sache der Konferenz nicht auch wichtiger sein sollen, als die Bischofsmützen und die Generalsuperintendenten-Bäffchen (schreckliches Wort für eine entsprechende Sache!) der Teilnehmer?

Wahlen. Die Schweiz hat ihre Bundesversammlung neu gewählt. Das bedeutete nach Schweizer Sitte, dass man so ziemlich die Alten, ach, allzu Alten (nicht nur im Sinne des Kalenders!) wieder bestätigte. Denn der Schweizer betrachtet den Posten in einer Behörde beinahe als Anstellung auf Lebenszeit, und wenns noch darüber hinausginge, so sässen in unseren verschiedenen Räten jahrhundertelang die Gleichen. Damit Einer bei uns einmal weggewählt würde, müsste er schon — sehr tüchtig sein! Eine Mi-

schung von sentimentaler Gutmütigkeit und gegenseitiger Versicherung, die den Andern nicht zu bekämpfen wagt, weil man selbst auch nicht bekämpft werden möchte, und vor allem eine fast götzendienerische Ehrfurcht vor diesen zum grösseren Teil doch so wenig der Ehrfurcht würdigen Kantonsräten, Regierungsräten, Nationalräten, Bundesräten sichert ihnen und damit aller Stagnation ein ewiges Leben.

Unter solchen Umständen haben diese Wahlen keine tiefere Bedeutung. Wenn sie dennoch eine ziemliche Erregung erzeugen, so ist das nur ein Zeichen mehr davon, dass das Persönliche im schlimmen Sinne bei uns eine viel zu grosse Rolle spielt. Dieses Persönliche bekäme ja einen grossen Wert, wenn es sich bei solchen Wahlen darum handelte, die Carlyle so wichtig erscheinende Aufgabe zu lösen, den besten Mann an den rechten Platz zu stellen. Davon aber kann unter uns immer weniger die Rede sein. Es werden sozusagen nur noch die Parteien gewählt. Die Vorgeschlagenen sind vorwiegend Berufspolitiker, Advokaten, Routiniers, wohldressierte Vertreter eines Sonderinteresses. Dass ein geistig bedeutender Mensch, einfach weil er dies ist, in unsere Behörden gewählt würde, daran ist nicht mehr zu denken. Geistige Bedeutung verbunden mit Selbständigkeit des Charakters, schliesst automatisch von unsern Behörden und Ratsälen aus. Wenn ein Mann mit diesen Eigenschaften trotzdem hineinkommt (und das ist doch etwa einmal der Fall), so geschieht es durch Versehen, infolge einer besondern Konstellation, aber sicher gegen den eigentlichen Sinn unseres heutigen demokratischen Wahlapparates. Dieser ist einem Netze vergleichbar, durch das keine Männer von geistigem Gewicht und moralischer Statur zu gehen vermögen. Das ist die nackte Tatsächlichkeit, die niemand leugnen kann, wenn er Verstand hat und ehrlich ist.

Was nun die neueste Wahl anbetrifft, so hat sie immerhin einige bemerkenswerte Züge aufzuweisen. Da ist einmal der „Ruck nach links" von dem in diesen Tagen so viel geschrieben wurde. In der Tat hat die Sozialdemokratie Mandate und besonders Stimmen gewonnen und die ausgesprochenste Reaktion da und dort eine Lektion erhalten. Darin tut sich ohne Zweifel eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der Politik des herrschenden Systems kund, ebenso eine Belebung des Sozialismus. Auch der Protest gegen unseren Militarismus scheint eine Rolle gespielt zu haben. Was den Sozialismus betrifft, so zweifle ich nicht daran, dass sein Gewinn noch viel grösser wäre, wenn seine Haltung und Taktik durchgehends so wäre, dass er die Vielen anzuziehen verstünde, denen die zu absoluter Geist-, Charakter- und Ideenlosigkeit entartete bürgerliche Politik zum Eckel geworden ist.

Ein anderer erfreulicher Zug an diesen Wahlen ist, dass doch in jenes Netz zur Verhinderung der Wahl frischer und bedeutender Männer diesmal einige Löcher gemacht worden sind. Das grösste und erfreulichste dieser Löcher ist die Wahl von Dr. Gadient, dem Verfasser des „Prätigau". Während die bündnerischen Gerichte aller Instanzen und dazu leider auch das Bundesgericht seinen Klägern gegen alles Recht doch recht gegeben, hat nun das Bündnervolk, das so schwer auf die Beine zu bringen ist, mit aller Wucht und Deutlichkeit das Gegenteil getan: es hat seine Ankläger verurteilt und ihn selbst glänzend rehabilitiert. Sehr viele im Schweizerland herum haben diese Kunde mit Freude vernommen. So erntet dieser treffliche Mann noch verhältnismässig rasch den Lohn für seinen vieljährigen bittern Kampf, und uns Allen gereicht dieses Walten einer Gerechtigkeit zur Herzstärkung. Möge Gadient das mit seinem Buche auf Bündnerboden begonnene Werk in Bern fortsetzen. Möge es ihm vor allem gelingen, in diese Atmosphäre von politischen Routiniers ohne Glauben und Ideale, die das Ernstnehmen des Ernsten längst verlernt haben, doch ernst genommen zu werden. Parlamente sind für Reformatoren jeder Art ein schwieriger Boden.

Wir freuen uns also, dass es scheint, als ob auch bei uns ein frischeres

Lüftchen wehe und die Tage reaktionärer Sicherheit und Frechheit vorbei seien. Was im übrigen dieses Wahlsystem betrifft, so ist es längst meine Ueberzeugung, dass unser Parlamentarismus überlebt und verfault ist und eine neue Demokratie neue Formen suchen muss. Diese können nur aus neuem Geiste stammen, aber sie werden einem neuen Geist auch zu Hilfe kommen.

Eine Siedlung! In Bulgarien entsteht eine Siedlung auf religiöser, überkonfessioneller Grundlage, die noch dringend der zukünftigen Unterstützung bedarf. Am besten wird diese durch Anschluss an das Siedlungs-Unternehmen gewährt. Ebenso ist zinsloses Darlehen möglich, das nach Kaufabschluss (vermutlich Anfang Dezember) zurückgezahlt wird. Eine landwirtschaftliche bulgarische Bank erstattet die Gelder zurück, wofür dieser das Unternehmen mit dem Boden haftet.

Der Charakter der Siedlung ist aus dem Scheiermannschen Buche: „Vision des neuen Lebens“ zu ersehen. Näheres über das Buch, den Verfasser und seine Gemeinde ist bei der Redaktion zu erfahren. Interessierte wenden sich bitte an Gymnasiallehrer Prof. Ilia, Entscheff-Sorna-Orechowitza, Bulgarien.

Grete Sachs.

Anmerkung der Redaktion: Die in den Kreisen der „Neuen Wege“ zahlreichen Freunde des Siedlungswesens seien hiemit auf dieses Unternehmen aufmerksam gemacht. Freund Scheiermann ist Einigen von uns vom Versöhnungsbund (mir persönlich auch von Schweden her) wohl bekannt. An der Kraft und Lauterkeit der Gesinnung dieses Mannes, seiner Liebe und seinem Glauben, wie an seinem ausdauernden Willen ist nicht zu zweifeln. Er ist ein Ausnahmemensch. Ich vermittle gern alle Auskunft. L. R.

Vom Zivildienst. „Vorwärts, Kamerad, gnueg gschwätzt, läng mr sälle Pickel,“ so endet Pierre Ceresole sein Einführungswort zu Helene Monastiers Zusammenstellung von Briefen, Berichten und andern Dokumenten vom Zivildienst in Someo im Herbst 1924.[1])

In aller seiner Schlichtheit ist das Büchlein ein vibrierendes Denkblatt jener Aktion voll Schaffenseifer, Herzlichkeit, Fröhlichkeit, Hoffnung und Glauben. Wenn ich es neben das Album der 5. Division halte, das ich aus dem Grenzbesetzungsdienst des Jahres 1915, auch im Tessin, heimbrachte, welcher Unterschied! Dort heisst es zwar auch, es solle eine Erinnerung sein an „engste Zusammengehörigkeit“, aber wie anders spricht engste Zusammengehörigkeit aus diesem Büchlein, denn aus jenem Album. Welche Kameradschaftlichkeit hier zwischen „Papa“ Colonel und allen fratelli und sorelle bei der Arbeit wie in der Ruhe, während man dort zur Hebung der Disziplin den Unteroffizieren die Betonung des Rangunterschiedes zwischen ihnen und den „Gemeinen“ zur Pflicht machte.

Das Büchlein bringt auch, durch das Zeugnis von Oberst Ernst Ceresole selbst, den Beweis, dass der Zivildienst in Someo, trotzdem er so plötzlich aus dem Nichts improvisiert werden musste und so verschiedenartige Menschen und Dinge umfasste, sich an sachlichen Leistungen, Disziplin etc. mit unserer seit langem aufgebauten und intensiv organisierten Armee messen kann.

Möchte die Arbeit unserer Freundin Helene Monastier mit der Zusammentragung dieser Dokumente, jedes in seiner ursprünglichen Fassung und Sprache, nicht nur denen eine bleibende Freude bereiten, die mit in Someo

---

[1]) „Someo“, Freiwilliger Zivildienst, nach den Berichten der Freiwilligen, mit 16 Abbildungen, herausgegeben von der Schweiz. Zentralstelle für Friedensarbeit, Zürich 4, Gartenhofstrasse 7, zusammengestellt von Helene Monastier, Pré du Marché 11, Lausanne, Preis Fr. 1.50, 10 St. Fr. 12.—, erhältlich bei der Zentralstelle oder Frl. Monastier.

waren, sondern auch allen denen Mut machen, die nach einer neuen Schweiz der Arbeit und Brüderlichkeit ausschauen. Möge sie auch eindringlich zu all den ehrlichen Menschen reden, die jetzt nur noch nicht den Glauben aufbringen, dass eine waffenlose Welt, eine Welt freier gegenseitiger Hilfe möglich ist.

B.-G.

Ein pazifistischer Kalender. Anfang Oktober erscheint im Verlag „Friede durch Recht", Wiesbaden, Gartenstrasse 18, ein pazifistischer Wochenabreisskalender: „Das neue Deutschland 1926", auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Der Kalender enthält neben reichhaltigem und sorgfältig ausgewähltem Daten- und Spruchmaterial zirka 40 künstlerisch hochwertige Holzschnitte, die die bedeutendsten Vorkämpfer der pazifistischen Bewegung darstellen. Wir nennen hier nur: Foerster, Nietzsche, Toller, Gandhi, Eisner, Buber, Masaryk, Buisson, Marc Sangnier. Bei Voreinbezahlung bis 1. Oktober gilt der Subskriptionspreis von Mk. 2.70, inklusive Porto, sonst beträgt der Preis Mk. 3.60, inklusive Porto. Der Kalender eignet sich auch bei seiner guten Ausstattung vorzüglich für Geschenke und ist gleichzeitig das wirksamste und unauffälligste Propagandamittel für den Frieden. Die Nachfrage ist schon sehr rege und wir empfehlen daher allen Interessenten möglichst rechtzeitig zu bestellen.

Bern. Wir teilen den Lesern der „Neuen Wege" mit, dass die Zusammenkunft vom 22. November, welche bereits mündlich angekündet wurde, verschoben werden musste. Dafür findet, von unserer Gruppe veranstaltet, am Sonntag, den 15. November, abends 8 Uhr, im Grossratssaal ein Vortrag statt von Pfarrer Schädelin über: „Pestalozzis Glaube." Wir bitten alle Freunde, an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, dass an den nächsten Zusammenkünften Ch. Naine über „J. Jaurès" und Dr. Ch. de Roche über „R. Rolland" sprechen werden. Ort und Zeit dieser Zusammenkünfte werden später bekannt gegeben.

Von Büchern

Pflüget ein Neues.

Statt dass, wie gewöhnlich, unter der Rubrik „Von Büchern" ein Werk oder zwei, denen wir eine besondere Aufmerksamkeit wünschen möchten, zur Besprechung kommen, sollen diesmal, ausnahmsweise, eine Anzahl solcher wenigstens kurz angezeigt werden, mit dem Vorbehalt freilich, dass das eine oder andere von ihnen später doch noch eine gründlichere Würdigung finde. Zu diesem Modus bewegt uns der Umstand, dass einige dieser Werke nun schon allzulange gewartet haben. Dann aber auch ein anderer Umstand: Weihnachten, die bevorzugte Zeit des Bücherkaufens, naht, und da es nicht möglich ist, im November- und Dezemberheft gewisse wertvolle Bücher ausführlich zu besprechen, so soll doch ein, vielleicht also nur vorläufiger, Hinweis darauf nicht fehlen. Dabei sollen lauter solche Werke genannt werden, die insofern unter sich eine Einheit bilden, als jedes auf seine Art ein Wegweiser in das neue Land ist, nach dem wir streben.

1. **Christoph Blumhardt.** Predigten und Andachten. 2. Band. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Vor allem müssen unsere Leser von dem Buche wissen, das nach unserer Meinung nicht nur das wichtigste ist, das dieses Jahr erschienen, sondern

überhaupt ein Ereignis bedeutet. Was so lange der innige Wunsch solcher war, die wussten, was Blumhardts Predigten und Andachten bedeuteten, ist nun erfüllt: diese Predigten und Andachten, die als gesprochene nur einen kleinen Kreis von Menschen erreichten, sollen nun allem Volke geschenkt werden. Unser Freund Lejeune ist durch Vermittlung der Schwester Anna, der grossen Freundin und Mitarbeiterin Blumhardts, die auch die berufene Verwalterin seines geistigen Erbes war, noch kurz vor ihrem Scheiden mit dem Auftrag betraut worden, dieses Werk zu übernehmen, das ebenso verantwortungsvoll, als gross und edel ist. Es ist eine Reihe von Bänden geplant, von denen nun der in der endgiltigen Reihenfolge als zweiter gedachte zuerst erschienen ist. Er enthält die Reden aus den Jahren 1888 bis 1896, also aus der Zeit, in der Blumhardt aus einer gewissen Abhängigkeit von seinem Vater und aus dem, was man die noch übrig gebliebene pietistische Schale von Möttlingen und Boll nennen könnte, sich zu dem entfaltet, was dann er selbst ist. Zu den Reden, von denen vortreffliche Nachschriften vorhanden sind, wurden Betrachtungen aus den „Vertraulichen Blättern aus Bad Boll" gefügt. So ist ein sehr stattlicher, fast allzustattlicher Band zusammengekommen.

Dieser Band aber bedeutet einen fast unvergleichlichen Schatz. Freilich darf nicht verschwiegen werden, dass der Zugang nicht ganz leicht ist. Leser, die nicht aus dem sogenannten positiven Christentum herkommen, mögen am Anfang durch die noch stark pietistisch anmutende Sprache, und etwa auch einen entsprechenden Inhalt, befremdet werden. Es ist ja auch — wie schon angedeutet wurde — noch nicht sofort Blumhardt in seiner vollen geistigen Mannesgestalt, von dem die meisten von uns allein etwas wissen. Aber man arbeite sich hinein und habe etwas Geduld, dann wird man immer mehr den eigentlichen reifen Blumhardt finden, und in der zweiten Hälfte des Buches ersteht er immer deutlicher vor uns in der vollen Gewalt und Grösse seiner unvergleichlichen Berufung. Und wahrhaftig, man erfährt wieder, dass e r es ist, der uns den Weg weisen kann und soll und nicht dieser oder jener Andere, der vielleicht ein Stück der von ihm vertretenen Wahrheit verkündigt, aber dieses Stück Wahrheit mit starkem Irrtum verbindet.

Dieser ganze Band steht unter der Losung, die Blumhardts zweite Periode beherrscht: „Sterbet, auf dass Jesus lebe." In dieses Sterben wird alles hineingezogen, was „Fleisch" ist, das heisst, alles, was am menschlichen Wesen Gott zum Hindernis wird, von den Ansprüchen der Sinnlichkeit und der Eitelkeit des Ich bis zu Kirche, Religion und Christentum, die alle dem Gericht verfallen, das von der in Jesus erschienenen Gotteswahrheit ausgeht. Diese will aus dem Gefängnis, worin sie von Religion und Kirchentum gehalten wird, revolutionierend und erlösend in die Welt brechen. Man erlebt es mit Blumhardt, wie seine Botschaft sich unter tiefen Schmerzen aus ihren Fesseln befreit und zuletzt gewaltig und sieghaft hervortritt. Denn diese „Predigten und Andachten" sind nicht das, was man sonst etwa so nennt, wohl ausgedachte und ausgearbeitete religiös-literarische Leistungen, sondern Quellströme, ja oft Glutströme, die mit der Notwendigkeit und Gewalt der Vollmacht aus den Tiefen der neu und ursprüngich erlebten Wahrheit und Wirklichkeit Gottes brechen. Sie sind nicht etwas für sich, eine Frucht abstrakter Gedankenarbeit oder religiöser Begeisterung, sondern eine Aeusserungsform jenes ganzen gewaltigen Kampfes, der zuerst in Möttlingen und dann in Boll gekämpft wurde, eine Offenbarungsform jener Wirklichkeit Gottes und seines Reiches, die man dort erfuhr.

Es ist ja auch darum anzunehmen, dass diese Predigten und Andachten besonders auf solche, die von Blumhardt noch wenig wissen, nicht sofort den gleichen Eindruck machen können, wie ihn diejenigen empfangen, die sie in dem Predigtsaal und Frühstücksraum zu Boll gehört und die etwas erleben durften, was vielleicht seit den Tagen der Apostel in dieser Art sonst nicht mehr erlebt worden ist. Aber wer versucht, vielleicht auch an Hand der

Geschichte von Möttlingen und Boll, von der bis jetzt nur Zündels Blumhardtbuch ein zugleich ausführliches und kongeniales Bild gibt, in die ganze Welt Blumhardts einzudringen, der wird zuletzt vielleicht doch ebensogut bis zu ihm selbst gelangen, wie jene scheinbar Bevorzugten, ja, er wird vielleicht sogar noch stärker als sie erschüttert werden Wer weiss, ob nicht Blumhardt seine besten Hörer zum grössten Teil erst noch finden wird?

Dieser Hinweis soll sobald als möglich durch eine Besprechung ergänzt werden, die den Versuch machen muss, die ganze Bedeutung des Buches zu erfassen.

2. **Woodrow Wilsons Worte** als Rechtfertigung der Revision des Versailler Vertrags. Herausgegeben von Theodor Hahn, Heilbronn, im Selbstverlag des Verfassers.

Wenn hier unmittelbar nach Blumhardt Wilson kommt, so ist das nicht so gemeint, dass damit die beiden Männer sozusagen auf eine Linie gestellt werden sollten. Es liegt mir vielmehr bloss daran, dieses Buch mit den Reden Wilsons gerade jetzt hier noch einmal anzuzeigen (nachdem ich schon früher darauf hingewiesen), wo ich meine übrigens schon lange vor dem Erscheinen desselben zustande gekommene Auswahl von Wilson-Worten abschliesse. Immerhin, Wilson war auf seine Art ein Stück Verwirklichung dessen, was Blumhardt hoffte, und ich bin ganz sicher, dass dieser Mann seine höchste innere Teilnahme erregt hätte, wenn er ihn anders als bloss aus den deutschen Zeitungen gekannt hätte. In der Tat hat diese Sammlung von Reden Wilsons in ihrer Sphäre, die selbstverständlich nicht so hoch liegt, wie diejenige, worin Blumhardt sich bewegt, eine ähnliche Bedeutung wie die der Reden Blumhardts. Sie führt auf diesem Gebiete zu den Quellen einer neuen Welt. Und die Verbindung zwischen beiden besteht darin, dass auch Wilson Kraft und Geist aus dem Glauben schöpfte und dass die Seele seines Willens die Hineintragung des Gesetzes Gottes, sagen wir: der Gerechtigkeit Gottes, in die von den Dämonen beherrschte Welt der Politik bildet.

Wir haben in der durch einen schwäbischen Fabrikanten veranstalteten Sammlung und Uebersetzung der Reden Wilsons (wozu sich allerlei andere bedeutsame Aeusserungen von ihm gesellen) ein Dokument von höchstem Wert vor uns. Manche unter uns haben einst einen Teil dieser Reden und Noten Wilsons gelesen, als sie in die gewaltigen und furchtbaren Weltereignisse eingriffen, meistens in den elenden Uebersetzungen der Agenturen; hier aber haben wir die wichtigsten von ihnen, wie gesagt, vermehrt durch andere Aeusserungen, bei einander, und zwar in einer, soviel ich sehe, trefflichen Verdeutschung. Und wie ganz anders liest man das alles, als damals! Denn man kann heute die ganze ungeheure Tragweite dieser Reden, die Taten waren, so viel besser ermessen und empfinden als damals, jetzt, wo auf der einen Seite die Dinge einen so ganz andern Lauf genommen haben, und auf der andern Seite gerade dadurch Wilson auf erschütternde Weise recht bekommt, oft bis in kleine Einzelheiten hinein. Eine Nachwelt, die noch weiter als wir über den Nebeln steht, wird auch noch viel deutlicher als wir einsehen, dass in diesen Dokumenten, wie nirgends sonst, die Magna charta einer neuen Politik bei einander ist. Sie wird auch die gewaltigen geschichtlichen Zusammenhänge der ganzen Erscheinung, die Wilson heisst, besser erkennen, als die heutigen, noch vom Staub des Tages geblendeten Menschen.

Der Herausgeber des Buches stellt dieses unter den Gesichtspunkt, dass es zu einer Revision des Versailler Vertrages mithelfen solle. Gewiss kann es das und zwar, wie ich meine, zu der Revision „nach vorwärts", die mir vorläufig die allein mögliche scheint. Vielleicht wäre noch besser gewesen, der Herausgeber hätte diesen allzunationalen Gesichtspunkt nicht in den Vorder-

grund gerückt und vielleicht dafür etwas mehr hervorgehoben, dass Wilson auch den Deutschen Einiges zu sagen hat, was zu beherzigen vielen von ihnen not tut. Das Buch wird im übrigen von selbst auch zu Gunsten Deutschlands wirken, vielleicht umsomehr, je weniger man gerade dies betont. Es müsste also, damit seine ganze Bedeutung recht hervorträte, vielmehr den Untertitel tragen: „Wegweiser zu einer neuen Völkerordnung".

3. **Gandhi.** „Gandhi und kein Ende" möchte man wohl angesichts der immer höher anschwellenden Literatur über den grossen Indier sagen. Wir haben diese Literatur bisher nicht besprochen, zum Teil ein wenig aus Opposition gegen die Gandhimode und den Gandhikult, bei denen so wenig Gutes, aber viel Ungutes herauskommt, sodann aber auch im Ausblick auf eine zusammenhängende Erörterung des ganzen Gandhiproblems, die, so viel an uns liegt, noch einmal kommen soll. Nun sollen aber einige der wichtigsten Bücher von und über Gandhi zusammengestellt werden. Das von Romain Rolland über „Mahatma Gandhi" ist allgemein bekannt. Die ausführlichste Sammlung seiner Reden und Artikel findet sich in „Jung Indien". Das ist nun wieder ein Schatz von allerhöchstem Wert. Dazu dient als Ergänzung „Gandhi in Südafrika", wo, wie der Titel sagt, Gandhis Wirken in Südafrika dargestellt wird. Dieses ist fast noch grossartiger und bedeutsamer als das in Indien selbst. Die genannten Bücher sind alle im Rotapfel-Verlag erschienen. Dieser war offenbar der Meinung, es müsse von Gandhi möglichst alles zu uns verpflanzt werden und hat darum auch von ihm einen „Wegweiser zur Gesundheit" herausgegeben. Es gibt Leute, die daran zweifeln, ob damit Gandhi und uns ein grosser Dienst geleistet worden sei. Denn neben einigen tiefen Intuitionen enthält das Büchlein so viel dem europäischen Leser längst Vertrautes, allzu Elementares und dazu so viel des allzu Problematischen, dass dadurch die Autorität Gandhis in dem, was es Wesentliches und Eigenstes zu sagen hat, nicht gerade erhöht wird. Es ist immer eine böse Sache um den Heiligenkultus; man nützt damit weder den Heiligen noch sonst jemand etwas. Doch möchte ich immerhin auch zu Gunsten dieses Büchleins sagen, dass darin ein besonderer Geist und Stil selbst das, was sonst für uns allzu trival wäre, in einen eigenen und tiefen Zusammenhang rückt.

Da wir gerade bei Indien sind und einen Teil von Gandhis Werk die Bemühung bildet, die Schranken niederzureissen, die die indischen Parias, die sogenannten Unberührbaren, von ihren Mitmenschen trennt und sie beinahe zu Tieren macht (es handelt sich dabei um 50—60 Millionen Menschen!), so sei auch gerade noch eine Schrift genannt, die allerdings nicht von Gandhi selbst redet, sondern von — Christus, d. h. von der Arbeit der christlichen Mission in jenem Sinne: „Die Kastenlosen Indiens auf dem Wege zur Freiheit", von Dr. Jonas Meyer. Sie ist unter den Schriften der sogenanten kanaresischen Mission (Verlag: Zürich, Feldeggstrasse 77) erschienen und ist schon durch die reiche Illustration anziehend, aber vor allem natürlich durch das religiös-soziale Problem, das sie behandelt.

4. **Adolphe Ferrière.** Nach den religiösen und politischen Reformatoren ein pädagogischer. Die Zusammenstellung hat ihr gutes Recht. Denn ohne eine erneuerte Erziehung keine erneuerte Welt. Zu den Menschen, die schon lange mit besonderem Nachdruck und rastlosem Fleiss für eine Erneuerung der Erziehung arbeiten, gehört unser Landsmann, Dr. Adolphe Ferrière, Mitarbeiter am Institut Rousseau, Leiter des internationalen Bureaus der „Ecoles Nouvelles" und Redaktor der internationalen pädagogischen Zeitschrift „Pour l'Ere Nouvelle". Und zwar liegt die Sache so, dass seine pädagogische Arbeit durchaus auch an dem Ziel der Wegbereitung für eine neue Welt orientiert ist. Um zwei spezielle Aufgaben handelt es sich dabei: die Grundlegung für eine neue Demokratie und ein neues Verhältnis der Völker zu einander,

Die neue Erziehung, die im Dienste dieser beiden Aufgaben stehen soll, wird durch das Wort von der „Ecole active" bezeichnet. Es ist eine Schule, die nicht dressiert und eintrichtert, sondern die schöpferische Kraft im Zögling weckt und dies vor allem im Anschluss an die Arbeit; die ihm nicht eine Kadaverdisziplin zumutet, sondern das Schulleben zu einer Uebung in demokratischer Selbstregierung gestaltet; die endlich jene Ehrfurcht im Verhältnis des Lehrers zum Schüler, des Schülers zum Mitschüer und beider zum Stoff des Unterrichts auch auf das Verhältnis der Völker zu einander überträgt, indem sie Geschichte, Ethik, Literatur in diesem Sinne behandelt und überhaupt dem ganzen Unterricnt einen sozialen Grundsinn einprägt, aus dem von selbst eine neue Demokratie innerhalb der einzelnen Völker wie in der Völkerwelt als Ganzem entstehen müsste. Es ist das Ziel, dem das Institut Rousseau unter Pierre Bovets Leitung sich weiht, das nicht umsonst den Namen Rousseaus trägt und nicht zufällig in Genf seinen Sitz hat.

Das Wesen und Wollen dieser Ecole active stellen folgende Bücher von Adolphe Ferrière dar: 1. Transformons l'école. Appel aux parents et aux autorités. 2. L'autonomie des écoliers. L'art de former des citoyens pour la nation et pour l'humanité. 3. L'école active. Diese Schriften sind in allen Buchhandlungen zu haben. Sie enthalten ausser den grossen und einfachen Prinzipien einer pädagogischen (und damit auch politisch-sozialen und ethischen) Erneuerung noch eine Fülle wertvollster Information über pädagogische Pionierarbeit unserer Tage beinahe in aller Welt. In der Bibliothek eines Erziehers, dessen Augen vorwärts schauen, dürfen diese Bücher Ferrières nicht wohl fehlen.

Mit diesem Hinweis soll unsere Pflicht auch gegen Ferrière nicht erfüllt sein. Auch über ihn ist längst ein Aufsatz geplant. Wenn einer unserer Leser ihn schreiben wollte (da der Redaktor nicht alles allein kann und soll), so wäre er herzlich willkommen.

5. Zum Schlusse sei noch rasch von zwei eigentlichen **Volksbüchern** die Rede, für welche ebenfalls charakteristisch ist, dass sie ein Neues pflügen wollen.

Da sind zunächst einmal Otto Lauterburgs Vorträge über „Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung." Wir haben über das Buch schon im ersten Heft dieses Jahrgangs geredet Es ist inzwischen bereits in dritter Auflage erschienen. Das ist ein Zeichen dafür, dass in unserem Volke ein Hunger nach wahrhaft nährendem geistigem Brot entstanden ist. Eine Empfehlung hat also das Buch nicht mehr nötig. Es wird vor allem der Arbeit einer richtig verstandenen Volkshochschule dienen, aber darüber hinaus für längere Zeit das Buch der Selbstbildung für viele Junge und Alte werden. Solche Bücher und vielleicht dazu entsprechende Bilder, Zeitungen, Zeitschriften in unsern Häusern bauen zu einem guten Teil eine neue Schweiz.

Anderer Art ist das Büchlein von Arnold Lüscher: „Der Weg". Es stellt eine weitere Ausführung dessen dar, was der Verfasser im Osterheft 1924 gesagt, und zwar nun in Form eines Briefwechsels zwischen einem Lehrer und seinem ehemalgen Schüler, einem ganz jungen Menschen. An mannigfachen Fragen, z. B. der des Berufes, des Essens, der Bildung, der Religion, wird gezeigt, dass der Sinn, Wert und wahre Erfolg des Lebens aus dem Opfer erwachse. Das Büchlein ist voll von trefflicher, oft tiefer Weisheit, und kann jungen und übrigens auch alten Menschen, die ihren Weg suchen, einen solchen zeigen. Ein Volksbuch ist es durch seine Form, die wirklich ein Muster von Klarheit, Einfachheit und lebendiger Wärme darstellt. Dagegen wird es im Gegensatz zu Lauterburgs Buch mehr da und dort einen einzelnen Leser finden, als dass es volkstümlich im Sinn von sehr allgemeiner Verbreitung werden könnte.

Einen Fehler weist das Werklein nach meiner Ansicht auf: das soziale

Problem wird darin ungenügend behandelt. Obschon man merken kann, dass der Verfasser es nicht gerade mit dem Kapitalismus hält und eher auf die Seite des Franziskus gehört, als auf die Seite Rothschilds, so erweckt er doch den Eindruck, als ob sich die soziale Bewegung wesentlich im Neid der Besitzlosen und deren Versuch, bloss die äusseren Verhältnisse zu ändern, erschöpfe, während auf Seite der Unternehmer Fleiss, Ordnung, Lebensernst und individuelle Tüchtigkeit stünden. Ich meine, der Verfasser hätte doch wohl Gelegenheit gehabt, eine tiefere Auffassung des sozialen Problems kennen zu lernen, und gerade es hätte ihm Gelegenheit geben müssen, den Opfergedanken weiter zu entwickeln. So fürchte ich, dieser Teil seines Buches werde den unter uns nur zu sehr verbreiteten bequemen Philister-Individualismus stärken, der mit der Losung: „Sparen, Arbeiten, Zufriedensein und die Verhältnisse werden von selber recht," oder: „Bei sich selbst anfangen" (was gewöhnlich heisst: im bisherigen Stil fortfahren, nur ein wenig ernsthafter) „und nicht die Welt verbessern wollen," eine Umschaffung der heutigen Ordnungen mehr als alles andere verhindert.

Ich hoffe sehr, der Verfasser werde an diesem Punkte noch weiter kommen und der zu wünschenden zweiten Auflage dem Büchlein zwei oder drei Briefe beigeben, die auch in dieser Sache einen Weg in die neue Welt zeigen. Aber mit diesem leider notwendigen Vorbehalt sei es doch von Herzen empfohlen. Es ist viel Gold darin.

Eingegangene Bücher.

(Eine Besprechung der in dieser Rubrik verzeichneten Schriften wird vorbehalten, kann aber nicht für jede garantiert werden.)

Johannes Kuehnel: Die alte Schule. Julius Klinckhardt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

William Rappard: La Politique de la Suisse dans la Société des Nations 1920 à 1925. Un premier bilan. Editions Forum. Genève.

Felix Adler: Ethische Lebensphilosophie. Uebersetzt von Oscar Ewald und Graf J. Matuschka. Ernst Reinhardt. München.

Hans Prager: Die Weltanschauung Dostojewskis. Mit Vorwort von Stephan Zweig. Franz Borgmeier, Hildesheim.

Paul Passy: Après le Rêve. Roman. Les Presses Universitaires de France. Paris.

Peter Cheltschizki: Das Netz des Glaubens. Uebersetzt von Carl Vogl. Einhorn-Verlag. Dachau bei München.

Emanuel Stickelberger: Zwingli. Roman. Grethlein u. Cie. Zürich und Leipzig.

J. K. Lavater: Worte des Herzens. Grethlein u. Cie. Zürich und Leipzig.

Fritz Schwarz: Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker. Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses.

Friedrich Giovanoli: Die Maifeierbewegung. Ihre wirtschaftlichen und soziologischen Ursprünge und Wirkungen. G. Braun, Karlsruhe.

Alexander Morel: Die Heldenzeiten des Blauen Kreuzes. Erinnerungen eines Veteranen. Viktor Attinger. Neuchâtel.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Kampf mit dem Raum hat uns wieder gezwungen, Einiges zurückzustellen. Wir freuen uns, endich zwei Beiträge über die Quäker bringen zu dürfen, die schon lange warteten. Ein grösserer Aufsatz über sie wird so bald als möglich folgen.

Nach dem Redaktionsschluss kommt die Kunde vom Tode Greulichs. In der nächsten Nummer soll auch ein Wort von uns über den Mann stehen.

Weihnachtsspruch.

Lobt Gott, ihr Christen alle gleich,
In seinem höchsten Thron,
Der heut schliesst auf sein Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn.

Er äussert sich all seiner Gewalt,
Wird niedrig und gering,
Nimmt an sich eines Knechts Gestalt
Der Schöpfer aller Ding!

Er wechselt mit uns wunderlich,
Fleisch und Blut nimmt er an
Und gibt uns in seins Vaters Reich
Die klare Gottheit dran.

Aus einem alten Weihnachtslied (von Nikolaus Hermann).

Gott und Mensch.

Ein Stück Weihnachtstheologie.

1. Die Menschwerdung Gottes als das Evangelium.

Das eigentliche Geheimnis von Weihnachten, die Botschaft von der Menschwerdung Gottes, diese Botschaft, die zugleich den Mittelpunkt der ganzen Wahrheit von Christus und dem Reiche Gottes bildet, ist auf der einen Seite so bedeutsam und unendlich reich und auf der andern Seite immer noch vielen heutigen Menschen so wenig vertraut, ja ihnen zunächst so fremd — obschon es gewissermassen die modernste der Wahrheiten ist — dass es immer wieder nötig ist, davon zu reden, wenn auch jeweilen nur, um wieder auf sie hinzudeuten und nicht etwa mit dem Anspruch, sie erschöpfend darzustellen.

Diese Wahrheit, dass in Jesus, dem Christus, Gott Mensch geworden, die die ganze Bibel durchzieht — das Alte Testament als Vorbereitung, das Neue als Erfüllung, aber auch dem Alten wesentlich — und die dann das Zentrum des christlichen Denkens und des christlichen Dogmas wird, findet sich im Zusammenhang mit Weihnachten an zwei Stellen am wunderbarsten ausgedrückt: gleichsam im Bilde durch die Weihnachtsgeschichten der zwei ersten Evangelien, mehr gedankenmässig aber im sog. Prolog des Johannes-Evangeliums, vor allem in dem Verse: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, die Herr-

lichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Wir wollen versuchen, aus der Tiefe und Fülle dieser Gesamtwahrheit, die so gross ist wie die Welt und tiefer als das Weltmeer, einige Wahrheiten herauszuheben, die mir besonders wichtig zu sein scheinen.

2. Gott wird Mensch.

Gott wird Mensch? Wie ist das möglich? Und wie kann dies gemeint sein?

a) Der Anstoss. Nichts war dem „modernen“ Menschen lange Zeit hindurch anstössiger als die Lehre von der Gottheit Christi, die dafür von den Anhängern der älteren Auffassung des Christentums um so zäher festgehalten und verteidigt wurde. Um diese Festung vor allem entbrannte der Kampf zwischen der positiven und liberalen oder, wie sie bei uns lange genannt wurde, reformerischen Richtung.

Wie soll, fragte der Moderne, so Unvereinbares zusammen kommen, Gott Mensch werden, der Unendliche und Ewige in das Endliche und Vergängliche, der Heilige und Vollkommene in das unheilige und mangelhafte Gefäss eingehen? Wird dadurch nicht Gott vermenschlicht und das heisst, herabgezogen, erniedrigt, seiner Majestät entkleidet? Worauf dann der altgläubige Christ antworten konnte: „Und wie soll denn dieser ewige und heilige Gott uns Menschen nahe kommen, uns zum Gotte werden, wenn er nicht Mensch wird?“

Wie steht es heute mit diesem Streit? Ich glaube, dass wir darüber hinaus gekommen sind. Dieser Streit war, mochte er auch als Vorbereitung eines neuen Lebens eine Bedeutung haben, auf der direkten Linie recht unfruchtbar. Eigentlich fehlte es doch beiden Gegnern, den Positiven nicht weniger als den Liberalen, an einem lebendigen Verständnis dieses offenbaren Ur- und Zentralgeheimnisses der Christuswahrheit. Denn es fehlte der ganzen Zeit an einem lebendigen Sinn für die Welt Gottes und die Wirklichkeit Gottes. Es ist mir, als ob sich hier etwas geändert hätte, als ob ein Schleier weggezogen worden wäre.

Und wie wollen nun wir das Geheimnis deuten?

b) Kein Dogma. Eins sei zuerst und mit allem Nachdruck gesagt: es liegt uns, im Gegensatz zu gewissen theologischen Zeitmoden, ganz ferne, etwa das Dogma von der Gottheit Christi oder, wie wir nun umfassender sagen wollen, von der Gottmenschheit Christi wieder aufzurichten, das heisst, die alte lehrhafte Form dieser Wahrheit wieder herzustellen und sie zu einem Glaubensgesetz zu machen, das unter dem Vorgeben, Führer zum Geheimnis Christi zu sein, im Gegenteil viele davon ausschlösse. Was man auch von

jener alten Form denken mag — und wer sie versteht, weiss, dass man davon hoch denken muss — so scheint doch gewiss, dass wir heute diese Wahrheit in anderer Gestalt haben müssen, zum mindesten haben dürfen. Niemand fürchte sich also, dass wir ihm etwa wieder alte Geistesfesseln anlegen wollten, im Gegenteil, diese Wahrheit ist, recht verstanden, eine Freiheitslehre, ja d i e Freiheitslehre in ihrer tiefsten Form selbst.

„Ein Schwert, geschwungen für die Freiheit, ist Das fleischgewordene Wort, davon ihr predigt," lässt einer der Begründer des modernen Sozialismus, Ferdinand Lasalle, seinen Ulrich Hutten sagen.

c) K e i n e E r k l ä r u n g. Aber wie — sollen wir das Geheimnis überhaupt zu deuten versuchen? Geht es damit nicht so, wie jedem echten Geheimnis, dass es eine heilige und starke Wirklichkeit bleibt, so lange man es andächtig stehen lässt, aber sofort entschwindet, sobald man es anrührt, es analysieren, erklären will? Gewiss, so ist es, und darum sei zum Zweiten gesagt: Was unsere Gedanken und Worte tun können, ist höchstens, dass sie uns an das Geheimnis heranführen, einige Hindernisse beseitigen, die uns von seinem Anblick abhalten, einige Türen öffnen, die zu ihm führen; offenbaren muss es sich dann selbst. Wie Gott in Jesus Christus Mensch wird, muss sich dem offenbaren, der auf Jesus Christus schaut; keine Theologie und Philosophie, keine Kunst des Gedankens und kein Glanz der Rede können ihm zum Letzten helfen. Es muss ihm gegeben werden und es wird ihm gegeben.

Die paar Worte, die ich von diesem Geheimnis stammeln werde, sollen also nicht mehr sein als eine solche Beseitigung einiger Hindernisse, ein solches Aufschliessen einiger Türen und bei weitem nicht das Tiefste und Beste, was man sagen könnte, auch nicht alles, was ich vielleicht selbst sagen könnte.

d) D e r M e n s c h a l s G e f ä s s G o t t e s. Ist es, möchte ich die fragen, denen die Botschaft: Gott wird Mensch, ein Aergernis bedeutet, ist es denn so merkwürdig, dass Gott sich in seiner Schöpfung kund tut? Es macht euch doch gar keine Schwierigkeit, Gott im Abglanz seiner Herrlichkeit zu sehen, wie er sich durch den Frieden und Glanz des unendlichen Sternenhimmels, durch das Licht der Sonne, die überirdische Erhabenheit der Alpenwelt oder das schweigende Geheimnis des Waldes offenbart? Wie sollte er sich denn nicht durch den M e n s c h e n kund tun können? Ist nicht auch nach eurer Meinung der Mensch die Krone der Schöpfung? Ist er nicht, wie auch ihr wohl zugebt, sogar das Ebenbild Gottes? Sollte denn aber nicht das Ebenbild das Urbild kund tun? Ja, ist nicht der Mensch das Kind, der Sohn Gottes? Sollte denn aber nicht am Sohn der Vater erkannt werden? Geht es denn

nicht auch in Wirklichkeit so, dass wir vor allem am Bilde von Menschen etwas von Gott erfahren? Ist es nicht Pestalozzis Meinung, dass in Vater und Mutter dem Kinde Gott nahe tritt und anschaulich wird, vielmehr nahe treten und anschaulich werden sollte? Ist nicht die Berührung mit einem Menschen, in dem Gottes Geist wohnt, als Vertrauen, Reinheit, Güte, das sicherste Mittel, um in uns die gelähmte oder schlummernde Kraft des Glaubens aufleben zu lassen? Und sollte das, was im allgemeinen der Mensch dem Menschen ist oder doch sein kann, nicht Jesus Christus allen Menschen auf ganz besondere Weise sein oder sein können, er, das ungetrübte Ebenbild Gottes, er, der „eingeborene", das heisst, der wahre, einzigartige Sohn des Vaters?

Aber indem wir dies fragen, tritt uns wieder jener Einwand entgegen, der Gott verkleinert und erniedrigt sieht, wenn er Mensch wird. Ich frage dem entgegen: Hemmt euch nicht etwas wie ein quantitatives Denken? Es ist euch keine Verkleinerung und Erniederung Gottes, wenn nach Immanuel Kant etwa der „bestirnte Himmel über mir" Gottes Offenbarung sein soll, aber ist denn „das moralische Gesetz in mir" nicht nach dem gleichen Immanuel Kant ebenso sehr und noch mehr eine Offenbarung der Unendlichkeit? Oder ist die Unendlichkeit des Geistes etwa weniger als die der Natur, die doch nur ein Abbild, ein Sinnbild von jener bedeutet? Ist nicht das persönliche Geistwesen des Menschen, als die höchste Gestalt der Schöpfung, auch die höchste Form der Offenbarung Gottes, das kostbarste Gefäss, in das er seine Herrlichkeit giessen kann? Ist nicht alle falsche Menschenverehrung bloss eine heidnische Entartung jener wahren Ehrfurcht vor dem Menschen, die in ihm Gott offenbar sieht?

e) Trotzdem ein Wunder. Trotzdem, ihr möget doch auch ein euch selbst vielleicht verborgenes Recht haben, wenn ihr euch sträubt, das Wort anzunehmen, dass Gott Mensch geworden sei in Jesus Christus. Wir stossen hier auf eine jener Antinomien, die ja auf diesem Gebiete die Regel sind. Der Verstand kann uns an diese Wahrheit heranführen, aber nicht in sie hinein führen; er kann Hindernisse beseitigen, die uns von ihr abhalten, aber sie selbst kann er uns nicht zu eigen machen. An der entscheidenden Stelle ist noch ein „Sprung", ein Werk dessen, was wir „Glauben" nennen, eine „Gnade", ein „Wunder" nötig. Es bleibt also in dem Wort von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus das Rätsel, die Paradoxie, das Geheimnis, nur nicht mehr für den einfachen Verstand, sondern gleichsam auf einer höheren Stufe. Wollen wir sie zu deuten versuchen?

f) Der Mensch Jesus als Gefäss Gottes. Wie wird denn Gott offenbar in Jesus, diesem Menschen Jesus? Ich möchte

antworten: in Dreierlei, in seiner *Heiligkeit*, seiner *Liebe* und seinem *Vertrauen*. Damit soll, nochmals betone ich es, nicht *alles* gesagt, sondern nur sozusagen auf einige Stellen am Bilde Christi hingedeutet sein, wo das, was wir seine Gottheit nennen können, auch für ein noch zweifelndes, dem offenbaren Geheimnis des Göttlichen nicht erschlossenes Auge am meisten zugänglich wird. Diese Heiligkeit und Güte und dieses Vertrauen sind das Wunder. Diese Heiligkeit strahlt in vollkommener Lauterkeit, ungetrübt von menschlicher Verunreinigung, als „Herrlichkeit Gottes“, so hell und mächtig, wie im Reiche der Natur die Sonne als Sinnbild des Lichtes Gottes strahlt. Und noch wunderbarer ist diese Liebe, diese Liebe, die in den Worten der Bergpredigt über alles Menschliche höher und unerreichbarer hinausgekommen ist, als Berggipfel über die Ebene ragen und die in seinem Verkehr mit den Zöllnern und Sündern tiefer hinuntersteigt, als Menschenliebe in ihrer grössten Stärke es je gekonnt hatte und ohne ihn je könnte. Denn wirklich nur Gott selbst in einem Menschen kann *dies* vollbringen, nur der Höchste und Erhabenste selbst konnte sich so tief erniedrigen, ein Mensch und was menschlich ist, hätte das nie gekonnt, kann es nie. Zu den Aermsten und Geringsten, zu den Schwächsten und Sündigsten gehen und sie zu Trägern seiner Sache machen, das kann, wie Blumhardt einmal gesagt hat, nur Gott selbst, der Mensch wird immer das menschlich Grosse und Glänzende dafür bevorzugen. Und nun kommt zu dieser Heiligkeit und Liebe das, was ich das *Vertrauen* nenne und womit ich meine: diese Gottverbundenheit ohne Wanken, diese Treue, dieser Gehorsam, dieses Leben aus Gott, Atmen in Gott, dieses Festhalten Gottes in Not und Tod, diese Wirklichkeit Gottes in seiner einen Menschen ganz erfüllenden, ja verkörpernden Kraft und Klarheit. Das kann keiner sehen, ohne dass ihn darin Gott selbst ergreift.

g) *Gott offenbar in Christus*. Eine Ergänzung aber ist hier nötig. Wenn ich die, welchen es schwer fällt, in Jesus Christus Gott zu sehen, Gottes Art und Macht, recht verstehe, so liegt die Schwierigkeit für sie vor allem auch darin, dass sie Jesus viel zu isoliert sehen, viel zu sehr bloss als einzelnen Menschen. Dann entsteht die Frage: Wie sollte uns denn in diesem einzelnen Menschen die Fülle Gottes entgegentreten? Wie sollte Gottes Offenbarung sich gerade in diesem Jesus von Nazareth konzentrieren und vollenden? Die Frage hat in diesem Sinne vollkommen recht. Es war der Fehler einer gewissen Richtung der sogenannten modernen Theologie, die Offenbarung Gottes zu stark auf den sogenannten historischen Jesus, das heisst, auf eine vereinzelte, noch dazu allzu stark bloss menschlich gemachte, geschichtliche Erscheinung abzustellen. Jene erschien damit entweder als eine Art Zufall oder dann

als ein blosses Glied in der grossen Kette der Religionsgeschichte, und diese Basis erwies sich als zu schmal oder zu schwach, um ein solches Gewicht zu tragen. Mit andern Worten: diese Art erblickte die Offenbarung Gottes in Jesus Christus zu stark bloss in J e s u s und zu wenig in C h r i s t u s. Es gibt heute als Erzeugnis der Reaktion darauf eine entgegengesetzte Art, die ihn zu sehr nur in Christus sieht und zu wenig in Jesus. Diese ist gewiss noch viel, viel falscher, führt viel weiter von der Wahrheit ab, weil vom „Fleisch" wieder zurück zum „Wort". Aber es bleibt deswegen doch richtig, dass man Gott in Jesus nicht sehen kann ohne den Christus. Was heisst das? Das heisst: Man darf Jesus eben nicht als isolierte Erscheinung, als eine Art Zufall in der Geschichte verstehen, freilich auch nicht bloss als einen Höhepunkt der Religionsgeschichte, sondern muss ihn sehen in dem, was man mit einem dem Sinn nach tiefen und wahren alten Ausdruck die Geschichte der O f f e n b a r u n g oder die h e i l i g e Geschichte nennt, in der Geschichtes des R e i c h e s G o t t e s, worin der lebendige und heilige Gott hervortritt, der sich zuletzt als Vater kund tut. Von dieser Geschichte, die auf ihn angelegt ist und auf ihn überall hinwies, ist Jesus Christus die Erfüllung. Er i s t sozusagen diese ganze Geschichte. Diese Geschichte baut sich ihrerseits auf über dem, was Natur und Menschengeist an Offenbarung Gottes enthalten. Denn auch sie enthalten als Werke Gottes ganz sicher Offenbarung. Jesus Christus ist also sozusagen das letzte Wort der Schöpfung Gottes, worin dieser hervortritt. Er ist das A und O, er ist das Ende und zugleich wieder ein Anfang. Er ist nicht ein blosser Höhepunkt der Religionsentwicklung, sondern das Wunder, das die Offenbarung Gottes immer ist,[1]) aber er ist auch keine isolierte Erscheinung, kein „Zufall", sondern der Sinn der Geschichte, der „Erstgeborene der ganzen Schöpfung",[2]) das Ende der Gedanken Gottes, die Vollendung seines ganzen Wortes im „Fleisch", „die Fülle der Gottheit in Leiblichkeit."[3])

Diesen ganzen grossen Zusammenhang, diese ganze Geschichte der Offenbarung Gottes müssen wir im Auge haben, mit andern Worten: Christus in Jesus sehen, um das Geheimnis fassen zu können, dass Gott im Menschen Jesus Christus uns entgegentritt.

So also schauen wir in Jesu Heiligkeit und Liebe, wie in seinem Vertrauen, in diesem so natürlichen und doch so unerklärlichen, unglaublichen Wunder, die Herrlichkeit Gottes selbst. Gerade darin tritt uns die ganze Heiligkeit und Höhe Gottes entgegen, sein ganzes über den Menschen, wie er sonst ist, unendlich erhabenes We-

---

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz: „Neuschöpfung" im Maiheft.
[2]) Col. 1, 15.
[3]) Col. 2, 9.

sen, sein ganzes Geheimnis, und doch alles wieder so menschlich, so anschaulich, so verständlich — Gott Mensch geworden! Und von diesen drei Punkten aus kann uns denn wohl das ganze Geheimnis der Gottheit Christi nahe treten. So ist es zwar ein Wunder und heiliges Geheimnis und doch eine sonnenhaft klare Wahrheit, diese Offenbarung Gottes in Christus, die das andere einfache grosse Wort ausspricht: „Wer mich siehet, der siehet den Vater."

3. Gott wird wirklich.

Diese Wahrheit erschliesst sich jedoch erst recht, wenn wir weiter schreiten, in ihrer ganzen Gewalt und Tragweite.

Es soll uns aber jenes grosse „Das Wort ward Fleisch" weiter führen. Was liegt darin beschlossen? Nicht weniger als unsere tiefste Gottesgewissheit und damit unser letztes und höchstes Gut.

Das Wort wird Fleisch heisst: Gott wird wirklich! Das will es ja heissen: „Das Wort wird Fleisch."

a) Das Wort. Denn was ist das „Wort"? Als Gelehrte wissen wir, dass das „Wort", der Logos, wie es im Griechischen heisst, ein Begriff ist, der aus der griechischen Philosophie herkommt und dort ungefähr so viel bedeutet wie die aus dem verborgenen Wesen Gottes hervortretende Gotteswahrheit. Es ist ja, wie schon angedeutet wurde, die Weise des Johannesevangeliums, dass es das, was die ersten Evangelien in der realistischen Sprache der Tatsachen verkündigen, in der Sprache des Gedankens oder im dichterischen Symbol ausdrückt. Aber auf den Boden des Neuen Testamentes versetzt, gewinnt dieser Ausdruck vom „Wort", das „Fleisch" ward, doch einen Sinn, der dem Gesamtsinn der Bibel entspricht und deren heiligen Realismus atmet. Folgendes ist offenbar der Sinn:

Gott ist der Menschheit und ist dem einzelnen Menschen zunächst „das Wort". Das bedeutet: er ist dem Menschen eingepflanzt als „Uroffenbarung", weil eben der Mensch aus Gott stammt, Gott den Menschen „konstituiert". Anima naturaliter christiana — die Seele von Natur eine Christin, zum Einen Gott hin strebend. Aber diese Uroffenbarung ist in ihm bloss vorhanden als Ahnung, Möglichkeit, Sehnsucht, Forderung („Postulat"). Sie ist auch vorhanden als philosophischer Gedanke, als „Idee" oder als „Mythus" und strahlt als solche in hohem, geheimnisvollem Glanz. Denken wir bloss an Platos erhabene und tiefsinnige philosophische Dichtung und dichterische Philosophie. Wir dürften vielleicht sogar sagen: sie ist vorhanden als „Religion", wobei unter Religion eben das menschliche Ahnen, Sehnen, Fordern in Bezug auf Gott zu verstehen ist. Darüber hinaus führt von Anfang an die Bibel. Hier handelt es sich nirgends um Philosophie und Religion, sondern um die Wirklichkeit Gottes, der gerade

darum der *Lebendige* heisst. Gott tritt hervor wie in der Schöpfung, so vor allem in der *Geschichte*. Er geht tief in die konkrete Geschichte ein, in die des einzelnen Menschen wie in die der Völker. Er wird Wirklichkeit, nicht eine in ruhiger, verklärender Verklärtheit über der Welt thronende Idee, sondern eine richtende, fordernde, beunruhigende, umwälzende Kraft inmitten der Menschenwelt. Man kann insofern schon hier sagen: Er wird Mensch. Denn er wird persönlich; er tut in seiner engen Verbindung mit dem Menschen seinen Willen kund. Aber er bleibt doch „Wort", das heisst: er bleibt als volle Wirklichkeit eine Verheissung und insofern eine Ahnung, Sehnsucht, Forderung.

b) *Das Wort wird Fleisch*. In Jesus Christus wird er „Fleisch" und damit strahlt das Weihnachtslicht in der Menschenwelt auf.

Denn nun erst ist Gott als volle Wirklichkeit unter uns. Nun steht er in seiner vollkommenen Heiligkeit und Liebe doch unter uns als Mensch von Fleisch und Blut, inmitten des ganzen Erdenstoffes und Erdenwesens — ja mitten darin, tief darin, tiefer als wir alle, irdischer als wir alle. Wir *sehen* in ihm Gott, sehen seine „Herrlichkeit", ja, sehen aber freilich auch, wie diese Herrlichkeit tief hinunter muss, in die Welt- und Höllenfinsternis, wie sie hinauf muss ans Kreuz und freilich aus Welt- und Höllenfinsternis und aus Kreuzesnot erst recht aufstrahlt und den Ostersieg gewinnt. Wir sehen es — wir können es fassen, tasten. Diese Heiligkeit und Liebe, diese ganze Gottesart, Gotteskraft und Gottesherrlichkeit, sie sind da, sind Wirklichkeit. Dadurch wird Gott selbst uns unendlich wirklich. Nun ist er nicht mehr bloss philosophische oder religiöse Ahnung, Möglichkeit, Sehnsucht, Forderung, sondern Erfüllung, Gegenwart, Kraft, Tatsache, nicht mehr bloss Schatten, sondern Fleisch und Blut. Nun *erfasst* er uns mit der Kraft der Wirklichkeit, erschüttert uns, demütigt uns, erhebt und erlöst uns. Nun ist er uns wie die Sonne. Nun kommen wir nicht mehr von ihm los, so wenig, ja weniger als von irgend einer andern Realität. Nun begleitet er uns als Mensch und Gott, als Gott und Bruder auf unserm Menschenweg, durch Leid, Schuld, Tod, Hölle und darüber hinaus. Nun lässt er die Welt nicht in Ruhe, sondern erfasst sie wie uns mit der Kraft der Wirklichkeit, erschüttert sie, demütigt sie, erhebt sie, erlöst sie und macht sie zu seinem Reich. Denn diese ungeheure Wirklichkeit Gottes in Jesus Christus ist eben darum die ungeheure Unruhe der Welt, weil sie die Allwirklichkeit werden, weil sie keine andere Wirklichkeit dulden will. Sie drängt und treibt zu der Bitte: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel."

c) Wie kann diese Wirklichkeit Gottes in Jesus Christus *er-*

kannt werden? Selbstverständlich ist sie kein wissenschaftlicher Lehrsatz. Wo man je versucht hat, sie in diesem Sinne zu einer intellektuellen Wahrheit zu machen, hat man, wie schon gesagt wurde, die Menschen sofort ein Stück weit von ihr weggeführt. Hier kann man vielmehr bloss sagen, was man zu dem sagen muss, der die Sonne sehen will: „Komm und sieh." Sieh diese vollkommene Heiligkeit, die doch nichts Gemachtes, Geschraubtes, Gekünsteltes hat, sieh diese Lauterkeit, diese Unbedingtheit, diese Kraft und Treue des Guten, vergleiche sie mit dem, was du und Andere sind, lasse dich anstrahlen von ihrer Göttlichkeit und Klarheit, und du bist damit des heiligen Gottes wunderbar gewiss, dem das Reich ist und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, wie das Unservater ausklingt. Sieh diese Liebe in ihrer Reinheit und Unbedingtheit, diese Liebe, die kann, was du und Andere nicht können, diese Liebe, die keine Grenzen kennt, diese Liebe, die vor keiner Hölle zurückscheut, diese Liebe, die nur um so heiliger wird, je weniger sie der Berührung mit dem Unheiligen aus dem Wege geht, diese Liebe, die ein Wunder ohne Ende ist, die — Gott ist, und du wirst wunderbar des Gottes gewiss, dessen tiefstes Wesen es ist, Seelen nicht verloren gehen zu lassen, sondern zu retten, der auch dich aus jeder Hölle ziehen kann und will. „Wer mich siehet, der siehet den Vater." Sieh diese Kraft und Macht der Gottverbundenheit, die sich durch keine Gewalt der Welt und keine Schrecken des Todes brechen lässt, diesen Gehorsam, der nie irre wird, diese Gotteswirklichkeit in einem Menschen, und du wirst in dem so in einem Menschen wirkenden den wirklichen Gott spüren. Sieh auf die Geschichte, aus der Jesus von Nazareth dir als Christus entgegentritt und du wirst erkennen, dass er Sinn und Ende der Geschichte ist.

4. Gott wird bekannt.

Aber dieses Erste, Gewaltige, Unausdenkbare, dass Gott in dem Menschen Jesus Christus wirklich wird, führt von selber zu dem Zweiten, das nicht minder gross und wunderbar ist: „Gott wird bekannt."

a) Der unbekannte Gott. Auch damit ist ein wesentliches Stück Geschichte der Religion angedeutet, ein Sehnen und Verlangen der Völker wie des einzelnen Menschenherzens, das aber in Ungenügen endet, bis es vor der Tatsache, die Jesus Christus heisst, seine Erfüllung findet.

Nichts ist dem Menschen ein tieferer Schrecken als das Unbekannte. Zwar zieht es ihn gewiss auch an, lockt ihn, reizt ihn, aber entweder nur, wie ihn auch das Schreckliche reizt, das deswegen doch schrecklich bleibt oder dann, weil er dahinter etwas ahnt, das letzten Endes gut und heilsam ist. Jedenfalls gilt dies von dem, was das Menschenherz meint, wenn es Gott sagt oder Gott stammelt,

in der Sprache irgend einer Religion. Das, was letztlich über uns herrscht, darf nicht dunkel sein, sein Sinn darf nicht ungewiss bleiben. Es könnte uns sonst ja hassen, zerschmettern, vielleicht auch bloss ohne Erbarmen richten. Ein blosses Schicksal mag ein Gott sein für den Glücklichen, Erfolgreichen, Abenteuerlustigen, aber dieser Gott lastet erstickend auf der bedrückten, von Welt- und Höllenfinsternissen umgebenen Seele und er kann eines Tages über den Glücklichen und Erfolgreichen plötzlich zusammenstürzen. Die Natur mag uns in guten Stunden mit ihrer Erhabenheit emporziehen, mit ihrem Frieden uns beruhigen, mit ihrem Lächeln uns beglücken, aber sie kann uns ebenso plötzlich wie das Schicksal die grausame Raubtiertatze der Sphynx erfahren lassen. Zu einer sittlichen Weltordnung aufzuschauen, mag uns stärken, reinigen, demütigen, unser Herz gegen die Macht des Bösen feien, aber kann nicht auch sie uns eines Tages zermalmen, wenn wir schuldig werden, wenn die Finsternisse unbegreiflicher Geschicke sich um uns breiten? Ja, Gott selbst, der Gott, den wir zu kennen glauben, unser Gott, kann er uns nicht so ferne rücken, sich in Wolken und Dunkel verbergen, dass er uns die lastendste der Qualen wird? Wie furchtbar ringen mit diesem Dunkel Gottes ein Hiob und Jeremias und die Menschen der Psalmen! Ja, es bleibt dabei, nichts ist der Menschenseele letzten Endes ein grösserer Schrecken, als der unbekannte Gott. Noch mehr: j e d e r Schrecken, der uns befällt, jeder; der Schrecken des Schicksals, der Schrecken des Rätsels, der Schrekken der Natur, der Schrecken der Welt, der Schrecken der Menschen, der Schrecken der Zukunft, der Schrecken des Schmerzes, der Schrecken der Schuld und am allermeisten vielleicht der Schrecken des Todes, der, wenn man es tief genug versteht (weil Tod da ist, wo Gott, und zwar der Lebendige und Gnädige, nicht ist), der Vater alles Schreckens ist — er kommt aus jener letzten Quelle des Schrekkens, dem unbekannten Gott. Darum ist und bleibt die Geschichte der Religion für die Völkerwelt und die einzelne Seele so voll des Furchtbaren, so lange Gott nicht bekannt ist.

b) G o t t i s t w i e J e s u s. Es ist das zweite grosse Wunder der Erscheinung Jesu Christi, dass Gott durch ihn dem Menschen bekannt wird. Wodurch? Eben dadurch, dass er Mensch wird. Denn den Menschen kennen wir. Zwar sind im Menschenherzen auch unbekannte Tiefen, auch Rätsel, Finsternisse, Höllen — aber nicht im Herzen Jesu! Dieses ist klarer als die Sonne. Hier wohnt nur Wahrheit, Treue, Liebe. Hier ist unbedingter Verlass. Hier ist felsensichere Ruhe für uns. Er ist der Mensch — Ecce homo! Und dieses Herz ist das Herz Gottes gegen uns. Gott ist nicht mehr unbekannt, er ist das Bekannteste, das es gibt, bekannt wie unser eigenes Herz, ja noch viel bekannter, weil unser aufgehelltes Herz,

ja uns viel näher, als wir selbst, weil wir erkennen, dass wir eigentlich nur ein getrübter Strahl aus dem Lichte sind, das Gott ist, dass wir erst in ihm zu uns kommen. In Jesus aber tut er sich uns kund.

c) Ein Einwand und seine Widerlegung. Gott ist wie Jesus ist. Das ist das einfache, von jedem Kind zu erfassende und doch unfassbar tiefe Wunder. Weil es so einfach ist, bleibt es den Klugen und Weisen verborgen. Sie wollen über Gott etwas zu philosophieren, spekulieren, theologisieren haben, und vor allem ist es ihnen unfassbar, ja anstössig, dass Gottes Offenbarung sich in diesem Menschen, Jesus aus Nazareth, der vor zweitausend Jahren gelebt, erschöpft haben sollte. Sie meinen, diese Offenbarung Gottes müsse ins Unendliche weiter gehen, weil Gott selbst unendlich sei. Darüber wäre vieles zu sagen, was hier nicht gesagt werden kann, aber ein andermal wohl wieder daran kommt. Hier sei nur die Frage gestellt: Was sollte Gott uns Grösseres, Tieferes, Weitergehendes offenbaren können, als dass er — Mensch ist, als dass er das ist, wovon wir bloss eine Andeutung sind? Wie sollte Gott uns mehr sagen können, als dass er Heiligkeit und Liebe und damit, mehr philosophisch gesagt, die sittliche Unbedingtheit und Unendlichkeit ist? Damit ist der geistigen Welt die Sonne aufgegangen. Wohl kann diese Sonne höher am Himmel empor steigen, wohl kann sie immer wärmer strahlen, immer stärker alle Welten erhellen, aber sie wird immer nur Sonne sein.

Aber ist es nicht doch auch ein tiefstes Bedürfnis der Seele, dass Gott unbekannt bleibe, dass er Geheimnis bleibe, keinem Gedanken, Gefühl, Begehren ganz erreichbar, immer über uns, immer Gott? Wäre er Gott, wenn er ganz bekannt wäre?

Ich antworte: Gewiss, es gibt auch ein solches Bedürfnis, wenn man es bloss recht versteht. Aber es verhält sich hierin, wie mit so vielen anderen letzten Wahrheiten des Evangeliums: man darf nicht zwei Stücke einer Wahrheit auseinanderreissen und sie einander zu Gegensätzen machen, sondern muss sie als zwei Aeusserungen der Einen Wahrheit fassen. Wie, wenn Gott bekannt und unbekannt zu gleicher Zeit sein könnte? Ist nicht die Sonne, indem sie uns sonnenhaft klar ist, zugleich ein Wunder? Ist nicht Jesus, das Licht der Welt, die unbegreiflichste der Erscheinungen? Ist er nicht der Anstössige? Und wenn Gott uns in Jesus so vertraut geworden ist, dass wir sein innerstes Herz kennen, stehen uns deswegen nicht noch unendliche Offenbarungen der Geheimnisse seines Reiches bevor? Und bleibt seine Welt nicht ein unendliches Meer der Rätsel und Wunder? Ja, ist nicht sein Herz selbst, so genau wir es durch Jesus kennen, ein Abgrund der Wunder, besonders in seiner Liebe? Und kennen wir Jesus selbst schon ganz und gar? Ist nicht die ganze Geschichte seine fortlaufende Offenbarung?

So ist Gott auch der Unbekannte, ja, der im Lichte Unbekannte. Aber trotzdem: wir kennen ihn! Wir kennen sein Herz, durch Jesus Christus, den Gottes- und Menschensohn. Wir wissen, dass dieses Herz die Heiligkeit, Liebe und Treue ist, die uns geboren hat, uns zieht und erzieht, uns trägt, rettet, erlöst. Wir wissen, dass uns von Gott her Wunder ohne Ende, aber nie etwas anderes als dies begegnen kann. Gott ist uns innig vertraut. Er geht mit uns durch jedes Menschengeschick. Er ist immer mit uns im höchsten Sinn Mensch. Er ist nie einem bloss unbekannte, schreckende Macht mehr. Er ist über der Natur, über dem Schicksal, über der Welt, über uns selbst, über der Schuld, über dem Tod — immer er, den wir durch Jesus kennen, immer der Menschengott, der Brudergott. Und je mehr wir ihn als solchen erkennen, fliesst der Quell der Schrecken aus. Jeder Schrecken beweist, dass wir Gott noch nicht recht kennen, nicht recht wissen. dass er da ist, ihn noch nicht recht verstehen. Je mehr Gott uns Wirklichkeit und das heisst auch: bekannt ist, hört aller Schrecken auf. Das ist das offene Geheimnis der Erlösung von aller Angst.

Gott wird bekannt in Jesus Christus. Das ist wirklich der Sonnenaufgang in der Geschichte, wie in jeder Menschenseele, die es erlebt. „Gott hat keiner je gesehen," sagt wörtlich übertragen der Prolog des Johannes zuletzt, „der eingeborene Sohn, der im Schoss des Vaters war, der hat ihn herausgeführt (= erklärt)."

5. Gott wird menschlich

Aber auch dies Zweite wird erst völlig und damit auch das Erste, wenn auch das Dritte dazukommt: Gott wird menschlich. Darin wieder liegt Zweierlei.

a) G o t t w i r d w i r k l i c h M e n s c h. Einmal: Gott wird uns gerade dadurch wirklich und bekannt, dass er in Jesus Christus ganz Mensch wird und das bedeutet: e i n v o l l e s M e n s c h e n l e b e n l e b t und zwar ein w i r k l i c h e s Menschenleben. Eine Ahnung von diesem Gesetz der Offenbarung Gottes, die nur in der Menschwerdung Gottes völlig werden kann, waltet in allen Religionen, in denen, so viel ich sehe, ausnahmslos der Gedanke im Mittelpunkt steht, dass, um den Menschen die Wirklichkeit Gottes kund zu tun, die Erde von widergöttlichen Mächten zu erlösen und sie mit Gotteskraft und Gottesglanz zu erfüllen, die Gottheit selbst auf die Erde (und in die Hölle) hinuntersteigen müsse und zwar in Gestalt eines göttlichen, gottgeborenen, gotterfüllten Menschen, eines Gottesmenschen und Gotteshelden, der ringend, leidend, ja sterbend das grösste Erlösungswerk vollbringe. In allerlei Formen, erhabenen und gröberen, tiefsinnigen und flacheren, geht diese Grundahnung durch die Religionen. Sie ist der Kern des M y t h u s der Religionen und Philosophien.

Was das Leben Jesu davon unterscheidet, ist bloss das Eine, aber dieses Eine ist von unermesslicher Bedeutung: dass es ein *wirkliches* Leben ist, nicht ein bloss mythisches. *Dadurch* ist er die Erfüllung des Sehnens der Völker, auch Israels. Dazu gehört aber wieder etwas, das wieder entscheidend ist: es ist ein *volles* Menschenleben, nicht bloss ein Teil eines solchen. Es sind ja gewiss auch vor und neben ihm Gestalten über die Erde gegangen, die etwas von Erlöserkraft in sich trugen und noch tragen: ein Sokrates, ein Buddha, ein Kungfutse oder Laotse. Was Jesus von ihnen unterscheidet und zwar so, dass er doch zu einer andern Welt gehört, das ist einmal die Vollkommenheit seiner Heiligkeit und Liebe, wie seines Gehorsams, die wir bei keinem andern antreffen, anders gesagt: dass uns in ihm Gott selbst entgegen tritt in seiner Ueberweltlichkeit, Unweltlichkeit, Gott der Persönliche, Lebendige, Heilige, Unendliche, Gott in strenger Geschiedenheit von allem, was doch noch Welt ist,Gott als Gott, Gott als Gericht der Welt, — Jesus Gottes Sohn; sodann aber — was paradox erscheint — dass er mehr Mensch ist als sie alle, als alle überhaupt, nicht Gelehrter, Weiser, Heiliger, sondern einfach Mensch, ohne Amt, Würde, Rang, Beruf, nur Mensch, Jesus des Menschen Sohn. Das drückt ja gerade auch die Weihnachtsgeschichte aus, dadurch, dass sie ihn uns als Kind darstellt und zwar als Kind, das alles irdische Drum und Dran entbehrt und trotzdem, ja gerade darum, von göttlicher Herrlichkeit umgeben ist. Dazu kommt aber weiter, dass dieser Mensch auch das als Mensch durchlebt hat, was die andern nur im Mythus tun. Er ist in die letzten Tiefen menschlicher Armut, Not und Schuld, in Tod und Hölle gestiegen, hat sich als Verbrecher töten lassen und ist in alledem den Weg Gottes gegangen, hat in alledem das Werk Gottes getan, ist in alledem mit Gott unerschütterlich verbunden und ihm treu gewesen bis ans Ende.

Damit erst ist Gott ganz Mensch geworden. Damit erst ist die völlige Verbindung zwischen Gott und Mensch zu stande gekommen. Nun erst, da ihm keine Tiefen des Lebens mehr unzugänglich sind, ist Gott für uns *ganz* wirklich und *ganz* bekannt geworden. Nun ist er selbst der Mensch, viel mehr als wir es sind, geht er selbst durch Armut, Verkennung, Erniedrigung, Hohn und Spott, Not und Tod, trägt unser Schicksal und unsere Schuld, geht mit uns durch jedes Dunkel des Menschenloses — wird ganz, ganz Mensch, viel, viel mehr, als wir, geht in Tiefen des Menschenwesens, vor denen uns schaudert, bis auf den Grund herab, wird ganz Mensch und dadurch, gerade dadurch Gott, unser Gott. Wir sind an keinem möglichen Punkte unseres Menschentums mehr von Gott verlassen. Und er wird darum noch alles Menschentum erobern!

b) *Gott erlöst uns in Jesus von den Frommen.*

Aber noch ein Zweites liegt in der Tatsache, dass Gott in Jesus Christus menschlich wird, etwas, was nun die Menschwerdung Gottes vollendet und was zu erkennen wieder von ganz entscheidender Wichtigkeit ist. Eine Kluft zwischen Gott und Mensch entsteht nicht bloss durch Rätsel, Schicksal, Schuld, sondern sehr oft und vielleicht am allermeisten, durch die Religion. Es ist einfach Tatsache, dass die Religion immer wieder eine menschenfeindliche Macht, oft die menschenfeindlichste von allen, geworden ist und wird. Wenn wir an das Christentum, an unsere Frommen, unsere Religions- und Christentumsleute aller Art denken, sind nicht sie es vor allem, die uns von Gott abhalten, abstossen, dass wir um ihretwillen an ihm selbst irre werden möchten, dass viele um ihretwillen wirklich an ihm irre werden? Und zwar um ihrer Heuchelei willen, um es mit einem Worte zu sagen, worin alles liegt, oder, wenn wir ein anderes Wort brauchen wollen, das ebenfalls alles zusammenfasst: um ihrer Widermenschlichkeit willen? Wir möchten um ihretwillen manchmal das ganze Christentum, die ganze Religion hassen und uns von Gott selbst abwenden.

An diesem kritischen Punkt begegnet uns wieder Jesus und hilft uns, erlöst uns. Er lehrt uns scheiden zwischen Religion und Christentum auf der einen und Gott auf der andern Seite.

Durch Zweierlei.

Einmal dadurch, dass er selbst so ganz menschlich ist, so viel mehr Mensch als irgend jemand, wir selbst natürlich nicht ausgenommen. Er ist in allem so ganz der Menschensohn, der Mensch — Ecce homo! — so göttlich natürlich, unbedingt frei, so unkonventionell, so los von jedem Vorurteil, jeder Engigkeit, jeder Schranke, so heldenhaft und so kindlich, so gewaltig und so liebenswert, so herb und so zart, so männlich und so weiblich. Hier stossen wir geradezu auf den Menschen und atmen als Menschen tief auf. Und zugleich auf Gott. Denn das ist ja das immer wieder erstaunliche Wunder, dass eben gerade in diesem vollkommenen Menschentum sich Gott offenbart. Gerade Weihnachten zeigt, dass Gott sich in der menschlichsten Form des Menschen, im Kind, kund tut. So flüchten wir uns zu Jesus, wenn uns Religion und Christentum entleidet sind und uns Gott durch sie verhüllt wird, und finden hier in menschlicher Freiheit und Herrlichkeit Gott. Wir sehen, dass es gerade die Frommen aller Art sind, die Gott in diesem Menschen verwerfen, eben weil er so ganz Mensch ist, und gerade das rettet uns wieder vor den Frommen, den Religionsleuten und Christentumsleuten. Er ist nicht Religion oder Christentum, sondern Reich Gottes.

Aber noch durch ein Zweites wird in Jesus Christus Gott menschlich. Er ist es, der alles Menschliche so innig mit Gott ver-

bindet, dass es dadurch *wichtig* wird, dass dadurch Gott ein Menschengott wird. Es ist immer wieder die Neigung der Religion, Gott und Menschen auch dadurch zu trennen, dass sie tut, als ob des Menschen Anliegen für Gott zu gering, als ob der Mensch für Gott etwas Verächtliches wäre. Ganz anders ist es bei Jesus. In all seinem Reden und Tun stellt er die vollkommenste Einheit zwischen Gott und Mensch her. Gottesliebe ist Nächstenliebe und der Nächste ist der Mensch. Das Anliegen des Aermsten der Menschen ist für Gott wichtig und kommt vor dem Gericht Gottes mehr in Betracht als alle blosse Religion. Alles was menschlich ist, wird durch Jesus, den Gottes- und Menschensohn, auch göttlich.

d) *Ein letzter Einwand und seine Widerlegung*: Freilich erhebt sich hier wieder ein Einwand. Machen wir damit Gott nicht zu menschlich? „Ist es nicht auch wieder entscheidend wichtig, dass Gott eben *nicht* Mensch ist, sondern *Gott*, dass er unendlich über dem Menschen steht, dass er anders von Art ist als dieser, das er sein Gericht bedeutet, das der Mensch zunichte wird vor ihm? Gott kann dem Menschen doch nur dadurch *helfen*, dass er *anders* ist als er.“

Gewiss ist das so, und wir haben ja diese Wahrheit selbst schon stark hervorgehoben. Wir könnten sie auch so ausdrücken: Gott kann nur Mensch werden, wenn er Gott ist. Ja, aber die Menschwerdung Gottes als Zentrum der Christuswahrheit wird dadurch nicht aufgehoben. Wer sich einseitig auf jenen Gedankenbahnen bewegt, wo man Gott vom Menschen trennt, um seine Welterhabenheit zu wahren, geht am Weihnachtsgeheimnis vorbei. Es besteht ja darin, dass Gott Mensch wird, das Unendliche ins Endliche völlig eingeht. Jene verkennen auch, dass die Welterhabenheit Gottes nicht in seiner richtenden Heiligkeit, sondern in seiner Liebe am meisten offenbar wird. Denn *sie* ist das eigentlich Göttliche. Vor ihr beugen wir uns auch am willigsten, williger als vor einer blossen welterhabenen Heiligkeit. Wem zollen wir mehr Ehrfurcht als der Mutter? Und warum, wenn nicht um ihrer zarten Güte willen, wenn nicht darum, dass wir auf ihrem Schoss gesessen und an ihrer Brust gelegen? Die Liebe ist der Gipfel der Heiligkeit. Die Liebe ist die schärfste Richterin. *Sie* sitzt auf dem Throne des Menschensohnes, wenn er zum Weltgerichte kommt. Am Kreuze, wo er am tiefsten heruntersteigt, uns am nächsten kommt, am meisten Mensch wird, mehr Mensch als wir, wird Gott wahrhaftig Gott.

* * *

So bleibt das offenbare Geheimnis der Menschwerdung der heilige Mittelpunkt der Wahrheit von Christus und vom Reiche Gottes, von Gott und vom Menschen. Noch einmal sage ich, dass ich, weit davon entfernt, seine Tiefen erschöpfen zu wollen, mit diesen Ausfü-

rungen nur darauf hingedeutet habe. Und nun sollen, nachdem dies geschehen, alle Deutungen und Erklärungen wieder hinfallen und nur das Eine übrig bleiben: das Hinschauen auf den, worin das Wort Fleisch wurde.

L. Ragaz.

Auf der Lorettohöhe.[1])

Gedanken zum Totengedenktag.

Wir sind Menschen, die in Zeit und Raum hineingebunden sind. Augenblicke und Orte beeindrucken unser Leben und können unsere Seele bis ins Tiefste erschüttern. Solche Augenblicke sind die Tage, wo wir der erschütternden Stunden gedenken, in denen unsere Menschenbrüder aus dem Reiche der Lebenden in das geheimnisvolle Reich der Toten hinübergegangen sind. Solche Stunden sind immer an Orte gebunden und diese steigen mit den Stunden vor uns auf, um so aufdringlicher, je erschütternder das Sterben war. In solchen Augenblicken des Gedenkens fallen die Masken von den Dingen, welche sie im Alltag umgeben und sie erscheinen in ihrer wahren Wirklichkeit, nackt und bloss, leuchtend in Schönheit oder in ihrer abscheulichen Hässlichkeit. Da versinken all die Scheingebilde ins Nichts, und nur das Ewige bleibt. Liebe und Hass, Krieg und Friede gewinnen ihre rechte Beleuchtung, wenn die Toten aus den Gräbern treten und mit erschütternder Sprache zu uns reden. Aber nur jene, die von der lauten Strasse und dem lärmenden Geschrei der Masse sich zurückzuziehen vermögen, vernehmen die mahnende Stimme der Toten. Und die Toten des Weltkrieges rufen nun schon seit Jahren und je mehr die Zeit uns entfernt von ihrem Sterben und je mehr wir die Orte des Schreckens vergessen, desto lauter scheinen die Geister des Hasses um uns und in uns wieder ihre Stimme zu erheben.

Wie klein ist doch die Schar derer, welche heute zuverlässig für die Ueberwindung des Hasses und des Krieges eintreten, gegenüber jenen, die sich mit voller Ueberzeugung oder als Nachläufer und verführt durch Massensuggestion dem nationalen Egoismus hingeben. Die Reden, welche von den ausführenden Beamten des Reiches und der Städte gehalten werden, z. B. beim Erscheinen Hindenburgs im Ruhrgebiet, können kaum die Glut des Feindeshasses zurückhalten. Man spürt sie, und alle, an die sie gerichtet sind, nehmen in ihrem Herzen Funken dieser hässlichen Glut mit nach Hause und ins Leben, und die Presse tut das Ihre dazu. Man er-

---

[1]) Dieser aus der „Menschheit“ abgedruckte Aufsatz des Führers der katholischen „Grossdeutschen Jugend“, eines Mannes von seltenster Art, wird gewiss allen Lesern der „Neuen Wege“ viel zu sagen haben, gerade jetzt. — Die Lorettohöhe war einer der umkämpftesten Punkte der Westfront. D. Red.

innert sich an den Taumel der Vorkriegszeit, wenn Kaiser Wilhelm irgendwo erschien. So sehr wir uns über das Abziehen der Truppen freuen, so traurig müssen wir doch sein über die würdelosen Feiern, bei denen vielfach der Hass emporloderte und der letzte Rest von Menschlichkeit im Alkohol erstickt wurde.

Als man in Deutschland „Befreiung“ feierte, da stand ich auf der blutgetränkten Lorettohöhe mit ihrem gewaltigen, das weite Land beherrschenden Denkmal, das die Inschrift trägt: „Ihr, die ihr als Pilger kommt zu ihren Gräbern, hinaufsteigend auf ihren Berg des Sterbens und seine blutigen Wege, höret das erschütternde Rufen der Hekatomben: Völker, seid einig! Menschen seid menschlich!“

Ein würdiger Eindruck, mitten in einem Friedhof mit 20 000 Kreuzen französischer Soldaten und angesichts eines Friedhofes mit 40 000 Kreuzen deutscher Soldaten. Dort stand ich und sah die kaum übersehbaren Reihen derer, die starben für ihr Vaterland. Die schmucklosen Gräber, die aber dem, der davon weiss, erzählen, dass für das Vaterland sterben nicht heisst, sich mit Alkohol und Reden berauschen. Die das tun, wissen meist nicht zu sterben, weil sie es nicht können. Wenn die Wirklichkeit vor sie tritt, so werden sie feige oder wahnsinnig und werfen ihr Leben in die Gosse. Vor den Massengräbern auf der Lorettohöhe gedachte ich auch der Pazifisten, die für den Sieg der Vernunft über die Unvernunft, der Liebe über den Hass kämpfen wollen. Die Ehrfurcht vor dem Heldentum so mancher Soldaten beleuchtete erschütternd die ganze Schwäche ihrer Situation. Wer von uns Pazifisten versteht es denn, für das Vaterland zu sterben? Und müssen wir es nicht auch können, wenn wir die Liebe in die Welt bringen wollen? Bevor wir nicht so viel Heldentum aufbringen, als die Helden des Krieges — vor denen wir in tiefer Ehrfurcht stehen müssen — so lange werden wir den Krieg nicht überwinden. Auch wir müssen lernen, für das Vaterland und seine Zukunft zu leiden und zu sterben. wenn wir in die Gefängnisse wandern und sterben werden für die Ueberwindung des Krieges und die Aufrichtung des Reiches der Gerechtigkeit und der Liebe. Wir sollen es tun, nicht in der Raserei des Kampfes, umnachtet von der Dunkelheit der Lebenstriebe, sondern in der Freiheit und der Ruhe des Gekreuzigten.

Sind wir Pazifisten schon geschult für dieses Sterben? Glauben wir schon an den Sieg des Unsichtbaren und des Ewigen im Menschen oder glauben wir noch an die Masse? Wer nicht weiss, dass das Sterben des Einen mehr sein kann als der Tod von Millionen, der weiss nicht, was es heisst, als ein Jünger der ewigen Gerechtigkeit und Liebe zu sterben. Es ist schwer! Wer von uns bereitet sich täglich darauf vor? Es kommt die Zeit, wo wir Zeugnis wer-

den ablegen müssen. Wehe uns dann, wenn unser Heldentum nicht mehr wert ist, als das der Soldaten oder noch weit hinter diesem zurückbleibt. Tun nicht auch heute schon viele junge Militaristen hundert mal mehr als wir? Müssen wir uns nicht gerade vor ihnen schämen, die so viel Zeit ihres jungen Lebens hingeben, um sich zu üben, damit sie bereit sind, wenn ihre Stunde kommt! Sie ertragen die Strapazen der militaristischen Uebungen mit Fröhlichkeit und spannen ihre Nerven zu ihrer Ausbildung in freiwilliger Hingabe. So geben sie Kunde von der Kraft, die sie in sich haben. Und wenn diese schon so Grosses tun, für das die Pazi.isten leider oft nur ein schwächliches Lächeln haben, wie viel mehr müssten wir dann doch tun, die vorgeben, eine grössere Sache zu vertreten mit mehr Recht und mit mehr Glauben. Es gibt einige, die stark sind, aber es sind eben doch nur einige wenige im Verhältnis zu den vielen, die von dem Willen zum Frieden reden, ihn aber in Wahrheit gar nicht besitzen. Sie werden sich eines Tages von der Wucht der Verhältnisse überwältigen lassen und dann genau so sich in die Etappe zurückziehen, unabkömmlich sein oder gar unter vielen schönen Reden zum Ueberläufer werden, wie es auch die Maulhelden des Krieges stets getan haben. Es handelt sich hier aber nicht um einen Kampf gegen diese allein, sondern um den Kampf mit denen, welche den Krieg ernst nehmen und ihren Willen in seinem Dienst gestählt und fast unerschütterlich gemacht haben. Es fordert eine gewaltige Kraft, sich der ganzen modernen Technik des Tötens auf und unter der Erde, im Wasser und in den Lüften entgegen zu werfen. Nur wer eine Ahnung hat von dieser Kraft und eine noch grössere Kraft besitzt, der kann mit dem Teufel streiten, der die Menschen in die Finsternis des Krieges hineinführte und vielleicht immer wieder hineinführen wird.

Es handelt sich nicht darum, ob wir den Krieg jemals überwinden werden, es handelt sich darum, ob ich dem Geist der Finsternis diene oder dem Geist des Lichtes. Keine Experimente sollen hier gemacht werden, sondern ein Weg soll beschritten werden, der aus letzter, innerer Notwendigkeit gegangen werden muss, wenn es sein muss, auch unabhängig von allem menschlichen Wollen, verachtet und ausgestossen von Familie, Volk und — „Kirche“.

Nikol. Ehlen.

An die Dienstverweigerer!

In seiner Sitzung vom 15. November 1925 in Bern beschloss das Komitee der schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit einstimmig, allen Schweizerbürgern, die heute, der Stimme ihres

Gewissens treu gehorchend, unter schweren Bedingungen den Militärdienst verweigern, seine tiefste Anerkennung und Dankbarkeit auszudrücken.

Zu einer Zeit, wo

trotz der bitteren Erfahrungen des letzten Krieges und der Nachkriegszeit,

trotz der Existenz des Völkerbundes,

trotz des Abkommens von Locarno,

trotz aller Massregeln und Vorschläge zu einer totalen oder teilweisen Abrüstung in Schweden, Dänemark, Holland und sogar Frankreich und Belgien,

trotz der Entwaffnung Deutschlands und Oesterreichs,

trotz des Schiedsgerichtsvertrages — ohne Vorbehalt — zwischen Italien und der Schweiz und

trotz des christlichen Glaubens, zu dem sich die Schweiz und ihre Nachbarn immer noch bekennen,

unsere Behörden und die öffentliche Meinung das Militärwesen immer noch als ein Heiligtum betrachten und seine primitiven Verteidigungsmethoden verherrlichen, erkennt das Komitee deutlicher als je, dass die Dienstverweigerer durch ihren friedlichen Widerstand gegen eine überlebte und unsittlich gewordene Militärordnung der Menschheit und dem Vaterland selbst den allerbesten Dienst leisten.

Es richtet diese Botschaft an die beträchtliche Gruppe derjenigen, die sich während der vergangenen Jahre weigerten, irgend welchen Dienst in Verbindung mit der Militärorganisation zu leisten. Ohne zu behaupten, dass es über alle Dienstverweigerungsfälle in der Schweiz genau unterrichtet sei — und jede weitere Auskunft über solche Fälle begrüssend — möchte das Komitee hier ganz besonders diejenigen nennen, die *vor kurzer Zeit* ihr klares und festes Zeugnis vor den Behörden und vor unserem Volke abgelegt haben:

Heinrich Schiller, Ingenieur, Oberleutnant der Artillerie; November 1925 zu vier Monaten Gefängnis und einem Jahr Einstellung in den bürgerlichen Rechten verurteilt; degradiert und aus der Armee ausgestossen — d. h. seinem natürlichen Rang in der Gemeinschaft der Menschen des guten Willens wieder zugeteilt.

Edouard Liechti, Zeitungskorrespondent, Sanitätssoldat, weigert sich, im Oktober 1925 beim Wiederholungskurs anzutreten; wird demnächst vor dem Militärgericht erscheinen.

Paul Richard, landwirtschaftlicher Arbeiter; als diensttauglich erklärt, lehnt er im September 1925 seine Zuteilung zu der Sanität ab. Nach wiederholter ärztlicher Untersuchung wird er entlassen mit dem Vermerk „Hilfsdienst“ und einer chiffrierten Angabe,

die vermutlich „Geistesstörung“ bedeutet, trotzdem eine solche bis jetzt niemand beobachtet hat. R. ist ein tüchtiger Arbeiter.

Willy Otter, Transportarbeiter, Sappeur, weigert sich, im Oktober 1925 zum Wiederholungskurs einzurücken; wird bald vor dem Militärgericht erscheinen.

Marcel Grand, Student der Theologie, weigert sich, 1922 vor der Rekrutierungskommission anzutreten und wird zu drei Monaten Gefängnis und drei Jahren Einstellung in den bürgerlichen Rechten verurteilt. 1923 und 1924 unbehelligt geblieben, wird er 1925 zur Rekrutierung wieder aufgefordert. Er stellt sich, bestätigt aber nach der ärztlichen Untersuchung seine Ablehnung des Militärdienstes. Die darauf vom Rekrutierungsarzt zum zweiten Mal vorgenommene Untersuchung erweist eine Abnahme des Brustumfanges von zwei Zentimeter. G. wird vom Militärdienst befreit.

Bernhard Lang, Dr. med., Korporal der Sanität, weigert sich, 1923 bei der Waffeninspektion zu erscheinen und schickt seine Ausrüstung dem Zeughaus zurück. Er wird zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt. Zweite Verweigerung im Jahre 1925. Er wird im November zu einem Monat Gefängnis verurteilt und aus der Armee ausgestossen, somit in die natürliche Familie derjenigen, die das systematische Misstrauen der Völker gegeneinander ablehnen, wieder eingesetzt.

René Mingard, Gärtner, weigert sich, im Herbst 1925 vor der Rekrutierungskommission anzutreten; wird bald vor dem Militärgericht erscheinen.

Wolfgang Schwemmer, Bauzeichner, weigert sich, 1917 scharfe Patronen zu sich zu nehmen und lehnt den Dienst ab. Er wird mit vier Monaten Gefängnis bestraft. Auf seine zweite, nach Erledigung der ersten Strafe eingetretene Dienstverweigerung wird er zu acht Monaten verurteilt. In der Hoffnung, dass ein Zivildienst bald eingerichtet werde, stellt er sich nachher noch zu einer Waffeninspektion ein. Nach Verschleppung und definitiver Ablehnung des Zivildienstvorschlages durch die Behörden, lehnt er zwei Waffeninspektionen nacheinander ab und wird jedesmal zu einer Woche Gefängnis verurteilt. Heute, nach einer Gesamtstrafe von zwölf Monaten und zwei Wochen, ist S. noch nicht aus der Armee gestrichen und muss noch weiterer Bestrafung entgegensehen.

Diese acht Männer berufen sich alle auf das Evangelium. Sie haben alle von sich aus und wiederholt erklärt, sie würden mit Freude einen aufbauenden Zivildienst leisten. Vier von ihnen haben sich als Freiwillige zum Hilfsdienst von Someo gestellt und einer zu einem ähnlichen Dienst in Les Ormonts.

Wenn wir diesen Gruss an unsere Mitstreiter richten, so wissen wir wohl, dass sie ihren Weg gegangen sind und weiterhin gehen

werden, ohne dabei auf den Beifall oder Tadel der Menschen zu achten und wir könnten uns denken, dass jede öffentliche Aufmerksamkeit auf ihr Tun ihnen unlieb wäre. Aber wir fühlen uns verpflichtet, diesen Männern zu zeigen, dass sie ihren schweren Kampf nicht allein kämpfen, sondern dass es auch unser Kampf ist und dass, wie wir genau wissen, auch in unserem Volke viele Männer und Frauen in Dankbarkeit und Hochachtung zu ihnen stehen.

Das Komitee der schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit:

Alfred Bietenholz-Gerhard, Riehen-Basel; **Pierre Ceresole**, Zürich; **Alice Descoeudres**, Genève; **Karl v. Greyerz**, Bern; **Klara Honegger**, Zürich; **Marie Lanz**, Bern; **Gerold Meyer**, Zürich; **Hélène Monastier**, Lausanne; **Leonhard Ragaz**, Zürich; **Clara Ragaz**, Zürich; **Annemarie Sauter**, Zürich; **Clara Waldvogel**, Neuenburg.

Zur Weltlage

Ueberblick und Ausblick.

Die nahende Jahreswende fordert uns wieder dazu auf, die Weltlage, wie sie sich uns in diesem Augenblick darstellt, als Ganzes und zugleich nach den Beziehungen ihrer verschiedenen Aspekte zu einander und zum Ganzen ins Auge zu fassen, uns nach dem Ergebnis der Entwicklungen des Jahres und den sich uns darbietenden neuen Aufgaben zu fragen. Einige grosse Weihnachtsgedanken mögen sich dabei von selbst auch einstellen.

Eine Jahreswende ist freilich oder scheint doch etwas sehr Aeusserliches und Zufälliges, etwas, was bloss der Kalender herbeiführt, nicht der organische Sinn der Geschehnisse; etwas, was, mit Bergson zu reden, mehr mit dem temps-espace, der chronologischen Zeit, der Uhr-Zeit, als mit der durée réelle, dem innern Sinn, dem Schöpfungssinn der Entwicklung, dem wahren Werden, zu tun hat. Aber wenn dies auch im allgemeinen zutreffen mag, so, wie ich glaube, doch nicht dieses Jahr. Diesmal stehen wir vor einem gewissen Abschluss, hinter dem sich neue Perspektiven auftun. Es ist in der Tat auffallend, wie stark sich im Laufe dieses Jahres das Angesicht der Menschenerde verändert hat. Die Geologen wissen davon zu sagen, was für ungeheure Revolutionen die äussere Gestalt der Erde im Laufe der Zeiten erfahren hat und was für zwar kleinere, aber doch wichtige sie unaufhörlich erfährt. Aber für jene

nehmen sie riesige Zeiträume in Anspruch und diese mag vielleicht eine ganze Generation kaum beachten, im Menschenwesen jedoch kann ein Jahr eine ganze Revolution bewirken, die augenfällig genug hervortritt.

Das scheint mir auf das Jahr 1925 zuzutreffen. Versuchen wir, es uns in den Hauptzügen klar zu machen und zwar so, dass wir wieder gleichsam von aussen nach innen, von den mehr sichtbaren und einfachen zu den weniger deutlichen, sich vielleicht im Chaos der Zeit verbergenden und doch nicht weniger wichtigen, vielleicht sogar — sub specie aeterni[1]) — viel wichtigeren Tatsachen fortschreiten.

1. Die politische Lage.

a) Um die politische Lage zu skizzieren, möchte ich von — den „Neuen Wegen“ ausgehen. Diese haben in der ersten Nummer des Jahrganges in der Rubrik „Zur Weltlage“ unter dem Titel: „Gefahr im Verzug — alle Mann auf Deck!“ zwei Tatsachen beleuchtet: die Behauptungen über die deutschen Kriegsrüstungen, die das Morgansche Gutachten aufstellte und die Giftgasmethoden eines allfälligen neuen Krieges. Die Schlussfolgerung war, dass sowohl die wirkliche und unbestreitbare Tatsache des Giftgaskrieges als die behauptete der geheimen deutschen Rüstungen einen neuen Kreuzzug gegen den Krieg zur Folge haben müssten. Diese Schlussfolgerung schien gewissen Leuten unlogisch, nach ihrer Logik hätte geschlossen werden müssen: „Vermehren wir also die eigene Rüstung!“ Es gibt offenbar in solchen Dingen eine doppelte Logik, eine des militaristischen und eine des antimilitaristischen Denkens. Jede hält die andere für unsinnig und eine n e u e Logik erscheint natürlich leichter als verkehrt, denn eine altgewohnte. Aber ich darf nun wohl, ohne Rechthaberei und Prahlerei, im Dienste der Sache, darauf hinweisen, dass die antimilitaristische Logik diesmal ganz auffallend und grossartig triumphiert zu haben scheint. Denn das Ende des Jahres, dessen Anfang unter dem Doppelzeichen „Morgan“ und „Giftgas“ stand, steht unter dem Zeichen „Locarno“. Es ist wirklich zu einem solchen Kreuzzug gekommen, und zwar zu einem, der nun schon ein „Wunder“ ist; denn er ist ausgerechnet von den dazu scheinbar am wenigsten Berufenen, den Diplomaten, begonnen und zu einem siegreichen Ende geführt worden.

Das ist in der Tat einer der hervorstechendsten Züge der Weltveränderung, die das Jahr gebracht hat: ein unerwarteter Ruck, ein ganzer Sprung vorwärts im K a m p f g e g e n d e n M i l i t a r i s m u s und in der Besiegung des Krieges. Es ist etwas wie eine Permutation in der Entwicklung, ein plötzliches Hervorspringen eines neuen Genus. Europa ist mit Locarno unter das Friedens-

[1]) Unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit.

zeichen getreten. Das darf man doch wohl ohne Uebertreibung sagen, auch wenn man mit aller Vorsicht bedenkt, was noch alles zu leisten und zu überwinden ist, bis dieses Zeichen herrschen wird. Das „Friede auf Erden" ist seit Weihnachten 1913 und vielleicht noch viel weiter zurück, vielleicht, ich wage die Behauptung, seit dem Engelgruss von Bethlehem, noch nie mit einem solchen Glanz möglicher, ja naher Verwirklichung über einen grossen Teil der Menschheit gegangen. Man darf es doch wohl spüren, dass die Mauern der ehernen Höllenstadt des Militarismus und des Krieges wanken. Und dies geschieht vor dem — recht verstandenen — Kommen Christi.

„Er naht und die Altäre
Der Götzen stürzen ein."

Auch in der Schweiz ist, wie die „Neuen Wege" an fortlaufenden Erfahrungen immer wieder gezeigt haben, der Fortschritt dieses Kampfes deutlich. Was noch vor kurzem die als halb wahnsinnig betrachtete Meinung und Botschaft Weniger war, beginnt allenthalben die Massen zu beunruhigen und dringt als unwiderstehliche Wahrheit durch die Breschen und Ritzen in den Mauern der alten Denkweise.

Wenn das wahr ist, dass im Jahre 1925 mitten aus dunkelster Nacht wenigstens in einer Hauptsache das Licht der Verwirklichung des Sehnens der Völker, der Weissagung der Propheten und des Gesanges der Engel ob der Krippe zu Bethlehem aufgeleuchtet ist, dann ist 1925 ein grosses Jahr, dann werden künftige Geschichtsschreiber dieses Jahr als eine Art Wunder und Wende in der Geschichte betrachten, und der Erzengel, der am Fusse des Weltenthrones in einem ganz anderen Sinne als jene das Buch der Geschichte schreibt, irdisch Grosses für klein, irdisch Kleines für gross erachtend, wird, diesmal ein Zusammenfallen von Himmel und Erde feststellend, es eintragen in das Buch der Siege des Gottesreiches.

Mit dieser Entwicklung hängen zwei weitere Tatsachen zusammen.

Da ist einmal die ganz deutliche Stärkung des Völkerbundes. Er steht nun doch wohl, allen willigen und widerwilligen Zweiflern zum Trotz, gefestigt und gesichert da und mit ihm die Tatsache der fortschreitenden politischen, sozialen und kulturellen Organisation der Menschheit als einer Einheit. Es ist eine Bewegung, die von allen Seiten her gewaltig andringt, oft ohne formelle Beziehung zum Völkerbund und doch im engsten innern Zusammenhang damit; denn, wie wir schon so oft gesagt, der Völkerbund ist viel mehr eine Idee (die Idee einer einigen Menschheit), ein Prinzip (das organisierende Prinzip einer neuen Völkerordnung) als

eine Einrichtung oder eine Summe von solchen. Was aber den Völkerbund im engeren Sinne betrifft, so hat er eine grosse Stärkung bekanntlich durch zwei Ereignisse gefunden: durch die rasche Auslöschung des schon entbrannten griechisch-bulgarischen Krieges und den nun wohl gesicherten Eintritt Deutschlands, dem man unter dem neuen Zeichen doch mit viel weniger Sorge als vorher entgegensehen darf. Man beobachtet den Eindruck, den diese Entwicklung auf Amerika einerseits und Russland anderseits macht. Amerika (womit immer die Vereinigten Staaten von Nordamerika gemeint sind, Kanada und Südamerika machen längst mit), das mit dem Völkerbund schon lange in vielen Aufgaben zusammenarbeitet, wird doch wohl zum mindesten dem Internationalen Gerichtshof in Bälde beitreten; den halte ich aber für die wesentlichste Form des Völkerbundes und er wird es namentlich in dem Sinne sein, wie die Amerikaner selbst ihn auffassen und auffassen werden. Amerikanische Kenner versichern uns, dass dann aber der völlige Anschluss Amerikas wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen werde.[1]) Dass Russland sich sein Verhältnis zum Völkerbund neu überlegt, scheint offenkundig. Der Sozialismus endlich wird ihn immer mehr zu einem Werkzeug und Ausdruck seines Ideals machen, wie denn die Amsterdamer Gewerkschafts-Internationale schon lange aufs engste mit ihm verbunden ist und zusammen arbeitet.

Wenn mit allen diesen Entwicklungen die neue einheitliche Organisation der Menschheit auf Grund eines immer klarer hervortretenden neuen Ideals zur Tatsache geworden ist, so auf der andern die Einigung Europas. Obschon wir noch nicht die „Vereinigten Staaten von Europa“ als eine staatliche und rechtliche Form vor uns haben und sie vielleicht noch lange nicht haben werden (vielleicht sogar nicht haben sollen!), so scheint mir doch von einem einigermassen erhöhten Standpunkt aus Europa schon heute als eine Einheit und zwar nicht nur eine geographische, die vielleicht sogar in die Brüche geht (insofern als man nun geneigt ist, Russland als „Eurasien“ davon zu trennen), vor uns zu

---

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um auf eine ausgezeichnete Schrift unseres Freundes Kirby Page: An American Peace Policy („Eine amerikanische Friedenspolitik“) hinzuweisen. Diese Schrift ist geeignet, diejenigen unter uns etwas zu trösten, denen das Bild Amerikas in der letzten Zeit sehr trüb geworden ist. Die besseren Kräfte sind drüben auch am Werke, auch wenn sie sich manchmal in etwas anderer Form äussern als bei uns. Wir erhalten auch durch Kirby Page, der selbst ein warmer Freund des Völkerbundes ist, einen besseren Einblick in die Motive, die gerade idealistische und pazifistische Amerikaner bisher mit mehr oder weniger Recht von diesem abgehalten haben. Die Schrift ist eine ebenso realistische als glaubensvolle Darstellung einer möglichen Organisation der Welt (nicht bloss Amerikas) für den Frieden. Vom gleichen Verfasser stammt die ebenso ausgezeichnete zusammenfassende Schrift „Der Krieg“.

liegen. Eine gewisse Organisation dieser Einheit noch über die vorhandenen Ansätze hinaus wird gewiss mit jedem Jahr weiter wachsen. Paneuropa ist in irgend einer Form ganz sicher unsere Zukunft. Muss es auch sein!

Dieser Zusammenschluss Europas wird vor allem auch bewirkt durch den sich steigernden Gegensatz, in den es zu den andern Erdteilen, zu Asien und Afrika einerseits und zu Amerika anderseits tritt. Und hier stossen wir auf einen neuen mächtigen Zug der Weltveränderung, die uns dieses Jahr gebracht hat. Nachdem die Notwendigkeit einer auf einem neuen Boden vor sich gehenden Auseinandersetzung mit Asien und Afrika vielen schon lange klar geworden war, ist sie uns nun wie durch einen gewaltigen Ruck näher, sehr nahe gebracht, so dass vor allem dadurch, als wie durch eine geologische Revolution im Bereich der Menschenwelt, das Bild der Erde verändert wird. Die Ereignisse in China, die denen in Aegypten folgten, wie die in Marrokko und Syrien[1]) haben bloss mit blutigen Flammen eine Entwicklung beleuchtet, die auch sonst sich dem Blicke der Nachdenklichen aufdrängte. Auf diesen erweiterten Schauplatz wird nun wohl die Geschichte ihr Theater verlegen, und eine gewisse Liquidation der europäischen Probleme bedeutet auch eine Vorbereitung dafür. Hier muss es zu einem zweiten, noch viel gewaltigeren „Locarno" kommen. Doch davon nachher.

b) Ich habe bis jetzt vorwiegend die weltpolitische Lage ins Auge gefasst. Aber das Bild wäre gar zu unvollständig und vielleicht auch etwas zu hell, wenn wir nicht auch auf einen Zug achteten, der gerade in diesem Jahre innerhalb der einzelnen Völker, bei den einen mehr, bei den andern weniger, hervorgetreten ist, und freilich auch einen Weltcharakter angenommen hat: das ist die Krise der Politik überhaupt, insbesondere die der Demokratie. Sie wird grell beleuchtet durch die in diesem Jahre noch stärker in den Vordergrund getretene Erscheinung des Faschismus, die an Aktualität beinahe die des Bolschewismus, ihres Zwillingsbruders, übertrifft. Beide Erscheinungen weisen auf einen tiefgehenden gesellschaftlichen Auflösungsprozess hin. Die „Neuen Wege" haben in immer neuen, kürzeren oder längeren,

---

[1]) Ich habe bisher mit dem Urteil über die Ereignisse in Syrien und Marokko zurückgehalten, weil ich mich besonders in Bezug auf Marokko noch besser orientieren wollte. Aber es scheint mir nun doch klar, dass an beiden Orten schwere europäische Schuld vorliegt und dass in Syrien besonders das Vorgehen des Generals Sarrail unverantwortlich war. Die Beschiessung von Damaskus scheint in der Tat in Bezug auf Brutalität und Torheit, namentlich aber auf verhängnisvolle Tragweite, in die Nähe des Blutbades zu rücken, das ein englischer Militär, Dyer, zu Amritsar in Indien seinerzeit angerichtet und das die Engländer Indien kosten könnte.

konkreten oder prinzipiellen Ausführungen die Tragweite und den letzten Sinn dieser seltsamen Erscheinungen, besonders auch des Faschismus, zu erhellen versucht, aber ich bin weit davon entfernt, zu meinen, dass ihnen dies schon völlig gelungen sei. Denn diese Erscheinungen weisen in zu grosse Weiten und Tiefen. Auch sie bedeuten, obwohl sie uns unlieb sind, auf den Anbruch eines neuen Zeitalters, denn auch sie gehören zu dem Chaos, das einer neuen Schöpfung vorausgeht. Wir werden sie weiter bedenken, weiter mit ihrem Sinne ringen müssen.

Nur auf Einen Punkt möchte ich hier noch den Finger legen. Hinter Faschismus und Bolschewismus steht unter anderem das Problem des Staates. Dass es in eine neue Phase getreten ist, scheint mir klar. Auch die weltpolitischen Entwicklungen, die ich dargestellt und die sozialen, ethischen, religiösen, die ich darstellen werde, deuten nach der gleichen Richtung. Die Richtung heisst, nach meiner Ueberzeugung, um ein aktuelles Stichwort einen Augenblick zu brauchen: Abbau des Staates — und dies trotz dem Faschismus, der bloss ein letztes Aufflammen einer sterbenden Sache ist und übrigens durch seine ganze, mehr ordensmässige Organisation auch selbst über den Staat hinausweist.

c) Wir müssen sofort auf den Faschismus zurückkommen, zum Abschluss dieses ersten Abschnittes meiner Betrachtung der Weltlage aber noch ein Wort von den Aufgaben sagen, die sie uns stellt.

Ich will nur in Kürze und eigentlich bloss beispielshalber einige andeuten, die sich besonders aufzudrängen scheinen.

1. Für Europa selbst scheint mir der Kampf gegen den Krieg und Militarismus und für die innere und äussere Einigung Europas die zentrale Aufgabe zu sein. Was sie alles einschliesst, ist in diesem Jahrgang der „Neuen Wege" für unsern Zweck genügend gezeigt worden. Der Endkampf gegen das Reich der Gewalt, so weit er sich in Krieg und Militär konzentriert, steht als riesige Aufgabe vor uns. Er mag trotz allem Erreichten noch furchtbar sein, aber wir grüssen ihn.

2. Selbstverständlich wird die Auseinandersetzung mit Asien und Afrika damit parallel gehen und gehen müssen. Das Ziel ist hier, dass sie unblutig geschehe und zu einer neuen Stufe der Menschwerdung des Menschen führe. Auch hierin haben wir die einzelnen Aufgaben und Ziele oft erörtert. Besonders gross steigen wieder das Rassen- und Religionsproblem vor uns auf.

3. Was aber die Krisis der politischen Ideen und Lebensformen betrifft, so führt sie zu der Aufgabe, eine neue Grundlegung für das Gemeinschaftsleben der Menschen

überhaupt und im besonderen für die **Demokratie**, die eine ewige Wahrheit **bleibt**, zu gewinnen.

Diese Aufgabe aber weist uns durch die innere Dialektik der Sache weiter, zunächst zu der

2. sozialen Lage.

Was die soziale Lage betrifft, so hat sie im Laufe dieses Jahres bei weitem nicht solche Permutationen erlebt, wie die weltpolitische. Doch treten auch hier einige Züge von Wichtigkeit besonders hervor. Gewiss ist und durch die Erfahrungen dieses Jahres bestätigt, dass die gewaltige Gärung auch auf diesem Gebiete, das manche voreiligerweise schon beruhigt glaubten, unaufhaltsam vorwärts geht. Wenn nicht alles trügt, so wird eine gewisse Liquidation der mehr politischen Probleme (im engeren Sinne des Wortes) auch eine Vorbereitung zu einem neuen Akutwerden der sozialen bilden. Dass übrigens auch die weltpolitischen Entwicklungen sehr stark mit sozialen Faktoren verbunden sind und zum Teil durch sie bestimmt werden, ist auf alle Weise klar. Das galt von dem Dawesplan, gilt von Locarno, gilt von der Bewegung auf die Vereinigten Staaten von Europa hin und gilt, wie besonders der Aufsatz über die „Liquidation der Kolonialpolitik“ gezeigt hat, ganz besonders von der Auseinandersetzung mit Asien und Afrika.

Was nun also die Lage unter dem sozialen Aspekt (wieder im engeren Sinne des Wortes) betrifft, so steht es selbstverständlich nicht in meiner Kompetenz, über die rein **wirtschaftlichen** Entwicklungen zu berichten. Auch ein Laie kann allerdings sehen, dass diese unter einem Doppelzeichen stehen: dem des immer weiter greifenden **internationalen Zusammenschlusses der „Wirtschaft“** (wie man heute sagt) und dem einer starken **Unsicherheit des kapitalistischen Systems**. Was den zweiten Punkt betrifft, so scheinen doch manche Zeichen darauf hinzudeuten, dass die letzte und äusserste Entfaltung des Kapitalismus seinem Zusammenbruch vorausgehe. Ein solches Zeichen ist die Krise der Kohlenindustrie, besonders der englischen, die schon hart zur Sozialisierung („Nationalisation“) herangeführt hat. Ein anderes die Wirrungen, die Frankreich durchmacht. Wieder ein anderes die Erregung in der englischen Arbeiterschaft, welche die Perspektive auf eine dauernde sozialistische Regierung des englischen Weltreiches für eine nicht zu ferne Zukunft eröffnet. Ein — wenn auch vorläufig nicht in einem wünschenswerten Sinne — sozialistisch regiertes russisches und ein sozialistisch — wenn auch jedenfalls in äusserst gemässigtem Stile — geleitetes englisches Weltreich, dazu steigende Macht des Sozialismus an vielen andern Orten, das ist der Ausblick, den gerade dieses Jahr geschaffen hat. Es ist wohl kein

Zufall, dass es gerade wieder englische Stimmen aus dem bürgerlichen Lager sind, die den beginnenden, ja schon begonnenen Sturz des Kapitalismus verkündigen.[1])

Nach der gleichen Richtung weisen gewisse Bestrebungen der bürgerlichen Welt, wie die vom Völkerbund geplante Weltwirtschaftskonferenz und die immer mehr in den Vordergrund tretende europäische Zollunion. Diese Bestrebungen entspringen der Einsicht, dass die Privatwirtschaft auch in der modernen vertrusteten Form einfach der heutigen Lage der Dinge nicht mehr gewachsen ist und dass irgend eine Form von solidaristischer Wirtschaft notwendig wird. Der Ausblick auf eine derartige Weltwirtschaft ist grossartig und hat auch einen höheren Sinn. Die europäische Zollunion aber würde von der Materie her zur Grundlage eines einigen Europa.

So drängt sich von allen Seiten her der Sozialismus auf, freilich den Rahmen der sozialistischen Parteisysteme sprengend. Was im übrigen die sozialistischen Parteien betrifft, so ist eine Wiederbelebung ihrer Kraft auch in diesem Jahre sehr sichtbar, einzig Italien ausgenommen. Die sozialistischen Parteien haben sonst fast überall ihre Positionen behauptet oder verstärkt, ebenso die Gewerkschaften. Es geht deutlich vorwärts.

Freilich sind dabei zwei Einschränkungen zu machen.

Das sichtliche Vorschreiten des Sozialismus drängt die Klasse, die sich dadurch bedroht fühlt, zur Abwehr, unter Umständen mit Gewalt. Das ist eine Hauptwurzel des Faschismus. An dieser Stelle erheben sich neue finstere Wolken über der Welt. Nachdem die Gefahr des Völkerkrieges einigermassen gebannt scheint, tritt die des sozialen Bürgerkrieges in verstärktem Grade wieder auf. Die Bildung von faschistischen Organisationen auch in Frankreich und sogar England, wie wir sie vor kurzem erlebten, ist ein übles Zeichen. Es ersteht vor uns das Bild eines Weltklassenkrieges, der mit Blut und Feuer unsere Städte und Dörfer durchtobt und die Welt vollends in Trümmer legt. Auch hier also die dunkle Stelle am hellen Bilde.

Die andere Einschränkung ist die Tatsache der grossen Zerrissenheit des Sozialismus und eines Niederganges des sozialistischen Geistes in weiten Gebieten der Bewegung. Man kann nicht sagen, dass eine Flamme des sozialistischen Enthusiasmus durch die Lande gehe. Auch im Sozialismus waltet viel Unsicherheit, Zersetzung und Müdigkeit..

Wieder möchte ich einige Aufgaben nennen, die sich aus

---

[1]) Die neueste dieser Stimmen ist die des englischen Katholiken und Aristokraten Hillaire Belloc, der freilich schon vor dem Kriege Aehnliches ausgesprochen.

diesen Tatsachen ergeben. Als die grösste von allen möchte ich die bessere Begründung des Sozialismus und seine Erfüllung mit neuem Geist und Leben bezeichnen, wozu auch neue schöpferische Kraft gehört. Sie wird vielleicht gerade auch in der Schweiz stark in den Vordergrund treten. Im Einzelnen scheint mir nach dieser Richtung hin, dass besonders das Problem der Demokratisierung der Industrie wieder lebendig werden müsse. Die Betriebsdemokratie wird auch in der Schweiz wieder kräftiger auf die Liste der dringlichen Bestrebungen zu setzen sein. Es scheint auch, dass es geschehen soll. Die andere Hauptaufgabe ist jene Herstellung einer solidaristisch orientierten Weltwirtschaft, die ein Ausdruck einer neuen sittlichen Einheit der Menschheit würde. Die dritte die Besiegung jener Dämonen, die aus dem sich verschärfenden sozialen Kampfe aufsteigen und aufsteigen werden und die in der Gefahr des sozialen Bürgerkrieges sich ankündigen.

Diese Aufgaben weisen aber alle wieder über sich selbst hinaus. Sie verlangen für ihre Erfüllung geistige Kräfte. Sind diese vorhanden? So führt uns wieder die innere Dialektik der Dinge weiter, zu der Frage nach der

3. geistigen Lage.

Der Ausdruck „geistig“ als Bezeichnung dessen, was wir damit meinen, ist allerdings zweifach unpassend, einmal weil die politischen und sozialen Probleme wahrhaftig auch „geistiger“ Natur sind, sodann, weil es gerade unserer besonderen Denkweise durchaus widerspricht, das sog. Materielle, von dem sog. Geistigen so zu trennen, als ob das Eine mit dem Andern nichts zu tun hätte, und überhaupt die einheitliche Bewegung des Lebens durch solche künstliche Rubriken zu zerreissen. Aber was jenen Ausdruck betrifft, so ist ja eben die Sprache für das Lebendige zu arm, und was die Einheit angeht, so wird sie ja doch wieder durch die ganze Art dieser Betrachtung gewahrt, die ganz ungesucht darauf hinausläuft, in allem Geschehen der Gegenwart die Eine Bewegung aufzuzeigen. So sagen wir denn „geistig“ für kulturell, sittlich, religiös, welches ja auch wieder sehr ungenügende und vieldeutige Ausdrücke sind.

Wenn ich in diesem Sinne nun noch daran gehe, die besonderen Züge herauszuheben, in denen sich die geistige Lage gerade während dieses Jahres 1925 dargestellt hat, so treten mir noch grössere Schwierigkeiten entgegen als bisher. Die geistige Lage ist viel chaotischer als die politische und die soziale. Sie ist auch darum schwerer zu beurteilen, weil sie sich weniger in besonderen Ereignissen kundgibt oder die Bedeutung dieser Ereignisse schwerer zu

erkennen ist. Die Beurteilung wird also noch subjektiver werden müssen, als sie der Natur der Dinge nach in dieser ganzen Erörterung ohnehin ist. Doch kommt es hier ja weder auf objektive Giltigkeit meiner Urteile im Sinne wissenschaftlicher Feststellung noch auf Vollständigkeit an, sondern, wie ich immer wieder bemerken muss, lediglich darauf, zu einer möglichst tiefgehenden, umfassenden und von grossen Gesichtspunkten erhellten Betrachtung des Weltgeschehens anzuregen.

Ist in der geistigen Lage dieses Jahr auch Besonderes hervorgetreten? Sind vielleich Ereignisse zu nennen, die ähnlich denen in der politischen und, wenn auch in geringerem Grade, in der sozialen Sphäre geschehenen, das Bild rascher Weltveränderung hervorrufen?

a) Ich nehme zunächst die Frage nach den geistigen Kräften für die uns gestellten Aufgaben wieder auf. Und hier muss ich, während ich in den andern Rubriken mit eher erfreulichen, zum Teil hocherfreulichen Erscheinungen beginnen durfte, das Umgekehrte tun und glaube damit trotz aller Subjektivität der Eindrücke doch im Namen vieler zu reden. Was unsere Hoffnung auf politische, soziale und sonstige Verwirklichungen unseres Strebens immer wieder mit Bleigewicht belasten will, ist eben der Blick auf den geistigen Zustand der heutigen Menschen. Der Eindruck tiefer Degeneration drängt sich auf. Er hat sich auch dieses Jahr nur verschärft. Die schwere Frage ist: „Sind diese heutigen Menschen überhaupt fähig, etwas Grosses zu wagen, etwas Grosses zu tragen?“ Wo sollen sie die seelische Kraft dazu hernehmen? Wohlorientierte Aerzte sagen uns, dass in den „kriegführenden“ Völkern jeder vierte Mensch geschlechtskrank sei. Die katastrophale Abnahme der Geburten weist auf sinkenden Lebenswillen und abnehmende Ehrfurcht vor dem Heiligen. Wo das Leben aber an der Quelle müde und unheilig wird, kann auch kein tiefer, starker Strom der Begeisterung entspringen. Erotische Theorien und Praktiken gröberer und feiner Art verzehren besonders auch in der Frauenwelt jene Kraft der Seele, die zu Grösserem und Besserem gegeben war und führen oft zur Verödung und Versumpfung des Lebens. Die Verschulung unserer Generation raubt ihr die seelische Eigenart und Tiefe, und echte Bildung muss erst wieder gepflanzt werden. Kino, Auto, Radio, wie gewisse Arten von Sport sind gleichmässig Ausdruck und Werkzeug einer Hast und Flachheit des Lebens, die vollends die Entfaltung eines wahrhaft geistigen Wesens verunmöglichen, dazu teilweise einer rücksichtslosen egoistischen Brutalität, die das tief Unmenschliche dieser ganzen Zivilisation jedem klar machen, der noch Augen hat zu sehen und nicht vom falschen Glanz gewisser moderner Götzen geblendet ist. Die Maschine

zieht immer tiefer in die Seele der Menschen ein und setzt sich an ihre Stelle. Jene Erscheinungen: Kino, Radio, der Kult des Auto, des Sportes und Aehnliches, auch gewisse wild aufschäumende Formen des Lasters sind Erscheinungen der Betäubung und des Rausches, die über die Leere des Lebens hinwegtäuschen sollen. Diese Lebensleere stellt sich negativ dar als Gottesferne, positiv als Gier. Die beiden unmenschlichsten Formen der Gier aber sind die moderne Technik und der Mammonismus, die innig verbunden, als zermalmende Wucht furchtbarer Knechtschaft auf unser Leben fallen. Diese beiden Riesenformen der gottfernen Gier zerstören die Natur (wovon einmal noch gründlicher geredet werden muss) und zerstören die Seelen. Diese Menschen, die von der Jagd nach dem Profit oder dem Lohn und nach dem gröberen oder feineren Genuss erschöpft, von der Maschinerie unserer seelenlosen Zivilisation zermürbt und von den Dämonen einer gottesfernen Welt zerrissen werden, diese Menschen, die allen Halt an einer Welt sittlicher Wahrheit verloren haben, verfallen dem Unglauben und dem Aberglauben, der geistigen Knechtschaft. Sie sind bereit, dem zuzujubeln, der ihnen Brot und Spiele gibt, sie sehnen sich nach Diktatur und Diktator. Der Anblick besonders des heutigen grosstädtischen Menschen ist niederdrückend. Ohne Kraft und Eigenart, jeder elenden Mode gehorchend, müde, krank oder sich krank fühlend, Mann und Weib, Alt und Jung des Heiligen beraubt, in den Zügen Eitelkeit, Verdrossenheit, Gier, Verbitterung, Brutalität, macht er den Eindruck der V e r k o m m e n h e i t. Wie sollen wir vor diesem Anblick die Hoffnung auf grosse Dinge bewahren? Ist nicht eine allgemeine fortschreitende Versumpfung und Versklavung, mit dämonisch wilden Ausbrüchen des sich in der Entartung trotzdem regenden menschlichen und göttlichen Wesens das, was wir erwarten müssen?

Oder ist dieses Bild zu düster gemalt? Dann freue ich mich. Ich muss es wider Willen so sehen und viele mit mir. Wenn es aber der Wahrheit entspricht, wie ist denn Hilfe zu finden? Ich gestehe, dass mir d i e s e r Aspekt am Bilde unserer Welt heute fast mehr zu schaffen macht als jeder andere. Es ist oft fast zum Verzweifeln. Dann aber kommen mir Gedanken, die mir wieder Mut machen und die ich in den „Neuen Wegen" schon öfters angedeutet habe.

Einmal ist es eigentlich zu begreifen, dass es mit den Menschen so weit gekommen ist. Die Entfernung von Gott, die sich in der ganzen Entwicklung unserer Kultur auswirkte, m u s s t e zu diesen Ergebnissen führen. Sie sind Offenbarung, Apokalypsis. Sind sie damit nicht vielleicht doch auch Anzeichen einer bevorstehenden grossen Wendung? Muss nicht auch hierin eine alte Welt sich aus-

toben und damit aufzehren, wie sie sich in anderer Beziehung im Weltkrieg ausgetobt und aufgezehrt hat und sich im Kapitalismus austobt und aufzehrt? Haben wir nicht immer wieder darauf hingewiesen, dass das Kommen dessen, was wir hoffen, sich nicht als eine einfache Fortbewegung des Guten, sondern zunächst als ungeheures Auseinandertreten von Gut und Böse charakterisieren werde, als furchtbare Offenbarung des Bösen, dem freilich eine ebenso starke, ja im Grund viel stärkere Offenbarung des Guten entspreche, aber so, dass jenes zunächst die Oberfläche beherrsche und siegreich scheine, während dieses mehr im Unsichtbaren wachse und, wenn hervortretend, leiden müsse? Könnte also dieser Prozess der sittlichen Auflösung, den wir erleben, nicht auch zu dem Chaos gehören, das vielleicht einer neuen Schöpfung voraus gehen muss? Oft wird mir dieser Zusammenhang intuitiv klar. Vielleicht gilt auch davon das Wort Blumhardts: „Wenn alles drunter und drüber geht, so ist die Erlösung der Kreatur am nächsten.“ Ich warte also mit Zuversicht auf jene Bewegung der B u s s e, das heisst: der radikalen Umkehr, die kommen wird und die sich doch wohl in den Tiefen auch schon ankündigt.

Wenn ich, bevor ich zu der letzten Stufe dieser Erörterung fortschreite, noch nach der A u f g a b e fragen darf, die uns d i e s e Tatsachen unserer Lage stellen, so möchte ich sagen: die Aufgabe besteht meines Erachtens in erster Linie darin, dass wir d i e A u f g a b e s e h e n, dass wir die Not und Gefahr sehen in ihrer ganzen Grösse. Sie besteht sodann darin, dass wir uns von dieser ganzen gottlosen Entartung der Menschheit mit äusserster Entschlossenheit abwenden, nicht mitmachen, dagegen Zeugnis ablegen durch Wort und Beispiel. Ein Riesenkampf beginnt auf diesem Schlachtfeld, vielleicht ein grösserer als der des politischen und sozialen Lebens.

b) Es ist mir aber klar, dass hier weder recht gekämpft, noch gar der Sieg gewonnen werden kann, ohne das, was man die r e l i g i ö s e U m w ä l z u n g nennen kann. Wir wissen ja, was gemeint ist. Wenn ich damit auf die r e l i g i ö s e L a g e zu sprechen komme, so entsteht wieder die Frage, ob hier von besonders charakteristischen Entwicklungen oder Begebenheiten dieses Jahres zu reden sei. Ich antworte unbedenklich Ja und sage: S t o c k h o l m. Das sage ich vielleicht wieder zu einiger Verwunderung meiner Freunde, trotz allen Vorbehalten in Bezug auf die unmittelbare Bedeutung dieses Ereignisses. Es ist für mich eben als „Zeichen“ wichtig, als Symptom einer tiefen und zukunftsvollen Bewegung der Welt. Es drückt im Zentrum jene Richtung auf eine neue geistige Einheit der Menschheit aus, die sich vom Zentrum her auch im politischen, sozialen, sittlichen, kulturellen Leben auswirken soll. Es stellt vor allem e i n e Wahrheit auf den Leuchter: den G l a u b e n

an die Herrschaft Gottes auf Erden. Nicht dass es diesen Glauben neu entdeckt hätte, aber dass es ihn auf den Leuchter stellt, beweist, wie stark er in der Welt doch schon geworden ist.

In der Tat sehen wir hier inmiten des Chaos die letzte Einheit auftauchen. Von dieser Stelle her tönt das Wort: „Es werde Licht!" Dieses Chaos haben frühere Betrachtungen ähnlicher Art gerade auf dem Gebiet des tiefsten Lebens feststellen müssen, freilich nicht ohne auf jenes Licht hinzuweisen, was aber Stockholm als „Zeichen" bedeutet, das ist das helle, aller Welt sichtbare Aufstrahlen dieses Lichtes. Wir dürfen nun getroster hoffen, dass wir das Fortschreiten der Schöpfungswoche erleben werden, dass das Chaos sich gestalte (soweit dies nötig und wünschenswert ist). dass aus der verwirrenden Fülle der Bewegungen, die mit einander um die Krone der Wahrheit (oder auch bloss der Macht) streiten, diejenige Wahrheit hervortrete, die heute an der Reihe ist, dass sich um sie herum eine neue Einheit kristallisiere, dass um sie herum wenigstens ein einheilicher Kampf für und wider entbrenne und dass das verschwinde, was wertlos ist, was blosser Schaum oder gar Schmutz des Chaos ist, oder was veraltet ist, und zurücktrete, was vielleicht noch warten muss.

An dieser Stelle darf also wohl abermals von einer Permutation geredet werden, die das geistige Antlitz der Erde verändert. Ueber ihre vermutlichen Auswirkungen ist in den „Neuen Wegen" schon geredet worden und wird weiter geredet werden. Vielleicht darf Ein Punkt aber noch hervorgehoben werden: Die pessimistische Reaktion, die in diesen letzten Jahren inmitten einer Atmosphäre der Müdigkeit und Düsternis sich auch auf diesem Gebiet so breit gemacht — was uns die tiefste aller Kümmernisse bedeutete — diese Reaktion, die nicht nur zu einem neuen, ebenso unprotestantischen als unbiblischen Kirchentum, sondern zu Pfaffentum, Konfessionalismus und Orthodoxie zurückführte, wird nun wohl allmählig wieder weichen und vielleicht dafür das hervortreten, was zum Glauben an das Reich gehört: die Nachfolge. Vor ihr allein werden Kapitalismus, Mammonismus, Militarismus, Faschismus und Bolschewismus stürzen. Sie kündigt sich in vielen verborgenen Zeichen an, künftige Jahre werden vielleicht immer mehr von ihr reden.

Sie dürfte auch die grosse Aufgabe sein, ihre Forderungen und Verheissungen das, was die Welt bewegen soll. Noch allgemeiner: die Konzentration aller Teilwahrheiten und Teilbestrebungen auf eine Einheit, auf die Eine Wahrheit, das Eine Streben hin: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige zufallen," das steht als Ergebnis dieser Betrachtung mehr als je da als das Eine, was not tut.

10. Dezember. L. Ragaz.

Rundschau

1. Weltpolitisches.

Mussolini als Weltgefahr. Dass Mussolini nicht über der Ermordung Mateottis, an der er, wie immer deutlicher geworden ist, indirekt oder auch direkt mitschuldig ist, zu Fall kam, war uns allen eine Enttäuschung. Wir müssen länger warten, als wir zeitweilig glaubten. Gottes Mühlen mahlen langsam. Auch haben sie gegenwärtig gar viel zu tun! Und nun kommt das Theaterattentat, an dessen Tatsächlichkeit zu glauben schwer fällt, weil es zu sehr opernhaft aufgemacht ist, und trägt ihn scheinbar auf höhere Gipfel der Macht als zuvor. So wird Mussolini mehr als je einer der wichtigsten Faktoren der Weltlage.

Den Militaristen und Hasenfüssen ist Heil geschehen, sie haben Mussolini. Mit Moskau ist nicht mehr alles zu machen. Dieser Popanz wirkt nicht mehr ganz so stark wie einst. Es gibt da und dort einen gescheiten Menschen auch in der bürgerlichen und bäuerlichen Welt, dem es nicht mehr genügt, wenn man an Stelle von wirklichen Begründungen „Moskau", „Bolschewismus" schreit. Da ist nun Mussolini unbezahlbar. Mit dem wird man eine schöne Weile auskommen können und inzwischen findet sich wieder Rat. Wenn man nun mit Abrüstungsforderungen kommt, dann rufen sie: „Und Mussolini? Wisst Ihr nicht, dass er uns den Tessin, neuerdings auch die südlichen Täler von Graubünden nehmen will? Wisst Ihr nicht, das er auch von Osten her, durchs Tirol unsere Ostgrenze bedrohen kann? Wollt Ihr etwa unter die Herrschaft des Knüppels und der Rizinusflasche kommen! Also dann . . . .!"

Es ist in dieser Ausnutzung Mussolinis viel Heuchelei. Denn dieser Mussolini, mit dem man den Bürger und Bauer, und auch den Arbeiter, schreckt, ist, wie man weiss, vielen dieser Warner sympathisch genug. Nur allzugern hätten sie ein wenig faschistische „Disziplin" auch bei uns. Der Bolschewistentöter mit der Losung der Ordnung und Autorität, der starke Mann ist ihr Held, ja Prophet.[1]) Es sind die gleichen Leute, die in jedem dritten Satz gegen Moskau und Diktatur wettern und die im Stillen den Faschismus, diesen Zwillingsbruder des Bolschewismus, innig bewundern und den Faschistenmarsch sogar dem alten Bernermarsch vorziehen. Diese Liebe zu Mussolini ist auch in jenen Kreisen zu finden, wo man für uns das Stichwort vom „Tolstoisme bolchévisant" geprägt hat. Das alles gehört zu jener tiefen und allseitigen Unwahrheit und Verkehrung des wirklichen Sachverhaltes, die unsere Tage der Verwirrung charakterisiert.

Indess gibt es auch Leute, die ganz ehrlich vor Mussolini Angst haben. Es gibt Pazifisten, ja Antimilitaristen, die lieber keine Abrüstung wollen, als Mussolini im Land, und sozialistische Arbeiter nähmen gegen ihn, um das berühmte Schlagwort zu brauchen, gern das Gewehr auf den Buckel. Es ist also eine wichtige strategische Aufgabe für den Kampf gegen den Krieg, dass wir das Problem Mussolini scharf im Auge behalten und genau bedenken.

Ist Mussolini eine Weltgefahr?

Es wäre unrealistisch und fast unehrlich, dies einfach zu leugnen. Seine Gewalttheorien, sein Bramarbasieren, seine Aufstachelung eines italienischen Grössenwahns sind bedenkliche Dinge. Mag es ihm damit nur halbwegs Ernst sein, so könnten diese Geister doch eines Tages stärker sein, als ihr Meister. Auch gibt es vielleicht wirklich so etwas wie ein Gesetz, dass Diktatoren, um

---

[1]) So nennt ihn z. B. ein Aufsatz in den „Schweizerischen Monatsheften für Politik und Kultur".

sich Glorie zu erwerben oder auch um sich Luft zu schaffen, zu äusseren Konflikten greifen und seis auch nur, um in einer allgemeinen Katastrophe ehrenvoller unterzugehen. Fast noch grösser ist die Gefahr Mussolinis für das innere Leben der Völker. Der Faschismus ist, wie man sieht, international. Er hat in dieser oder jener Form die halbe Welt überzogen und sogar dasjenige Land nicht verschont, das für diese Pflanze das allerungeeignetste Klima zu bieten scheint, England. Die Pest des Gewaltgeistes wirkt ansteckend, und die Atmosphäre der Nachkriegszeit ist diesem Bazillus besonders günstig. Diesem drohenden Weltfaschismus gegenüber wollen auch Pazifisten und antimilitaristische Sozialisten nicht entwaffnen, und unabhängige Bürgerliche können uns sagen, dass eine staatliche, mehr oder weniger demokratisch organisierte Armee immerhin ein Schutz gegen Faschistenlegionen sei, die sich bilden würden, wenn man sie beseitigte.

Das alles ist, scheint mir, ernst zu nehmen. Es geht daraus hervor, dass Mussolini und der Faschismus ein Gegner ist, den alles, was in der Welt demokratisch (im besten Sinne) und antimilitaristisch ist, solidarisch bekämpfen muss. Trotzdem ist doch wohl auch vor einer Ueberschätzung dieser Gefahr zu warnen. Es kommt bei ihrer Abwägung vor allem in Frage, wie hoch man Mussolini selbst wertet. Ihn etwa gar mit Napoleon zu vergleichen, ist doch wohl nicht angängig. Dazu ist Mussolini zu stark sein Nachahmer, ja Nachäffer. Der Charlatan tritt an ihm doch allzustark hervor. Man muss doch wohl zu viel niedriger liegenden Vergleichungen greifen. Eine Eigenschaft aber scheint er zu haben, die ein Gegengewicht zu den Gefahren seines Wesens bildet: das dem Italiener angeborene Augenmass für die Wirklichkeit. Es scheint mir darum undenkbar, dass er sich etwa in einen Krieg mit Frankreich einliesse, der ihn in einigen Wochen stürzen und zerschmettern müsste. Dass der Faschismus einen Enthusiasmus entfachen könnte, wie einst die französische Revolution in den jakobinischen Soldaten, halte ich für psychologisch unmöglich. Man kann für Knechtschaft schwärmen, aber nicht dafür Not und Tod freudig grüssen, sie kann ein Rausch werden, aber kein Feuer. Das italienische Volk wird durch Knüppel und Rizinus, Schwarzhemden und Alala noch nicht zu einem Volk römischer Legionäre. Der Faschismus verhüllt durch eiserne Gewalt die kochende Empörung eines grossen Teils, wohl der bedeutenden Mehrheit des Volkes. Das ist keine Quelle der Kraft. Auf ihm selbst lastet der Fluch des Verbrechens. Und es gibt eine sittliche Weltordnung. Darum ist er, glaube ich, doch keine wirkliche, sondern bloss eine Trugmacht. Wer weiss, vielleicht ist gerade jetzt, wo sie ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, ihr Sturz ganz nahe. Es wäre nicht das erste Mal so gegangen.

Also Mussolini nicht fürchten! Das ist die beste Waffe gegen ihn. Und den ihm entgegengesetzten Weg gehen! Dieser traurige Held lebt, wie so viele andere Modegrössen unserer Tage, von der Luft der Reaktion auf die erste Nachkriegszeit und dem Gewaltglauben der Vielen. Wir entziehen ihm die Lebenskraft gerade, wenn wir diesen Gewaltglauben bekämpfen. Darum darf uns Mussolini nicht an der Abrüstung hindern. Gerade sie ist das beste Heilmittel für die Pest des Faschismus. Diese gedeiht bloss in der Atmosphäre des Militarismus.

Ich möchte dieser Ueberlegung noch hinzufügen, dass die Abrüstung für uns in letzter Instanz nicht an dem Ergebnis solcher Erörterungen hängt. Wir dürfen ihnen freilich nicht aus dem Wege gehen, müssen Realisten sein, die Welt mit scharfen Augen ansehen, aber letzten Endes ist die Abrüstung uns eine sittliche und religiöse Sache, eine Pflicht und ein Glaube, eine Sache, die ihr Recht in sich selbst trägt und damit allen andern Faktoren überlegen ist. Sie ist darin unendlich stärker auch als alle Mussolini.

Die amerikanische Schuld. Zu den merkwürdigsten Zügen am Bilde unserer verwandelten Welt gehört die europäische Schuldknechtschaft gegenüber Amerika. Das ist ja etwas ganz Ungeheuerliches. 50, 70 Jahr lang sollen die Völker Europas direkt oder indirekt einen riesigen Geldtribut an das ohnehin an seinem Reichtum fast erstickende Volk jenseits des Ozeans liefern. Das erinnert fast an jene Darstellungen auf alten Reliefs, wo die unterworfenen Völker ihren assyrischen, babylonischen, persischen, römischen Besiegern ihre Geld- und anderen Leistungen darbringen. Man könnte an Stelle jener alten Tyrannen füglich Gott Mammon als den Empfänger dieses neuen Tributes setzen.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass g a n z E u r o p a an solcher Tributpflicht teilnimmt. Denn auch die Völker, die an der Kriegsschuld nicht teilhaben, müssen selbstverständlich in Form von teurer Lebenshaltung und mannigfaltigen wirtschaftlichen und politischen Uebelständen ebenfalls daran zahlen. Wir alle stehen unter der Geissel des amerikanischen Schuldvogtes.

Ist das erträglich? Kann man sich das ausdenken? Die Leser der „Neuen Wege“ wissen, dass ich gegenüber allzu oberflächlicher und dazu tendenziöser Auffassung amerikanischen Wesens immer zu dessen Verteidigern gehört habe, aber das Verhalten Amerikas in dieser Schuldfrage betrachte ich schlechtweg als eine Schande.

Man kann freilich versuchen, das Urteil zu mildern. Es kann zugegeben werden, dass eine blosse Streichung dieser Schulden vielleicht nicht tunlich wäre. Auch mag eine gewisse Solidität der amerikanischen Geschäftsmoral (die, wie jeder weiss, der in Amerika gewesen ist und amerikanische Art genauer kennt, tatsächlich vorhanden ist), dem Geldmann drüben den Gedanken erschweren, dass eine eingegangene geschäftliche Verpflichtung einfach annuliert werde. Mag sein; aber die ganze Art, wie man nun diese Schuld eintreiben will, bei Heller und Pfennig, besonders die Art, wie man das arme Frankreich behandelt, bleibt schmählich. Amerika setzt sich damit in den Augen der ganzen übrigen Welt tief herunter. Seine Zurückhaltung vom Völkerbund, die grösstenteils von kleinlicher Parteieifersucht und dazu von starker Selbstgerechtigkeit diktiert ist, hat seinen moralischen Kredit ohnehin schwerer geschädigt als die Amerikaner wohl ahnen; er wird nun aber vollends fast bis zum Nullpunkt sinken. Das ist zwar auch wieder ein Unrecht, aber es ist eine nicht unverdiente Strafe. Die Amerikaner werden das in jener Selbstgerechtigkeit gegenüber Europa, die für viele unter ihnen so charakteristisch ist, nicht merken oder nicht wichtig nehmen, aber es könnte eines Tages doch ein G e r i c h t geben, dessen Grösse durch den Masstab bedingt wäre: „Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert.“

Eine schwere Schuld ist diese amerikanische Haltung auch insofern, als dadurch die Lösung der Reparationsfrage aufs äusserste erschwert worden ist. Denn wenn Frankreich, das bis aufs Blut erschöpfte, jährlich einen solchen Riesentribut an Amerika und dazu noch einen ähnlichen an England zahlen sollte, so konnte es Deutschland gegenüber nur innerhalb bestimmter Grenzen nachgiebig sein, und es ist bis zu der Grenze des Möglichen gegangen. Die ganze nihilistische Stimmung in Europa, die der beste Nährboden des Bolschewismus von oben und unten ist, wird durch wenige Umstände so stark genährt, wie durch diese europäische Schuldknechtschaft. So trägt Amerika mit seinem gottlosen Mammonismus eine Hauptschuld an jener europäischen Verwirrung, die es in pharisäischem Hochmut verurteilt.

Im Angesicht dieser Tatsachen wäre es ein ganz unstichhaltiger Einwand, wenn man sagen wollte: „Es ist doch besser, Amerika fordert sein Geld zurück, als dass man es in Europa zu neuen Rüstungen verwendet.“ Das wäre richtig, wenn man je gehört hätte, dass Amerika zu einem Schulden-Nachlass bereit wäre, falls seine europäischen Schuldner sich zu einer Beschränkung

der Rüstungen bereit erklärten. Bei seinen ungeheuren Machtmitteln wäre ihm ein solcher Druck auf Europa ein Leichtes. So aber tut es genau das Gegenteil: sowohl durch sein Fernbleiben vom Völkerbund, wie durch seine Rigorosität im Eintreiben einer Schuld, die ihm eigentlich, moralisch betrachtet, nicht gebührt, da sie sich auf etwas bezieht, was auch für Amerika getan wurde und die es, finanziell betrachtet, schon durch seine an den Alliierten gemachten Kriegsgewinne eingezogen hat, vermehrt es die Unsicherheit in Europa und macht diesem dann das zum Vorwurf, was es zum grossen Teil selbst verschuldet hat.

Diese amerikanische Schuld ist also eine juristische Schuld Europas gegen Amerika, aber eine moralische Schuld Amerikas gegen Europa. Ich bin sicher, dass Wilson sich ob dieser Haltung seines Volkes im Grabe umdrehen würde. Auch dürfen wir glauben, dass nicht wenige Amerikaner, die die Sache kennen, sie ebenso empfinden und dass noch viel mehr solche sie ebenso empfinden würden, wenn sie sie kennten. Denn der Amerikaner ist trotz allem doch kein blosser Mammonist.

Was aber soll Europa tun? Ich gestehe frank und offen: es muss nach meiner Meinung ein Tag kommen, wo Europa diesen Tribut an den Grosskönig Mammon jenseits des Meeres ebenso abschüttelt, wie man in der Vergangenheit andere Tribute abgeschüttelt hat. So etwas lässt sich die Welt nicht gefallen und soll es sich nicht gefallen lassen.

2. Schweizerisches.

Hermann Greulich. Mit Hermann Greulich ist die überragendste Gestalt der schweizerischen Sozialdemokratie dahin. Wie eine alte Eiche inmitten niedrigeren Waldes ist er gestanden, und die leere Stelle, die dadurch entstanden, ist gross und empfindlich. Werden wir bald wieder einen politischen Führer von solchem Wuchse haben? Aber Greulich war nicht nur gross unter Kleinen oder Mittelgrossen, er war auch absolut genommen ein Mensch von hoher Statur. Auch in einem viel grösseren Lande und einer viel grösseren Partei wäre er zweifellos unter den Vordersten gewesen.

Eine ganze Reihe von ausserordentlichen Zügen treten an diesem Manne hervor. Da war, um mit dem letzten Eindruck zu beginnen, die Urkraft des Leibes und der Seele, die es möglich machte, dass dieser alte Mann noch hoch in den Achtzigern, nach einer arbeitsvollen Woche, Sonntag für Sonntag im Lande herum Vorträge über eine wichtige Gesetzesvorlage hielt, auch die abgelegensten Orte, wohin die Genossen ihn riefen, nicht verschmähend. Fast bis zu den letzten Tagen hat dieser ewig frische Strom der Kraft vorgehalten, so dass an ihm sich das biblische Wort erfüllte: „Wie deine Tage wird sein deine Kraft." Diese ewige Jugend berührt in unserem Zeitalter der grossen Schwäche und des frühen Verfalls wie ein Wunder und wie eine Verheissung. Und dieser Mann, der keinen Sonntag hatte, hat auch keine Ferien gehabt, er kannte diese Einrichtung nicht und brauchte sie nicht. Wie die Eiche lebt und grünt, so arbeitete er; Arbeit und Kampf war sein Leben, seine Freude und seine Erholung — nicht Arbeit an sich freilich, blosses „Schaffen", sondern Arbeit für eine Sache, in der er völlig aufging.

Diese ewige Jugend äusserte sich aber nicht nur in körperlicher und geistiger Arbeitskraft und Arbeitslust, sondern noch leuchtender in der geistigen Lebendigkeit, die niemals stehen blieb. Sein Sozialismus war kein fertiges Dogma, auf dem man geistig ausruht und das man erbittert verteidigt, sondern eine von Innen her sich stetig erneuernde Sache, eine Sache immer neuen Ringens, immer neuer Entdeckung, immer neuer Eroberung. Während die Demagogen und die Demagöglein durch möglichste Unterdrückung der freien geistigen Bewegung innerhalb der Partei die eigene Geistesarmut und Unfähigkeit zum Weiterkommen verhüllen wollen, überraschte uns der Fünf-

undachtzigjährige mit höchst originalen neuen Gedanken über Sinn und Wesen des Sozialismus, wie sie einem Dreissiger wohl angestanden hätten, mit Gedanken voll Reife und Gründlichkeit und weitsichtiger Orientiertheit.

Woher stammte diese Urkraft? Ist sie aus seiner proletarischen Herkunft zu erklären? Jedenfalls war er ein Beispiel für die schöpferischen Möglichkeiten, die im Schosse des unverbrauchten proletarischen Volkstums lagen und gewiss heute noch liegen. Es war ergreifend zu sehen, wie dieser Mann, der nie mehr als eine Volksschule durchgemacht, sich eine Bildung angeeignet hatte, die zwar da und dort die Mängel zeigte, die etwa dem Autodidakten anhaften, die aber gegenüber der heutigen akademischen Bildung den Vorzug des umfasenden Charakters und vor allem der Lebendigkeit hatte. Denn diese Bildung stand vom Grössten bis zum Kleinsten im Dienste seines Lebenszieles, sie diente seiner sozialistischen Erkenntnis und Kampfesarbeit. Aus einer solchen weitgespannten und doch tiefen sozialistischen Bildung heraus wusste er nicht nur die Bibel, sondern auch Dantes „Göttliche Komödie" und den mittelalterlichen Dom, seinem sozialistischen Geschichtsbild, das seinerseits der lebendigen Gegenwart diente, einzuordnen, und zwar ohne dabei der üblichen vulgär-marxistischen Handhabung des Geschichtsmaterialismus zu verfallen. In lebendiger Erinnerung steht mir die geniale Art, wie er den berühmten sozialistischen Weltfriedenskongress in Basel vom Jahre 1912 mit einer Anwendung der von ihm lateinisch zitierten Schlussworte des apostolischen Glaubensbekenntnisses auf den Sozialismus schloss: „Et credo in spiritum sanctum, in unam sanctam catholicam ecclesiam, in communionem sanctorum et in vitam venturi saeculi." (Ich glaube an den heiligen Geist, eine einige, heilige, katholische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen und das Leben des kommenden Aeon) und damit den Enthusiasmus dieses sozialistischen Weltkonzils auf den Gipfel führte.

Man darf aber wohl sagen, dass die leiblich-geistige Urkraft und ewige Jugend dieses Mannes noch eine andere Quelle als die proletarische Abstammung hatte. Sie ist zuletzt in jenem Idealismus zu suchen (ich erlaube mir, dieses Wort anzuwenden, über das man heute herfällt, wie Jagdhunde über ein Wild), der seinerseits gewiss auch mit dem proletarischen Ursprung zusammenhängen kann, aber doch auch wieder von eigener Art ist und stets ein schöpferisches Wunder darstellt. Der Sozialismus Greulichs war, wie sein ganzes Wesen, idealistischer Natur, das heisst: er strömte aus den Tiefen einer Geisteswelt, an die er glaubte. D a s war das Geheimnis seiner Kraft und ewigen Jugend. Es ist bezeichnend, dass nicht eigentlich Marx, sondern der französische „Utopist" Fourier es war, an dessen Fackel Greulich die seinige entzündet. Er hat dann freilich den Marxismus übernommen, aber nur in gewissen allgemeinen, taktischen und geschichts-philosophischen Grundzügen. Nie wäre er fähig gewesen, mit dem Schema unserer Vulgärmarxisten zu arbeiten, die mit allen Dingen im Himmel und auf Erden sofort fertig sind, indem sie dieselben auf die wirtschaftliche Entwicklung zurückführen. Sein Marxismus war sozuagen ein Mantel von einem nicht ganz zu seinem Wesen und seiner sozialistischen Gesinnung passenden Stoff und Zuchnitt. Hätte ihm der Arbeits- und Kampfesdrang seines Lebens mehr Zeit gelassen und wäre es ihm möglich gewesen, sich auch das Rüstzeug einer philosophischen Schulung zu verschaffen, so hätte er vielleicht diesen Mantel früh schon entschlossen abgeworfen und sich einen nach eigenem Mass verschafft; so aber fiel er einfach nach und nach von selbst von seinen Schultern. Nie war ihm der Marxismus ein Dogma, das ihn gehindert hätte, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen. Stets wagte er Dinge zu sagen, die den orthodoxen Zionswächtern des Marxismus ein Anlass zu Kopfschütteln und mehr wurden. Ein gewisses Ketzertum gehörte zur Originalität seines Denkens. Nie hätte er den Sozialismus in eine sozialdemokratische Sektenkirche eingeschlossen.

Er war ihm eine weltweite, allgemein menschliche Sache. Darum konnte er auch nicht in die Engigkeit der vulgär-marxistischen Klassenkampflehre verfallen, und es ist bezeichnend, wie er in seiner letzten Zeit den Sinn des Klassenkampfes mit Vorliebe durch das Stichwort: „Menschwerdung des Arbeiters“ bezeichnete. Aus dem gleichen Grunde verfiel er nicht der marxistischen Flachheit in der Auffassung der Religion, wie er denn mit den „Religiös-Sozialen“ immer wieder gern zusammenarbeitete und einer seiner letzten Programmpunkte, zu dessen Verwirklichung ihm freilich nicht mehr Zeit blieb, das Eintreten für einen ihrer Vertreter war. Die letzte Rede, die ich von ihm gehört habe, war ein entschiedenes und tiefgründiges Bekenntnis zu einer religiösen Begründung des Sozialismus in der Aussprache über einen Vortrag, den ich in einer zürcherischen Arbeiterversammlung gehalten.

Die zweitletzte aber war ein Bekenntnis zum entschiedenen Antimilitarismus. Er legte es in jener Versammlung im Volkshause in Zürich ab, womit wir den Kampf um den Zivildienst eröffneten, für den übrigens Greulich auf andere Art schon während des Krieges in der Bundesversammlung eingetreten war. Wir stossen hier auf einen ganz besonders bedeutsamen Punkt in dem ausserordentlichen Wesen dieses Mannes. Er, der bis ein Stück weit in den Krieg hinein Anhänger der militärischen Landesverteidigung gewesen war, entwickelte sich infolge des Krieges selbst (an dem ihm das Versagen der Sozialdemokratie, besonders der deutschen, ein grosses Leid war) zu einem radikalen Antimilitaristen, Freund der Dienstverweigerer und Vorkämpfer des Zivildienstes. Seine letzten parlamentarischen Reden waren vorwiegend Reden gegen den Militarismus. Diese Wendung ist nicht nur darum bedeutsam, weil sie ganz besonders eindrucksvoll die innere Lebendigkeit des Achtzigjährigen charakterisiert, sondern auch darum, weil es ein „Reformist“ war, der sich zu diesem wirklichen sozialistischen Radikalismus zu gleicher Zeit entwickelte, wo der Schein-Radikalismus Anderer sie zu einem sozialistischen Militarismus, das heisst: zur schlimmsten Verleugnung des Sozialismus, führte. Das Beispiel dieses Mannes zeigt mit seltener Klarheit, dass der Unterschied zwischen echtem und falschem Sozialismus einer des Geistes und der Gesinnung und nicht des Dogmas und des „Ismus“ ist und dass die revolutionäre Phrase die Echtheit des Sozialismus am wenigsten verbürgt.

Damit gelange ich schliesslich zu dem, was mir an diesem Manne doch als das Allergrösste erscheint. Ich bin, trotz aller Bewunderung für seinen Geist und hohen Einschätzung seiner Bedeutung nicht immer mit ihm einverstanden gewesen. Aber Eines wars, was mich endgiltig für den Mann gewonnen hat: es war seine Haltung im Kampf für und gegen den Bolschewismus. Er war ein Führer — ein Führer, der auch die Klugheit kannte, aber nie ein Demagoge. Denn ihm war der Sozialismus die heilige Sache, an die er sein Leben gesetzt und nicht ein Mittel zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes und Machtdranges. Und dass er ein wirklicher, und das heisst: ein selbstloser Führer war, das zeigte er zuletzt darin, dass er auch gegen die Partei stehen konnte, wo es das Schicksal des Sozialismus galt. Im Kleineren hatte er das ja oft gezeigt, aber das Grösste hat er darin nicht in der Fülle der Kraft, sondern gegen das Ende seiner Laufbahn getan, all ihre Früchte damit aufs Spiel setzend, in einem Alter, wo Andere längst das Recht zu haben glauben, die Welt laufen zu lassen. Als die Woge des Bolschewismus übermächtig schien und darum ein Teil der sozialistischen Führer unter den „Radikalen“ sich von ihr tragen liess, während ein anderer, etwas klügerer, weniger sicher, ob der Wind wirklich dauernd von dieser Seite wehen werde, es mit Lavieren versuchte, war es der alte Greulich, der mit einer wirklich heldenhaften Unerschrockenheit sich dieser alles mit fortreissenden Woge entgegenstellte. Diese sittliche Leistung war gewaltig. Er, der alte Mann, der sozusagen die schweizerische Sozialdemokratie geschaffen hatte, liess sich von

unreifen Jungen und von Konjunktursozialisten, die in der Hoffnung auf Karriere eben herzugelaufen waren, niederbrüllen und verzagte doch nicht an der Arbeiterbewegung und an der Zukunft des Sozialismus, liess sich nicht beugen und nicht verbittern, trotzdem es ihm an Stunden tiefster Bitternis gewiss nicht fehlte. Das war die Krone seines Lebens und warhaftig eine seltene Krone.

Wir hätten einen Greulich nötig, um *diesen* Sozialismus und *diese* Art von Führern endlich zu erledigen, einen Greulich in neuer Gestalt, mit dem Rüstzeug eines tiefgründigen sozialistischen Denkens und einer glühenden sozialistischen Gesinnung, mit seiner Kraft, seiner Weite, seiner Selbstlosigkeit und vor allem seiner Tapferkeit. Dass er komme, seis in Gestalt eines einzelnen grossen Führers oder mehrerer, seis in Gestalt einer ganzen neuen Generation, daran hängt die Zukunft des schweizerischen Sozialismus.

Das Schicksal des Grütlivereins. Die Auflösung des Grütlivereins ist eine Tatsache von tragischer Bedeutung. Ich glaube, dass man diese am besten so ausdrücken kann: Im Grütliverein war die Möglichkeit eines *schweizerischen* Sozialismus gegeben. Unter einem schweizerischen Sozialismus verstehe ich natürlich nicht einen schweizerisch nationalistischen; die internationale Orienterung, die bekanntlich den nationalen Gesichtspunkt nicht ausschliesst, ihn vielmehr, wenn recht verstanden, einschliesst, gehört natürlich zu jedem wirklichen Sozialismus. National und International sind ihm zwei Seiten der einen Sache. Ich verstehe unter einem schweizerischen Sozialismus einen, der dem englischen darin verwandt wäre, dass er aus dem Besten und Tiefsten am schweizerischen Wesen und an der schweizerischen Geschichte emporwüchse, sich ihm aufs engste verbände und so im Rahmen des Sozialismus überhaupt eine besondere schweizerische Eigenart bekäme. Zu dem Besten an unserem Schweizertum und unserer schweizerischen Geschichte rechne ich vor allem Zweierlei: unsere Demokratie (natürlich nicht die gegenwärtige, entgeistete und entartete, sondern ihre Idee) und unsere Reformation. Aus diesen beiden Wurzeln (die sich zuletzt verbinden) könnte ein Sozialismus von höchster Kraft und Eigenart emporwachsen. Ein *solcher* Sozialismus vermöchte doch wohl den besten und grössten Teil unseres Volkes zu erobern und alles, was am schweizerischen Wesen gut und schön und an der schweizerischen Vaterlandsliebe echt und wertvoll ist, in sich aufzunehmen.

An Stelle dieses schweizerischen Sozialismus ist dann auch bei uns die internationale Sozialdemokratie getreten. Das Schlimmste an ihr war, dass sie weder wirklich international noch wirklich demokratisch war. Denn sie stammte aus Preussen und trug von Hegel her ein undemokratisches Element im Blute. Es war ein Stück Tragik im Leben Greulichs, dass vor allem er diesen Baum in unser Land verpflanzte und ihn pflegte, während er später an seinen Früchten oft wenig Freude zeigte und einen Sozialismus vertrat, der durchaus dem des Grütlisozialismus wesensverwandt war.

Aber auf Seiten des Grütlivereins waltete die Tragik, dass er nicht im Stande war, diesen schweizerischen Sozialismus durchzusetzen. Woran das lag, könnte nur einer sagen, der die Geschichte des Grütlivereins wie der sozialdemokratischen Partei der Schweiz viel länger als ich und in engerer Fühlung mit den leitenden Menschen durchgelebt hätte. Fehlte es an Führern von genügender Kraft? An edlen und tüchtigen Vertretern fehlte es jedenfalls nicht. Ich nenne nur einige von ihnen, die ich zum Teil genauer gekannt habe und kenne: die St. Galler Bernet und Scherrer, den Berner Brand, der der erste sozialdemokratische Pfarrer der Schweiz war, die Graubündner Conzett, Mettier und Versell, den Basler Gschwind, alles Männer, vor denen man die grösste Achtung haben muss. War es also vielleicht mehr der allge-

meine Fluch unseres Volkes, dass etwas Gutes, das spezifisch schweizerisch ist, darin nicht gedeihen will? Jedenfalls ist nun jene tragische Entwicklung eingetreten, dass wir einen Sozialismus bekommen, der seine Losungen zuerst aus Berlin, dann aus Moskau, dann aus Wien, dann — von überall und nirgendwo bezog, einen Sozialismus, der abstrakt war, das heisst: mit aus wesentlich anderen Verhältnissen abgeleiteten Forderungen und Idealen an unser Volk herantrat, der darum zum Beipiel das Bauerntum als sozialistischen Faktor vernachlässigte und abstiess, ein Sozialismus, dem eine wahrhaft ethische Grundlegung fehlte und der undemokratisches Blut in den Adern hatte, ein Sozialismus, der darum unser Volk nicht erobert hat und nicht erobern konnte und dadurch mitschuldig geworden ist an unserem schweizerischen und sozialistischen Elend.

Mitschuldig ist aber der Grütliverein auch geworden dadurch, dass er sich während des Krieges und nachher da und dort durch sog. Führer, die solche ebensowenig waren, wie die ihnen entsprechenden auf der sozialdemokratischen Seite, nach rechts, vom Sozialismus weg, treiben liess. Dadurch verlor er eine ganz grosse Gelegenheit, die er gerade während der bolschewistischen Buhlschaft der Sozialdemokratie gehabt hätte, und gab zuletzt den sogenannten Marxisten in deren Lager recht und verfiel der Auflösung.

Und was nun? Was geschehen wird, müssen wir abwarten, was geschehen soll, scheint mir klar zu sein: dass das Beste, was der Grütliverein wollte, innerhalb der Sozialdemokratie, die zu einer wirklichen sozialen Demokratie wird, sich neu entfalte in Gestalt eines Sozialismus, der einerseits wirklich sozialistisch, anderseits wirklich demokratisch ist und in beidem eine spezifisch schweizerische Form dieser Menschheitsbewegung darstellt. Wollen wir an dieses Ziel glauben und den Kampf dafür kämpfen? Dann könnte eine Entwicklung eintreten, die sieghaft und freudig wäre und alle tragischen Fehlentwicklungen der Vergangenheit gut machte.

Arbeit und Bildung.

Programm für das Wintersemester 1925/26.

Zweite Hälfte: Von Neujahr bis Ostern.

I. **Einführung in Pestalozzis Wesen und Werk.** In sechs Abenden. Leiter: Pfarrer Dr. phil. J. Weidenmann in Kesswil.
Jeweilen am Montag, abends 8 Uhr. Beginn 1. Februar.

II. **Vom rechten Haushalten:** Kurs für Frauen (Fortsetzung). Leiterin: E. Früh, Haushaltungslehrerin. Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr. Beginn 19. Januar.

III. **Frauengruppe Oberstrass.** Thema für den Winter: **Was kann die Frau für das Kommen einer neuen Ordnung tun?** (Im sozialen, wirtschaftlichen, politischen Leben, in Familie und Menschengemeinschaft.) Leitung Frau D. Staudinger. Alle vierzehn Tage, Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn wird noch angezeigt. Lokal Scheuchzerstr. 36. Bücherverleih (auch an Nichtmitglieder) ebenda, vor Beginn der Abende.

IV. **Dantes Göttliche Komödie** oder der Erlösungsweg der Seele (Fortsetzung). Leiter: L. Ragaz. Jeden Samstag, abends 8 Uhr. Beginn 9. Januar.

V. **Einführung in die Philosophie.** (Neuer Kurs.) Leiter: L. Ragaz. Jeden Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn 14. Januar.

VI. **Einführung in die Kommunalpolitik.** Leiter: Nat.-Rat Dr. H. Opprecht. (Das Nähere wird noch angezeigt werden.)

VII. **Monatsabende.** Jeden vierten Dienstag des Monats, abends 8 Uhr. Beginn 26. Januar.

Thema: **Meine Arbeit.** (Fortsetzung.) Erörterung der mannigfachen Fragen und Aufgaben des heutigen Arbeitslebens, an Hand von persönlichen Darlegungen.

VIII. **Musikalische Abende. Einführung in die Entwicklung der Klavierkunst.** (Fortsetzung.) Leiterin: Frl. S. Widmer, Höngg. Alle vierzehn Tage am Mittwoch, abends 8 Uhr. Beginn 13. Januar.

Diese Anlässe finden, wo nichts anderes angegeben ist, alle im Heim der Arbeitsgemeinschaft, Gartenhofstrasse 7, statt.

Für die Kurse I, V und VI wird ein Kursgeld von 5 Fr. erhoben. Anmeldungen für die Kurse entweder schriftlich an Herrn Braun-Engler, Schöntalstrasse Nr. 24, oder am Donnerstag, abends 6—8 Uhr, Gartenhofstrasse 7, erwünscht.

Jedermann ist herzlich willkommen. **Das Komitee.**

Von Büchern

Christus in der Gegenwart.

(Nach Bildern von Ernst Kreidolf.)

Vor bald Jahresfrist ist im Rotapfelverlag, Zürich und München, eine Mappe „Biblische Bilder“, zwölf farbige Darstellungen von Ernst Kreidolf, mit Erläuterungen vom Herausgeber, Emil Roniger, (18.— Franken) erschienen. Sie ist es wert, dass nicht nur Kunstgelehrte, sondern auch weitere Kunstfreunde, besonders Freunde religiöser Kunst, ja religiöser Erscheinungen überhaupt, sie kennen lernen. Wer Kreidolf bis jetzt nur als Maler von Blumen und Märchen, von Kinderbilderbüchern und Pro Juventute-Karten kannte, der mag im ersten Augenblick staunen, von ihm biblische Bilder vorgelegt zu bekommen. Aber — geht im Grunde nicht gerade von jenen zu diesen eine direkte Linie: kann es für Christusbilder einen günstigeren Mutterboden geben, als der Kindersinn, aus dem die Blumenmärchen geboren wurden? Mit Recht weist der Verleger in seiner trefflichen Einleitung auf diesen Zusammenhang hin.

Aber es ist noch ein tieferer Grund, dass Kreidolf, der Naturbeschauer und -gestalter zum Christusseher und -bildner geworden ist. Er ist nicht der Einzige, der diesen Schritt getan hat. Es sind einige Künstler, die unterm Feuerschein des Weltgerichts sehend geworden sind, die die Hilflosigkeit aller blossen Diesseitskultur durchschaut und die Notwendigkeit ihre Durchdringung und Erlösung durch jenseitige, ewige Kräfte erkannt haben. Sie haben nach diesem Heil ausgeschaut und haben entdeckt, dass es in Christus da ist, und davon zeugen sie nun in ihren Werken. Es ist ein hochbedeutsames Zeichen unserer Zeit — Grund genug, aufzumerken und zu hören, was uns da gesagt wird! Unter diesen Geistern ist also auch Kreidolf. Was er mit dieser Schöpfung biblischer Bilder bekennen will, das verraten ausser der Wahl dieses Stoffes überhaupt und der Auswahl der einzelnen Gegenstände vor allem die beiden Bilder, die nicht biblischen Inhaltes sind, also nicht durch den Text gegeben waren, sondern freie Erfindung sind. Einmal das Titelbild: ein Kahn auf sturmgepeitschtem Meere, die Insassen wohl eben noch verzweifelt, aber in dem Augenblick schauen sie überrascht auf und recken ihre Arme erwartungsvoll zum Mast empor; denn sieh: welch Wunder — der Mast hat sich zum Kruzifix verwandelt: Christus ist bei ihnen, sie können nicht verloren gehen! Das das Bild der heutigen Welt, ihrer Not und ihrer Hilfe! Das, was Kreidolf ihr zu sagen hat! — Und dann „Legende“: eine Brücke über

einen Fluss, über sie weg ein Gefährt, vom Teufel geritten, Gold herausschleudernd, gierig die Menschen hinter ihm her; des Abgrundes nicht achtend, der sich hinter der Brücke auftut — da im gleichen Moment — welch wunderbarer „Zufall" — unter der Brücke durch ein Floss vom heiligen Paar gesteuert, auf einem Strohbündel der Jesusknabe, zwei Schäflein zu beiden Seiten — ein Bild lieblichsten Friedens. Das sehen ein paar von den Menschen droben, sie bleiben stehen, winken auch andern und werden so bewahrt vor der Fahrt ins Verderben — durch den Anblick Christi! Welch Gleichnis für das ganze Menschenleben, seine elende Jagd nach Gold und die einzig mögliche Ablenkung und Rettung durch Christus! Das ists, was der Künstler gesehen hat und wozu er nun auch andere herbeiwinkt.

Dieser Gedanke geht durch alle Bilder hindurch: Christus unser Retter, heute, nicht einst. Das sagen auch die Blätter, die zunächst vergangenen, geschichtlichen Stoff behandeln: es geht immer uns an. „Christi Geburt": dunkler Stall, aber wunderbar — von der Krippe, von ihr allein geht Licht aus; in ehrfürchtiger Scheu das heilige Paar und die Könige vor ihm; in einer Ecke die Wunderblume. So stehen wir vor dem, von dem allein das Licht in unsere dunkle Welt ausgeht. — „Versuchung": gewitterschwüler Himmel, Christus, die lichte Gestalt, und Satan, der finstere Geselle, einander gegenüber auf hohem Berge, dieser auf seine Schätze weisend, jener mit ruhiger Handbewegung sie ablehnend, unberührt vom Geist dieser Welt. Wie stellt das auch uns vor die Wahl: Licht oder Finsternis, Geist oder Geld! — „Kinderfreund": frühlingshafte, sonnige Alpenlandschaft, Christus auf bemoostem Stein, mitten in einer Blumenwiese, das Haupt lieb aufs Köpfchen eines Kindleins geneigt, das verlegen-vertrauensvoll ihm auf dem Schosse sitzt. Armselige, einfältige Mädchen und Knaben eilen herzu und bringen ihrem „Freund" schönste Alpenblumen, ganze Sträusse, das, was eben der Kinder Schätze sind, andere als die Satans; die nimmt er an, an ihnen freut er sich. Im drastischen Gegensatz dazu im Hintergrund die Jünger, wie Greise dargestellt und damit ausgezeichnet ihre Verständnislosigkeit für Jesu Kindersinn ausdrückend. Da steckt der ganze Kreidolf dahinter! Was anderes stellt er durch sein ganzes künstlerisches Schaffen der Welt vor als das Wunder dieser Gesinnung, dieses Kindersinns! — „Bergpredigt": typisches Juratal, sonniger Buchen-, schattiger Tannenbestand; eine Volksmenge, über ihr Christus, gewaltig, die Arme wie beschwörend ausgebreitet, das Auge bannend, das Haupthaar einer Feuerflamme gleich im Winde lodernd und so den Geist der Bergpredigt, dieses in der Tat verzehrenden und läuternden Feuers, trefflich darstellend — ein gewaltiges Bild. Wie fordert das auch uns zur Entscheidung, zum Kampf, der nur durch Nacht zum Lichte führt, zum „stirb und werde" heraus! — „Der einsame Christus": — an einen Felsen gelehnt; mit Kohlenstift ausgeführt, nicht zufällig; die düstere Trauer im Gesicht kennzeichnend und doch mit einem lichten Schimmer übergossen; schmerzvoll und doch friedvoll, einsam und doch „nicht allein — der Vater ist bei ihm." Welch Trost und Ansporn, in diesem Geiste die Einsamkeit, dieses Los aller Eigengänger zu ertragen und zu überwinden! — „Abendmahl": Tischrunde unterm offenen, gestirnten Himmel: eben schleicht der Verräter hinaus, aller Jünger Blicke ihm nach, Entsetzen und Abscheu in den Gesichtern; Christus allein schaut nicht nach ihm, trotz Schmerz kein Schatten in dem lichtumflossenen Antlitz, Liebe nach wie vor; er lässt sich nicht zum Verachten und Verdammen des Treulosen verleiten, er bleibt sich selber treu wie Mond und Sterne am Himmel. Judas — die verräterische, schlechte Welt; die Jünger — die richtenden Frommen; Christus — die Liebe, die die Welt überwindet. Welche Botschaft für unsere Zeit, diese noch immer Vergeltung schwelende Nachkriegszeit! — „Kreuzigung" — skizzenhaft: Regenhimmel, die weinende Natur, wie der Herausgeber so schön sagt, kahle Gegend, die drei Kreuze, zu Füssen allein Maria und

Johannes, kniend, halb vom Schmerz niedergeworfen, halb aufgerichtet durch den Blick aufs Kreuz. Skizzenhaft — mit Recht betont der Verleger, dass der Künstler wohl absichtlich diesen heiligen Gegenstand nur angedeutet, nicht ausgemalt habe — in keuscher Scheu. Darum wollen auch wir ihn nur schweigend beschauen, wollen auch so vor ihm knien, von Scham und Schmerz niedergeworfen, aber auch aufgerichtet und getröstet durch den Anblick des Kreuzes. Wir wollen dabei an die Bedeutung des Kruzifixes in dem gefahrumdrohten Kahn denken: das Zeichen des Kreuzes, der Geist der Liebe, die sich für der Welt Schuld opfert — die Rettung der Welt, unsere Erlösung!

Ein Gedanke durch alle Blätter: Christus unser Retter, unser! — Nicht der Jesus, der damals, vor zwei Jahrtausenden und dort, im entlegenen Land Kanaan, gelebt hat, sondern Christus, der heute und hier lebt, unser Zeitgenosse. Teilweise schon äusserlich gekennzeichnet: Landschaften aus Jura und Alpen; die Kinder, die Zuhörer in hiesiger Tracht; Christus blondhaarig, wenn auch noch im langen, wallenden Gewande. Sein Antlitz herb, männlich, wenn auch mit weichen Zügen, aber nicht eine Spur von dem weichlichen, süsslichen und darum so widerlichen Wesen der üblichen Jahrmarktshelgen. So — als Zeitgenossen — haben ihn freilich schon andere Künstler, ja alle echten, geschaut; Kreidolf soll nicht über sie erhoben, nur in ihre Reihe gerückt werden. Es liegt dieser Besprechung überhaupt nicht daran, seine Christusbilder mit anderen zu vergleichen, sie kunsthistorisch oder kunsttechnisch zu beurteilen, sondern einfach ihren Geist, ihren Sinn zu erfassen. Tritt nun schon in diesen Darstellungen aus dem geschichtlichen Leben Jesu der übergeschichtliche, überzeitliche, allgegenwärtige Charakter Christi hervor, so ist er erst recht betont in den Stoffen, die ausserhalb jenes Rahmens liegen: „Jesus als Gast", „Jesus nimmt die Sünder an und isst mit ihnen", „Die klugen und die törichten Jungfrauen" oder wie man sagen könnte: „Der wiederkommende Christus".

Wie als Ueberleitung zu diesen steht das Bild „Christus auf den Wellen", das zwar noch in den zeitgeschichtlichen Rahmen gehört, aber Christus schon nicht mehr als blossen Menschen zeigt, sondern eben als den verklärten Geist, als der er damals erschien: das Antlitz merkwürdig unwesenhaft, auffällig kontrastierend zum schreckhaft verzerrten Gesicht des sinkenden Petrus. Wie bezeichnend die Wahl dieses Themas, das doch hätte umgangen werden können, für die ganze Christusauffassung! — Und dann „Jesus als Gast". In dem bekannten Motiv: Jesus als Tischgenosse in einer biederen Familie, ist das typisch Kreidolfsche die ehrfürchtige Verlegenheit, die sich auf allen Gesichtern, ja in allen Bewegungen ausmalt. Wenn Christus zu uns kommt, so hört zunächst alle Gemütlichkeit und Zutraulichkeit auf; so ist zuerst Verlegenheit am Platz, das Bewusstsein unseres Abstandes von ihm. Bei all seiner Menschenfreundlichkeit bleibt er doch der Heilige, Unnahbare. Wie wohltuend diese Herbheit der Christusauffassung gegenüber der Ehrfurchtslosigkeit und Geschmacklosigkeit jener gesalbten und geschniegelten Christusköpfe, die noch von so vielen Wänden herabschauen! Respekt vor dem Heiligen — welch nötiges Wort an unser Geschlecht! — Am eindrucksvollsten und ergreifendsten wirkt das Bild „Jesus isst mit den Sündern". Das Neuartige an ihm ist, dass es Christus völlig aus dem geschichtlichen Zeitmass heraushebt und in eine heutige Gesellschaft von Sträflingen versetzt, also nicht nur Sünder zu ihm kommen, sondern diesen bei jenen erscheinen lässt. Es ist denn auch hier nicht im geringsten mehr der Erdenwaller, sondern der Auferstandene, ein wunderbar reines, vergeistigtes, verklärtes Antlitz, die Hände mit den Nägelmalen gezeichnet. So sitzt er an dem Tisch der Verbrecher und ruft darum unter ihnen eine Gemütsbewegung, eine Ergriffenheit, eine innere Entscheidung hervor, die sich grossartig in allen Mienen, Gebärden und Stellungen ausdrückt. Der Heilige ist doch der Gütige, der Vergebende, der Friedebringer. Vertrauen zum Allerbarmer, zum Schuld-

erlöser — wie nötig erst recht dieses Wort, das grösste zu unserer Zeit. — Endlich „der wiederkommende Christus", der die Jungfrauen in freudig-staunend ihn bewillkommnende und verzweifelnd zurückbleibende trennt, er stellt uns zum letzten und endgültigen Mal vor das Entweder—Oder, für oder wider ihn, das mit ihm in diese Welt gekommen ist, und immer wieder vor uns hintritt. Das — das letzte Wort: die Entscheidung, die Vollendung kommt mit ihm; er, der Ewige, ist unser Heil. Wie das Titelbild, so sagt dieses letzte: so lange Christus in der Welt lebt und immer wieder zu ihr kommt, ist sie nicht verloren. Ein Wort der Hoffnung, wohlbegründeter Hoffnung — vielleicht das allernotwendigste in diese müde, untergangsbange Welt hinein!

So geht durch alle Bilder, die letztbesprochenen erst recht, der gleiche Grundgedanke: Christus unser Retter, nicht einst, sondern heute. Diese Auffassung ist nicht selbstverständlich. Es ist ein neues Schauen Christi, freilich nicht verglichen mit den klassischen Künstlern, überhaupt allen echten Künstlern, die immer Christus als ihren Zeitgenossen sahen, aber im Gegensatz zu einer ganzen Theologengeneration, die Jesus in die Ferne rückte, ihn in die Vergangenheit, in „seine Zeit" verwies, ihn (freilich ohne es zu beabsichtigen) zur Mumie des „historischen Jesus" einbalsamierte. Es ist darum überaus dankenswert, dass ein lebender Künstler das Auge hat und uns die Augen auftut für den lebendigen, auferstandenen, gegenwärtigen, ewigen Christus, das Heil unserer Welt und unserer Seele, das jenseitige Salz, das das Gericht der Diesseitskultur erst erhält und vor Fäulnis bewahrt. Das ists, was Kreidolf, nicht er allein, nebst andern, zu sagen berufen war.

In dieser Würdigung ist das Inhaltliche, das Gegenständliche in den Bildern in den Vordergrund getreten, und das Formale, das Coloristische in den Hintergrund. Es durfte das aber geschehen, weil das letztere durchaus dem ersteren dient, durch das erstere bestimmt ist. Es könnte im Einzelnen gezeigt werden, wie die Form und Farbe der Herausarbeitung der Idee dienen, aber das müsste an Hand der Blätter selber geschehen. Auf das feine Zusammenstimmen der Natur mit dem biblischen Gegenstand ist schon hingewiesen worden. Es liegen an und für sich einige wundervolle Landschaften und überhaupt farbenprächtige Kompositionen vor. — Es ist freilich nicht für jedermann leicht, an diese Kreidolfschen Bilder heranzukommen. Wer allein an das traditionelle Christusbild gewöhnt ist, für den wirkt zunächst fast jedes Blatt befremdlich, sogar anstössig. Manche wenden sich enttäuscht, ja entrüstet ab. Es braucht Liebe oder sagen wir: eben auch Kindersinn, um sie zu verstehen und lieb zu gewinnen. Statt rasch zu kritisieren und den Künstler des Unvermögens zu zeihen, muss man sich fragen, warum er es so und nicht anders machte, und dann erschliesst sich einem manches Geheimnis, das dem flüchtigen Auge verschlossen bleibt. Auch so bleibt noch allerlei unverständlich oder anstössig. Dem Rezensenten erscheint das Bild „Jesus als Gast" koloristisch allzu matt, „Christus auf den Wellen" zu traditionell komponiert, der Kinderfreund ein wenig zu frauenhaft und die Kinder zu hölzern. So wäre dies und das auszusetzen, aber das sind Kleinigkeiten, die den Haupteindruck nicht beeinträchtigen können. Wer diesen auf sich wirken lässt, erlebt grosse Freude und kann diese auch andern vermitteln, denen er die Mappe zeigt und erklärt. Das Kunstwerk ist für jedes Haus, jede Bibliotkek ein Schatz, für Religionsunterricht des Lehrers und Pfarrers, für Vereinsabende, Bibelbesprechungen oder Andachten in Anstalten eine wertvolle Hinführung zu dem, den wir zwar nicht mehr nach dem Fleische, sondern nur noch nach dem Geiste kennen, aber den zu schauen und nach dessen Bild umgestaltet zu werden, für uns Bedürfnis und Notwendigkeit zugleich ist. Möge es viel Nachfrage und freudigen Widerhall finden! G. Ammann.

Zum Schluss.

Wenn wir den ganzen Jahrgang 1925 unserer Zeitschrift überschauen, so werden wir gewiss, wie immer, manches vermissen und manches tadeln. Eines dagegen wird wohl ein gerechtes Urteil zugeben müssen: Es ist eine grosse Arbeit geleistet worden. Auch fehlte dieser Arbeit nicht die innere Einheitlichkeit. Sie galt eigentlich durch und durch der Neugestaltung und Neubegründung unseres ins Chaos aufgelösten Lebens, besonders des Gemeinschaftslebens. Dass dabei der Kampf gegen den Krieg, das heisst: gegen den uns drohenden Weltuntergang, noch immer eine Hauptrolle spielte, liegt wohl in der Natur der Dinge. Denn wie hier schon oft gesagt worden ist, stellen wir uns nicht selbst unsere Aufgaben, etwa von dogmatischen Gesichtspunkten aus oder aus individueller Neigung und individueller Willkür, weil es uns so behagte, sondern lassen sie uns von Dem stellen, der uns in der Not und Verheissung der Zeit begegnet. Unser Kampf gegen das drohende Verderben, das sich in der Weltkriegs- (und Bürgerkriegs-) Gefahr konzentriert, ist aber nicht bloss negativ, sondern durchaus positiv: er bedeutet zugleich die Entfaltung einer neuen Gestalt des Lebens, besonders des Gemeinschaftslebens und bedeutet einen neuen Geist und Sinn. Nichts ist darum ungerechter und verständnisloser, als wenn man von dieser unserer Arbeit, diesem unserem Kampf immer wieder etwa behauptet, sie bedeuteten „bloss Politik“. Sie bedeuten das Hineintragen der Gerechtigkeit Gottes in alles Leben, insbesondere das Völkerleben, die politischen und sozialen Ordnungen der Welt. Das aber ist, wie Gott durch seine Führung der Geschichte deutlich genug zeigt, d i e Aufgabe unserer Tage.

Dass gerade im Ringen mit dieser Aufgabe sich neue erschliessen, dass in der politischen und sozialen Krisis sich eine noch viel tiefere und weittragendere kund tut, war von Anfang an Kern und Stern unserer Botschaft. Aber jene Aufgabe darf nicht übersprungen werden. Ungeduldige, vielleicht von persönlichem Ehrgeiz nicht freie Hast, über diese „vorletzten“ Dinge weg zu den „letzten“ zu dringen, würde, meine ich, Gottes eigener Führung und Erzieherarbeit vorgreifen und verhindern, dass die „letzten“ zu ihrer, das heisst: zu Gottes Zeit, mit organischer Notwendigkeit und mit der Kraft und Reife des Notwendigen hervorbrächen. Wenn man so viel davon redet, dass es gelte, eigenes Machen aufzugeben und Gott allein machen zu lassen, so sollte man sich gerade in der Hauptsache selbst daran halten. Man kann eine Sache durch vieles Reden davon am wirksamsten verhindern.

Wer die Arbeit der „Neuen Wege“ und der sog. religiös-sozialen Bewegung, soweit sie ähnlich orientiert ist, wirklich verfolgt hat,

wird über die Art, wie wir unserer Aufgabe dienen, klar geworden sein. Wir sind von unserem Glauben, nicht von irgend einer Ethik oder Politik aus, in die Weltaufgaben der Zeit hineingegangen, um darin seine Forderung und seine Verheissung zu vertreten. Es galt, politische, soziale und kulturelle Dinge von diesem Gesichtspunkt aus anzufassen. Aber wir haben die „letzten" Dinge nie vergessen und haben auch von Zeit zu Zeit angehalten, um sie, so weit sie dafür reif waren, in den Vordergrund zu rücken. Ganze Jahrgänge der „Neuen Wege" sind immer wieder dieser einen Aufgabe gewidmet gewesen. Auch darf man nie vergessen, dass wir nicht nur in den „Neuen Wegen" und durch sie arbeiten, sondern dass diese nur ein Ausdruck unseres ganzen Wirkens bilden und dass es der Natur der Sache entspricht, wenn sie etwas mehr ein Organ des Tageskampfes sind.

Gerade was unsere Arbeit im Jahr 1925 betrifft, wird man nicht sagen können, dass sie bei der politischen und sozialen Oberfläche der Dinge stehen geblieben sei. Es handelte sich für uns immer umgekehrt um eine Beleuchtung dieser Dinge vom Mittelpunkt aus, von dem Glauben an die Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit aus. Gerade in diesem Jahrgang ist wohl das besonders charakteristisch, dass wir immer wieder und an manchen Punkten stärker als zuvor zu diesem geistigen Hintergrund aller Probleme der Zeit, besonders der gesellschaftlichen, vorgedrungen sind. Es darf wohl behauptet werden, dass nun in Bezug auf die Fragen und Aufgaben, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen, das Wesentliche, was zu unserer Aufgabe gehört, geleistet sei.

Nun können wir weiter gehen, immer im Gehorsam gegen unsern Arbeitsherrn und so, dass die alten Aufgaben nicht einfach fallen gelassen, sondern fortgeführt werden, aber neue in den Vordergrund treten. Es ist ja wirklich so, dass die von Gott geleitete, ja gestossene Bewegung nun wieder neue Fragen „letzter" Art hervorgetrieben hat, die reif sind. Wir wollen uns ihnen auch in den „Neuen Wegen" vorwiegend zuwenden. Dieses Versprechen haben wir zwar schon mehrfach gegeben, glauben nun aber, es jetzt mit Gottes Erlaubnis und Hilfe auf umfassendere und intensivere Weise halten zu können. Davon soll zu Beginn des neuen Jahrganges mehr gesagt werden.

Wenn ich also meine, dass der Inhalt und Gegenstand der im Jahre 1925 geleisteten Arbeit gerechtfertigt sei, so sollen die ihr anhaftenden Mängel nicht geleugnet werden. Einer ist mir besonders peinlich: dass diese Arbeit in so weitgehendem Masse von dem jetzigen Redaktor selbst geleistet worden ist. Das geschah gar nicht etwa, weil es ihm so am liebsten gewesen wäre. Der Hauptgrund ist vielmehr gerade die zeitweilig fast unerträgliche Ueberlastung

durch Arbeit und hartes Erleben gewesen, die ihm nicht Zeit und Kraft für die sehr schwierige Aufgabe der Organisation einer reichen Mitarbeit Anderer liess. Diese soll nun an die Hand genommen werden, wobei freilich nicht verschwiegen werden soll, dass sie auch durch das Verhängnis der Zersplitterung unserer Kräfte sehr erschwert wird. Es wäre hier eine grosse Klage und auch Anklage zu erheben, wenn sie etwas fruchtete . . . . .!

Mehr noch als diesen von mir selbst so sehr beklagten Umstand haben wohl wieder manche Leser den Kampfeston empfunden, der auch in diesem Jahr wieder durch die „Neuen Wege" gegangen ist. Gewiss würde ich selbst am Schlusse des Jahres „als der Tag kühle geworden," dieses und jenes etwas anders sagen. Aber der Leser möge bedenken, dass wir eben aus dem Tage heraus, wenn auch nicht bloss für den Tag, arbeiten und dass darum die Leidenschaft des Tages, die aus der Hitze des Kampfes entsteht, bei dieser Arbeit nicht fehlen kann. Und soll sie denn überhaupt fehlen? Genügt nicht, dass sie lauter sei, das heisst: der Sache gelte, nicht einem Nebenziel? Die „Neuen Wege" entstehen in einer Schmiede, wo die Esse glüht und auf dem Amboss der Hammer arbeitet. Da sprühen Funken, die vielleicht etwa einen Vorübergehenden treffen, da entsteht Lärm, der etwa einen Ruhigen stört — aber kommt es nicht darauf an, dass geschmiedet wird, Waffen geschmiedet „ohne Fährde, Flammenschwerter für das Recht," kommt es nicht darauf an, dass es Feuer gibt? Ich kann auch hier nur das Eine sagen: Auch wo wir das Schwert führen, geschieht es gewiss in menschlicher Fehlbarkeit, aber nicht aus eigener Lust.

Die „Neuen Wege" dienen, so gut sie es verstehen, der Wahrheit, mit Kelle und Schwert, lieber mit der Kelle, aber, wenn es sein muss, halt auch mit dem Schwert, beides, so gut sie's verstehen, im Auftrag ihres Meisters. Sie haben heute, in der Luft der Stagnation und Reaktion, einen schweren Stand und manche Umstände sind ihnen ungünstig. Aber ihre Aufgabe bleibt. So appellieren sie halt wieder an die Treue und den Eifer ihrer Freunde, der alten und der neuen! Und inzwischen gute Weihnachten und gesegnete Jahreswende! Die Redaktion.

Zur Jahreswende.

Ergründe kühn das Leben
Vergiss nicht in der Zeit,
Dass mit verborgnen Stäben
Misst die Unendlichkeit.

Gottfried Keller.